Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, O. Holtzmann, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Zehnter Theil.

Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert.

Von Theodor Schiemann.

Zweiter Band.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1887.

1 aus. - Est A-2537
XI b 55, 34
Wit.
Hem.

Rußland, Polen und Livland

bis ins 17. Jahrhundert.

Von

Dr. Th. Schiemann
Privatdocent an der Universität Berlin.

Mit Illustrationen und Karten.

Zweiter Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1887.



Ueberſetzungsrecht wie alle anderen Rechte vorbehalten.

Est. A
Tartu Ülikooli
Raamatukogu
35708

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.
Beginn des Satzes am 12. Januar 1887.

Geſchichte Livlands

bis zum Tode

Walters von Plettenberg.

Erſtes Kapitel.

Vorgeſchichte und Anfänge.

Von dem heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation iſt nur einmal eine überſeeiſche Colonie ausgegangen. Zu Ende des 12. und im erſten Viertel des 13. Jahrhunderts erſtand am öſtlichen Geſtade der Oſtſee, ohne durch irgend eine vom Reichsoberhaupt oder ſeinen ſtändiſchen Gliedern ausgegangene Initiative den treibenden Anſtoß erhalten zu haben, ein Staatsweſen, das im allmählichen Lauf ſeiner Entwickelung von der Memel zur Narowa ausgedehnt, unter dem Geſammtnamen „Livland" zuſammengefaßt wurde.

Livland dankt ſeine ſtaatliche Exiſtenz dem Schaffensdrange der deutſchen Nation. Die Geſchichte Livlands hat ihren eigenartigen Gang genommen, ſie iſt Colonial-, nicht Provinzialgeſchichte und das mag erklären, weshalb ihr eine beſondere Behandlung in einer Allgemeinen Geſchichte zugeſtanden worden iſt. Daß ſie nicht zur Provinzialgeſchichte werden konnte, iſt ihr Verhängniß. Weil Livland Colonie blieb und nicht im Stande war, die ſichere Baſis einer Verbindung auf dem Landwege mit dem Deutſchen Reiche zu finden, weil es für den deutſchen Bauer, der nun einmal nicht über See zog, keine Eingangspforte hatte, mußte nach langem und ſchmerzlichem Ringen der Zuſammenhang mit dem Deutſchen Reiche aufgegeben werden; die deutſche Colonie wurde zur Provinz fremder Staaten.

So iſt Livland ein Gebilde, welches uns zeigt, was das deutſche Bürgerthum und der deutſche Adel ohne die nationale Baſis eines Bauernſtandes, der gleicher Wurzel entſproß, vermögen und die Geſchichte desſelben bietet überraſchende Parallelen mit der griechiſcher Colonien auf barbariſchem Boden: an den Küſten Kleinaſiens oder an den Ufern Siciliens — die Differenz liegt in nationalen und zeitlichen Gegenſätzen, nicht im Weſen der Verhältniſſe.

In der Geſchichte der Geſammtentwickelung Europas iſt die Erſchließung der Oſtſee ein bedeutſames Moment. In dem fortſchreitenden Gange der Cultur vom Mittelmeer zu den weſtlichen Meeren Europas und über die Nordſee zur Oſtſee, bildet ſie das abſchließende Glied der Kette, die den Austauſch materieller und geiſtiger Arbeitsfrüchte von Oſt nach Weſt, von Nord nach Süd vermittelte. Die Aufgabe mußte gelöſt werden; die providentielle Seite derſelben lag in der Frage, durch wen es geſchehe, und hier war ein Vierfaches denkbar: entweder die Urbevölkerung des Landes trat aus eigener

Initiative und für eigenen Vortheil in die Reihe der Culturstaaten ein und sicherte sich damit eine Zukunft, die sich heute — da sie zu einer anders-artigen Vergangenheit geworden ist — nicht mehr zurückrufen läßt; oder Rußland übernahm als nächst berufener Nachbar die Aufgabe, um dann ein halbes Jahrtausend früher als mündiges Glied in den europäischen Völkerrath einzutreten; oder die scandinavischen Germanen schritten ans Werk, um einen Lorbeer mehr in den wundervollen Kranz ihrer für die Menschheit so bedeut-samen älteren Geschichte zu flechten; oder endlich die Deutschen übernahmen Last und Lohn der dornenvollen Mission.

Die Schwierigkeiten, die sich den Einen oder den Anderen entgegenstellten, um die Aufgabe recht zu erfassen und zu lösen, waren gewiß nicht dieselben; — Thatsache ist das Eine, daß Deutschland den Entschluß und die Kraft und Nachhaltigkeit fand ihm Gestaltung zu geben, und daß danach der Colonie die Aufgabe zufiel, sich der Freier zu erwehren, die zu spät gekommen waren.

Die Gestade der Ostsee sind äußerst spät in den Erkenntnißkreis des Abendlandes getreten. Die Nachrichten des Pytheas und Tacitus, sowie die viel späteren des Jordanis und Cassiodor hellen das Dunkel nicht auf, das sie verdeckt. Auch der Bericht Wulfstans reicht nicht an sie heran. Die Ost-leute, von denen jene ältesten Angaben erzählen, sind weder ethnographisch noch geographisch mit Sicherheit unterzubringen.

Wahrscheinlich lebte schon seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeit-rechnung vom Onega-See bis nach Finnland einerseits, von Ingermannland über Estland, Livland und Kurland bis nach Samland hin andererseits ein Volk vielleicht ugrischer Nationalität [1]), das, der Jagd und Fischerei ergeben, zuerst von den Gothen beherrscht wurde, deren Einfluß auf die Sprache dieser Völker-schaften mit Sicherheit erwiesen ist. Etwa im 6. Jahrhundert glaubt man hier die Stämme der Esten, Liven und Kuren nachweisen zu können, auf welche scandinavische Einwanderer, die längere oder kürzere Zeit unter ihnen weilten, einen nicht näher zu bestimmenden Einfluß ausübten, vielleicht auch vorübergehend über sie herrschten. Von Süden aus scheinen dann in dieses Gebiet die Völkerschaften littauischen Stammes gedrungen zu sein, welche wir später im südlichen und östlichen Theile des heutigen Kurland und im süd-östlichen Livland finden. Aber jene Zeiten, deren Andenken aus den Grab-hügeln, Steinschiffen und Teufelsböten gerade heute neu auflebt, sind uns trotz Allem noch ein Buch, dessen Schrift nicht enträthselt ist. Nur wenige Daten stehen so fest wie die vorübergehende Unterwerfung der Kuren durch Schweden im Jahre 870 und die Festsetzung scandinavischer Auswanderer an der preußischen und kurischen Küste ein halbes Jahrhundert darauf. Wie Märchen muthen uns die Erzählungen an, welche die Wikinger heimbrachten,

1) Vgl. Grewingk: Das Grubenornament ꝛc., 1880; derselbe, Vortrag über Aspelius, Antiquités du Nord in den Berichten der gel. estn. Ges. 1885. Ein neues Räthsel geben uns die germanischen Gräberfunde von Montelius auf!

wenn ſie von ihren abenteuerlichen Raubfahrten an den heimathlichen Heerd zurückgekehrt waren. Die nordiſchen Sagas haben uns manchen charakteriſtiſchen Zug erhalten, ein greifbares Bild, das den Zuſammenhang der gegenſeitigen Beziehungen feſtſtellte, geben ſie uns nicht.

Im 11. Jahrhundert erzählt dann eine nicht abzuweiſende Ueberlieferung von mehrfachen Verſuchen — namentlich däniſchen — dem Chriſtenthum in dieſen Gegenden Eingang zu verſchaffen. Aber die Verſuche waren ebenſowenig von Erfolg gekrönt wie die gelegentliche Berührung mit der ruſſiſchen Bevölkerung, die an den Oſtmarken des Landes ihre wohlgegründeten Sitze hatte.

Eine Geſchichte dieſer erſten Beziehungen Rußlands, oder vielmehr ſeiner Fürſten zum alten Livland giebt es nicht und kann es nicht geben. Was uns überliefert wird, trägt den Charakter fragmentariſcher und gelegentlicher Aufzeichnung, die des Zuſammenhanges entbehrt. Als feſtſtehend wird nur gelten können, daß ſeit der Bildung des ruſſiſchen Reiches durch Rurik den finniſchen und littauiſch-lettiſchen Völkerſchaften von Oſten her Gefahr zu drohen begann. Namentlich ſeit Rogwolod ſich in Polozk niedergelaſſen hatte, ſchien ihre Selbſtändigkeit ernſtlich gefährdet. Wir haben Grund anzunehmen, daß ein Theil der Letten und Liven ihm zinſen mußte, doch hatte ſein Sturz wohl auch die Löſung dieſes Verhältniſſes zur Folge. Erſt viel ſpäter, in dem ſicher beglaubigten Jahre 1030 wurde von ruſſiſcher Seite her der Verſuch gemacht, dauernd im Gebiete der Eſten Fuß zu faſſen. Der Großfürſt Jaroſlaw I., berichtet die ruſſiſche Chronik, zog in dieſem Jahr gegen die Tſchuden, beſiegte ſie und baute die Stadt Jurjew. Daß hier ruſſiſche Beſatzung zurückblieb, unterliegt ebenſowenig einem Zweifel wie die Thatſache, daß jenes Jurjew an der Stätte des heutigen Dorpat lag. Hier hatte Rußland einen Ausgangspunkt zu weiteren Unternehmungen nach Weſten hin und gegen Ende der Regierung Jaroſlaws finden wir, daß nach einer in dieſer allgemeinen Faſſung gewiß übertriebenen Nachricht Eſten, Liven, Letten, Littauer, Semgaller, Kuren und Samaiten ihm zinſen. Gleich nach Jaroſlaws Tode ſind aber die Eſten bemüht, ihre volle Unabhängigkeit wieder zu erringen. Iſjaſlaw zwang die Szoly (ein Name, unter welchem vielleicht der eſtniſche Stamm der Saccalaner zu verſtehen iſt), zu erneuter Tributzahlung, doch dieſe rächten ſich durch Zerſtörung von Jurjew und machten ſogar den Verſuch, Pſkow zu erobern. Das geſchah im Jahre 1061. Ueber ein Menſchenalter ſcheinen nun die Oſtſeevölker vor ihren ſlaviſchen Nachbarn Ruhe gehabt zu haben. Als 1107 wiederum ſüd- und weſtruſſiſche Fürſten gegen die Semgaller zogen, erlitten ſie eine blutige Niederlage; neuntauſend ruſſiſche Krieger fielen in der Schlacht und man wird mit Recht aus dieſer Thatſache ſchließen dürfen, daß ein größer angelegtes Unternehmen, vielleicht die endgiltige Eroberung des Landes, hier an der Tapferkeit der Semgaller ſcheiterte. Zugleich freilich beweiſt der Umſtand, daß eine ſo bedeutungsvolle Errungenſchaft für die Sieger ſelbſt keine nachhaltigen Folgen hatte, daß namentlich keine Vorherrſchaft der Semgaller über ihre Nachbarn durch dieſelbe begründet wurde,

die politische und staatliche Unreife dieser Völkerschaften. Erst die Regierung Wladimir Monomachs zeigt uns Rußland wieder im Vordringen begriffen. Die wichtige Grenzburg Odenpäh fiel am 1. November 1116 in die Hände von Monomachs Sohn Mstislaw und im Jahr 1130 kann die russische Chronik wieder berichten, daß den Esten ein Tribut auferlegt sei. Als aber zwei Jahre darnach der Sohn Mstislaws, Wsewolod, ins Estenland eindrang, erlitt er in der Landschaft Woiga eine völlige Niederlage. „Es geschah groß Unheil," erzählt die Chronik, „viel gute Männer aus Nowgorod wurden erschlagen."

Setzte sich nun auch Wsewolod zwei Jahre darnach wieder in den Besitz der Embachburg, so war dieser Gewinn nicht von Dauer. Wieder nach einem Menschenalter sehen wir alle Estenstämme vereint gegen Pleskau ziehen, offenbar nicht in der Absicht, die feste Stadt zu nehmen, es ist ein Beute- und Rachezug gegen den Feind im Osten, der ihre Selbständigkeit immer wieder gefährdet. Die Nowgoroder Chronik nennt drei vornehme Russen, die im Kampfe umkommen, „dazu erschlugen die Esten noch viele andere." Offenbar haben wir es hier wieder mit einer größeren Niederlage der russischen Streitmacht zu thun. Aber ebensowenig wie die Semgaller im Jahre 1107 verstanden die Esten im Jahre 1177 ihren Sieg auszunutzen. Sie konnten Schaden bringen, aber nicht wirklich gefährlich werden. Dazu waren sie, wie wir sehen werden, viel zu wenig entwickelt.

Man erkennt aus diesen Notizen, welche uns im Wesentlichen Alles bieten, was wir von jenen dreihundertjährigen Wechselbeziehungen zwischen Rußland und den Ostseeländern wissen, daß von einem planmäßigen Vordringen der russischen Fürsten ans Meer nicht die Rede sein kann. Das Ziel aller kriegerischen Unternehmungen war — Tribut. Nur der Versuch Jaroslaws, in Jurjew eine russische Zwingburg zu schaffen, war ein weitergehender politischer Gedanke, der jedoch nicht kräftig genug festgehalten wurde. Verstand man doch nicht einmal das hart an der Grenze liegende wichtige Odenpäh zu behaupten. Abgesehen von dem an anderer Stelle näher auszuführenden Vordringen der Fürsten von Polozk die Düna hinab, das nur in sehr gezwungener Deutung sich als Colonisation bezeichnen ließe, haben auch keine Colonisationsversuche stattgefunden und vor allem die griechische Kirche hat nicht versucht auf diesem Boden zu missioniren. Eine dauernde Eroberung des Landes aber war nur auf diesem Wege zu erreichen.

Die Aufgabe, die Rußland nicht übernehmen mochte, nahm nun Deutschland auf sich.

An das im Jahre 1158 von Heinrich dem Löwen neubegründete Lübeck knüpfen die Anfänge der Geschichte des deutschen Livlands an. Ganz wie Heinrich der Löwe es gewünscht hatte, wandte der Bürger- und Handelsstand Lübecks sein Augenmerk dem Osten zu, vor allem der Ostsee und ihren Küstenländern. Eines der ersten Privilegien, das der Stadt ertheilt wird, bezieht sich auf den Handel mit Gothland, wo, von lübischen und anderen deutschen

Kaufleuten ins Leben gerufen, ſpäteſtens im Jahre 1163 die deutſche Stadtgemeinde zu Wisby erwachſen war. Nicht als ob Wisby erſt damals neben ſeiner ſtehenden nordgermaniſchen Bevölkerung und den ruſſiſchen Gäſten anſäſſige Deutſche in ſeinen Mauern beherbergt hätte; aber in dieſem Jahr iſt uns ihre Organiſation urkundlich bezeugt. Wir ſehen einen Vogt, den der Herzog von Sachſen eingeſetzt hat, die höchſte richterliche Gewalt ausüben nach feſtem Recht über eine Gemeinde unternehmender deutſcher Kaufherren und Geſellen, die lange Zeit hindurch ſich die vorherrſchende Stellung auf der Oſtſee und im Hofe zu Nowgorod zu wahren verſtand. Von Wisby aus aber wurde, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die Livlandfahrt zum erſten Mal von deutſchen Kaufleuten unternommen. Jahr und Tag der „Aufſegelung“ Livlands werden uns von den Zeitgenoſſen nicht überliefert; erſt mehr als hundert Jahre, nachdem jener Handelsweg aufgekommen war, iſt von bremiſchen Chroniſten, vielleicht auf Grund einer wenig wahrſcheinlichen Tradition, der Ruhm der Entdeckung Livlands für ihre Vaterſtadt in Anſpruch genommen worden. Daß aber gerade Wisby den Anlaß zur Gründung Deutſch-Livlands gab, iſt wohl verſtändlich, wenn wir uns der Anfänge des ruſſiſchen Staates erinnern. Seit den Tagen Ruriks beſuchten die ruſſiſchen Schiffer die Küſten Gothlands und an den politiſchen Verkehr ſchloß ſich ein reger Handel, der von Schweden und Gothland aus zur Mündung der Newa und von dort über Nowgorod an den Dniepr führte. Vom obern Dniepr aber führten die Handelsſtraßen in das Gebiet der Düna, deren Waſſerſtraße mit Nothwendigkeit nach Smolensk und Polozk leitete. Die Natur ſelbſt wies auf den näheren Weg nach Schweden und es währte nicht lange, ſo ward dieſer Weg eingeſchlagen, aber nicht von ruſſiſchen Fahrzeugen. So lebhaft auch der Verkehr von Nowgorod nach Wisby war, die Geſchichte weiß von keinem ruſſiſchen Schiffe, welches das Wagniß unternommen hätte, die Düna hinab nach Weſten zu ſegeln. Die mit Gothland in Verbindung ſtehenden deutſchen Städte fanden ſelbſt den Weg zur Düna, als ſie ſich nicht mehr damit begnügen wollten, ihre Waaren aus zweiter Hand zu kaufen. Die Route, welche ſie nahmen, iſt ſo ſtetig dieſelbe geblieben, daß wir ſie wohl verfolgen können. Von der Trave aus ſegelte man an den däniſchen Inſeln vorbei, hielt das Schiff längs der Küſte von Schonen, Liſter und Bleckingen, bis man zur Weſtküſte Gothlands und nach Wisby gelangte. Dann ging es, nach gewöhnlich längerer Raſt, um die Nordſpitze Gothlands und die ſich daran ſchließende Inſel Farve über das Meer hinüber nach Oeſel. Hier wurde in einem bekannten Hafen Halt gemacht und der Meerbuſen der Dünamündung endlich war das Ziel der Reiſe. So begann der Handel der Deutſchen in Livland in bewußter Concurrenz mit den Scandinaviern, und ſo begann auch der vielhundertjährige Streit um die Küſten der Oſtſee, den, wenn wir von den baltiſchen Slaven abſehen, deren Untergang bereits entſchieden war — erſt Scandinavier und Deutſche und ſeit dem 15. Jahrhundert Scandinavier, Deutſche und Ruſſen führten.

Es giebt nur wenige Staaten, deren Entstehungsgeschichte sich so bis in die Einzelheiten hinein verfolgen läßt, wie die Livlands. Ein günstiges Geschick hat einen verständigen Zeitgenossen den Reigen der livländischen Chronisten eröffnen lassen, Heinrich von Lettland, und an seiner Hand zumal werden wir versuchen in die Geschichte der Anfänge Livlands einzudringen.

Die Nachricht von der Auffegelung Livlands muß sich verhältnißmäßig schnell in Norddeutschland verbreitet haben. Die Kaufleute brachten die Erzählung von den Gefahren und dem Gewinn der Reise, von den wilden Bewohnern des Landes, von ihrer fremdklingenden Sprache und ihrem „gottvergessenen" Heidenthum in die Heimath. Die Kunde hiervon gelangte auch zu den geistlichen Herren. Die Augustiner Chorherrnstifter in Holstein, besonders die rasch im Wendenlande um sich greifenden Orden der Prämonstratenser und Cistercienser hatten die Heidenmission, wenn auch oft in recht ungeistlicher Weise und unter dem Schutze scharfer und rücksichtsloser Schwerter, zu ihrer Hauptaufgabe gemacht. Aber unter den vielen, welche an die Heidenbekehrungen im Stile Heinrich des Löwen gewohnt waren, befanden sich auch Männer echt christlichen Sinnes, die aus lauterer Liebe zum Herrn ausgingen, in Noth und Gefahr das Evangelium zu predigen.

Solch ein Mann war Meinhard, Canonicus vom Augustinerorden in Segeberg.

Schon deckte graues Haar seinen Scheitel, da erfaßte ihn, wie der Chronist sagt, der Geist des Herrn und hieß ihn ausziehen und unter den Heiden in Livland die Saat des Wortes ausstreuen.

Die Livlandfahrer pflegten im Frühling aufzubrechen, um den Sommer über am Dünastrand ihre Kaufbuden aufzuschlagen und im Herbste wieder heimzukehren. Ihnen schloß sich Meinhard an und Dank den schon seit einigen Jahrzehnten gepflegten Handelsbeziehungen fand auch er freundliche Aufnahme. Vom Fürsten Wladimir von Polozk, der eine Art Oberherrlichkeit in diesen Gegenden ausübte, erwirkte er sich die Erlaubniß dauernd im Lande zu bleiben und die heidnischen Liven zum Christenglauben zu führen. Der Fürst hatte sich bisher mit einem Tribut von den Liven begnügt und sich wenig darum bekümmert, daß die Bevölkerung noch in der Nacht des Heidenthums lebte, „denn," sagt Heinrich von Lettland, „die russische Kirche ist eine unfruchtbare Mutter, welche nicht in Hoffnung auf die Wiedergeburt durch den Glauben an Jesus Christus, sondern in Hoffnung auf Schatzung und Beute die Heiden zu unterwerfen trachtet." Bei dem Livendorfe Uexküll baute Meinhard eine Kirche und bald hatte er auch die Freude, als erste Neophyten zwei Bewohner des Dorfes, Ilo und Viezo, taufen zu können. Kaum aber waren die Kaufleute fortgezogen, so begann für Meinhard die Zeit der Anfechtung. Noch im Winter fiel eine Schaar raubender Letten in das Land der Liven ein; Meinhard mußte, wie das bei solchen Ueberfällen zu geschehen pflegte, mit allen Bewohnern Uexkülls, so viele immer der Kriegsgefangenschaft entronnen waren, in die Wildniß flüchten und als er in das verödete und ausgeplünderte Dorf

nach Abzug der Feinde zurückkehrte, benutzte er die Niedergeschlagenheit seiner Liven, um ihnen von den Steinhäusern in seiner Heimath zu erzählen und sie zu einem Vertrage zu vermögen, dem zu Folge er ihnen eine Steinfeste zu errichten versprach. Sie dagegen verpflichteten sich die Taufe anzunehmen und zwar erfüllte ein Theil gleich im nächsten Frühjahr, als die von Meinhard aus Gothland bestellten Maurer eintrafen, dieses Versprechen, während die Uebrigen sich bereit erklärten, nach Beendigung der Burg ihrer mit doppeltem Eide gefestigten Zusage nachzukommen. So gingen denn die Steinmetzen an ihre Arbeit und da Meinhard ein Fünftel der Kosten des Baues trug, sollte er auch in gleichem Verhältniß Miteigenthümer der Feste sein. Ueberhaupt scheint Meinhard über nicht unbeträchtliche Geldmittel verfügt zu haben, wie, abgesehen von den Geschenken, welche er dem Fürsten von Polozk darbrachte, auch der Umstand erweist, daß er den Grund und Boden, welcher die Kirche trug, käuflich erworben hatte. Man wird dadurch in der ohnehin nahe liegenden Vermuthung bestärkt, daß Meinhard edler Herkunft war. Doch wie dem auch sei, es hatte den Anschein, als seien die Opfer, welche er an den Bau von Uexküll wandte, vergeblich gewesen, denn gleich nach Beendigung der Arbeit kehrten die Neugetauften zu ihren alten Göttern zurück und die Uebrigen dachten nicht daran, ihr Gelöbniß zu erfüllen. Trotzdem verdient das Jahr 1185, in welchem jenes erste steinerne Gebäude auf livländischem Boden errichtet wurde, in unserem Gedächtnisse zu haften. So unscheinbar der Anfang auch war, die deutsche Herrschaft im Lande ist durch denselben gleichsam fundamentirt worden. Jetzt erst begann die Wirksamkeit Meinhards größere Aufmerksamkeit zu erregen. Erzbischof Hartwich II. von Bremen suchte sich, freilich vergebens, vom Papst die seit den Tagen jenes Adalbert, der sich die Gründung eines Patriarchats des Nordens zum Lebensziel gesetzt hatte, „fast zur Fabel gewordenen Herrschaftsrechte seines Stuhls über die nordische Kirche" bestätigen zu lassen und weihte trotz des abschlägigen Bescheides, der ihm zu Theil wurde, Meinhard zum Bischof von Ikeskola (1186), andrerseits zogen deutsche Männer, darunter auch Bewaffnete, zum Bischof in seine Befestigung. Es war ein Glück und zugleich ein Unglück für ihn, denn während man den alten Priester für zu unbedeutend gehalten haben mochte, um ihm ein Leid anzuthun, begann sich jetzt Mißtrauen gegen ihn zu regen. Eine Schaar Semgaller machte den thörichten Versuch, den Steinbau mit Stricken in die Düna zu ziehen, wurde aber mit blutigen Köpfen von den Armbruſtschützen des Bischofs heimgeschickt, und der Steinbau hatte sich nunmehr in den Augen der Eingeborenen so bewährt, daß die Bewohner der Dünainsel Holm unter den gleichen Bedingungen wie die Uexküller den Bischof um eine Befestigung angingen. Schließlich lohnten sie auch mit gleichem Trug, sie ließen sich taufen und fielen dann wieder dem Heidenthum zu.

Es muß ein Trost für Meinhard gewesen sein, daß er in dem Cistercienſermönch Theodorich, der weiter nördlich an der livländischen Aa im Gebiet der Liven von Thoreida missionirte, einen Genossen fand, der Arbeit und

Sorgen mit ihm theilte. Denn immer ſtörriger und unwilliger wurden die Liven. Der fremde Prieſter war ihnen unbequem geworden; ſie plünderten ſeine Habe, mißhandelten ſeine Leute und wuſchen ſich eifrig in der Düna, um das Taufwaſſer, mit dem ſie dem fremden Gott geweiht waren, nach Deutſchland zurückzuſchicken. Am liebſten wären ſie den Biſchof ſelbſt losgeworden. Wie durch ein Wunder entging ſein Gefährte Theodorich dem Tode und endlich ſchien auch Meinhard ſeiner fruchtloſen Arbeit müde zu werden. Zwar hätte er eine Stütze an den Kaufleuten haben können, welche, wie wir beiläufig erfahren, an der Düna ſo wie im Lande der Eſten zu überwintern begannen, doch lag es in deren Intereſſe, nach Möglichkeit jeden ernſten Conflict zu vermeiden. So rief denn der Biſchof ſeine Genoſſen zuſammen, um mit einem Gothlandfahrer in die Heimath zu ziehen.[1]) Die Liven aber fürchteten — und wahrſcheinlich nicht mit Unrecht — daß er mit einem Heere zurückkommen wolle und beſchworen ihn unter Thränen, bei ihnen zu bleiben. Sie ſeien alle bereit, die Taufe anzunehmen. Meinhard ließ ſich bethören und kehrte nach Ikeskola zurück. Kaum aber war das Schiff fortgezogen, ſo trat der Trug zu Tage; ein Fluchtverſuch des Biſchofs mißglückte gleichfalls, aber es gelang ſeinem Gefährten Theodorich durch Liſt zu entkommen und nach manchen Fährlichkeiten den Weg nach Rom zu finden. Hier gab er dem Papſte, damals Cöleſtin III., Bericht von dem Fortgange der Miſſion in Livland und Meinhard hatte die Genugthuung, durch eine päpſtliche Bulle zur Anſtellung von Gehilfen im Predigtamte ermächtigt zu werden. Es wurde dadurch beſtätigt, was Meinhard bereits früher aus eigenem Antriebe gethan hatte, denn Cöleſtin redet ausdrücklich von den vielen Männern, die Meinhard bereits zu ſeinem frommen Werke herangezogen habe. Wirkſame Hilfe aber wurde ihm nicht geboten. Ein päpſtlicher Ablaßbrief lockte nur wenige Pilger nach Livland, ein Kreuzzug mißglückte in Folge böſen Wetters und äußerſt langſam nur ſcheint Meinhard an Boden gewonnen zu haben. So lebte er in Noth und Trübſal noch einige Jahre in dem ungaſtlichen Lande. Als er ſeinen Tod herannahen fühlte, rief er die Aelteſten der Dünaliven und der Thoroider zu ſich und bewog ſie zu dem Verſprechen, daß ſie einen neuen Biſchof annehmen würden. Am 14. Auguſt 1196 iſt er dann alt und lebensmüde geſtorben. Man begrub ihn in Uexküll und brachte in ſpäterer Zeit ſeine Gebeine nach Riga, wo ſich ſein Grabſtein durch die Unbill der Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Man hat die Erfolge der mehr als zehnjährigen Thätigkeit Meinhards geringe genannt. Nur ſein redliches Streben, nicht was er geleiſtet, habe ihm den Ehrennamen des livländiſchen Apoſtels eingetragen.

Uns ſcheint dieſes Urtheil hart. In ſeiner mühevollen Thätigkeit hat Meinhard den Grund zu dem gelegt, was ſpäter geworden iſt. Er war der Pfadfinder, welcher den Muth hatte, in ganz neue und fremde Verhältniſſe

1) Das geſchah jedenfalls nach 1191.

hineinzutreten. Darauf aber gerade kam es an. Nachtreter finden ſich ſtets und überall, aber wie ſelten ſind die Männer, die ſich ihr Ziel ſelbſt ſetzen und ihre Wege ſelbſt bahnen? Und nicht in der friſchen Begeiſterung der Jugend iſt er an ſein Werk gegangen. Die Jahre rüſtiger Manneskraft lagen hinter ihm, als er nach Livland zog, ohne eine andere Waffe als die ſeiner Ueberzeugungskraft und ohne einen anderen Freund als ſeinen Gott. Und wie ſchwer mögen gerade einen Mann ſeines Charakters die zahlreichen Enttäuſchungen getroffen haben, die er erlebte. Gleich zu Anfang ſcheinbar die glänzendſten Erfolge und dann Mißerfolg über Mißerfolg. Aber allmählich gelang es ihm doch Boden zu gewinnen, wenn auch die Meiſten abfielen, einige blieben getreu und ſein Beiſpiel hatte Männer wie Theodorich von Treiden zur Nachfolge begeiſtert. Bei Uexküll und Holm hatten ſich die Wälder gelichtet, der Ackerbau begann nach deutſcher Weiſe getrieben zu werden, Kirchenglocken riefen die kleine Gemeinde der Gläubigen zum Gebet und Steinmauern gewährten Schutz, wo immer das Kreuz ſich ſegnend als das Wahrzeichen abendländiſcher Cultur erhob. Und wenn Meinhard mehr als einmal meinte, all ſeine Arbeit ſei umſonſt gethan, Aberglauben, Liſt und Roheit nicht zu überwinden und in ſolchen Tagen des Kleinmuths wohl daran dachte, dem undankbaren Lande den Rücken zu kehren, — er blieb ſchließlich doch und die Saat, welche er geſät hatte, ging auf trotz allem. Und noch Eines verdient Beachtung. Als Meinhard in ärgſter Noth nach Hilfe ausſchaute, wandte er ſich nicht an Erzbiſchof Hartwich von Bremen, dem er die Weihe verdankte, ſondern direkt an den Papſt. Der Keim zur künftigen Selbſtändigkeit der livländiſchen Kirche iſt damit bereits gegeben [1]), es fragte ſich nur, ob der rechte Mann ſich finden werde, um ihn zu lebenskräftigem Wachsthum auszubilden.

Sein Nachfolger Biſchof Berthold, ein Ciſtercienſer, früher Abt in Loccum, war der Mann nicht. Er iſt eine jener eigenthümlichen Naturen, die dem Mittelalter ſeinen Charakter geben. Früher Mönch, jetzt Biſchof, aber kampf- und ſtreitluſtig, gern bereit zum Schwerte zu greifen, eine Erſcheinung, welche an die kriegeriſchen Biſchöfe Friedrich des Rothbartes erinnert. Und ſo ſind auch ſeine Anfänge und ſein Ausgang. Erſt freilich kam er ohne Heer hinüber nach Livland. Den Eingeborenen ließ er ein Feſteſſen bereiten; durch Speiſe und Trank und durch Geſchenke wollte er ihre Gunſt gewinnen. Sie nahmen ihn auch, wie er glaubte, freundſchaftlich auf. Als er aber mit Einweihung eines Kirchhofes ſeine erſte geiſtliche Handlung verrichten wollte, änderte ſich die Stimmung. Die Liven beriethen in einer Verſammlung, wie ſie den Biſchof beſeitigen könnten. Die einen wollten ihn verbrennen, die anderen ertränken, darüber, daß er umgebracht werden müſſe, waren alle einig. Aber rechtzeitig

1) Man vergleiche das Schreiben Papſt Cöleſtin III. vom 27. April 1193 (L. U. B. I. 11.), welches, obgleich der Anlaß dazu nahe lag, Bremens mit keinem Worte erwähnt und ahnen läßt, daß Livland einſt in vorzugsweiſem Sinne die Provinz des heil. Petrus werden ſollte.

gewarnt, entkam der Biſchof glücklich und bei Erzbiſchof Hartwich von Bremen ſuchte er Rath und Hilfe. Der aber war im Begriff, ſich dem Kreuzheer anzuſchließen, das Kaiſer Heinrich VI. aufgeboten hatte, ſo daß auch Berthold ſich nun an den Papſt wandte. Mit einer Kreuzzugsbulle ausgerüſtet, trat er darauf im Winter 1197 ſeine Wanderung an, durch Niederſachſen, Weſtphalen und Friesland, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf. So ſammelte er ſchließlich doch eine ſtattliche Schaar, die im Frühjahr 1198 ihm nach Livland folgte. Die Schiffe fuhren die Düna hinauf und blieben, wie es ſcheint, nicht weit von der Mündung zurück, während der Biſchof ſeine Truppen zu Lande bis gegenüber Holm führte und von hier aus einen Boten auf die Inſel ſchickte, um zu erkunden, ob die bereits Getauften bei ihrem Glauben bleiben und die Uebrigen das Chriſtenthum annehmen wollten. Die Abweſenheit der Schiffe gab den Inſulanern den Muth zu einer trotzigen Antwort, ſo daß Berthold unverrichteter Sache umkehren mußte. An den Ufern der Düna, an der Stelle, wo heute Riga ſteht, hielt er Kriegsrath, da kam die Kunde, daß alle Liven ſich zuſammen gethan hätten, um ihn und die Seinigen mit einem Schlage zu vernichten. Auf einem Berge, den der Chroniſt [1]) mons Zabulus nennt, und deſſen Stelle wohl in den Sandhügeln bei Riga zu finden iſt, hatten ſie ſich aufgeſtellt. Bevor es aber zum Aeußerſten kam, knüpften die Liven Unterhandlungen an, die zu einem von ihnen ſelbſt gebrochenen Waffenſtillſtande führten. So mußte der Kampf beginnen. Die Liven erhoben ihren Schlachtruf und ſchlugen nach ihrer Weiſe mit den Schwertern an die Schilde, aber dem jähen Anlauf der ſchwerbewaffneten deutſchen Ritter, den ſie nun zum erſten Mal kennen lernten, vermochten ſie nicht Stand zu halten. In wilder Flucht ſtürzten ſie davon. Hinter ihnen folgte das Kreuzheer, allen voran Biſchof Berthold. Aber im Eifer der Verfolgung hatte er die Zügel fahren laſſen, bald konnte er das feurige Schlachtroß nicht mehr zurückhalten, es trug ihn mitten unter die Feinde und während zwei ihn umfaſſen, durchſtößt ein Dritter ihn von hinten mit der Lanze, den Leichnam aber riſſen die Uebrigen in Stücke. So endete Biſchof Berthold nach livländiſcher Ueberlieferung am 24. Juli 1198.

Das Kreuzheer aber rächte ſeinen Fall durch Verwüſtung des Landes, bis die Liven, um weiteren Schaden zu verhüten, den Frieden erneuerten. In Holm, wo die deutſchen Fahrzeuge inzwiſchen Anker geworfen hatten, ließen ſich fünfzig Liven taufen, am folgenden Tage hundert in Uexküll. Sie öffneten ihre Befeſtigungen den Prieſtern und fanden ſich bereit, jedem Geiſtlichen zu ſeinem Unterhalt einen Scheffel Korn vom Acker zu liefern, auch verſtanden ſie ſich dazu, um einen neuen Biſchof zu bitten. Damit gaben ſich die Kreuzfahrer zufrieden; ſie ſegelten ab und nur ein Kauffahrer, ſowie die Geiſtlichen blieben zurück. Aber kaum hatten ſie die Düna verlaſſen, ſo ſtürzten ſich die Neugetauften in den Fluß, um, wie zu Meinhards Zeiten, die Taufe abzuwaſchen

1) Hermann von Wartberge S. R. Pr. II. 23.

und ſie den Fremden in die Heimath nachzuſchicken. Der Chroniſt führt uns den Gedankenkreis jener Halbwilden lebendig vor, wenn er erzählt, wie die Liven einen Baum auffinden, in welchen einer der Kreuzfahrer ein menſchliches Antlitz geſchlagen hatte. „Weil nun die Liven dieſen für der Sachſen Gott hielten und glaubten, daß ſie dadurch Ueberſchwemmung und Peſtilenz über ſich brächten, ſo kochten ſie dem Brauche gemäß einen Meth und zechten und erholten ſich Raths, worauf ſie den Kopf vom Baume abnahmen, Holz zuſammenbanden, den Kopf darauflegten und, als wäre es der Gott der Sachſen, mit dem Chriſtenglauben hinter denen, die wieder abzogen, nach Gothland übers Meer hinüberſchickten.“

Einen Monat lang hielten ſie darauf Frieden. Dann aber überfielen ſie die Brüder des Domſtiftes zu Uexküll — das noch ſeit Meinhards Zeiten her beſtand — beraubten ſie ihrer Pferde, ſo daß ſie ihre Aecker nicht beſtellen konnten, plünderten die Häuſer und nöthigten ſie zur Flucht nach Holm. Dann fand um die Faſtenzeit wiederum eine große Verſammlung aller Liven ſtatt und um ein Ende mit den Fremden zu machen, beſchloſſen ſie, daß jeder Geiſtliche, der nach Oſtern noch im Lande ſei, den Göttern geopfert werden ſolle. Kein Prieſter wagte unter dieſen Umſtänden zu bleiben, am 18. April 1199 hatten, wie man glaubte, alle das Land geräumt. Die zurückgebliebenen Kaufleute retteten ihr Leben nur dadurch, daß ſie die Häuptlinge durch Geſchenke gewannen.

Damit hatte die Colonie aufgehört zu exiſtiren. Sollte ſie wiedererſtehen, ſo mußte ſich eine Perſönlichkeit finden, welche mit größerer Energie als Meinhard und mit größerer Klugheit als Berthold die ungeheueren Schwierigkeiten zu überwinden verſtand, welche ſich hier der Gründung eines chriſtlichen Staatsweſens entgegenſtellten.

Der Held und Staatsmann, der dieſe ſchwierige Aufgabe glänzend löſte, war der dritte livländiſche Biſchof, Albert. Man hat lange darüber geſtritten, ob er ein Herr von Buxhowden oder von Appeldern geweſen iſt. Wahrſcheinlich hat er aber keinen dieſer Namen geführt. Seine Mutter, eine Schweſter des Erzbiſchofs Hartwich II. von Bremen, gehörte dem bremiſchen Adelsgeſchlechte der Utlede an und war zweimal vermählt. Aus ihrer erſten Ehe mit einem Unbekannten ſtammen Albert, Rotmar und Hermann, aus ihrer zweiten Ehe mit einem Herrn von Appeldern Engelbert, Dietrich, Johann. Jedenfalls war er mit den angeſehenſten Herren des Landes, den Vögten von Stade, den Utlede, Blidersdorf, Haſeldorp, Appeldern und Anderen verwandt. Als Neffe des Erzbiſchofs ſcheint er raſch auf der Staffel geiſtlicher Würden emporgeſtiegen zu ſein. Er war Domherr der Kirche zu Bremen, als die Nachricht von Bertholds Tode in das Erzſtift gelangte. Obgleich uns nichts über die früheren Erlebniſſe Alberts überliefert wird, können wir uns doch an der Geſchichte Erzbiſchof Hartwichs [1]) ein greifbares Bild der Eindrücke machen,

1) Dehio, G., Geſchichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen bis zum Ausgang der Miſſion. Bd. 1—2. Berlin 1877. Eine vortreffliche Arbeit, für die livländiſche Geſchichte jener Zeit das Beſte, was darüber geſchrieben worden iſt.

die den jungen Domherrn zum Staatsmann erzogen. In der Zeit, von der wir reden, war es bereits üblich geworden, daß die Domherren ausschließlich dem hohen Adel Deutschlands angehörten. Sie bildeten den Beirath des Bischofs oder Erzbischofs und hatten es allmählich verstanden, einen sehr wesentlichen Antheil am Kirchenregiment auf das Domcapitel — so hieß ihre Genossenschaft — zu übertragen. Je stürmischer nun die Regierungszeit eines Bischofs war, um so höher stieg die Bedeutung des Capitels, das neben dem Recht der Bischofswahl bald auch die Berechtigung gewann, in Abwesenheit des Bischofs denselben zu vertreten und so die gesammte Verwaltung an sich zog. Nun war das Erzbisthum Bremen seit den Tagen jenes Erzbischofs Adalbert, der in der Geschichte Heinrich III. und Heinrich IV. eine so bedeutsame Rolle spielt, in die Bahnen einer weitblickenden Weltpolitik gelenkt worden. Scheiterte auch Adalberts Plan eines Patriarchats des Nordens, so läßt sich seit seinen Tagen kaum irgend eine bedeutende Action im nördlichen Europa nachweisen, deren Fäden sich nicht bis nach Bremen hin verfolgen ließen. Eine Tradition großer Gedanken, das war das Erbe, welches er seiner Kirche hinterließ. Nur sind von seinen Nachfolgern viele ihrer großen Aufgabe nicht gewachsen gewesen und zumal Erzbischof Hartwich war trotz seines hochfliegenden Ehrgeizes kein Staatsmann. Mit ihm begann für das Erzstift eine unselige friedlose Zeit, deren innerer Grund nächst der unstäten Persönlichkeit Hartwichs in dem Zwiespalt zwischen Staufern und Welfen gesucht werden muß. Hartwich trat mit dem zurückkehrenden Welfen in Verbindung, wurde in dem verwüstenden Parteikriege, der nun ausbrach, vertrieben, vom Domcapitel abgesetzt und ein anderer an seine Stelle gewählt. Als dann später die Geistlichkeit ihn wieder anerkannte, wollten die Laien nichts mehr von ihm wissen. Er gerieth in blutige Fehde mit Herzog Adolf von Holstein, und erst Kaiser Heinrich VI., der die ihm widerstrebenden Kräfte, die Einen durch die Anderen aufzuheben und in die von seinem Willen zugewiesenen Bahnen zu lenken verstand, stellte den Frieden wieder her. Im Frühjahr 1197 nahm Hartwich dann an jenem Kreuzzuge Theil, auf welchem das Hospital der Deutschen in Jerusalem durch Herzog Friedrich umgebildet wurde zum Deutschen Orden.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Bedeutung des Domcapitels nach allen Seiten hin steigen. Zweimal in kurzer Frist hatte es die gesammte Politik und Verwaltung des Erzstiftes in Händen gehabt und in schwerer Zeit lernen müssen, sich in Menschen und Verhältnisse zu schicken. Dies ist die Schule, die der junge Domherr durchgemacht hatte, den ein günstiges Geschick jetzt an die Spitze des nur noch in der Idee existirenden Bisthums Livland stellte.

Zweites Kapitel.

Biſchof Albert.

Mit ganz ungewöhnlicher Energie und Umſicht ſchritt der etwa zu Anfang März 1199 geweihte Biſchof ans Werk. Schon im Sommer dieſes Jahres finden wir ihn in Gothland, wo er etwa fünfzig Männer mit dem Kreuz zur Livlandfahrt bezeichnete, von dort zog er zum Könige Kanut von Dänemark, zum Herzog Waldemar von Schleswig und zum Erzbiſchof Abſalon von Lund. War Letzterer der mächtige Rival Bremens im Norden, ſo galt der Schleswiger für einen der unruhigſten Fürſten Norddeutſchlands, während König Kanut jederzeit mit ſeiner Flotte den Hafen an der Trave ſperren konnte. Alle drei ſich geneigt zu erhalten, mußte für Albert von allergrößter Wichtigkeit ſein. Hieß es doch gerade damals mit ganz beſonderer Klugheit vorgehen, da der Kampf zwiſchen Welfen und Staufern neu entbrannt war, hier Philipp von Schwaben, dort Otto von Braunſchweig das Loſungswort war. Für Livland und die Zukunftspläne Alberts war es geradezu eine Lebensfrage, zu welchem von beiden er ſich offen bekannte. Dadurch aber, daß Papſt Innocenz III. ſich für den Welfen entſchieden hatte, wurde ſeine Situation ganz beſonders heikel. Erſt nachdem es ihm gelungen war, vom Papſte eine Bulle zu erwirken, in welcher dieſer die Gläubigen Sachſens und Weſtphalens aufforderte, zur Vergebung ihrer Sünden die Kirche in Livland gegen die Heiden zu ſchützen, trat er mit ſeiner Stellungnahme hervor. Es iſt gewiß ein Beweis großer Selbſtändigkeit, daß er es jetzt, nachdem die Vorbedingungen zu einem gedeihlichen Anfange geſichert ſchienen, gewagt hat, das Weihnachtsfeſt in Magdeburg mit König Philipp zu feiern und zwar um ſo mehr, als hier der König und ſeine Gemahlin Irene zum erſten Male in den vollen königlichen Inſignien auftraten, oder wie Walther von der Vogelweide ſich ausdrückt, König Philipp trug hier „des riches zepter und die krône.“

Der Lohn freilich erfolgte erſt ſpäter. König Philipp konnte jetzt nicht mehr bieten, als das Verſprechen, die Güter der abweſenden Pilger in ſeinen Schutz zu nehmen. Auch das war immerhin etwas und es glückte Biſchof Albert, gleich hier am königlichen Hoflager mehrere Ritter für die Livlandfahrt zu gewinnen. Wir ſehen, wie umſichtig die Vorbereitungen getroffen waren. Im nächſten Frühjahr folgte der entſcheidende Schritt. An der Spitze einer ſtattlichen Flotte von dreiundzwanzig Schiffen fuhr der Biſchof etwa im April 1200 die Düna hinauf. Auch ihm traten die Liven feindlich gegenüber, aber es gelang ihm, mit nur geringen Verluſten den Zugang nach Uexküll zu forciren und dort einige Mönche zu befreien, die ſich trotz aller Anfechtung bis dahin behauptet hatten. Einen dreitägigen Stillſtand benutzte er, um ſich in Holm feſtzuſetzen, wo er jedoch von den wortbrüchigen Liven, denen es gelungen war, ſich eines deutſchen Schiffes zu bemächtigen, belagert wurde. Erſt die nahenden Kreuzfahrer befreiten ihn und zwangen durch Verwüſtung der Felder

die Liven zu einem Friedensſchluß. Biſchof Albert aber verſtand es, ſich dauernd Sicherheit zu ſchaffen. Dem treuloſen Feinde gegenüber brauchte er Liſt. Es gelang ihm, ſich der Häuptlinge und Aelteſten der Dünaliven und Thoreider zu bemächtigen, die ſich nun, erſchreckt durch die große Zahl der inzwiſchen von der Dünamündung eingetroffenen Kreuzfahrer, unterwarfen und dreißig Knaben ihrer Vornehmſten als Geiſeln ſtellten. Dieſe aber nahm Albert mit ſich, als er im Herbſt wieder nach Deutſchland ſegelte.

Vorher war ein Plan in Angriff genommen worden, der für die Colonie von großer Bedeutung werden ſollte. Das canoniſche Recht verordnet, daß Biſchöfe nicht in Burgen oder in kleinen Orten ihren Sitz aufſchlagen ſollen. Nun gab es keine Städte im Lande. Die einheimiſche Bevölkerung ſaß theils in kleinen Befeſtigungen, theils in Dörfern; der frühere Biſchofsſitz Ikeskola entſprach ſeinem Zwecke nicht. Für tiefer gehende Fahrzeuge nicht erreichbar, mochte er wenig geeignet ſein, eine größere Anzahl deutſcher Anſiedler anzulocken. Wer des Handels wegen die Düna aufſuchte, brauchte einen der See näher gelegenen bequemen Hafen unterhalb des bei Ikeskola flachen und reißenden Stromes. Nun ließ ſich in treffender Erkenntniß dieſer Verhältniſſe, ſein Ziel einer dauernden Gründung klar vor Augen haltend, Biſchof Albert von den Dünaliven einen Platz abtreten, der ihm zu einer Stadtgründung beſonders geeignet ſchien. Er wählte dazu einen aus Bertholds Geſchichte uns bereits bekannten Ort, den die Eingeborenen Rige nannten, und ſchickte ohne Verzug den Bruder Theodorich von Treyden, denſelben, der uns zu Meinhards Zeiten entgegengetreten iſt, nach Rom zu Papſt Innocenz III., um die Vollmachten zu erwirken, welche ihm zur Ausführung ſeines Planes unentbehrlich ſchienen. Vor allem bedurfte er einer neuen Kreuzzugsbulle, da die Kreuzfahrer ſich nur auf eine Reiſe zu verpflichten pflegten, dann mußte die deutſche Bevölkerung an einem Orte concentrirt werden, um einerſeits den Handel dorthin zu lenken, andrerſeits der unzuverläſſigen Bevölkerung gegenüber einen feſteren Halt zu haben. Innocenz ging bereitwillig auf Alberts Abſichten ein, verlieh ihm die Bulle und verbot den Kaufleuten den Beſuch des benachbarten Semgaller Hafens an der kuriſchen Aa, bei Strafe des Bannes. Inzwiſchen war Albert durch ganz Norddeutſchland gezogen, überall das Kreuz predigend war es ihm gelungen, nicht nur ein zahlreiches Heer zu vereinigen, ſondern auch Männer zu gewinnen, die ſich bereit erklärten, und darauf kam es vor allem an, Lehnsleute des Biſchofs zu werden und als ſolche dauernd in Livland zu bleiben. Er hatte verſtanden die Ueberzeugung zu erwecken, daß es ſich hier nicht mehr um Abenteuer handele, ſondern um ein Unternehmen, das volle Ausſicht auf Erfolg bot. Konrad von Meyendorf — ſein Geſchlecht blüht noch heute in Livland — und ein Edler Namens Daniel, zogen mit ihm, um mit Uexküll und Lennewarden belehnt zu werden. Sogleich nach ſeiner Rückkehr, im Sommer 1201, begann Albert mit dem Bau der Stadt. Das Flüßchen Riga, ein Nebenarm oder Nebenfluß der Düna, bildete oberhalb ſeiner Mündung am rechten Ufer der Düna ein ſo geräumiges Waſſerbecken,

daß in demſelben ein bequemer und ſicherer Hafen angelegt werden konnte. Die ſich daran ſchließende breite Ebene aber wurde, ſo weit es nöthig ſchien, mit einer Mauer umgeben, innerhalb welcher Albert ſogleich den Bau des Biſchofshauſes und der biſchöflichen Kathedrale, der Domkirche begann. Nicht in Uexküll ſondern hier ſollte das Domcapitel ſeinen Sitz haben. Da nun gleichzeitig der Grund zu vielen Privatbauten gelegt wurde, entſtand mit kaum glaublicher Schnelligkeit hier in der Wüſtenei eine Stadt — die Hauptſtadt des zukünftigen deutſchen Livlands — Riga.

Es mag ein reges Leben geweſen ſein, das damals am Ufer der Düna ſich regte. Die Kreuzfahrer, der Biſchof mit ſeinem Gefolge von Geiſtlichen, die zahlreichen Steinmetzen und ſonſtigen Handwerker, die Kaufleute mit ihren Waaren, die erſten Schiffe im Hafen und andrerſeits die ſtaunenden und erſchrockenen Liven, welche diesmal — zum erſten Mal ſeit der Auffegelung Livlands — den beſchworenen Frieden nicht zu brechen wagten. Und auch der Verkehr mit den Eingeborenen wurde von Albert in neue Bahnen gelenkt. Immer ſein nächſtes Ziel im Auge, einen feſten Kern zu ſchaffen, von dem aus er die Colonie zum Staate erweitern könne, trug er kein Bedenken, Frieden und Bündniß mit den heidniſchen Kuren und Littauern zu ſchließen, um in ihnen brauchbare Helfer im Kampfe mit den andern Völkerſchaften zu gewinnen. So ging das denkwürdige Jahr 1201 zu Ende, auch der Winter ſchwand in rüſtiger Arbeit, und froher Hoffnungen voll konnte Albert im Frühjahre 1202 nach Deutſchland ziehen, um von dort her neue Arbeiter für ſein großes Werk zu werben. Die Vorbereitungen dazu müſſen ſchon früher von ihm getroffen worden ſein, denn bald nach ſeiner Abreiſe langte in Riga ſein Stiefbruder Engelbert von Appeldern an, ein Ordensgeiſtlicher aus Neumünſter in Holſtein und mit ihm die erſten Bürger, die ſich zu dauernder Anſiedlung in Riga entſchloſſen hatten. Ihre Namen ſind uns nicht überliefert worden, doch irrt man wohl nicht mit der Annahme, daß ſie aus Hamburg und Bremen kamen, denn das Stadtwappen Rigas zeigt, wohl in Erinnerung an den Urſprung der ſtädtiſchen Bürgerſchaft, die Schlüſſel Bremens und die Thürme Hamburgs. Ein Mittelpunkt für die gewerbtreibenden Klaſſen, ein Zufluchtsort in den Tagen der Noth, ein Hort für das Chriſtenthum Livlands war damit geſchaffen. Sollte die Colonie aber gedeihen, ſo mußte noch mehr geſchehen. Um Livland zu erobern und es nicht nur vorübergehend zu ſchrecken, bedurfte es eines ſtehenden Heeres, oder — da dieſer Begriff der Zeit unbekannt war — des Erſatzes für ein ſolches. Die rings feindſelige Bevölkerung ließ ſich nicht durch nur auf ein Jahr verpflichtete Pilger bewältigen. In dieſer Erkenntniß hat dann Albert den Orden der Schwertbrüder geſtiftet, den Sammelpunkt für den kriegeriſchen Adel Norddeutſchlands, in Wahrheit das Schwert Livlands, das ſtets zum Schlagen bereit, nicht eher geruht hat, als bis es die Ziele Alberts nach der einen Richtung hin erreichte, bis Livland und Eſtland erobert waren und alle Völkerſchaften, wenn auch widerwillig ihr Haupt dem Chriſtenthume und der Cultur beugten. Zwar fand die Gründung

des Ordens in Alberts Abwesenheit statt, unzweifelhaft aber in seinem Auftrage und in seinem Geiste. Denn das ist das Charakteristische dieses livländischen Ritterordens, daß er, der im Allgemeinen nach dem Muster der Templer geformt wurde, im Gegensatz zu allen älteren Stiftungen dieser Art nicht direct dem Papste unterstellt wurde. Er war zu weltlichem und geistlichem Gehorsam dem Bischof von Livland verpflichtet und damit dem großen Staatsmanne eine Waffe in Händen gegeben, welche ihm in ganz anderer Weise dienen konnte als etwa die Vasallen und Ministerialen den geistlichen Herren im Mutterlande zu schlagfertiger Verfügung standen. Bischof Albert wollte kein störendes Element in den von ihm geplanten livländischen Einheitsstaat hineintragen, ging es nach ihm, so blieb der Orden auch in Zukunft, was er bei seiner Gründung gewesen war, lehnspflichtig dem Bischof, dem alleinigen Herrn des Landes. Wir greifen den Ereignissen voraus, wenn wir schon hier die Grundzüge der Verfassung und Verwaltung des Ordens, wie Papst Innocenz sie durch die Bulle vom 12. October 1204 bestätigte und wie sie im Laufe der weiteren Entwickelung sich ausbildete, zu formuliren versuchen.



Siegel des Meisters und der Brüder der Ritterschaft Christi in Livland.

Im damascirten Felde ein abwärts gekehrtes Schwert mit darüber schwebendem Kreuz. Umschrift: S(igillum) MAGISTRI (ET FR(atr)OR(um) · MILICIE CRI (Christi) · DE) LIVONIA †. An einer Urkunde vom Dezember 1225 im Rathsarchiv zu Riga. (Originalgröße.)

Vermöge der Lehnsherrlichkeit des Bischofs hatte der Orden durch sein Oberhaupt, den Meister, ihm den Huldigungseid zu leisten, ein Gelöbniß der Treue und des Gehorsams, das ihn zunächst zum Lehnsdienst verpflichtete. Es steht im Zusammenhange damit, daß der Orden der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit des Bischofs unterworfen war und zwar nicht nur in der Person des Meisters: sie erstreckte sich über alle Ordensbrüder, so wie über die Bewohner des vom Orden zu Lehen verliehenen oder zu verleihenden Landes; sämmtlich waren sie berechtigt, auch in weltlichen Dingen von der Entscheidung der Ordensrichter sich an den Bischof zu wenden.

So weit wäre das Verhältniß klar gewesen, wenn nicht der Bischof selbst zwei Oberherren gehabt hätte; einmal Kaiser und Reich, von denen er, wie wir sehen werden, Livland zu Lehen trug, dann den Papst, den höchsten Inhaber aller Gewalt nach den Anschauungen der Zeit. Zu Kaiser und Reich stand daher der Orden in der Stellung eines Aftervasallen, indem

zwischen ihn und das Reich der Bischof (in späterer Zeit die Bischöfe) als Reichsvasall und Lehnsherr trat.[1]) Weil nun trotzdem und vielleicht gerade deshalb der Papst sich als Oberherr des ganzen Landes gerirte, in der Folgezeit sogar Livland als das wahre Eigenthum des römischen Stuhles in Anspruch nahm, wurden alle strittigen Fragen, über welche der Orden sich mit seinem Lehnsherrn nicht einigen konnte, vor den Richterstuhl des Papstes gebracht und die Entscheidungen, welche dieser theils unmittelbar, theils durch seine Legaten traf, bildeten dann — wie richtig bemerkt worden ist — die Grundlage der ganzen politischen Gestaltung Livlands. Eine mehr als gewöhnliche Entsagung von Seiten des Ordens wäre es gewesen, wenn er die ihm durch diese eigenthümliche Stellung gebotene Handhabe nicht zur Erweiterung seiner Macht auf Kosten der Bischöflichen benutzt hätte. Daß er es mit Erfolg thun konnte, dazu trug wesentlich seine vortreffliche innere Organisation bei.

Die Mitglieder des Ordens zerfielen in drei Klassen: Ritterbrüder, Priesterbrüder und dienende Brüder und leisteten die vier Ordensgelübde des Gehorsams, der Keuschheit, der Armuth und des Kampfes wider die Ungläubigen. (Das letztgenannte Gelübde galt natürlich für die Priesterbrüder nicht.) An der Spitze des Ganzen stand der Ordensmeister, der von den Ordensbrüdern aus der Zahl der Ordensritter gewählt wurde und wahrscheinlich keiner besonderen Bestätigung bedurfte. Seine Residenz war Riga. Alle Brüder waren ihm Gehorsam schuldig und nur in bestimmten wichtigeren Angelegenheiten war er verpflichtet, die Versammlung der Brüder, das Ordenskapitel, zu berufen, ohne daß er jedoch an den Rath desselben gebunden gewesen wäre. Im Kriege war er Oberbefehlshaber des gesammten christlichen Heeres, wobei jedoch das Aufgebot consequenter Weise nicht von ihm, sondern vom Bischofe auszugehen hatte. In späterer Zeit traten dann als oberste Ordensbeamte dem Meister die Comture zur Seite, welche in Livland ebenfalls den Titel Meister, magister führten. Es gab ihrer fünf, in Reval, Fellin, Wenden, Segewold und Ascheraden, eine Reihenfolge, die wahrscheinlich auch ihre Rangordnung bezeichnet. Am frühsten erwähnt werden die Meister von Wenden und Segewold. Neben ihnen werden dann Vögte, advocati, erwähnt, die wir uns jedoch nicht in Analogie mit dem deutschen Orden als Vorsteher kleinerer Ordensburgen zu denken haben, sondern als Beamte, die neben ihrem militärischen Character hauptsächlich als Steuerbeamte des Ordens fungirten und größeren Gebieten vorstanden.

Genannt werden vier, die Vögte von Harrien, Jerwen, Sakala und Oesel.

Im Allgemeinen galt für jeden Ritterbruder, daß er ritterbürtig sein mußte. Sie trugen einen langen, oben ausgeschnittenen weißen Rock, um die Schulter den sie speciell auszeichnenden weißen Mantel, auf dem ein rothes Kreuz und unter diesem ein mit der Spitze nach unten gerichtetes rothes

1) Vgl. Bunge: Der Orden der Schwertbrüder, dessen Stiftung, Verfassung und Auflösung. Lpz. 1875.

Schwert angebracht war.[1]) Wir müssen sie uns in Kriegszeiten beritten, schwergepanzert, mit Schild, Schwert, Lanze und wohl auch Keule bewaffnet denken. Direct unter ihnen standen die dienenden Brüder, die in die angesehenere Gruppe der Brüder Wapener oder Knappen und in die der Brüder Handwerker (zu denen auch die Schmiede, Köche, Bäcker, Hausdiener und dergl. zu rechnen sind) zerfielen. Die Brüder beider Gruppen durften nicht ritterbürtig sein, mußten dagegen den Nachweis freier Geburt liefern können. Die Wapener, in dunklem Waffenkittel, leichter Rüstung, mit Armbrust und Schwert bewaffnet, auch sie mit Schwert und Kreuz als Abzeichen des Ordens, bildeten auf Heereszügen die Vorhut, auch war ihnen das Gepäck und die Pferde der Ritter anvertraut.

Endlich sind noch die Priesterbrüder hervorzuheben, welche auf den Ordensschlössern und Häusern, im Felde und wo sonst es nöthig war bei den Mitgliedern des Ordens — die z. B. nur ihnen beichten durften — ihres Amtes warteten. Die Ritterbürtigkeit war bei ihnen nicht erforderlich, wohl aber zulässig. Das Ordenskleid, welches sie aus der Hand des Meisters empfingen, bestand aus einem engen, geschlossenen weißen Rocke mit dem rothen Kreuz. Mit diesen drei Gruppen ist der engere Kreis des Ordens geschlossen; sie alle unterlagen der gleichen Regel und man thäte sehr Unrecht, sich ihr Leben als leicht und üppig vorzustellen. Die strenge Regel der Templer wurde beobachtet und erst in den letzten Zeiten des Schwertbrüderordens ist Uebermuth und Genußsucht auch hier zur Herrschaft gelangt. Auch darf man nicht glauben, daß ganz besonders angesehene Leute den Bestand der Ritterbrüder des Ordens bildeten. Seine Anfänge waren geringe und äußerst dürftig ist die Zahl der uns erhaltenen Namen von Ordensbrüdern. Selbst die beiden Meister kennen wir nur dem Vornamen nach, außerdem sind uns die Namen von neun Ordensbeamten, fünfzehn Ritterbrüdern und drei Priesterbrüdern erhalten, von keinem derselben können wir die Zugehörigkeit zu einem bekannten ritterbürtigen Geschlecht nachweisen. Daß der Orden und in wetteifernder Entwickelung mit ihm die neugegründete Stadt Riga so rasch aufblühte, ist vor allem der Thätigkeit Bischof Alberts zu danken, der Krieger und Bürger ins Land zog und die geistlichen Congregationen der Cistercienser und Prämonstratenser herbeirief, die bei Bekehrung der Bevölkerung und in Urbarmachung und Cultivirung des Bodens sich unsterbliche Verdienste erwarben. Der Dom in Riga, das Kloster in Dünamünde[2]) wurden die Ausgangspunkte zahlreicher

1) Letzteres ist eine Ueberlieferung. Daß die Ordensbrüder außer dem Kreuz der Templer noch ein anderes Abzeichen zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit von Letzteren zu tragen berechtigt seien, hat Papst Innocenz III. erst durch Bulle vom 20. October 1210 festgesetzt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst von da ab das Schwert als besonderes Merkmal eingeführt wurde.

2) Schon vor 1204 ist Bischof Albert für Errichtung eines Cisterciensterklosters thätig gewesen. 1205 begann der Klosterbau in Dünamünde, zum Abt wurde Theodorich eingesetzt. 1208 fand der Einzug des Mönchsconventes ins Klostergebäude statt.

Kirchen, Pfarren und Klöster, die an dem Werke des Bischofs rüstig mit Hand anlegten. Noch ungeschrieben ist die Geschichte der Verdienste, welche sich namentlich die Cistercienser als Baumeister der ältesten Kirchen Livlands erworben haben, die noch heute in ihren Ruinen oder unter der erdrückenden Last späterer An- und Umbauten ein Bild bewunderungswürdiger Technik und großartigen Sinnes zeigen.

Jede der zahlreichen Fahrten des Bischofs nach Deutschland aber trug zur Festigung seines Staates bei. Ihm gebührt der Ruhm, die Kreuzzugsbewegung von den damals bereits wenig Aussicht auf dauernden Erfolg bietenden Palästinazügen nach Nordosten gelenkt zu haben. Dafür ging es auch mit der Eroberung des Landes und mit der Bekehrung der Heiden in ganz anderem Schritt vorwärts wie unter seinen Vorgängern. Nur waren es nicht mehr die Liven allein, welche in den Gesichtskreis der deutschen Colonie an der Düna fielen. Es hatte sich bereits gezeigt, daß, wer hier dauernd Fuß fassen wollte, die Völkerschaften des ganzen Küstengebietes von der Memel zur Narowa im Kampf bestehen und unterwerfen mußte.

Hier halten wir einen Augenblick inne, um uns in großen Zügen Sitze und ethnographische Sonderheiten der einzelnen Volksparcellen, die hier ansässig waren, zu vergegenwärtigen.

Von Samland, der Heimath des Bernsteinhandels, bis nach Lüserort in der Nähe von Domesnäs saßen die Kuren. Sie hatten den unbedeutenden Stamm der Wenden verjagt und nahmen außer dem Küstenstrich noch das Gebiet der Windau und Abau im heutigen Kurland ein. An sie schlossen sich die ihnen stammverwandten Liven, die ebenfalls von der Küste von Lüserort ab den Rigaschen Meerbusen nach Norden hinauf bis über die Salismündung hin umspannten, das Gebiet der livländischen Aa tief landeinwärts hinein, wahrscheinlich bis Ronneburg, einnahmen und dazu am linken Ufer der Düna und die kurische Aa aufwärts ihre Sitze hatten. Dieses Gebiet zerfiel in vier Landschaften: Thoreida, Metsepole, Idumea und das „Land neben der Düna."

Oestlich von den Liven von Idumea und an den Grenzgebieten mit ihnen vermengt wohnten die Letten bis tief in das heutige Gouvernement Witebsk hinein, am linken Ufer der mittleren Düna die Selen und östlich von den Kuren, sowie südlich von den Liven die Semgaller. An diese schlossen sich dann weiter im Süden und Osten die Littauer. Den ganzen Norden bewohnten wie heut zu Tage in Nordlivland und Estland, so wie auf den anliegenden Inseln zu compacter Masse geeinigt, die Esten.[1]) Wenig zahlreich waren Schweden im estnischen Gebiete versprengt, während, wie wir bereits sahen, am rechten Ufer der Düna bis zur Grenze der Liven hin russischer Einfluß sich ausgebreitet hatte.

Jedes dieser Völker sprach seine Sprache oder wenigstens seinen eigenthümlich ausgebildeten Dialect und wich in Kleidung und Sitte von seinen

1) Wir können an dieser Stelle selbstverständlich nur die allgemeinen Umrisse geben. Die Grenzgebiete und die landschaftlichen Scheidungen sind fast überall controvers.

Nachbarn ab, wenn auch das gleiche Niveau der Bildung bei fast gleichen climatischen und materiellen Verhältnissen überall ähnliche Lebensformen und Anschauungen hervorgerufen hatte. Die Hauptgegensätze lassen sich dahin feststellen, daß die lettisch-littauischen Völker (Letten, Selen, Semgaller) ausschließlich Ackerbau, Jagd und Viehzucht trieben, während die Stämme finnischen Blutes (Kuren, Oeseler, Liven und Esten) Fischer und Seefahrer, oder was in jener Zeit dasselbe ist, Seeräuber waren. Während wir nun auf Letten, Selen und Semgaller ohne größeren Irrthum die religiösen Vorstellungen übertragen dürfen, welche wir bei den Littauern kennen gelernt haben — einen Naturdienst, welchem bei aller Vielgötterei die Vorstellung von einer obersten Gottheit nicht ganz verloren gegangen war — tritt uns bei jenen finnischen Stämmen eine ganze Schaar von Halbgöttern entgegen, während die Idee der Gottheit als solcher nicht zu rechter Klarheit durchgedrungen ist. Beiden Gruppen war die Vorstellung von einem Leben nach dem Tode eigen; auch abgesehen von der Ueberlieferung unserer Quellen, lassen die Resultate der Ausgrabungen darüber keinen Zweifel. Sowohl Verbrennen als Begraben der Leichen kam bei beiden Volksgruppen vor. Als wesentlicher Unterschied in ihrem religiösen Leben ist ein dem Schamanenthum verwandtes Zauberwesen bei den finnischen Stämmen hervorzuheben, während bei den lettisch-littauischen besondere Priester nicht hervortraten.

Auch feste Formen staatlichen Lebens lassen sich nicht nachweisen. Keiner der Stämme hat es zu einer monarchischen Einheit gebracht. Das Stammgebiet zerfällt überall in größere oder kleinere Landschaften, deren Zusammenhang zwar unläugbar ist, aber fester Organisation entbehrt. Innerhalb der Landschaften finden wir zahlreiche Häuptlinge, welche sich als Herrenstand auffassen ließen, wenn wir mit Sicherheit eine Erblichkeit dieser Stellung nachweisen könnten. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntniß scheint letzteres nur in Ausnahmefällen, nicht in der Regel vorgekommen zu sein.

Die Bevölkerung wohnte in offenen Dörfern oder in Höfen, fand jedoch in Kriegszeiten Schutz in den zahlreichen Holzburgen des Landes, die, auf Hügeln errichtet, mit ihren Vorwerken bei der rohen Kriegskunst dieser Völkerschaften einen Schutz bieten konnten, bis die Kriegsfurie vorübergebraust war. Denn die Kriege hatten hier durchweg den Charakter von Beute- und Rachezügen, die, plötzlich über eine Landschaft einbrechend, ebenso rasch vorüberzogen. Wenn es galt, solch einen gemeinsamen Zug zu unternehmen, traten Häuptlinge und streitbare Männer zu gemeinsamer Berathung zusammen. Dann wurde der anerkannt Tapferste, wir wissen nicht unter welchen Förmlichkeiten, zum Oberhaupte gewählt und ohne vorhergehende Kriegserklärung ging durch Tag und Nacht, zu Fuß und zu Pferde der Zug in das Gebiet der überraschten Feinde. Dort fiel man über die Dörfer her, plünderte, raubte und mordete und kehrte beutebeladen in die Heimath zurück. War die Kunde von dem drohenden Einfall rechtzeitig laut geworden, so fand man die Dörfer leer. Die Bewohner waren in die Burgen oder in das Dunkel der Wälder geflüchtet.

Dann brannte man die Ansiedelungen nieder und suchte durch Martern von den Unglücklichen, deren man sich hatte bemächtigen können, die Stellen zu erkunden, an denen die Flüchtlinge sich selbst und ihre Habe verborgen hielten. Der Marterpfahl spielte auch hier seine unheimliche Rolle und wie bei den wilden Völkerschaften der Jetztzeit sehen wir auch hier unmenschlicher Grausamkeit fast übermenschliche Standhaftigkeit entgegengesetzt. Ein Beispiel mag diese Kriegsführung illustriren.

Im Jahre 1215 unternahmen die Esten zweier Landschaften einen Einfall in das Land der Letten. Es gelang ihnen, den Häuptling der Burg Trikaten, Thalebald zu greifen, der sein Versteck unvorsichtiger Weise zu früh verlassen hatte. „Und sie haben ihn," erzählt die Chronik, „lebendig grausam am Feuer gebrannt und ihn mit dem Tode bedroht, wenn er ihnen nicht all sein Geld weise. Und er wies ihnen 50 Oseringe. Sie aber haben ihn nicht minder gebrannt. Da sagte er: ‚zeige ich euch auch all mein Geld und das meiner Söhne, so brennt ihr mich doch', und wollte ihnen weiter keins angeben. Darum haben sie ihn wieder ans Feuer gelegt und wie einen Fisch gebraten, bis er den Geist aufgab und starb." Schrecklich aber war nun die Rache, welche die Söhne des Gemarterten nahmen. Sie sammelten ein lettisches Heer und verwüsteten nun ihrerseits das estnische Gebiet, verbrannten Burgen und Dörfer, spürten jedes Versteck auf und es gab keine noch so dunkle Wildniß, die ihnen verborgen geblieben wäre. In vier rasch auf einander folgenden Raubzügen tödteten sie jeden Mann, dessen sie habhaft werden konnten, führten Frauen und Kinder in die Knechtschaft, trieben Pferde und Rinder fort und ruhten nicht eher, als bis sie selbst über hundert Mann theils lebendig verbrannt, theils „mit unterschiedlichen anderen Qualen" zu Tode gemartert hatten. Auf dem letzten Zuge, den sie unternahmen, fanden sie, daß weder Menschen noch Speisevorräthe mehr vorhanden waren.

Das Schlimmste dabei war jedoch nicht der einzelne Fall, sondern die Verewigung des Kriegszustandes, der, nur durch kurze Friedensschlüsse unterbrochen, dem Charakter der Bevölkerung jenen Stempel harter Verschlagenheit und bodenloser Treulosigkeit aufprägte, der eine friedliche Entwickelung zu Cultur und Gesittung ganz unmöglich machte. Hier konnte nur die gewaltsame Unterdrückung durch einen Stärkeren Frieden schaffen.

Die ersten, welche sich der größeren sittlichen und materiellen Macht der Deutschen beugen mußten, waren die Liven. Schon zu Ende des Jahres 1206 waren sie alle der deutschen Herrschaft unterworfen und getauft; der angesehenste ihrer Häuptlinge, Kaupo, war zum entschiedenen Freunde der Deutschen geworden, seit ihn Theodorich im Auftrage Alberts nach Rom mitgenommen und dem Papste Innocenz III. vorgestellt hatte. Wie sollte der Barbar auf der Reise durch Deutschland sich der Erkenntniß verschließen, daß seine Stammesgenossen ohnmächtig seien gegenüber der unerschöpflichen Kraft, welche ihm hier an Städten, Burgen und streitbaren Männern entgegentrat. Und vollends da er die Alpen überschritt, die Wunder des Südens kennen

lernte, Rom, die ewige Stadt, und den Stellvertreter Gottes auf Erden sehen, ja sogar mit ihm reden durfte. Huldvoll nahm Innocenz den Livenhäuptling auf, er küßte ihn als den ersten Gläubigen seines Stammes, ließ sich von den Liven und den benachbarten Völkern erzählen und entließ ihn endlich mit einem Geschenk von hundert Goldstücken und einer kostbaren Bibel, die Papst Gregor — wir wissen nicht welcher — eigenhändig geschrieben habe. Das waren Eindrücke, welche sich nicht mehr verwischen ließen und Bischof Albert sorgte, daß zahlreiche Landeseingeborene in Deutschland die Culturwelt kennen lernten, deren Sendlinge ihnen in der Heimath entgegentraten. Sie wurden dann rüstige Mitarbeiter an seinem Werke. Und endlich gelang es dem Bischof, auch die staatsrechtliche Stellung Livlands zu sichern. Im Jahre 1207 war er wieder nach Deutschland gezogen. König Philipp war zwar noch nicht mit dem Papste versöhnt, aber alle Anzeichen wiesen auf eine baldige Ausgleichung des Streites; da wagte es Albert, wiederum an den königlichen Hof zu ziehen und am 1. April 1207 erhielt er Livland von Philipp zu Lehen und wurde somit des deutschen Reiches Fürst.

Als er nach Riga zurückkehrte, empfing ihn frohe Botschaft; auch die Wenden und ein Theil der Letten hatten sich unterworfen und der Boden schien nun zu weiteren Unternehmungen nach Osten, Süden und Norden wohl vorbereitet. Mit Hülfe der eingetroffenen Pilgrime wurden die Mauern Rigas so weit erhöht, daß ein feindlicher Angriff keine Besorgnisse zu erregen brauchte und durch Bestallung von Priestern und Errichtung von Kirchen ward dafür Sorge getragen, daß das junge Christenthum in den neu errungenen Gebieten auch Wurzel fassen könne.

Noch aber mußte eine wichtige Angelegenheit geordnet werden. Der Orden, der — wie Heinrich von Lettland sagt — vom Herrn täglich gemehrt wurde an Rittern und Knechten, verlangte den Lohn seiner Arbeit und zwar den dritten Theil des eroberten wie des noch zu erobernden Landes. Nur ungern kann Bischof Albert sich dazu verstanden haben. Es war der erste Bruch mit dem bis dahin so stetig durchgeführten Plan, keinen anderen Herrn in Livland neben sich zu dulden. Den ersten Theil der Bitte mußte er jedoch gewähren, den zweiten schlug er ab unter dem Vorwande, nicht vergeben zu können, was ihm nicht gehörte. Meister Wenno begnügte sich damit und wählte das Land jenseit der Koiwa — so hieß die livländische Aa damals — und in guter Eintracht schritt man zur Ausführung der weiteren Kriegspläne Alberts. Die Russen, an welchen der Widerstand der Liven bis in die jüngste Zeit hinein eine stets willige, aber nie mit genügender Energie durchgeführte Unterstützung gefunden hatte, wurden aus Kukenois an der Düna verjagt und der Fürst Wissenwald (Wsewolod) von Gercike gezwungen, das ihm bisher tributpflichtige Gebiet der Letten und Liven abzutreten und sein eigenes Land als Fahnenlehen aus der Hand des Bischofs entgegenzunehmen. Damit waren zu Ende des Jahres 1208 die Russen aus ihrem vorgeschobenen Posten an der Düna verdrängt. Dieser Feind, der wegen seines ungeheuren Hinterlandes

und seiner größeren kriegerischen Schulung der gefährlichste zu sein schien, hatte sich am wenigsten widerstandsfähig erwiesen. Dazu gab es noch andere Erfolge aufzuzählen. Ein Heer raubender Littauer, die nach ihrer Art wie hungrige Wölfe ins Land gefallen und bis über die Koiwa hinaus geraubt und gebrandschatzt hatten, wurde auf der Rückkehr geschlagen, und auch im Süden faßte Albert festen Fuß, als es ihm gelang, die Hauptburg der Selen zu erobern. Auch hier erhob sich darauf wie überall an geeigneten Punkten in überraschend kurzer Zeit eine Ritterburg, deren für Jahrhunderte erbaute Mauern Schutz und Halt für künftige Zeiten boten. Die günstigsten Aussichten schienen sich der Colonie zu bieten, da wurde das Land durch die Kunde erschreckt, daß der Meister des Schwertbrüderordens, Wenno, im bischöflichen Schlosse zu Riga ermordet worden sei. Ein wahnsinniger oder wahnsinnig-leidenschaftlicher Ordensbruder hatte ihn mit der Axt erschlagen. Was half es, daß man den Mörder aufs Rad flechten ließ? Die blutige That war geschehen und der Wechsel im Meisteramte, der nun eintrat, war für Bischof Albert kein glücklicher. Der Nachfolger Wennos, Volquin, faßte seine Stellung ganz anders auf als dieser. Sein Ehrgeiz scheint dahin gegangen zu sein, den Orden möglichst selbständig zu stellen, als Gleicher wollte er neben dem Gleichen stehen, nicht in dem Bischofe seinen Herrn erkennen müssen. Wenn auch nach außen hin die Eintracht gewahrt blieb, der principielle Gegensatz der klar blickenden und zäh an ihrem Ziele festhaltenden Männer führte bald zu so unleidlichen Verhältnissen, daß sie im Herbst 1210 sich beide nach Rom begaben, dort die Entscheidung des Papstes einzuholen. Papst Innocenz aber fällte eine Entscheidung, die allen Betheiligten unerwartet kam. Auch ihn lockte der jungfräuliche Boden Livlands, das noch keine Vergangenheit von überkommenen Rechten, Vorurtheilen und Gewohnheiten hinter sich liegen hatte, um hier ein neues Gebilde ins Leben zu rufen. Nicht aber einen Einheitsstaat unter der Oberhoheit eines mächtigen Bischofs oder gar Erzbischofs wollte er dulden, sondern hier im entlegensten Winkel der katholischen Christenheit die Hebel anlegen zur Beseitigung der ihm so oft in seinen Plänen hindernd entgegengetretenen Metropolitangewalt. Eine Reihe geistlicher Herrschaften, die nur im Stuhle Petri ihr Oberhaupt anerkannten, war sein Ziel, und wenn er dem Bischof von Riga die Befugniß ertheilte, „in den überseeischen Landen, welche Gott durch die livländische Kirche dem christlichen Glauben unterwerfen würde, gleich wie ein Erzbischof Bischöfe zu wählen und zu weihen," so war damit nicht eine oberherrliche Stellung des Rigaer Bisthums begründet worden, sondern es wurde dadurch nur — und das ist später in noch präciserer Weise geschehen — die Oberherrlichkeit, welche das Erzstift Bremen bisher beansprucht und ausgeübt hatte, erst in Frage gestellt und darnach einfach ignorirt und negirt.[1]) Nur war aber Innocenz entschlossen, Riga nicht Bremens Nachfolgerin

1) Diese Hypothese ist zum ersten Mal von Dehio in seiner Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen in überzeugender Weise klar gelegt worden.

werden zu lassen. Die Ausdehnung über das Land der Liven und Letten hinaus sollte dem Bischof von Riga verboten, jenseit dieser Grenzlinie dem Orden der Boden zu einer selbständigen Territorialmacht überlassen werden, in welcher von Riga unabhängige Bischöfe sitzen sollten und endlich im nördlichen Estland ein Bisthum entstehen, das weder zu Riga noch zum Orden in irgend welcher Beziehung stand. Hielten, was ja möglich war, alle diese Mächte sich das Gleichgewicht, so konnte, allgewaltig über ihnen stehend, der Papst als alleiniger Herr gebieten. Dann war thatsächlich zum ersten Male in einem geistlichen Staatskörper die Idee der Metropolitangewalt durchbrochen und was in Livland geschehen war, konnte in Deutschland, oder wo sonst immer zum Vorbild dienen. Gewiß ein Plan, der des hochstrebenden und fernblickenden Geistes eines Innocenz nicht unwürdig war.

Nun wird man nicht mit Sicherheit sagen können, daß gerade dies die Erwägungen waren, die ihn zu der berühmten Entscheidung vom 20. October 1210 führten, welche trotz aller Wandelungen das Fundament der späteren livländischen Conföderation bildet. Papst Innocenz liebte es nicht, wie sonst in der päpstlichen Canzlei üblich war, seinen Bullen in den Einleitungssätzen gewissermaßen das Programm seiner Action voraus zu schicken. Er will in seinen Thaten beurtheilt sein und da tritt die Hypothese in ihr Recht. Bei dem größten Staatsmanne des Mittelalters wird man große Pläne vermuthen dürfen.

Es lohnt wohl den vollen Wortlaut dieser Urkunde herzusetzen:

Innocentius Bischof, Knecht der Knechte Gottes, seinem geliebten Bruder Albert dem Bischof von Riga, Gruß und apostolischen Segen.

Da zwischen Dir und den Brüdern der Ritterschaft Christi über das Loos der Länder, die durch die Gnade des heiligen Geistes jüngst zur Ausübung des christlichen Glaubens bekehrt worden sind, in unserer Gegenwart Verhandlungen gepflogen und die Streitfragen geprüft wurden, seid ihr schließlich durch unsere Vermittelung zu der nachfolgenden Einigung gelangt: daß nämlich die Brüder selbst den dritten Theil dieser Länder, Lettlands nämlich und Livlands, vom Bischof von Riga zu Lehen tragen, ihm dafür keine weltlichen Dienste leisten, außer daß sie die Vertheidigung der Kirche und der Provinz gegen die Heiden für ewige Zeiten zu übernehmen haben und ihr jedesmaliger Meister dem Bischof von Riga dafür Obödienz (d. h. geistlichen Gehorsam) geloben wird. Die Brüder aber und die Cleriker, welche sie geistlich bedienen, sollen ihm (dem Bischof) weder den Zehnten, noch die Erstlinge, noch auch Spenden und Stuhlgeld entrichten; die Bauern des (Ordens)landes geben von den ihnen zukommenden Einkünften ihren Kirchen den Zehnten und wenn nicht der Bischof aus zwingenden und vernünftigen Gründen freiwillig darauf verzichtet, soll ihm hiervon der vierte Theil (es ist die übliche quarta decimarum) zufallen. Es sollen aber die Brüder und ihre Nachkommen das Recht haben, im Fall der Vacanz jener Kirchen dem Bischof von Riga geeignete Personen zu präsentiren, die er in seiner Pflicht als Seelsorger zu bestätigen keinen Anstand nehmen wird. Wenn ferner Du oder einer Deiner Nachfolger für

nöthig hält sie zu visitiren, sollen sie euch einmal jährlich in ihrem Hause (d. h. in dem Ordensschloß) mit zwanzig Gespannen verpflegen; in den Pfarrkirchen aber werden sie zweimal im Jahre Sorge tragen euch aufzunehmen.

Von den Ländern aber, welche mit Gottes Hülfe die genannten Brüder außerhalb Livlands oder Lettlands noch erwerben werden, sollen sie dem Bischof von Riga keinerlei Rechenschaft schuldig sein und er sie auf keinerlei Weise wegen derselben beschweren. Sie haben sich mit den dort einzusetzenden Bischöfen in billiger Weise zu vergleichen, oder aber einzuhalten, was der apostolische Stuhl darüber anzuordnen für geboten erachten wird. Und indem sie die Regel der Templer einhalten, sollen sie auf dem Gewande ein anderes Abzeichen tragen, um darzuthun, daß sie ihnen keineswegs unterthan sind. Das Begräbniß für sich, ihr Gesinde, so wie für diejenigen, welche bei ihnen bestattet werden wollen, sollen sie frei haben und nur den Kirchen, welche die Leichen aufnehmen, die canonische Gebühr entrichten. In Billigung dieser Vereinbarung haben wir sie mit apostolischer Autorität bekräftigt und mit dem Schutz dieses Schreibens versehen. Folgen die üblichen Schlußformeln.

Eine zweite, an demselben Tage ausgefertigte Bulle fast wörtlich gleichen Inhalts wurde dem Meister Volquin eingehändigt und am 20. Januar folgenden Jahres bestätigte auch Kaiser Otto dem Orden seine jetzt nach allen Seiten hin rechtlich gesicherten Besitzungen.

Voll trüber Ahnungen mag Albert im Frühjahre 1211 den Weg nach Livland zurückgelegt haben. Ein Stärkerer war ihm in den Weg getreten und hatte ihn von seinen Bahnen abgelenkt. Durfte er hoffen, trotzdem sein Ziel zu erreichen? Zunächst gestalteten sich für ihn die Verhältnisse ungünstig. Schon vor seiner Reise nach Rom hatte er sich mit dem Abt Theodorich von Dünamünde dahin geeinigt, ihn zum Bischof von Estland zu weihen.[1]) Die Weihe wurde jetzt vollzogen unter Assistenz der Bischöfe von Verden, Paderborn und Ratzeburg. Theodorichs Sitz sollte Leal, sein Bisthum ganz allgemein das Estenland sein. Nun waren aber erst Saccala und Ugaunien, die südlichsten Landschaften des Estenlandes westlich und östlich vom Wirzjärw, erobert, vom Orden, doch unter thätiger Beihülfe des Bischofs. Volquin verlangte unter Berufung auf jene Entscheidung von 1210 für diese Gebiete einen neuen Bischof, eine Bitte, welcher der Papst nach einigem Zögern nachgab. Die Einsetzung des neuen Bischofs aber übertrug er nicht Albert, sondern dem Erzbischof von Lund, also einer völlig fremden Macht, die mit Livland nichts zu schaffen hatte. Gleichzeitig aber bestätigte Innocenz auch Theodorich von Leal und räumte ihm Machtbefugnisse ein, welche ihn dem Bischofe von Riga völlig gleichstellten und namentlich festsetzten, daß auch der Bischof von Estland fortan keinem Metropoliten unterstellt sein solle. Er übersah dabei, daß er dasselbe Gebiet zweien übertrug, denn das Bisthum Estland, das Theodorich, oder wie er auch genannt wird, Dietrich haben sollte und jenes Bisthum Saccala

1) Das ergiebt sich aus der Urkunde Kaiser Otto's vom 27. Januar 1211.

und Ugaunien, das von Lund her besetzt werden sollte, waren eins und dasselbe. Damit war Unklarheit und Hader in die livländischen Verhältnisse hineingetragen und das um so mehr, als den Geistlichen der Diöcese Lund auch ein Art Schutzrecht über den Orden übertragen wurde. Auch eine Romfahrt, die Albert und Theodorich im Jahre 1215 zum großen Lateranconcil unternahmen, schuf nur nothdürftig Ordnung. Die schon 1213 vorläufig angeordnete Unabhängigkeit der livländischen Kirche vom Erzstift Bremen wurde auch hier nicht definitiv festgestellt, dagegen der Plan eines Bisthums Saccala und Ugaunien aufgegeben und in nicht näher festgesetzter Weise auch das Verhältniß zwischen den Bischöfen und dem Orden geregelt. Darüber ist dann Papst Innocenz gestorben. Nicht eben zum Segen Livlands war er den Plänen Alberts entgegengetreten und ganz besonders verhängnißvoll sollte der Vorschub werden, welchen er der Dänenmacht leistete, die nun auf längere Zeit bestimmend in die Geschicke Livlands eingriff. Auch die Politik König Friedrich II. hat hier der Entwickelung Livlands ein schwer zu überwindendes Hinderniß in den Weg gelegt. Auf einem Hoftage zu Metz, im Januar 1215, war von ihm jene Abtretungsurkunde ausgefertigt worden, durch welche er das Land jenseit Elbe und Elde dem Könige Waldemar von Dänemark für immer cedirte, ein Gebiet, das die Städte Hamburg und Lübek mit umschloß. Behält man dabei im Auge, daß gerade damals Hamburg gegenüber dem von innerem Hader zerissenen Bremen das Metropolitanrecht über den Osten des Reichs geltend zu machen versuchte, daß Livland von Rechts wegen unter Bremen stand und, wenn Hamburg mit seinen Ansprüchen durchdrang, unter der dänischen Metropole zu stehen kam, daß Lübek der Ausgangspunkt aller livländischen Kreuzfahrer war, so erhellt sogleich, von welch' ungeheurer Bedeutung diese Cession König Friedrichs auch für Livland sein mußte. Schon seit einer Reihe von Jahren und zwar wie die Verhältnisse es mit sich brachten, zunächst in Betreff der estnischen Verhältnisse, hatte der dänische Einfluß begonnen sich in Livland fühlbar zu machen.

Den Anfang zur Unterwerfung der Esten hatte im Jahre 1208 der Orden im Verein mit den bekehrten Letten gemacht, die jetzt für die jahrelange Mißhandlung Rache nahmen, welche sie von den Estenstämmen erduldet hatten. Bischof Albert hatte sich diesem Unternehmen gegenüber, wir können heute nicht recht erkennen aus welchen Gründen, für's Erste ablehnend verhalten. Für die bischöflichen Letten und Liven hatte er einen Stillstand mit den Esten geschlossen und sich an dem Zuge nicht betheiligt, der unter der Führung Bertholds von Wenden — der die Stellung eines Provinzialmeisters einnahm — sich gegen Ugaunien wandte. Erst ein Angriff der mit aufständischen Liven verbündeten Kuren auf Riga vereinigte die livländischen Machthaber wieder zu gemeinsamer Action. Es hatte sich zu deutlich gezeigt, daß ihre Interessen schließlich doch in der Hauptsache die gleichen waren. So finden wir bald danach die Ordensbrüder mit der Mannschaft des Bischofs in siegreichem Kampfe vor der Burg Odenpäh in Ugaunien und noch mehr mag eine Niederlage, welche die Esten ihnen an der Ymer beibrachten, sie ver-

bunden haben. Es ist ein Zeichen des steigenden Bedürfnisses nach festem Zusammenhalten, daß man damals einem Ordensbruder Rudolf die Führung einer Gesandtschaft zum Fürsten von Polozk übertrug, die zu einem Frieden und zum Abschluß eines für Riga günstigen Handelsvertrages führte, aber insofern als Erfolg der Russen bezeichnet werden muß, als das Recht des Fürsten, von den Liven einen jährlichen Tribut zu erhalten, förmlich anerkannt wurde. So nach Osten hin gesichert, fanden die Deutschen Zeit, in einem Winterfeldzuge den Uebermuth der Strandbewohner nördlich von der Salis zu züchtigen und im März 1211 durch die Eroberung von Fellin in der Landschaft Saccala — die nur fälschlich so lange Zeit für unterworfen gegolten hatte — festen Fuß zu fassen. Noch aber mußten ein Jahr lang die Landschaften Ugaunien und Jerwen verwüstet werden, bevor sich die Esten zu einem dreijährigen Waffenstillstand bequemten, der alles Land bis zur Pala den Deutschen in die Hände lieferte.

Leider wurde der so in Sicht stehende Friede durch die Schuld des Ordens wieder in Frage gestellt. Die Brüder in Wenden geriethen in Streit mit des Bischofs lettischen Unterthanen; noch einmal — es ist das letzte Mal — fand ein Bündniß der Letten und Liven, erst wider den Orden, dann wieder alle Deutschen statt. Als eine zur Ausgleichung der Streitigkeiten berufene Versammlung die rechten Mittel nicht fand, mußte das Schwert entscheiden. Aus den Mitteln, welche in Anwendung kamen, können wir uns eine Vorstellung von der Größe der Gefahr machen, welche die Deutschen bedrohte. Der Vogt des Schlosses in Lennewarden setzte alle Aeltesten der Liven seines Bezirkes gefangen, in Schloß Holm wurde die noch von Bischof Meinhards Zeiten her stehende Befestigung niedergerissen, die Burg Treiden in Brand gesteckt und als das nicht half und es eine Zeit lang schien, als hätten Liven und Letten die völlige Vernichtung der deutschen Colonie im Sinn, fand ein regelrechter Krieg statt, der, wie nicht anders möglich war, mit der Wiederunterwerfung der Aufständischen endigte. Ihre Burgen mußten sich ergeben und die Capitulation von Satteſele brachte die letzte Entscheidung. Als Zeichen vollständiger Unterwerfung verlangte Bischof Albert Geiseln und — was als besonders merkwürdig betont werden muß — die Erneuerung des Taufsacramentes für die vom Christenthum Abgefallenen. Als endlich die Ruhe hergestellt war, benutzte der Bischof sie dazu, im Gebiete von Treiden eine neue Burg zu errichten, Fredeland, dessen festes Gemäuer ein Zeugniß und eine Bürgschaft des Friedens im Lande sein sollte.

Unter diesen schwierigen äußeren und inneren Verhältnissen war die Frist der Waffenruhe mit den Esten abgelaufen. Das Jahr 1215 brachte die Erneuerung des Krieges. Ein Zug der Deutschen nach Rotala (im nordwestlichen Estland) schreckte das ganze Estenland aus seiner Ruhe auf. Ein combinirter Angriff der Oeseler auf Riga und der Esten auf das nördliche Livland wurde zurückgeschlagen und nun folgten von beiden Seiten Raubzüge, grausamer und verheerender als alle früheren. Endlich schien die Widerstandskraft der Esten

gebrochen. Ugaunien bat um den Glauben der Christen, Saccala folgte nach, Rotala, das allein noch Widerstand leistete, wurde zur Taufe gezwungen, selbst in den Strandprovinzen der Wiek begann das Christenthum Boden zu gewinnen. Zu Ende des Jahres 1216 waren die Deutschen überall im Uebergewicht.

Nun aber kam der Rückschlag. Die überraschenden Fortschritte der Deutschen riefen die Russen auf den Kampfplatz. Wladimir von Pskow erhob Ansprüche auf Ugaunien und belagerte die Burg Odenpäh und da zugleich ein durch Zuzug aus Oesel und Estland verstärktes Heer der Nowgoroder ins Land rückte, mußte die Feste im Februar 1217 capituliren. Saccala und Ugaunien gingen damit wieder verloren und Theodorich, der Bruder Bischof Alberts, mußte als Geisel nach Nowgorod ziehen. Groß war der Jubel der Esten. Wieder stand ganz Saccala in Flammen des Aufruhrs, wieder flog Lembito, der Häuptling von Leole, der schon die Seele des vorigen Aufstandes gewesen war, von Dorf zu Dorf, den Rachekrieg gegen die Deutschen zu predigen. Nach Nowgorod gingen reiche Geschenke der Esten, um die mächtige Freistadt zu hülfreicher Unterstützung zu bewegen. Es war ein Glück für die Deutschen, daß der Fürst gerade auf einer Expedition nach Halitsch begriffen war. Sein Stellvertreter Swjätoslaw Mstislawitsch versprach zwar Hülfe, war jedoch nicht zu sofortigem Losschlagen vorbereitet. Die Esten aber hatten die Geduld nicht, ihn zu erwarten.

Schon zu Anfang des Herbstes 1217 stehen sie 6000 Mann stark an der Pala. Doch auch die Deutschen wußten, daß sie keinen Augenblick zu verlieren hatten. Es war Bischof Albert, der wieder rechtzeitig nach Deutschland gezogen war, gelungen, einen dänischen Vasallen, den Grafen Albert von Holstein, mit zehn seiner Mannen zur Annahme des Kreuzes zu bewegen, Meister Volquin hatte seine Ritter aufgeboten, zwei streitbare geistliche Herren, der Abt Bernhard von Dünamünde, — ein Herr von der Lippe, der sein an wilden Abenteuern reiches Leben in Livland im geistlichen Gewande zu sühnen dachte — und der Stiftspropst von Riga, Johannes, dazu die leichten Truppen der Liven und Letten waren wohlgerüstet erschienen, um den Kampf mit den Esten noch vor Eintreffen der Russen aufzunehmen. In Saccala, eine kurze Tagereise vor Fellin, waren sie zusammengetroffen. 3000 Mann stark, erreichten sie Abends die Burg, in der sie nächtigten. Am anderen Morgen wurde in der Frühe das Hochamt celebrirt und frischen Muthes zogen sie den Feinden entgegen. So kam es am Mattheustage (21. September) 1217 zu einer vielgefeierten Schlacht jenseit Fellin, in der Lembito einerseits und der alte Kaupo andererseits den Heldentod fanden. Jeder von ihnen in wahrlich guter Sache. Die Tapferkeit und die bessere Rüstung des christlichen Heeres aber trug den Sieg über die doppelte Zahl der Feinde davon und die Frucht desselben war die Wiedergewinnung von Saccala. Ohne die Theilnahme des holsteiner Grafen, der gern Oesel unterworfen hätte, wurden darauf die Seelandschaften gewonnen, sogar Jerwen, der eigentliche Kern Estlands, schickte Gesandte und unterwarf sich der rigaischen Kirche.

Ugaunien aber blieb frei, die Saccaler hatten sich nur widerwillig dem Zwange gebeugt, der Norden und Nordosten war thatsächlich unabhängig und drohend zog sich von Osten her über den Häuptern der Deutschen eine schwere Wolke zusammen, der Angriff, zu dem die Russen nunmehr zwei Jahre lang mit aller Macht rüsteten.

Achtzehn Jahre waren verflossen, seit Bischof Albert den fast verlorenen Posten an der Düna wieder betreten hatte. Achtzehn Jahre fast ununterbrochener Kämpfe [1]) und athemloser Anspannung aller physischen und geistigen Kräfte für ihn und die Seinen. Aber wie ganz hatte sich auch in dieser Zeit der Charakter und das Aussehen des Landes verändert. Die Wälder begannen sich zu lichten, die Aecker waren bebaut, fahrbare Straßen verbanden die wichtigsten Punkte des Landes. Die Burgen der feindlichen Häuptlinge waren theils gebrochen, theils durch deutsche Festen ersetzt, die den Lauf der Flüsse entlang oder wo sonst ein militärisch wichtiger Mittelpunkt sich bot, in fester Umarmung das Land einschlossen. Gleich bei der Einfahrt in die Düna sah man das gemauerte Kloster Dünamünde, an welches etwas später eine Burg sich lehnte. Dann folgte Riga, die stolzeste Schöpfung Alberts und weiter aufwärts Holm, Uexküll, Lennewarden, Kokenhusen, lauter feste Schlösser mit Thürmen und Zinnen, mit Wall und Graben, Vorrathskammern, Waffen und reisigen Knechten wohl versehen. Das Gebiet der Koiwa aber wurde durch die Schlösser Segewold, Fredeland und Wenden beherrscht, letzteres nächst dem St. Jürgenshof in Riga der Hauptsitz des Ordens, schon von einem Städtchen umgeben und Ausgangspunkt der meisten Unternehmungen der Schwertbrüder. Weiter nach Norden hin aber lag die Burg Fellin, in der damals noch Ordensbrüder und Esten gemeinsam saßen. In diesem Gebiete nun herrschten Bischof und Orden inmitten einer dem Christenthum gewonnenen Bevölkerung von sehr fragwürdiger Zuverlässigkeit, wie der letzte Aufstand bewiesen hatte und wie schon aus der Thatsache folgt, daß es damals noch keinen erwachsenen Liven oder Letten geben konnte, der nicht in seiner Jugend die Opferstätten der heidnischen Götter besucht hätte. Man mag den Einfluß christlicher Cultur noch so hoch anschlagen, und er hatte auch thatsächlich schon damals einen völligen Umschwung im materiellen und geistigen Leben der Eingeborenen hervorgerufen, es blieben doch immer Wilde, denen die Gewähr des Rechts und der Wahrheit in den äußeren Erfolgen ihrer Vertreter lag. Wenn ein Wandel eintrat, Niederlagen statt der Siege der Deutschen, so war das weitere Bestehen der Colonie sonder Zweifel in Frage gestellt. Denn das Eine darf nicht vergessen werden, die Zahl der festen deutschen Ansiedler war doch noch sehr gering im Vergleich zu jener fluctuirenden Bevölkerung von Kreuzfahrern, Abenteurern und Kaufherren, die Jahr für Jahr mit dem Frühling ins Land zogen, um im Herbst oder besten Falls im nächsten Frühjahr wieder heimzukehren. Sobald dieser Zuzug

1) Hier konnten natürlich nur die Hauptsachen hervorgehoben werden.

wegblieb, der Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande unterbrochen wurde, war Gefahr im Verzuge. Trat unter solchen Verhältnissen noch ein Angriff von außen hinzu, etwa von Seiten des russischen Ostens, so war das Häuflein der Deutschen — so müßte man wenigstens annehmen — unwiederbringlich verloren.

Das Jahr 1218 brachte diesen Moment äußerster Gefahr. In Bremen war endlich die Ruhe nothdürftig wieder hergestellt worden, und Erzbischof Gerhard stellte sogleich wieder an Livland das Ansinnen, sich ihm unterzuordnen. Um seiner Forderung Nachdruck zu geben, sperrte er den Kreuzfahrern den Hafen von Lübeck. Man denke sich die Lage Livlands. Gerade jetzt von Deutschland abgeschnitten, da der große Angriff der Russen bereits signalisirt war, das Kreuzzugsjahr Alberts von Holstein ein Ende gefunden hatte, und das ganze Land nach den letzten großen Kämpfen in Erschöpfung dalag. Die Klagen des livländischen Bischofs gegen Bremen konnten im günstigsten Falle zu spät von Erfolg gekrönt werden, so rasch wie es nothwendig gewesen wäre, hier eine günstige Wendung herbeizuführen, lag ganz außerhalb des Bereiches der Möglichkeit.

Bischof Albert konnte sich diesen Erwägungen nicht verschließen und griff in der Noth zu dem letzten verzweifelten Mittel, das ihm blieb, Hülfe zu suchen bei dem Dänenkönige, dem ehrgeizigen ländergierigen Waldemar, der schon längst ein Auge auf Livland geworfen hatte. Schon 1206 hatte er einen ersten Angriff auf Oesel unternommen. Es war ihm auch gelungen, festen Fuß auf der Insel zu fassen und eine Burg zu errichten; da aber Niemand sich fand, der hier bleiben wollte auf die Gefahr hin, den Angriffen der Heiden zu trotzen, ließ der König selbst die Burg wieder anzünden und kehrte so, ohne irgend Wesentliches erreicht zu haben, nach Dänemark zurück. So hatte sich gleich zu Anfang die Untüchtigkeit der Dänen zu colonisatorischer Thätigkeit gezeigt, aber Waldemar ließ sich trotzdem nicht abschrecken. Die beiden Prälaten, welche ihn nach Oesel begleitet hatten, Erzbischof Andreas von Lund und der Kanzler Nicolaus von Schleswig, wurden nach Riga geschickt, wo sie, — höchst anspruchsvoll in ihrem Auftreten — den Winter von 1206 auf 1207 verbrachten. Drei Jahre darauf wurde Andreas zum päpstlichen Legaten für diese heidnischen Gebiete ernannt und seine Kirche angewiesen, in den Streitigkeiten zwischen Albert und Volquin als Schiedsrichter aufzutreten. Selbstverständlich hatte bei allen diesen Dingen König Waldemar die Hand mit im Spiele; nur daß die deutschen Angelegenheiten ihn noch allzusehr in Anspruch nahmen, hatte ihn davon abgehalten, seine kriegerischen Pläne gegen Livland zur Ausführung zu bringen. Jetzt aber war er frei; seine Stellung war mächtiger als je vorher; was konnte ihm da gelegener kommen, als das Hülfsgesuch des livländischen Bischofs? Je hülfsbedürftiger dieser war, um so besser, denn um so theurer konnte die Hülfe verkauft werden.

So erschien bekümmerten Gemüthes mit den beiden anderen Bischöfen der Colonie, dem seit sieben Jahren auf sein Bisthum wartenden Theodorich von Estland und Bernhard von Dünamünde, der eben zum Bischof des Semgaller-

landes geweiht war, Bischof Albert auf dem glänzenden Hoftage, der am 24. Juni 1218 in Schleswig versammelt war. König Waldemar wollte seinen Erstgeborenen hier krönen lassen. Fünfzehn Bischöfe, drei Herzöge, drei Grafen umgaben den Königsthron, vor dem Albert seine Bitte vortragen mußte. Waldemar hörte ihn scheinbar gnädig an. Er versprach zu Ehren der Mutter Gottes und zu seiner Sünden Vergebung die folgenden Jahre mit Heeresmacht nach Estland zu ziehen, aber Albert müßte sich dagegen verpflichten, im Namen der Deutschen auf die Gebiete zu verzichten, welche der König erobern würde. [1]) Daß aber der Angriff des Königs sich auf die noch nicht unterworfenen estnischen Gebiete richten werde, ist wohl ohne Zweifel abgemacht worden. Er bot also fürs Erste nicht mehr als Ablenkung der estnischen Kriegsmacht von Orden und Bischof, nicht eine direkte Unterstützung. Dabei aber konnte dem Könige der Gedanke nicht fern liegen, sobald die Verhältnisse es gestatteten, den Weg von Estland aus über Livland nach Südwesten zu finden und so den Kranz der Ostseeländer in seiner Hand zu vereinigen.

Inzwischen waren die Dinge in Livland ihren Lauf gegangen und es hatte sich gezeigt, daß Bischof Albert sein Opfer ganz unnöthiger Weise gebracht hatte, er hatte seine Livländer unterschätzt. Die kleine Schaar der zurückgebliebenen Helden war stark genug gewesen, dem übermächtigen Feinde Stand zu halten. Bis vor die Thore Wendens freilich waren die 16,000 Russen gedrungen, aber sie konnten die hartnäckig vertheidigte Burg nicht nehmen. Von den Deutschen verfolgt mußten sie abziehen. Mord und Verwüstung des Landes war die einzige Frucht ihres Zuges, keine Saat zu einer dauernden Gründung war für die Zukunft gelegt worden. Als vollends mit dem Frühjahr 1219 der Herzog Albert von Sachsen mit einem starken Kreuzheere herankam und nun auch die Esten nochmals die Schärfe des deutschen Schwertes spüren mußten, war jede dänische Hülfe unnütz geworden. Nur ließ das einmal Geschehene sich nicht rückgängig machen, die Dänen kamen und damit begann eine unheilvolle Entwickelung für Livland.

Mit einer mächtigen Flotte landete König Waldemar „in der Bucht der westlichen Spitze der Landschaft Reval, dort wo die Küste sich nach Süden wendet.“ [2]) Da stand, an der Stelle des heutigen Reval, eine Estenburg Lindanissa. Sie wurde niedergerissen und sogleich der Grund zu einer Dänenburg gelegt. Die Esten der angrenzenden Landschaften hatten inzwischen mit Macht gerüstet; doch stellten sie sich Anfangs friedlich, sandten ihre Aeltesten in das Lager des Königs, nahmen die reichen ihnen gebotenen Geschenke an und ließen sich taufen. Man konnte sich der Hoffnung hingeben, daß ein Widerstand der Nationalen überhaupt nicht stattfinden werde. Aber am dritten Tage, als die Dänen sich eben von ihrer Abendmahlzeit erhoben hatten, stürzten

1) U. B. XLI. a., unsere einzige Quelle über diese Abtretung. Vgl. Hausmann, Ringen der Deutschen und Dänen. S. 16 Anm. 1.

2) Vgl. Brevern: Liber census Daniae, pag. 96.

in fünf Heerhaufen die Eſten über ſie her und es begann nun ein wilder erbitterter Kampf. Erſt das glückliche Eingreifen des Fürſten Witzlaw von Rügen entſchied zu Gunſten der Chriſten. Eine furchtbare Niederlage der Eſten bezeichnete den Ausgang des blutigen Tages, der noch heute in der Erinnerung der Dänen fortlebt. An ihn knüpft ſich die Sage vom Danebrog, der rothen Fahne mit dem weißen Kreuz, die im Augenblicke der Noth vom Himmel fiel, um den Dänen zum Siege vorzuleuchten. Das weiße Kreuz im rothen Felde trägt aber heute das Reichspanier Dänemarks und das Wappen — der Stadt Reval. Es ſcheint nun, daß, als König Waldemar nach Beendigung des Burgbaues im Herbſte fortzog, er als Beſatzung derſelben ſeine deutſchen Mannen zurückließ. Nächſt ihnen als Leiter der weiteren Unternehmungen Erzbiſchof Andreas und Wescelin, den der König und ſeine Biſchöfe an Stelle des von den Eſten erſchlagenen Theodorich zum Biſchof von Eſtland erhoben hatten. Im Laufe eines Jahres gelang es ihnen, die Landſchaft Revele und einen Theil von Harrien zu unterwerfen. Biſchof Albert hatte ſich mittlerweile abwartend verhalten und ſeine Kräfte vornehmlich der Chriſtianiſirung Semgallens zugewandt. Da führten die weitgehenden Anſprüche Waldemars zu einem Conflikt zwiſchen Dänen und Deutſchen. Der König behauptete nämlich, daß Kraft des Vertrages von Schleswig auch Saccala und Ugaunien, ſowie die weſtlichen Strandprovinzen ihm gebührten. Sowohl der Orden als Biſchof Albert wollten von der unbilligen Forderung nichts wiſſen. Nur das noch nicht eroberte Eſtland ſei Waldemar überlaſſen worden, nicht mehr aber auch nicht weniger. Sind wir nun auch leider nicht in der Lage, an dem Wortlaut der Vertragsurkunde ſelbſt das Recht beider Theile zu prüfen, ſo iſt doch zweifellos, daß die Anſprüche der Dänen in ſchroffſtem Gegenſatze zu dem ſtanden, was ſie ſelbſt auf eſtniſchem Grund und Boden zu leiſten vermochten. Die eigentliche Eroberung Eſtlands ging nicht von ihnen, ſondern vom Orden aus, der das ganze freie Gebiet, das zwiſchen dem kleinen Territorium der Dänen und den anerkannt deutſchen Landen lag, ſich in einer Reihe glücklicher Feldzüge unterwarf. Die Dänen hatten den Erfolgen der Deutſchen zugeſchaut, ohne den geringſten Widerſpruch zu erheben. Jetzt plötzlich wurden ſie vom regſten Miſſionseifer ergriffen. Erzbiſchof Andreas ſchickte in die von Deutſchen eingenommenen Gebiete nicht nur Prieſter, ſondern ſogar Laien, um möglichſt raſch zu taufen. Wer bereits aus deutſcher Hand die Taufe empfangen hatte, wurde im beſten Falle hart bedroht, häufig aber grauſam gezüchtigt, ein Aelteſter ſogar gehenkt. Es kam ſo zu einem förmlichen Treibjagen um die Seelen der Eſten, oder vielmehr um die Frage, ob Dänen oder Deutſche taufen ſollten. Davon hing nach den Anſchauungen der Zeit die Zugehörigkeit zu dem einen oder zu dem andern Staate ab. Es kam aber noch ein neues Moment des Conflikte hinzu. Biſchof Albert hatte zum Nachfolger des erſchlagenen Theodorich ſeinen Bruder Hermann ernannt, während, wie wir ſahen, Waldemar ſchon ſeinen Caplan Wescolin zum Eſtenbiſchof gemacht hatte. Als nun die Deutſchen nicht nachgeben wollten,

griff Waldemar zu dem erprobten Mittel, die Oſtſeehäfen zu ſperren und dem neuen Biſchof Waldemar den Weg nach Livland zu verlegen. Zwei ziemlich „gewundene“ Bullen, welche Albert von Papſt Honorius erwirkt hatte, ließ er unberückſichtigt, ja er verſtand vom Papſte die Anerkennung ſeines Candidaten als Biſchof von Reval zu erwirken [1]), es war für die Curie wichtig, den mächtigen Dänenkönig bei guter Laune zu erhalten.

Im Sommer 1220 erſchien dann König Waldemar zum zweiten Mal in Eſtland und citirte ſogleich Biſchof Albert und den Orden vor ſich. Albert erſchien nicht, er war übers Meer gezogen, dort Hülfe zu ſuchen, wohl aber kam Volquin, der ſich in ſchlimmer Selbſtſucht nicht ſcheute, dafür, daß Saccala und Ugaunien ſeiner Ritterſchaft überlaſſen wurden, den König als Oberherrn des übrigen Eſtland anzuerkennen, an dem die Biſchöfe Albert und Hermann keinen Theil haben ſollten. Alle Schritte, welche Albert that, um dieſes verrätheriſche Abkommen zu nichte zu machen, waren vergeblich. Schon in Lübeck war er nur mit Mühe den Nachſtellungen der ihm auflauernden Dänen entronnen, in Rom fand er nirgend Gehör und auch am kaiſerlichen Hofe gab es nur Achſelzucken und ſchöne Worte. Friedrich, der eben zum Kaiſer gekrönt war, rieth mit den Dänen und mit den Ruſſen Frieden zu halten, bis ein feſter Ueberbau die junge Pflanzung decke. Man kann die hülfloſe Lage des von Allen verlaſſenen Biſchofs nicht beſſer zeichnen, als mit den Worten des Chroniſten: „und da der Biſchof keinen Troſt empfing, weder vom heiligen Vater noch vom Kaiſer, ſo kehrte er zurück nach Deutſchland. Und es däuchte ihn auf guter Männer Rath vortheilhafter, den König von Dänemark anzugehen, als daß die livländiſche Kirche arge Gefahr liefe. Denn den Lübeckern verbot der König von Dänemark, den Pilgrimmen nach Livland Schiffe zu ſtellen, bis er den Biſchof zu ſeiner Zuſtimmung vermocht hätte. Daher ging zuletzt derſelbe hochwürdige Biſchof mit ſeinem Bruder, dem Biſchof Hermann, den genannten König von Dänemark an und hat ſowohl Livland als Eſtland in ſeine Botmäßigkeit überlaſſen, jedoch nur, wenn die Prälaten ſeiner Conventе, wie auch ſeine Mannen und die Rigaſchen alle mit Liven und Letten zu dieſer Beſtimmung ihre Einwilligung geben würden.“

Alſo nicht das halbe oder ganze Eſtland, ganz Livland und Eſtland nannte der König ſein. Es war ihm durch Hinterliſt und Gewalt gelungen, thatſächlich die ganze deutſche Colonie zu erwerben. Aber dieſer Höhepunkt däniſcher Macht bezeichnet zugleich den überraſchend ſchnell eintretenden Niedergang. Als Albert in Riga eintraf, wollte Niemand etwas von einer Unterwerfung unter Dänemark hören. Der däniſche Vogt, den Waldemar nach Riga ſchickte, mußte in Schanden wieder abziehen; lieber wolle man das Land verlaſſen und in die Heimath zurückwandern, von der man ausgegangen ſei, als dem Dänenkönige

1) Vgl. Urk. v. 19. März 1220. Man wird wohl berechtigt ſein anzunehmen, daß damals die Anfänge einer ſtädtiſchen Siedelung ſich an die Dänenburg Reval ſchloſſen.

dienen. Im Sommer 1221 kam es sogar zu einer Verschwörung, in welcher die Stadt Riga und die Liven und Letten sich zusammenthaten, um den Orden zum Aufgeben seiner dänenfreundlichen Politik zu zwingen. Wenn es dem Orden auch gelang, durch rechtzeitige Gefangennahme der Aeltesten der Liven den Bund zu sprengen, war es doch für ihn wie namentlich für Dänemark eine nicht mißzuverstehende Aeußerung der Stimmung des Landes. Die Noth, in welche gleichzeitig Erzbischof Andreas gerieth, half dann den unmöglichen Vertrag stürzen. Die Flotte der Oeseler war vor der Burg Reval erschienen und das hatte genügt, Revaler, Harrier und Wirländer zum Abfall zu bewegen. Mit äußerster Mühe erwehrte sich der Erzbischof ihrer zwei Wochen lang. Schließlich befreite ihn ein glückliches Ungefähr. Vier Schiffe, welche auf der Höhe von Reval erschienen, wurden von den Esten für die Vorhut König Waldemars gehalten; die Oeseler eilten zu ihren Fahrzeugen und segelten ab. So ward Reval zwar frei, aber zu deutlich hatte Erzbischof Andreas sich von seiner Ohnmacht überzeugen müssen. Kam es jetzt zwischen ihm und den deutschen Livländern zum Bruch, so konnte darüber die ganze dänische Niederlassung zu Grunde gehen. So schickte er Boten nach Riga und gegen das Versprechen, Livland zur vorigen Freiheit zurückzuführen, schlossen Deutsche und Dänen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Heiden und Russen. Im Sommer 1222 entschloß sich auch König Waldemar diesen Vertrag zu ratificiren. Bischof Albert, Meister Volquin mit mehreren Rittern, dazu Abgeordnete der Liven „und Andere" waren in Oesel vor dem Könige erschienen, um einmüthig, wie sie von allen Bewohnern Livlands angewiesen waren, der Abtretung Livlands zu widersprechen. Nach Berathung mit seinen Räthen gab Waldemar Livland frei; auch ihm war das Bündniß mit den Deutschen wichtig. Als sie ihm und den Seinen immerdar getreue Hülfe zu leisten versprachen, schieden beide Theile in Frieden. Als Bürgen des geschlossenen Friedens blieben auf Bitten des Königs in der neu aufgeführten Dänenburg auf Oesel der Bruder Alberts, Dietrich, und einige Ordensritter zurück. Dann segelte Waldemar heim. Auch den Ordensbrüdern ging der Vortheil verloren, den sie aus der heimtückischen Politik des Königs gezogen hatten. Blieben ihnen auch die weltlichen Hoheitsrechte in Saccala und Ugaunien, so mußten sie die geistlichen wieder dem Bischof von Livland überlassen. Der König aber verlor bald danach alle seine Erwerbungen in Folge des großen Estenaufstandes von 1223.

Von Oesel aus ward das Signal dazu gegeben. Die neue Dänenburg mußte nach kurzer Zeit capituliren und die Nachricht von diesem Erfolge setzte sogleich das ganze Estland in Flammen. Harrien, Jerwen, Wirland machten sich frei und bald ergriff die Empörung auch die deutschen Landschaften. Am 29. Januar 1223, einem Sonntage, wurde die Ordensburg Fellin überrumpelt. Ganz Saccala erhob sich wie ein Mann und in Dorpat und Odenpäh, wo seit 1220 ebenfalls Ordensburgen standen, kam der Aufstand augenblicklich zum Ausbruch, als blutige Schwerter den Eingeborenen als Zeugniß der Erfolge

ihrer Landsleute zugeſandt wurden. Dann riefen eſtniſche Geſandte die Ruſſen aus Nowgorod und Pleskau herbei, Dorpat, Fellin und die anderen Burgen wurden ihnen übergeben, und die großartigſten Vorbereitungen zum Widerſtande getroffen.

Es war ein gewaltiger Anlauf der Eſten wider die Fremden, des Heidenthums gegen den verhaßten chriſtlichen Glauben. Da wurden die Weiber wieder aufgenommen, von welchen ſie auf das Gebot der chriſtlichen Prieſter ſich hatten ſcheiden müſſen, die Todten aus den chriſtlichen Kirchhöfen geſcharrt, daß man ſie nach alter Sitte verbrenne, alles Chriſtliche von Haus und Hof ſorgfältig abgewaſchen. Es war wie zu Meinhards Zeiten: ſie warfen den Chriſtennamen aus allen ihren Grenzen. Und in Riga erklärten die Geſandten der Saccaler, ſie wollten Frieden halten, nie aber das Chriſtenthum annehmen, ſo lange noch ein Knabe ein Jahr alt, oder eine Elle hoch im Lande ſei. Als dann im Winter von 1222 auf 1223 die geſammte Macht der Eſten vor der Burg Reval erſchien, da hatte es den Anſchein, als ſolle die Dänenherrſchaft für immer ihr Ende in Livland finden. Von König Waldemar, der zunächſt berufen war als Retter zu erſcheinen, war aber bald keine Hülfe mehr zu erwarten. Am 7. Mai 1223 hatte einer ſeiner Vaſallen, Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin, ihn gefangen genommen, und es trat jetzt klar zu Tage, daß die mächtige Perſönlichkeit des Königs, nicht die innere Kraft der Nation, Dänemark an die Spitze der nordiſchen Staaten Europas geführt hatte. Auch für Deutſchland war die nun eintretende plötzliche Lähmung der Dänenmacht von höchſter Tragweite. Die deutſche Großmacht an der Oſtſee iſt weſentlich doch von dieſer Zeit her zu datiren, denn die Städte, aus denen der Bund der Hanſeaten erwuchs, erhielten erſt jetzt Luft zu freier Entwickelung und drei Jahre nach der kühnen That des Grafen von Schwerin faßte der deutſche Orden in Preußen feſten Fuß.

Nirgends aber machte ſich der Umſchwung raſcher fühlbar als in Livland. Trotz aller Gefahr, die der Eſtenaufſtand und die Ruſſennoth brachten, konnte es nun keinen Augenblick zweifelhaft ſein, daß der Sieg den Deutſchen zufallen müſſe. Die Verbindung mit Deutſchland war wiederhergeſtellt und damit Livland gerettet.

König Waldemar aber ſaß inzwiſchen im Königsloch zu Schloß Dannenberg in der Haft des deutſchen Grafen, der, auf ſein Fehderecht trotzend, von der gelungenen Gewaltthat für ſich ſowohl wie für das Reich den möglichſten Nutzen zu ziehen wußte. Der gefangene König iſt übrigens in ſeinem Kerker nicht ohne Zuſammenhang mit der Außenwelt geblieben. Uns wird mehrfach von Beſuchen berichtet, welche er, meiſt zum Zweck von Verhandlungen, die ſeine eventuelle Freilaſſung betrafen, empfangen hat. Da muß auch die Kunde von den Ereigniſſen in Livland an ſein Ohr gedrungen ſein. Wie der ſchreckliche Eſtenaufſtand am ſchwerſten die däniſchen Beſitzungen im nördlichen Eſtland betroffen hatte, wie zwar des Königs Statthalter, der tapfere Biſchof Tuvo von Ripen, die Belagerer Revals zurückgeſchlagen hatte, aber alles Land

rings umher in den Händen der Aufſtändiſchen war. Auch hat es dem Könige Waldemar ſicher nicht Freude bereitet, daß ein großes Kreuzheer jetzt gerade die Macht der erſt kürzlich von ihm gedemüthigten Deutſchen verſtärkte. Mit ſehr gemiſchten Empfindungen mußte ihn die Nachricht berühren, daß der alte Hader zwiſchen Biſchof und Orden im Augenblicke der Gefahr verſchwunden war; daß ſie beſchloſſen hatten Eſtland gemeinſam wiederzuerobern und den Biſchöfen Albert und Hermann das gleiche Recht an dem wiederzuerobernden Lande zugeſtanden war. Meiſter Volquin mit ſeinen Rittern, unterſtützt von den Landmeiſtern von Segewold und Wenden, die wohlgerüſtete Schaar der Kreuzfahrer, der rigaſche Dompropſt Johannes mit Liven und Letten, ſie alle waren ins Feld gezogen, hatten den Feind an der Ymer aufs Haupt geſchlagen und endlich nach vierzehntägiger Belagerung, am 15. Auguſt 1223, auch das feſte Fellin genommen, das von der ruſſiſchen Beſatzung im Verein mit den Eſten aufs Hartnäckigſte vertheidigt wurde. Es charakteriſirt die Stimmung der Sieger aufs Schärfſte, daß nach der Erſtürmung die Eſten begnadigt, die Ruſſen aber vor den Thoren der Burg aufgeknüpft wurden. Nachdem es den Deutſchen noch gelungen war eine zweite Burg an der Pala zu brechen, mußte die ganze Landſchaft Saccala ſich vor ihnen beugen. Dann war den Aufſtändiſchen noch einmal Hülfe gekommen. 20,000 Ruſſen, die der Bruder des Großfürſten von Susdal, Jaroſlaw, anführte, waren auf den Ruf der Eſten erſchienen, hatten Dorpat und Odenpäh — das „Bärenhaupt“ der ruſſiſchen Chroniken — beſetzt und ſich dann nach Süden gegen die Deutſchen gewandt, die, nun zurückgedrängt, daran denken mußten den eigenen Heerd zu ſchützen. Auf Bitten der Oeſeler aber, denen ganz beſonders an Vernichtung der Machtſtellung Dänemarks lag, machten ſie plötzlich Kehrt, um Revals feſte Mauern niederzulegen. Vier Wochen lang lagen ſie vor der Burg; aber alle ihre Angriffe wurden abgeſchlagen, und im October mußten ſie, mit Schanden — wie der Chroniſt ſagt — abziehen, ohne hier im Norden mehr erreicht zu haben, als Verwüſtung und Plünderung des Landes. Dagegen war die Beſetzung von Ugaunien, namentlich aber von Dorpat und Odenpäh, ein Ereigniß von größter Tragweite. Gelang es den Ruſſen ſich hier zu behaupten, ſo mußte über kurz oder lang das ganze Gebiet bis zur Düna in ihre Hände fallen. Von ruſſiſcher Seite aber waren alle Anſtalten getroffen, um dieſes Gebiet für immer dem deutſchen Einfluſſe zu entziehen. Die Nowgoroder hatten Dorpat und was ſonſt ihnen auf eſtniſchem Boden unterthänig war, dem Fürſten Wiätſchko übergeben, dem ehemaligen Beherrſcher von Kukenois (Kokenhuſen) an der Düna, der im Jahre 1208 durch verrätheriſche Niedermetzelung der Deutſchen, die er laut Vertrag in ſeine Burg aufgenommen hatte, ein unverſöhnlicher Feind der livländiſchen Colonie geworden war. Zweihundert ruſſiſche Krieger waren ihm zugewieſen worden und in Dorpat, das er zu ſeinem Sitze machte, ſchaarte ſich Alles um ihn, was an entſchloſſenen Feinden der Deutſchen noch im Lande war: die eſtniſchen Führer des Aufſtandes, ſowie alle diejenigen, welche um wilder Thaten wegen keine Verzeihung

und keine Gnade zu erwarten hatten. Es war ein gefährlicher Keil zwiſchen dem nördlichen und dem ſüdlichen Theile der Provinz und wenn die ruſſiſche Poſition auch noch nicht ſtark genug war, um den Deutſchen den Durchzug zu wehren, die Gefahr für die Zukunft war darum nicht geringer.

Die Dänen, kaum ſtark genug, um ſich innerhalb der engſten Grenzen zu behaupten, ſahen, nachdem ihnen ſelbſt Hülfe gebracht worden war, mit Neid und Erbitterung, wie gegen Ende des Jahres 1223 ihre Helfer, die Ordensritter, den Kampf wieder aufnehmen konnten und die Gebiete, welche noch kürzlich zu Dänemark gehörten, ihrer Herrſchaft unterwarfen. Von Jerwen und Wirland empfingen ſie Geiſeln, nur Harrien und der Umkreis von Reval wurde den Dänen gelaſſen, welche, das zeigte ſich in Allem, nur eine geduldete Stellung einnahmen. Um dieſes Verhältniß zu legaliſiren, zog im Frühjahr 1224 der Biſchof Albert mit ſeinem Bruder Hermann, dem Waldemar ſo lange die Abfahrt aus Lübeck verwehrt hatte, nach Schloß Dannenberg und von dem gefangenen Könige erlangten ſie, was er nicht länger verweigern konnte. Hermann wurde als Biſchof des ſüdlichen Livland anerkannt, und dadurch ſtillſchweigend zugegeben, daß die Strandprovinzen und Süd-Eſtland fortan zu Deutſch-Livland gehören ſollten. Von faſt gleicher Wichtigkeit für die Colonie war es, daß der Hafen von Lübeck frei blieb und das große Kreuzheer, welches Biſchof Albert nun mit ſich aus Deutſchland nach Livland führte, ihn in den Stand ſetzte, die Erhebung der Eſten völlig zu brechen, indem er die Ruſſen aus Ugaunien vertrieb. Vorher hatte der Biſchof noch eine Genugthuung: der Orden mußte jenen Vortheilen entſagen, die ihm einſt der, faſt möchte man ſagen verrätheriſche, Anſchluß an Dänemark eingetragen hatte. Für den eſtländiſchen Antheil wurde er dem Biſchof Hermann lehnspflichtig, ganz wie dem Biſchof Albert für Livland. Und nun wurde Alles zum letzten entſcheidenden Schlage vorbereitet.

Die Eroberung von Dorpat iſt von ſo maßgebender Wichtigkeit, daß ſie wohl eine genauere Beſchreibung verdient. Dorpat war die ſtärkſte Feſte im Lande, vom Orden mit ganz beſonderer Sorgfalt erbaut, reichlich mit Waffen und Kriegsmaſchinen verſehen und jetzt von Ruſſen vertheidigt, die doch ganz anders kriegstüchtig waren als die zwar tapferen, aber militairiſch ungeſchulten Eſten.

Biſchof Albert bot diesmal die geſammte Macht des Landes auf: Die Ordensbrüder, die Knechte und Vaſallen der Kirche, die Pilger, die Kaufleute und die Bürger Rigas, dazu die Heerhaufen der Liven und Letten.

Am Burtneekſchen See war der Sammelplatz. Hier wurde die Meſſe gefeiert, darauf Kriegsrath gehalten und der beſte Theil des Heeres durch Tag und Nacht gegen Dorpat geſchickt, die Burg zu umzingeln, während der Reſt einen Raubzug nach Wirland unternahm und nach drei Tagen mit dem nöthigen Proviant an Schafen, Rindern und ſonſtigem Bedarf ebenfalls vor Dorpat eintraf. Ringsum bedeckte ſich nun die Ebene mit Zelten. Die umliegenden Wälder lieferten das Holz zu den Kriegsmaſchinen, dem ſchweren Geſchütz, das Balken und Steine gegen die Mauern ſchleudert, den Balliſten

und Patherellen. Die größte Sorgfalt aber wurde auf Errichtung eines Thurmes verwandt, den man aus den höchsten und stärksten Bäumen in acht Tagen so hoch aufrichtete, daß er der äußeren Umfassungsmauer gleich kam. Auf Walzen und Rädern schob man ihn in den Burggraben, hart an den Erdwall und unter seinem Schutz begann man nun die Burg zu unterminiren. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung wurde gegraben, und man erreichte wirklich, daß ein Theil des Walles einstürzte. Immer näher rückte der Belagerungsthurm der Mauer. Ein Versuch, die Russen jetzt zu freiwilligem Abzuge zu bewegen, scheiterte an der sicheren Hoffnung derselben auf Entsatz aus Nowgorod, auch verbreitete sich bald im Lager das Gerücht, daß ein russisches Heer plündernd in Ugaunien eingebrochen sei. Der Angriff stockte, bis ausgesandte Späher mit der frohen Nachricht heimkehrten, daß es blinder Lärm gewesen sei und nun ging man wieder rüstig ans Werk. Schon begannen vor dem Steinhagel der Balliſten, den Feuertöpfen und dem glühenden Eisen der Patherellen die Reihen der Vertheidiger auf den Mauern sich zu lichten, dazu verursachten die rings um den Wall aufgethürmten ungeheueren brennenden Holz- und Reisighaufen einen erstickenden Rauch, der die Vertheidigung erschwerte. Aber immer wieder wußte Wiätschko, der die Vertheidigung mit Muth und Geschicklichkeit leitete, seine Esten und Russen zum Kampfe anzustacheln, denn — sagt Heinrich von Lettland, der bei jener Belagerung zugegen war, — er war den Saccalern und andern Esten ein Fallstrick und ein großer Teufel. Den Maschinen der Deutschen setzte er ähnliche Maschinen entgegen und seine Bogenschützen verursachten den Belagerern große Verluste. So wogte der Kampf fast zwei Wochen lang hin und her. Auf keiner Seite gönnte man sich Ruhe und Erholung. Unterbrach die Nacht den Kampf, so loderten rings um die Burg die Lagerfeuer empor und weithin erhob sich ein seltsames Getöse. Liven und Letten schlugen mit Schwertern gegen die Schilde und ließen ihren Schlachtruf hören, von den Feuern der Deutschen ertönte Pauken-, Pfeifen- und Trompetenton und aus der Burg antworteten die Belagerten mit ihrer Kriegsmusik. Endlich war es so weit, daß die Deutschen auf den Antrag des Führers der Kreuzfahrer, Fredehelm, sich zum Sturm entschlossen. Aber die Esten auf der Burg vereitelten den ersten Angriff. Den Deutschen unerwartet öffnete sich plötzlich eine gewaltige Bresche in der Burgmauer und ungeheuere Feuermassen rollten von der Höhe gegen den Belagerungsthurm. Es waren theils Räder, die mit Feuer gefüllt waren, theils brennende Balken und nur mit Mühe gelang es den eisengepanzerten Rittern das Feuer zu dämpfen. Unterdessen war es jedoch einem Theil der Belagerer geglückt, die Fallbrücke der Burg in Brand zu stecken und gegen diesen Angriff eilten nun die Russen ans Thor zusammen. Da ergriff der Stiefbruder des Bischofs, Johann von Appeldern, eine Fackel und stürmte den Wall hinan, hinter ihm sein Knappe Petrus, den die spätere Ueberlieferung Peter Oge nannte. In raschem Anlauf gelangten sie glücklich bis auf die Höhe der Mauer und von ihrem Beispiel entflammt folgten die Uebrigen.

Bald war das ganze Heer im Anſturm. Ueber die Schultern der Genoſſen wurde die Mauer erſtiegen, andere drangen durch die von den Belagerern ſelbſt geöffnete Breſche und nachdem ſo mit Schwertern und Lanzen die Feinde zurückgedrängt waren, folgte auch der ganze Haufe der Eſten und Letten nach. Ein wildes Morden begann. Mehr als tauſend Eſten wurden erſchlagen, alle Männer, aber auch Frauen und Kinder fielen der Erbitterung zum Opfer. Die Sieger mochten jenes Vogtes Hobbo gedenken, dem erſt kürzlich Eſten das Herz aus dem Leibe geriſſen hatten, um es zu braten und dann zu freſſen, und der zahlloſen anderen Opfer eſtniſcher Grauſamkeiten. Wer aus der Burg entkam, fiel denen in die Hände, die draußen ſtanden. Es wurde kein Erbarmen geübt. Am längſten wehrten ſich die Ruſſen. Sie hatten ſich in die innere Feſtung zurückgezogen, aber auch ſie wurden, den König Wiätſchko mit eingeſchloſſen, erſchlagen. Nur einer blieb am Leben, ein Vaſall des Großfürſten von Susdal. Den kleideten die Ritter hernach und gaben ihm ein gutes Roß, daß er in Nowgorod und Susdal erzähle, was geſchehen ſei. So war im September 1224 der große Eſtenaufſtand gebrochen und da gleichzeitig über Rußland das Verhängniß der Tatareninvaſion einbrach, hatte Livland auf lange hinaus vor den mächtigen Feinden im Oſten Ruhe.

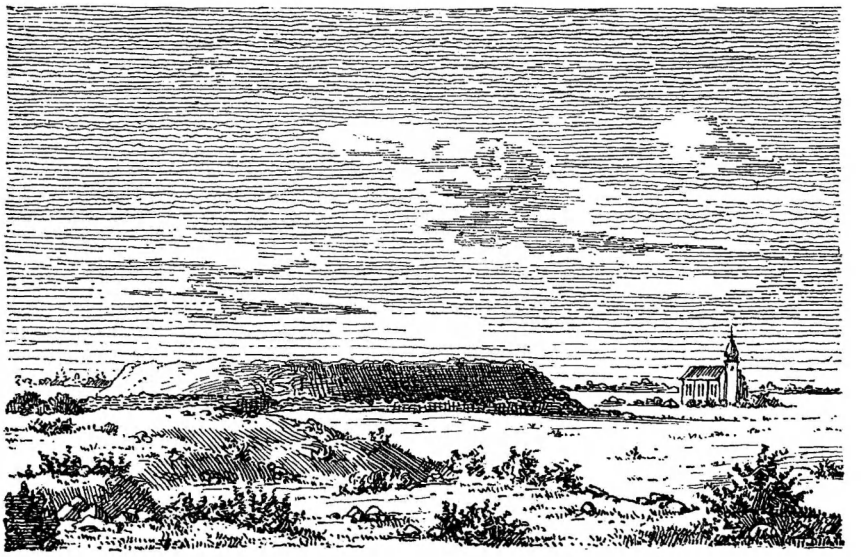
Faſt ein Menſchenalter hatte ſo der Krieg um Livland gedauert. Mit der definitiven Unterwerfung der Eſten, der Abwehr der Ruſſen war er zu Ende gekämpft und „alles Volk ruhte nun unter dem Schirme des Herrn.“ Biſchof Hermann ordnete die Verhältniſſe in Ugaunien, der Orden richtete ſich in Saccala ein und erbaute aufs Neue das zerſtörte Fellin, die Oeſeler ſchickten Albrechts Bruder, Theodorich, aus der Gefangenſchaft heim, die Ruſſen hatten Frieden geſchloſſen und Wirland und Jerwen ſchickten den Ordensrittern, ihren Herren, Pferde und andere Geſchenke. Die Eſten verließen ihre Holzburgen, bauten ihre verbrannten Dörfer auf und ſahen wieder chriſtliche Kirchen in ihrer Mitte erſtehen; die Letten und Liven der Grenzprovinzen kehrten aus ihren Schlupfwinkeln in Wald und Sumpf zu ihren Häuſern und Aeckern zurück: es konnte nach langer Zeit endlich das Feld wieder einmal in Frieden beſtellt werden.

Eins aber that jetzt vor Allem Noth: Feſtigung des Friedens, Klärung der Verhältniſſe zwiſchen den einzelnen Machthabern, dem Orden, den Biſchöfen, der Stadt Riga und den Dänen, und Feſtſtellung des Verhältniſſes der Eingeborenen zu den Deutſchen, damit jeder wiſſe, was er zu leiſten und was er zu fordern habe.

Weder Biſchof Albert noch ſonſt irgend jemand in Livland konnte das thun, es bedurfte einer höheren Autorität, der ſich alle gleich beugen mußten und deshalb wandte ſich Albert an den Papſt. Er bat ihn um einen Legaten und Papſt Honorius III. ſchickte mit ausgedehnten Vollmachten den um den Oſten Europas hoch verdienten Biſchof Wilhelm von Modena, dem als päpſtlichem Kanzler die rechtlichen Grundlagen der livländiſchen Verhältniſſe bereits wohl bekannt ſein mußten. Am 31. December 1224 erfolgte Wilhelms

Ernennung und ſchon im Frühjahr 1225 langte er mit Gefolge und Pilgern in Livland an: Wir können hier auf die Einzelheiten ſeiner tiefgreifenden Wirkſamkeit nicht näher eingehen, nur das Wichtigſte mag hervorgehoben werden. Nachdem Wilhelm das Land der Letten und Liven, darauf Saccala und Ugaunien genau erkundet und ſo durch perſönliche Anſchauung die Verhältniſſe kennen gelernt hatte, kehrte er nach Riga zurück und regelte die Jurisdictionsverhältniſſe zwiſchen den Biſchöfen von Riga und Dorpat und dem Orden. Eine zweite Reiſe galt dem oberen Dünagebiet bis nach Kokenhuſen hin und nach ſeiner Rückkehr ſicherte er den Bürgern von Riga den Gebrauch des gothländiſchen Rechtes und entſchied den Streit, der zwiſchen der Stadt Riga und dem Biſchof Lambert, dem Nachfolger Bernhards von der Lippe, über einen Landſtrich zwiſchen Düna und ſemgaller Aa ausgebrochen war. Dann wandte er ſich zum ſchwierigſten Theil ſeiner Aufgabe, zur Regelung der eſtländiſchen Verhältniſſe. Das zwiſchen dem livländiſchen Biſchof und den Dänen ſtrittige Gebiet der Wiek ſprach er beiden Theilen ab, um es zu Händen des Papſtes an ſich zu nehmen. Als darauf die Vaſallen Biſchof Hermanns, Engelbert von Tiefenhauſen, Theodorich von Appeldern, Helmold von Lüneburg und Johann von Dolen, während der Legat in Riga war, die Dänen durch einen raſchen Ueberfall aus Wirland vertrieben, citirte Wilhelm die Ruheſtörer vor ſich und zwang ſie durch Androhung des Bannes, das occupirte Land ihm abzutreten. Dann ſchickte er nach Reval und zwang mit denſelben Mitteln die Dänen, auf Wirland, Jerwen, die Wiek und Harrien zu verzichten, ſo daß nur noch Burg und Landſchaft Reval bei ihnen blieben. Mit ſeinen Mannen, Pilgern und Prieſtern drängte er darauf Livländer und Dänen aus dieſen Landſchaften und im Januar 1226 brach er auf, die neuen Erwerbungen des päpſtlichen Stuhles zu beſichtigen. Er nahm ſeinen Weg über Fellin, wo er zwei Tage Raſt hielt, nach Karethen in Jerwen, zog darauf durch Wirland und endlich nach Reval, nöthigte die Dänen, die Geiſeln freizugeben, welche ſie noch von den Eſten hatten, ordnete die Verwaltung der einzelnen eſtniſchen Landſchaften, predigte Eingeborenen und Dänen, ſandte deutſche Prieſter in die noch nicht ganz getaufte Wiek und kehrte Februar 1226 nach Riga zurück, wo er während der Faſten eine Synode in der Marienkirche abhielt. Es handelte ſich für ihn dabei beſonders darum, neben der materiellen Sicherſtellung des Landes auch die ſittlichen Schäden desſelben zu heilen. Die Erbitterung des langjährigen Krieges hatte beſonders in den Kreiſen der Ordensbrüder verwildernd gewirkt und vielfache Mißbräuche in Behandlung der Eingeborenen zur Folge gehabt. Verſuche der Ritter ſie ihrer Freiheit zu berauben hatten ſtattgefunden, mit der Pflege der Schulen und der Pfarrkirchen lag es im Argen, an die Stelle der ordentlichen Gerichte war die raſche und harte Entſcheidung des Kriegsrechts getreten. So wurde denn auf das Nachdrücklichſte die perſönliche Freiheit der Indigenen geſichert, auch die derjenigen Eſtenſtämme, die bis zuletzt im Widerſtande beharrten und wohl aus dieſem Grunde hat Wilhelm jene Gebiete fürs Erſte unter den directen

Schutz des Papſtes geſtellt. Eine dauernde Gründung nach dieſer Richtung hin ins Leben zu rufen, lag, ſoweit wir ſehen können, nicht in ſeinen Plänen. Er wollte ein Uebergangsſtadium ſchaffen und die künftigen Herren des Landes in bereits geordnete Verhältniſſe treten laſſen. Zum Statthalter des Papſtes in dieſen Gebieten, die das nordöſtliche Eſtland umfaßten, ernannte er, da er ſelbſt im Begriff war, nach Italien zurückzukehren, ſeinen Caplan Johannes. Es zeigte ſich aber bald, daß dieſer Mann die Autorität, welche ſeine Stellung erforderte, nicht beſaß. Noch hatte der Legat den Boden Livlands nicht verlaſſen, ſo mußte er erfahren, daß Johann von Dolen ſich zum zweiten Male in Wirland feſtgeſetzt hatte. Der Bannſtrahl, den er gegen ihn ſchleuderte,



Die Bauernfeſtung Wolde, der Bauernberg genannt, auf der Inſel Oeſel.
Nach einer Zeichnung von Carl Baron Ungern-Sternberg, nach der Natur 1826.

that nur geringe Wirkung, da Wilhelm ſelbſt ſeine Abfahrt nicht länger aufſchieben konnte. Er ſchickte zwar von Gothland aus dem Statthalter Johannes ein Kreuzheer zu Hülfe, es wurde jedoch nicht zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung verwandt. Biſchof Albert und die Stadt Riga vermittelten, wir wiſſen nicht unter welchen Bedingungen, einen Vertrag im Norden und die geſammte Heeresmacht Livlands wandte ſich im Januar 1227 gegen Oeſel. Auch der greiſe Biſchof Albert hatte ſich dem Zuge angeſchloſſen.

Zwanzigtauſend Mann ſtark zogen ſie über das ſpiegelblanke Eis des Sundes, diesmal nicht nur von Letten und Liven, ſondern auch von eſtniſchen Heerhaufen unterſtützt und in kurzem Feldzuge gelang es, ſämmtliche Burgen der Oeſeler zu brechen und das ganze Land zur Annahme des Chriſtenthums

zu nöthigen. Der Vicelegat Magister Johannes und Gandulf, ein Mann des Bischofs von Modena, der die Kirchenfahne dem Heere vorantrug, gaben dem Zuge die höhere geistliche Weihe, eine Thatsache, an welche die Curie später höchst unbequeme materielle Ansprüche knüpfte.

Die Eroberung Oesels ist ein Ereigniß von größter Tragweite. Livland war jetzt ganz gesichert, der Handel der Ostsee frei, die Küsten Schwedens und Dänemarks von der entsetzlichen Geißel erlöst, welche dies schlimme Raubnest ihnen und den Ihrigen immer wieder gewesen war. War doch noch Wilhelm von Modena bei seiner Heimfahrt einer Seeräuberflotte begegnet, aus der ihm das Jammern geraubter schwedischer Frauen und Jungfrauen entgegentönte. Die Unterwerfung dieses Raubstaates ist der politische Abschluß der Gründung Deutsch-Livlands, das nun in seinen Grundzügen fertig dastand. Wenn auch in der Folgezeit noch Großes geschah und namentlich der Süden noch der Unterwerfung harrte, im Wesentlichen blieben die Verhältnisse so wie sie zu Bischof Alberts Zeiten sich gestaltet hatten.

Die Dänenherrschaft im Norden und jener merkwürdige päpstliche Staat zwischen dem deutschen und dem dänischen Gebiet fielen noch bei seinen Lebzeiten. Johannes erkannte, daß er sich gegenüber den Anfeindungen der bischöflichen Vasallen und der Dänen nicht behaupten könne und trat, vielleicht noch im Laufe des Jahres 1227, seine Statthalterschaft der deutschen Gesammtheit ab, jedoch so, daß die oberherrlichen Rechte des Papstes aufrecht blieben. Man wird sich der Annahme nicht entziehen können, daß er dabei im Auftrage des Legaten handelte. Harrien war den Dänen wieder zugefallen, aber Wirland, Jerwen und die Wiek erhielten die Deutschen. Der größte Theil des abgetretenen Landes kam in den Besitz des Ordens. Nur die Wiek nahm Albert für sich in Anspruch, um aus ihr und der Insel Oesel ein neues Bisthum zu errichten, die Stadt Riga aber verzichtete auf jeden Erwerb in diesen entlegenen Gegenden. Dann geriethen noch in demselben Jahre die Dänen mit dem Orden aneinander, der sie vor den Mauern Revals schlug und damit nöthigte, ihm Reval und Alles, was sie in Estland besaßen, abzutreten. Mit ihren Bischöfen Wescelin und Ostrad wurden die Dänen in ihre Heimath zurückgeschickt. Als sie heimkehrten, hatte die Schlacht bei Bornhöved die Großmachtsstellung Dänemarks endgültig gebrochen. Die livländischen Dinge stehen auch hier in engem Zusammenhange mit den deutschen. Wahrscheinlich zählte auch Livland zu der Conföderation, welcher Waldemar unterlag, so daß die Einnahme Revals mit zu der kriegerischen Combination gehörte, die im Plan der Verbündeten lag. Noch ist der Brief erhalten, den vor der Entscheidung der Bischof Albert, Meister Volquin, die Bürger zu Riga und die übrigen Deutschen in Livland den ehrsamen Bürgern in Lübeck schrieben: „Da wir euere Drangsal kennen, wollen wir niemals, ohne euch mit einzuschließen, Frieden mit dem Könige von Dänemark und seinem Volke machen. Nun bitten wir aber auch euch, daß ihr ebenso verfahret. Wisset, daß die Oeseler euere Briefe gut aufgenommen haben und euch Hülfe zu

leiſten, ſowie uns in allen Dingen unterthänig zu ſein verſprochen haben und entſchloſſen ſind, mit uns in Krieg und Frieden zuſammenzuſtehen."

Ein Jahr darauf hat dann König Heinrich VII. von Deutſchland, aus königlicher Gnade und Machtvollkommenheit zu ſeiner und ſeiner Vorfahren Seelenheil die ganze Provinz Reval, die Burg mit eingeſchloſſen, dazu Jerwen, Harrien und Wirland dem Meiſter Volquin und ſeinen Brüdern zu ewigem Beſitz verliehen. Damit war auch den neuen Erwerbungen des Ordens der Rechtstitel gegeben, nachdem ſchon am 1. December 1224 Biſchof Albert auf ſeine Bitte erlangt hatte, daß Lettland, Leal und die Wiek zu einer Markgrafſchaft des Reichs erhoben wurden. Albert aber war zum Reichsfürſten ernannt worden mit der Befugniß, Münzen zu ſchlagen und Stadtrechte zu verleihen. Der Zuſammenhang Livlands mit Deutſchland war ſo nochmals in feierlichſter Weiſe beſtätigt worden.



Siegel der Domkirche zu Riga.
Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Thronſeſſel zwiſchen zwei Sternen. Umſchrift: †: SIGILLVM · ECCLESIE · S(an)C(t)E · MARIE IN RIGA. Von einer Urkunde vom 24. Juli 1224. Toll'ſche Sammlung. Originalgröße.

Albert konnte, wenn er auf ſein Lebenswerk zurückblickte, wohl zufrieden ſein. Vieles war ihm gelungen, wenn auch nicht Alles. Seinen Plan, Riga zum Erzbisthum zu erheben, hatte er nicht durchſetzen können, aber auch Bremens oberherrliche Anſprüche waren nicht zur Geltung gekommen. Der Orden war nicht in dem Sinne, wie er wohl gewünſcht hatte, ihm unterthan; des harten und eigenwilligen Volquin war er nicht Herr geworden und es mochte ihn wohl ſchmerzen, wenn er ſah, wie die vom Orden den Dänen entriſſenen Gebiete auch in geiſtlicher Beziehung den Rittern unterſtellt waren. Die Keime eines künftigen Ringens zwiſchen dem Orden und dem Biſchof von Riga lagen dem ſcharfen Auge bereits erkennbar vor. Aber Albert wollte nicht agreſſiv vorgehen und einen Streit in Angriff nehmen, deſſen Ende er vorausſichtlich nicht erleben konnte. Der Zug gegen Oeſel war ſeine letzte kriegeriſche Unternehmung. Von da ab blieb er ruhig in Riga, nur mit der Seelſorge und mit der Ordnung ſeines weiten Bisthums beſchäftigt. Ueber dieſen Arbeiten hat ihn am 17. Januar 1229 der Tod überraſcht. In der Domkirche zu Riga wurde der große Biſchof, der geiſtige und geiſtliche Vater Livlands, beigeſetzt.

Man kann die Zeit der Regierung Alberts füglich die heroiſche Periode der livländiſchen Geſchichte nennen. Was hier in einem Menſchenalter geſchah, hat ſich in dieſer Weiſe nicht wiederholt; der freudige Muth, die Schaffenskraft und der religiöſe Impuls der Zeit wirkten zuſammen, um dem Unternehmen diejenige Weihe zu geben, ohne welche es ein Frevel geweſen wäre.

Wer ſich von dieſem Geiſte durchdringen will, der leſe die Chronik Heinrichs von Lettland, der die Wunder jener Tage mit erlebte und in unbefangener Wahrheitsliebe aufzeichnete. Eingehendes Studium ſeines Buches iſt die Brücke zum Verſtändniß der Geſchichte Livlands, das einen Hauch des Geiſtes, der in ihm und ſeinen Zeitgenoſſen lebte, ſich bis zuletzt bewahrt hat.

Drittes Kapitel.

Der Untergang der Schwertbrüder.

Alberts Tod war ein Unglück für das ganze Land, zumal eine ſtrittige Biſchofswahl Unzufriedenheit und Unruhe hervorrief. Der Erzbiſchof von Bremen fand die Gelegenheit günſtig, jetzt endlich ſeine alten Anſprüche zur Geltung zu bringen. Auf die erſte Kunde von Alberts Tode ernannte er den Domherrn Albert Suerbeer zum livländiſchen Biſchof, während das Rigaſche Domkapitel Nicolaus, Domherrn zu St. Marien in Magdeburg vom Prämonſtratenſerorden zu ſeinem Nachfolger wählte. Mit der Ausgleichung des Streites beauftragte Papſt Gregor IX. ſeinen Legaten, den Cardinaldiacon Otto. Dieſer ſuſpendirte zunächſt beide Biſchöfe und übertrug die Verwaltung Livlands ſeinem Beichtiger, dem Mönche Balduin von Alna. Es war keine glückliche Wahl und in Livland erwartete man nichts Gutes von ihr.



Majeſtätsſiegel des Erzbiſchofs Albert Suerbeer.

Im Felde der Erzbiſchof ſtehend, mit der Rechten einen Krug Waſſer ausgießend, in der Linken das Evangelium. Zu jeder Seite des Erzbiſchofs ein Neubekehrter in einer Kapelle, der eine den Krummſtab, der andere das Kreuz haltend. Unter der Kapelle rechts PCIA (provincia), links LIVOI (Livonie). In dem durch einen dreigetheilten Bogen vom Siegelfelde getrennten Abſchnitte ſind vier Täuflinge in einem Fluſſe dargeſtellt, über denen die Rechte Gottes aus dem Himmel hervorragt. Darunter (ES)TŌI (Estoni): Umſchrift: (ALB(er)T(us) D(e)I: GRA(cia):) ARCHIEP(iscopu)S PR(im)VS (BATIZO GE(n)TES) QVARV(m). D(eu)S: ABLVE ME(NTES). An einer Urkunde vom 12. December 1254 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Toll'ſche Sammlung. Originalgröße.

Noch bevor Balduin im Jahre 1230 in Riga eintraf, hatten ſich die Livländer von ihm in Gothland das eidliche Verſprechen geben laſſen, daß er ihre Rechte nicht antaſten werde. Trotzdem begann er ſeine Thätigkeit mit einer Reihe von Gewaltſamkeiten, durch welche er bald das ganze Land erbitterte. Unſer Material iſt zu dürftig, um ein Urtheil über den Plan ſeines Vorgehens zu geſtatten. Den Rigenſern nahm er die weiten Landſtrecken, welche ſie in Kurland beſaßen, und als ſie ihn immer dringender an ſein Verſprechen erinnerten, zog er in das feſte Kloſter Dünamünde und führte beim Papſte bittere Klagen über die Städter,

welche ihm nach dem Leben getrachtet hätten. Dann wußte er es durch eine Reihe geſchickter Unterhandlungen dahin zu bringen, daß ſich die Kuren ihm perſönlich oder vielmehr direkt dem Papſte unterwarfen und ſo jedem Einfluß der deutſchen Livländer entzogen wurden. Die Proteſte der Letzteren ließ er unbeachtet, ja ſogar das öſtliche Kurland, das ſchon zu Alberts Zeiten vom Orden der Stadt Riga und der Kirche unterworfen war, wußte er heimtückiſch ihnen zu entziehen und namentlich dadurch an ſich zu feſſeln, daß er die Geiſeln der Kuren nach Dünamünde brachte, wo er unumſchränkt herrſchte. So dauerte der Streit fort, bis die endliche Entſcheidung der Biſchofswahl ihn vorläufig zum Schweigen brachte. Nicolaus, der Anfangs geneigt ſchien zurückzutreten, zog ſeine dem Vicelegaten Balduin ertheilte Zuſage zurück, weil er eine Wendung zu ſeinen Gunſten vorherſah. Er täuſchte ſich nicht. Der Cardinal Otto caſſirte die Wahl Suerbeers und beſtätigte darauf den vom Rigaer Kapitel gewählten Nicolaus, Papſt Gregor IX. aber legte dem Bremer Erzbisthum ewiges Schweigen auf.

Nicolaus trat ſogleich im Intereſſe der Livländer gegen Balduin auf, war aber ſo unvorſichtig dabei, weit über ſeine Machtbefugniſſe hinaus zu gehen. Er verlieh nämlich durch Urkunde vom 9. Auguſt 1231 den Bürgern Rigas, neben einem Drittel von Semgallen und Oeſel auch ein Sechſtel Kurlands und die zwölf Rathsherren der Stadt zögerten nicht, das Land von ihm zu Lehen zu nehmen. Sie belehnten ſiebzig Kaufleute in Kurland und Semgallen, ſechsundfünfzig außerdem in Kurland; Nicolaus ſowie der Orden bekräftigten dieſe Verfügungen und als Balduin Einſpruch erhob, wurde er durch einen, wie er behauptete, parteiiſchen Schiedsſpruch genöthigt, die aus Kurland empfangenen Geiſeln auszuliefern. Jerwen und Wirland wurden zwar auf Verlangen Balduins demſelben zugewieſen, aber der Orden hatte ſich durch Belehnung von zweihundert gothländiſchen Kaufleuten in Jerwen eines zuverläßigen Anhanges verſichert und rechnete offenbar darauf, in beſſeren Tagen den verlorenen Poſten zurückzugewinnen. Die Art und Weiſe endlich, wie Balduin für die Neophyten gegen die Landesherren Partei nahm, ſteigerte den Gegenſatz ſo ſehr, daß der Vice-Legat wohl einſah, daß er weitergehender Vollmachten bedürfe.

Balduin ging nun nach Rom und verſtand es ſo ſehr, den Papſt für ſich zu gewinnen, daß dieſer nicht nur ſein bisheriges Verfahren billigte, ſondern ihn ſogar eigenhändig zum Biſchof von Semgallen weihte und ihn zugleich zum päpſtlichen Legaten für Gothland, Finnland, Eſtland, Kurland und Semgallen ernannte. Es liegt auf der Hand, daß dadurch Balduin mit einem Schlage zum Herrn ſeiner livländiſchen Gegner gemacht wurde. Die päpſtlichen Bullen, welche er nach Livland, gleichſam als Rüſtzeug mitbrachte, illuſtriren uns die Pläne Gregors. Wo ihm Widerſtand begegnet, ſoll Balduin mit den geiſtlichen Waffen der Excommunication, der Suspenſion und des Interdictes vorgehen. Seine Forderungen aber waren derart, daß eine willige Fügſamkeit der Livländer ganz außerhalb der Möglichkeit lag. Semgallen

ſollten ſie zunächſt ausliefern und alle Geiſeln dem Legaten übergeben. Denn die Wahl des Biſchofs Lambert von Semgallen ſei als null und nichtig zu betrachten, ebenſo alle Amtshandlungen desſelben und die ſeine Diöceſe betreffenden Verfügungen Papſt Innocenz III., Wilhelms von Modena, ja ſogar die von Gregor IX. ſelbſt erlaſſenen Beſtätigungen dieſer Rechtsurkunden. Durch eine andere Bulle wurde dem neuen Legaten ganz Kurland übertragen und ihm zugleich der Auftrag ertheilt, wo in Livland und Eſtland noch keine begrenzten Diöceſen ſeien, dieſe für den Papſt in Beſitz zu nehmen. Den Livländern aber wurde befohlen, Wirland, Jerwen und die Wiek herauszugeben, für Wirland und Reval ſolle Balduin perſönlich Sorge tragen. Endlich ſeien ihm die Geiſeln auszuliefern, welche Oeſel geſtellt hatte. Man ſtaunt, wenn man dieſe päpſtlichen Bullen lieſt. Wie leicht geht doch Papſt Gregor über die Gnadenbriefe Kaiſer Friedrich II. und Heinrich VII., über die Privilegien ſeiner Vorgänger und über die Ordnungen Wilhelms von Modena hinweg. Aber nicht genug damit: zuletzt wird Allen, die innerhalb Balduins Legationsbezirk wohnen, verboten, ohne ſeine Einwilligung mit den Ruſſen oder mit den Heiden Frieden und Verträge zu ſchließen.

Was blieb da von der Selbſtändigkeit Livlands übrig? Der Norden und Süden ſollten dem Papſte ganz in die Hand fallen, das Land in der Mitte unter Vormundſchaft geſtellt werden, und über dem Ganzen der Mönch von Alna gebieten wie ein König. Ueberbrachte er doch gleich, um die Situation zu kennzeichnen, dem neu gewählten Biſchofe von Riga einen ſcharfen päpſtlichen Verweis.

Es war, darüber kann kein Zweifel walten, ein nochmaliger Verſuch des Papſtthums, ſich auf livländiſchem Boden einen Vaſallenſtaat zu gründen.

Aber Balduin, obgleich vielleicht der Urheber des Planes, war nicht der Mann ihn durchzuführen. Auch war der Bogen zu ſtraff geſpannt. Gehorchten die Livländer, ſo war ihre Selbſtändigkeit dahin. Sie waren entſchloſſen, bis aufs Aeußerſte Widerſtand zu leiſten.

Suchen wir heute die rechtliche Seite dieſer Gegenſätze zu verſtehen, ſo läßt ſich nicht beſtreiten, daß der Papſt berechtigt war, eine oberherrliche Stellung in Livland einzunehmen, aber doch nur inſoweit er einmal Errungenes nicht in Frage ſtellte. Livland aber hatte noch einen zweiten Oberherrn, den Kaiſer. Von dieſem ließ ſich zunächſt der Orden einen Schutzbrief für ſeine Beſitzungen ertheilen, einen zweiten, der ihm den Beſitzſtand förmlich garantirte, ſtellte der Herzog von Sachſen aus. Sie hatten dann gleich nach der Abreiſe des Vice-Legaten einen Einfall nach Kurland gemacht und den Eingeborenen die ihnen von Balduin verliehenen Freibriefe abgenommen.

Als nun zu Anfang des Jahres 1232 Balduin als voller Legat mit den oben aufgeführten weitgehenden Vollmachten zurückkehrte, ſchien anfänglich die Scheu vor der Autorität des päpſtlichen Stuhles zu überwiegen. Jerwen und Kurland wurden dem Legaten nochmals ausgeliefert, an der Frage über

das Eigenthumsrecht an der Burg Reval aber entzündete sich der feindselige Gegensatz der Tendenzen zu neuer Gluth.

Reval war, wie wir gesehen haben, 1227 vom Orden den Dänen abgenommen und auf dem, Meister Volquin zugefallenen, vierten Theile des Domes eine Burg errichtet worden, während die übrigen drei Theile des Domes den Vasallen von Harrien, Wirland und Reval übergeben waren. Auf das Verlangen des Legaten wurden ihm zwar von den Vasallen die ihnen gehörigen drei Viertheile der Burg ausgeliefert — er gab sie ihnen dann zur Bewahrung zurück — die Ordensbrüder aber weigerten sich energisch, ein Gleiches zu thun. Endlich verständigte man sich auf ein Schiedsgericht, in welchem wahrscheinlich der Bischof von Leal den Ausschlag gab und zwar im Sinne Balduins, jedoch so, daß Meister Volquin sich damit zufrieden erklärte. Er war, wie Balduin sich später ausdrückte, der römischen Kirche günstiger gesinnt, als die Brüder. In den Kreisen der Ordensbrüder erregte die Nachgiebigkeit des Meisters den äußersten Zorn. Man bemächtigte sich seiner, warf ihn in den Kerker und während der drei Monate, die er in der Gefangenschaft verbrachte, erfolgte eine Reihe wilder Gewaltthaten. Die Brüder bemächtigten sich des ganzen Domes; die Vasallen, welche ihnen Widerstand zu leisten versuchten, wurden erschlagen und die Umgegend Revals verwüstet. Gegen hundert Vasallen sollen bei dieser Gelegenheit umgekommen sein, die Brüder thürmten die Leichen zu einer Pyramide auf, deren Spitze die aufrechtstehende Leiche des Führers der Vasallen bildete. Zweihundert andere Vasallen wurden gefangen genommen und erst später gegen hohes Lösegeld freigegeben, zweihundert Streitrosse, zweihundertundfünfzig Pferde, vierhundert Rüstungen, dazu Kaufmannsgut und die Habe der Revaler Bürger fielen den Siegern zur Beute.

Man schätzte den Gesammtschaden auf die ungeheure Summe von 15 000 Mark.

Der chronologische Zusammenhang der nun folgenden Ereignisse ist nicht mit Sicherheit herzustellen.

Der Orden bemächtigte sich des noch vom Magister Johannes errichteten und von Balduin allein wiederhergestellten Schosses Hagelithe, welches einen Stützpunkt der päpstlichen Herrschaft in Estland bilden sollte und zerstörte es bis auf den Grund. Die päpstlichen Vasallen in Harrien, Wirland und Revele wurden gezwungen, dem Orden den Lehnseid zu leisten, und wer irgend widerstrebte, verjagt; in Jerwen belehnte der Orden noch vierzig Kaufleute, mit je zwanzig Haken Landes, um seine Herrschaft dauernd zu sichern. Die Burg Goldenbeck ward zerstört, und das Kloster Dünamünde hart bedrängt. Ein Aufstand der Esten in Wirland, dem gegen hundert der päpstlichen Vasallen zum Opfer fielen und ein Einfall der Russen und mit ihnen verbündeter Heiden (Karelen oder Finnen) in das Gebiet des Bisthums Leal, wurden von Balduin ebenfalls auf Machinationen der Ordensbrüder zurückgeführt. Er behauptete, sie seien es gewesen, welche die Russen bis vor Dorpat gelockt, ja sie seien ihnen bei Belagerung der Burg behülflich gewesen und trügen die Schuld,

daß das Kloster Falkenau während dieses Kriegszuges von den Schismatikern und Heiden zerstört worden sei.

Wir erfahren aus der interessanten Urkunde, der wir die Schilderung dieser Ereignisse entnehmen [1]), nichts Genaueres über den weiteren Verlauf dieser Wirren. Es scheint, daß Balduin ein Provinzialconcil zusammenrief und auf demselben sämmtliche Gebietiger des Schwertbrüderordens bannte, ihre Geistlichen suspendirte und degradirte und, auf seine Vollmachten und seine Anhänger gestützt, dem Orden Abbruch zu thun bestrebt war. Nur war die factische Macht in Händen seine Gegnerr, die mit größter Rücksichtslosigkeit ihren Zielen nachgingen. Der Ritter Johann von Buxhöwden, ein Bruder Bischof Alberts, dessen Söhne sich dem Legaten angeschlossen hatten, wurde um 200 Mark geschädigt, ein gewisser Leuderus, Vasall der Rigaer Kirche, der als erster die Ankunft des Legaten gemeldet und wahrscheinlich zum Widerstande gegen den Orden aufgereizt hatte, mußte mit seinem Augenlicht dafür büßen, und der Versuch Balduins, Eingeborene außer Landes zu senden, um sie gegen den Orden in Rom zu verwenden, wurde zunichte gemacht. Man holte sie sogar von Holland nach Livland zurück. Es war ein Zustand allgemeiner Verwirrung und Rechtlosigkeit, wie er unmöglich ohne Schädigung der wichtigsten Interessen der Kirche weitergehen durfte. Die Händel nahmen einen so bösartigen Charakter an, daß Papst Gregor schließlich nicht umhin konnte, Balduin seines Legatenamtes zu entheben, und die Entwirrung der unendlich verwickelten Verhältnisse dem bewährten Kenner livländischer Zustände, Wilhelm von Modena, zu übertragen. Bevor aber dieser Freund Livlands dort entscheidend einzugreifen vermochte, setzte Balduin beim Papste noch durch, daß Bischof Nicolaus von Riga, neun Ordensgebietiger und sechs Ordensgeistliche persönlich, der ganze Orden und die Stadt Riga durch geeignete Procuratoren zum 8. September 1235 vor den päpstlichen Stuhl gefordert wurden, um sich wegen der Anklagen zu rechtfertigen, welche Balduin gegen sie erhoben hatte.

Zum Richter in dieser Sache wurde der Bischof von Sabina bestimmt und schon vorläufig eine Reihe von Bestimmungen erlassen, welche für Livland, dem Gregor nie wohlwollte, nichts weniger als günstig waren, wenn sie auch lange nicht an die ursprünglichen Pläne heranreichten, die Balduin hatte durchführen sollen.

Gleichzeitig begann auch Waldemar von Dänemark sich zu regen, den Alter und Unglück noch nicht gebrochen hatten. Er hoffte, daß der Papst ihm Estland wiedergeben werde und hatte zu dem oft erprobten Mittel gegriffen, den Hafen von Lübeck zu blokiren. Aber Wilhelm von Modena fuhr mit so scharfen Drohungen drein, daß er sich doch veranlaßt sah nachzugeben und seine Kriegsmacht wieder zurückzuziehen. Immerhin erreichte Waldemar, daß an der Kurie ein Proceß wegen seiner estländischen Ansprüche anhängig

1) H. Hildebrand, Livonica, vornehmlich aus dem 13. Jahrhundert, im vatikanischen Archiv. No. 21, S. 39 ff.

gemacht wurde, der dahin führte, daß Wilhelm von Modena den Befehl erhielt, Reval nebst allem Zubehör im Namen des Papstes an sich zu nehmen und es dem Könige Waldemar, dem es gehöre, auszuliefern. Zugleich wurde dem Erzbischof von Lund die geistliche Oberhoheit über Wirland und Reval übertragen. Wahrscheinlich hätte hier noch ein hartnäckiger Widerstand des Ordens überwunden werden müssen, wenn nicht eine schreckliche Katastrophe seiner Existenz plötzlich ein Ende bereitet hätte.

Die Geschichte und die Organisation des Ordens der Schwertbrüder sind lange noch nicht zur Genüge aufgehellt. Die dürftigen Nachrichten unserer Urkunden und die gelegentlichen Bemerkungen Heinrichs von Lettland — die übrigens noch nicht erschöpfend ausgenutzt sind — geben doch nur ein unvollständiges Gerippe. Ein Gebilde von Fleisch und Blut läßt sich aus ihnen nicht abstrahiren. Soviel aber dürfte feststehen, daß mit der wachsenden territorialen Ausbreitung die Macht und die Ansprüche des Ordens in einer Weise sich steigerten, welche mit dem livländischen Staatsgedanken, wie er in Bischof Albert lebte, in immer gespannteren Widersatz trat. Neben dem Bischof von Riga saßen noch Bischöfe in Dorpat (der Bischof führte ursprünglich den Titel Bischof von Leal) und in Oesel, wozu auch die Wiek gehörte, während für Reval und Wirland seit 1227 ein geistlicher Oberhirte fehlte. Dazu kam noch das Bisthum in Semgallen und eine zunächst vom Legaten Balduin seit Ende 1236 von einem Bischof geleitete Diöcese Kurland. Man hat den Umfang dieser geistlichen Besitzungen annähernd zu schätzen versucht. Danach umfaßte das Territorium des Bischofs von Riga 260 Quadratmeilen, Dorpat 170, Oesel 140, Semgallen 120, Kurland 180, oder in Summa der bischöfliche Besitz 870 Quadratmeilen. Dem stand der Besitz des Ordens mit gegen 730 Quadratmeilen gegenüber, so daß er jedem der Bischöfe einzeln genommen weit überlegen war, ja wohl auch ihrer Gesammtmacht mindestens ebenbürtig zur Seite stand. Dazu kam dann das Bewußtsein, daß der Orden im Kampfe gegen die Eingeborenen wie gegen die auswärtigen Feinde das Beste gethan hatte. Weder die Heere der Pilger, noch auch die Mannschaft der bischöflichen Lehnsleute und der Stadt Riga wären allein der Aufgabe gewachsen gewesen. Sie stellten nicht in gleicher Weise den Gedanken der einheitlichen Interessen des Landes dar und der Orden, dessen Burgen wie ein Netz von Süden nach Norden hin alle strategisch wichtigen Punkte beherrschten, mochte wohl das Gefühl haben, daß er es sei, der das Ganze zusammenhalte. Namentlich seit Albert gestorben war, in dessen Person sich die Idee bischöflicher Oberherrlichkeit verkörperte, trat das Bestreben nach landesherrlicher Selbständigkeit beim Orden mehr in den Vordergrund. Wir sahen schon, wie der dreißigjährige Krieg mit den Eingeborenen und die bösen Tage der Legation Balduins auf den Orden verwildernd gewirkt hatte. Die weltliche Seite seiner Aufgabe hatte sich auf Kosten der geistlichen einseitig entwickelt. Wo uns die Ordensbrüder entgegentreten, finden wir in ihnen wohl entschlossene Krieger, gewandte Diplomaten, die den rechten Augenblick zu nutzen verstehen, aber auch störrige,

TÜ Raamatukogu

unfügsame Unterthanen der Bischöfe, deren oberste Gerichtsbarkeit, wie es scheint, allmählich ganz illusorisch wurde. Und als harte Herren werden sie geschildert, welche die Eingeborenen mit Frohnen und Abgaben arg plagten und sich lange nicht in genügender Weise um das Seelenheil ihrer Untergebenen kümmerten. Daß unter dem Zeichen der Schwertbrüder weniger gut wohnen sei als unter dem Krummstabe, hatte sich zumal in denjenigen Landschaften gezeigt, welche nach der Niederwerfung des letzten Aufstandes in die Hände des Ordens gerathen waren. Die Bischöfe haben nun vielfach versucht hier einzugreifen. Die lästige Vormundschaft derselben loszuwerden, bemühte sich Volquin beim Meister des deutschen Ordens Hermann von Salza um die Vereinigung beider Ritterorden. Denn da der deutsche Orden keinen geistlichen Herrn außer dem Papste über sich hatte, mochte Volquin hoffen, nach vollzogener Vereinigung in ähnlich freier Stellung den livländischen und estländischen Bischöfen gegenübertreten zu können. Die Bestrebungen Balduins von Alna und Papst Gregors IX., das Wiedererstarken Dänemarks und vor Allem die staatliche Einigung Littauens brachten dem Orden Gefahren, welche ein straffes Zusammenfassen der Gesammtkraft des Landes gebieterisch zu fordern schienen. Dies mochten die Erwägungen sein, welche — wahrscheinlich im Jahre 1231 — Volquin bestimmten, sich mit seinem Anliegen an Salza zu wenden, aber dieser lehnte zunächst ab. Sein Orden hatte eben erst angefangen in Preußen festen Fuß zu fassen, er fühlte sich in dem neuen Besitz noch nicht genügend gesichert und vertröstete die Gesandten der Schwertbrüder auf spätere Zeit.

Erst 1235, während seines Aufenthaltes in Deutschland, griff er die Frage wieder ernstlich an und schickte zwei Brüder des deutschen Ordens, die Comture von Altenburg und Nagelstädt nach Livland, damit sie aus eigener Anschauung einen Einblick in die livländischen Verhältnisse gewönnen. Diesen gefielen die Zustände in Livland garnicht und es wäre höchst wahrscheinlich zu einer völligen Ablehnung der Bitte Volquins gekommen, wenn nicht die unerwartete, fast gänzliche Vernichtung des Schwertbrüderordens durch die Littauer es zu einer unabweislichen Pflicht gemacht hätte, sich des seiner besten Stütze beraubten Landes anzunehmen.

Im Jahre 1236 waren nämlich wieder zahlreiche Pilger nach Livland gekommen und diese hatten den Meister halb wider seinen Willen zu einem Herbstfeldzuge gegen die Littauer gedrängt. Auf dem Rückwege von der feindlichen Uebermacht eingeholt, weigerten sich die Pilger im entscheidenden Augenblicke, den Geboten Volquins Folge zu leisten und anzugreifen. Der nächste Abend brachte dann das Verderben. Den Kriegsgästen sank der Muth, als sie von den Littauern angegriffen wurden; fast ohne Widerstand ließen sie sich niedermetzeln und Volquin mit seiner Schaar vermochte das Verhängniß trotz aller Tapferkeit nicht aufzuhalten. Mit fünfzig seiner Ritter ist er erschlagen worden, am 22. September 1236. Saule, eine Oertlichkeit, deren Namen sich noch heute in der Nähe von Bauske an der kurländischen Aa

erhalten hat, nennt die Reimchronik die Stätte, an welcher so der Kern des Ordens der Schwertbrüder in nicht unrühmlicher Weise sein Ende fand.

Da nun Rath und Hülfe im Lande selbst nicht mehr zu finden war, schickten die übrig gebliebenen Schwertbrüder einen der Ihrigen, Bruder Gerlach Rothe, direkt an den Papst mit der Bitte, ihre Incorporation in den deutschen Orden durchzusetzen. Ihre Bitte unterstützten die erschreckten Bischöfe von Riga, Dorpat und Oesel. Ein Zeitgenosse, in dem man den späteren Deutschmeister Hartmann von Heldrungen erkennen will, erzählt uns den Verlauf des hochbedeutsamen Ereignisses. „Da warb man," sagt er, „an den Papst von der Brüder wegen, auf daß sie Aufnahme in den Orden fänden. Noch zog der Papst diese Dinge hin, denn des Königs Boten von Dänemark waren bei Hofe und hinderten uns, wie sie mochten. Das geschah um der Burg Reval willen, welche die Brüder in Livland hielten, der König aber sagte, daß sie sein wäre. Darum wollte der Papst das nicht thun, der Meister (es ist natürlich Hermann von Salza gemeint) und die Brüder müßten sie dem Könige wieder ausliefern. Da sich der Meister mit dem Papste berieth, ging er eines Tages zu Hofe und fand den Papst allein, also, daß Niemand bei ihm war als der Cardinal von Antiochia und der Erzbischof von Bar und unserer Brüder einer, der hieß Bruder Konrad von Straßburg, der war des Papstes Marschalk und ein Bruder des Johanniterordens, der Kämmerer des Papstes war. Und der Hofmeister rief uns vor den Papst und sprach: Bruder Hermann, sind die Mäntel zur Hand? Da sagte ich, ja. Er aber hieß die Brüder rasch kommen und sprach: der Papst will unsere Bitte thun. Da kamen die Brüder von Livland und knieten vor ihnen. Da hielt der Papst ihnen all ihre Sünden vor, die sie begangen hatten, vor und nach ihrem Eintritt in den Schwertorden und befahl ihnen fleißig, daß sie die neue Regel wohl hielten und gab ihnen den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuz..... Da wir in unsere Herberge kamen, sprach der Meister: Nun sagt mir, Bruder, was haben wir an Burgen und Landen? Das wollte ich auch sagen, aber die anderen erzählten, wie reich wir wären. Der Meister sprach, der Papst habe nicht nachgegeben und sie müßten dem Könige sein Haus (Reval) wieder ausliefern. Das rief mir Bruder Gerlach zu: „Bruder Hermann, wäre es nicht geschehen, es geschähe jetzt nimmermehr!"

„Kurz darauf sandte mich der Meister zu (seinem Stellvertreter in Preußen) Bruder Ludwig von Oettingen und hieß ihn sechzig Brüder nehmen und sie nach Livland führen, an die Stelle derer, die erschlagen waren und gebot, sie mit Kleidern und Kost zu versehen und mit Roß und Harnisch versorgte der Meister sie selbst, und der Kaiser gab ihnen 500 Mark zu Hülfe." In diesem ursprünglich wahrscheinlich in gebundener Sprache verfaßten Bericht, der das Wesentliche treffend hervorhebt, ist eines Punktes nicht Erwähnung geschehen, der den Livländern gleich schmerzlich sein mußte, wie die Rückgabe des nördlichen Estenlandes an Dänemark. Der deutsche Orden in Livland sollte nach ausdrücklicher Bestimmung des Papstes den Bischöfen gegenüber in

dem alten Verhältniſſe bleiben. „Ihr und die übrigen Glieder des deutſchen Ordens in Livland, ſollt unter der Jurisdiktion der Biſchöfe und der übrigen Prälaten bleiben,“ hatte der Papſt in der entſcheidenden Urkunde geſagt und dabei mußte es zunächſt bleiben, ſo daß auch der bewegende Anlaß zur Vereinigung beider Ritterorden keinerlei Berückſichtigung fand. Daran aber hat die livländiſche Entwickelung der folgenden drei Jahrhunderte gekrankt.

Der deutſche Orden trat das Erbe der Schwertbrüder an und wie wichtig Hermann von Salza den Poſten ſchätzte, den es nun zu vertheidigen galt, geht daraus hervor, daß kein Geringerer als der preußiſche Landmeiſter ſelbſt den Auftrag erhielt, nach Livland zu ziehen, um die Leitung der neuen Ordensprovinz zu übernehmen. Hermann Balk, der in preußiſchen Dingen ſich überall als umſichtiger und thatkräftiger Mann bewährt hatte, brach ohne Zögern auf, Livland mit ſeinen Schlöſſern, Burgen und Lehen für den deutſchen Orden in Beſitz zu nehmen. Aber nicht eben freudig wurde er in Livland empfangen. Der Preis der Rettung erſchien zu hoch und auch jetzt noch ſcheint man daran gedacht zu haben, ſich nicht willig zu fügen. Selbſt Wilhelm von Modena nahm die Partei der Livländer, zwiſchen denen und dem neuen Ordensmeiſter es zu ſcharfen Gegenſätzen kam. Im März 1238 mußte der Papſt einen neuen verſchärften Befehl wegen Uebergabe des Schloſſes Reval erlaſſen und erſt als König Waldemar Miene machte, mit einer Flotte nach Livland hinüberzuſegeln, fügte man ſich in das Unvermeidliche. Der Meiſter und der Legat, der noch kürzlich einen Streit zwiſchen Erſterem und dem Biſchof Nicolaus ausgetragen hatte, begaben ſich an das königliche Hoflager in Steenby (im ſüdlichen Seeland) und hier kam am 7. Juni 1238 der Friedensſchluß zu Stande, durch welchen die Landſchaften Reval, Harrien und Wirland definitiv mit Dänemark verbunden wurden. Dänemark überkam damit ein bereits deutſch coloniſirtes Gebiet und hat in den hundert und einigen Jahren, in denen es hier die Herrſchaft ausübte, keinerlei heterogene Elemente ins Land zu ziehen vermocht. Zur Ausführung der Friedensbedingungen begab ſich der Legat Wilhelm, wahrſcheinlich in Begleitung des Meiſters, nach Reval, wo damals außer der Burg am Fuß des ſogenannten Domes bereits eine Stadt mit deutſcher Bürgerſchaft ins Leben getreten war. Die Waffen, Lebensmittel und Geräthſchaften, die dem Orden gehörten, mußten fortgeführt, die Burg ſelbſt dem Dänenkönige übergeben werden, der fortan durch einen Präfecten oder Hauptmann das Land verwalten ließ. Die däniſchen Anſprüche waren aber keineswegs in ihrem vollen Umfange anerkannt worden. Jerwen wurde dem Orden zurückgegeben und nur die eine Bedingung daran geknüpft, daß ohne däniſche Erlaubniß keine Ordensburgen dort errichtet werden ſollten. Auch kirchlich wurde dieſe Landſchaft den Brüdern unterſtellt, während das Bisthum Reval fortan natürlich zum Erzbisthum Lund gehörte. Im Ganzen aber geſtalteten ſich nach der ſchmerzlichen Abtretung die Beziehungen zwiſchen Dänen und Deutſchen möglichſt freundſchaftlich und das zeigte ſich namentlich an der Art und Weiſe, wie beide dem gemeinſchaftlichen Feinde im Oſten

entgegentraten. Denn nach zwei Seiten war der deutſche Orden genöthigt, ſeine livländiſche Erwerbung zu vertheidigen: Gegen die Nowgoroder und Pleskauer, welche nach der Schlacht an der Saule neuen Muth gefaßt hatten, und gegen die im vollen Aufruhr begriffenen Landſchaften ſüdlich von der Düna und von der ſemgaller Aa.

Viertes Kapitel.

Die Anfänge des deutſchen Ordens in Livland.

Wir wiſſen aus der Geſchichte Rußlands[1]), daß es den Nowgorodern gelungen war, die von Finnland aus vordringenden Schweden an den Ufern der Newa aufs Haupt zu ſchlagen. Zwei Monate darauf gelang es nun dem Orden, im Bunde mit den däniſchen Vaſallen, der Mannſchaft des Biſchofs von Dorpat und eines ruſſiſchen Fürſten ſich erſt der Burg Iſborsk zu bemächtigen und dann, nachdem das ihnen entgegenrückende Heer der Pleskauer geſchlagen war, auch in Pleskau ſelbſt einzudringen. Es ſcheint, daß eine unzufriedene Partei in der Stadt den Deutſchen dabei die Wege ebnete. Von einer vollſtändigen Unterwerfung Pleskaus durch den Orden kann jedenfalls nicht die Rede ſein. Er legte zur Stütze ſeiner Anhänger eine wenig zahlreiche Beſatzung in die Stadt, und ließ ſich durch Geiſeln für die Sicherheit derſelben Bürgſchaft leiſten, während er den Kern ſeiner Macht dazu verwandte, die deutſche Herrſchaft auf nowgoroder Boden auszudehnen. Der Orden wollte die benachbarten finniſchen Stämme unterwerfen, und wirklich gelang es ihm auch, jenſeit der Narowa, unter den Woten Fuß zu faſſen und eine Burg zu errichten, die den Ausgangspunkt weiterer Unternehmungen bilden konnte. Hat man doch allen Ernſtes an die Gründung eines Bisthums in jenen abgelegenen Gegenden gedacht. In dieſer Noth rief das auch von Pleskau aus geängſtigte Nowgorod Alexander Newſki herbei und damit wandte ſich gleich das Glück. Die ſchwache Niederlaſſung auf finniſchem Boden fiel beim erſten Anſturm, im folgenden Jahre wurde Pleskau befreit und bald darnach, am 5. April 1242, erlitt das Ordensheer auf dem Eiſe des Peipus eine ſo ſchlimme Niederlage, daß die Deutſchen all' ihren Eroberungen entſagen mußten. Bis nach Riga hin fühlte man ſich bedroht und Eilboten wurden beauftragt in Dänemark um Hülfe nachzuſuchen. Es war ein Glück für Livland, daß Alexander Newſki ſeinen Sieg nicht nachdrücklich verfolgte. Er begnügte ſich damit, daß der Orden auf die von ihm eroberten Gebiete, ſowie auf einen Theil von Lettland Verzicht leiſtete und wandte ſeine Aufmerkſamkeit wieder mehr dem Oſten zu.

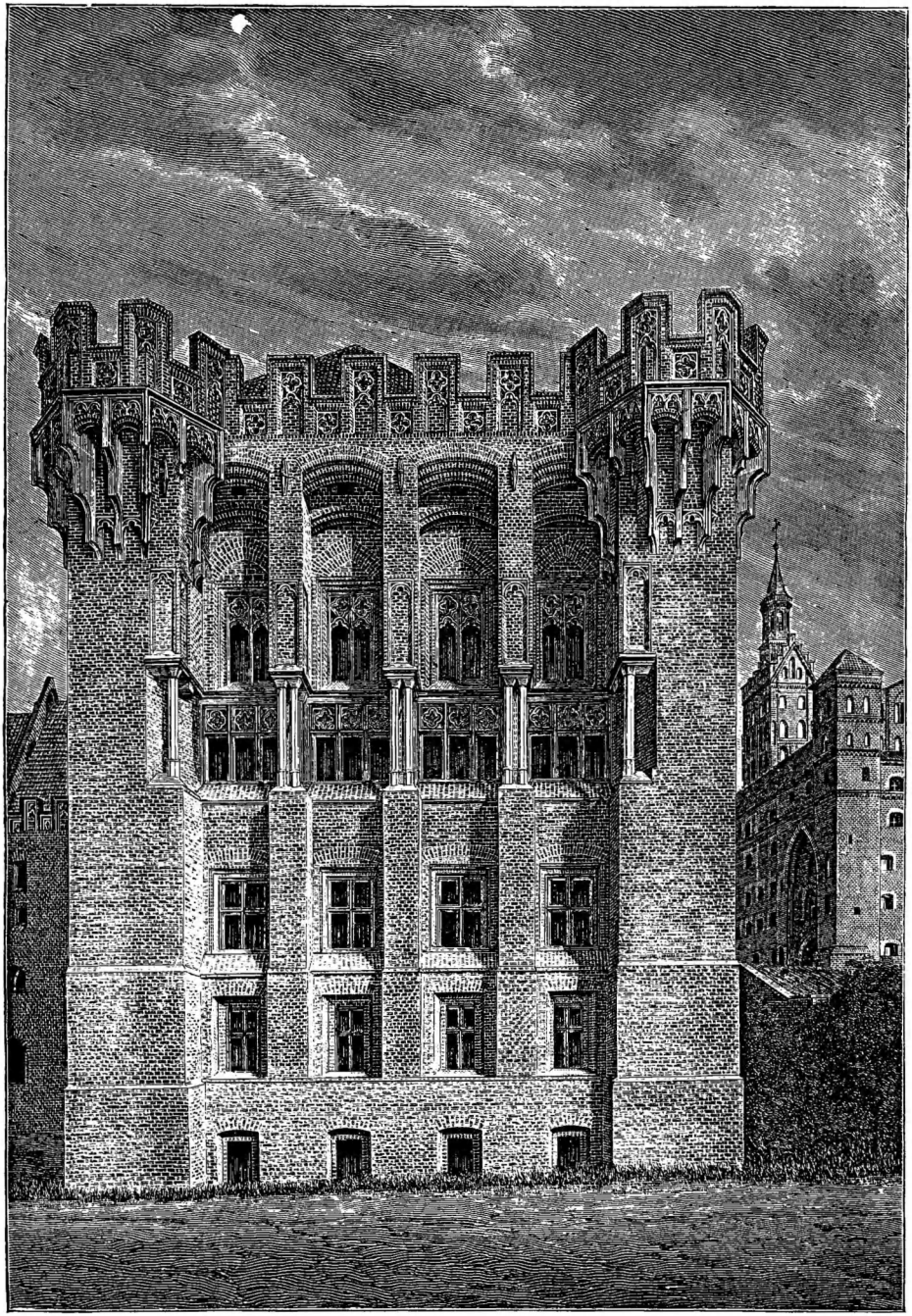
---

1) S. 194 ff.

Der Orden hatte so hier im Norden nach glänzenden Anfängen und darauf folgenden Verlusten umsomehr Grund, mit dem Abschluß des billigen Friedens sich genügen zu lassen, als gerade damals die Entwickelung der kurländischen Angelegenheiten gebieterisch Concentrirung all' seiner Kräfte forderte. Die Kuren waren, seit sie in der Schlacht an der Saule abgefallen waren, und ihren Bischof ermordet hatten, zwar wieder unterworfen worden, auch hatte man durch den Bau der großen Jesus-Burg (es ist das spätere Goldingen) und des Schlosses Amboten dem Lande Fesseln angelegt, aber Kurland blieb trotz Allem unzuverlässig und von Süden her begann sich ein neuer gefährlicher Feind in der Person Mindowes von Littauen zu regen. Es kostete die allergrößte Anstrengung, hier die gefährdete Stellung zu behaupten; von der Jesus-Burg aus die bereits eroberten Gebiete in Zaum zu halten, Mindowe an weiterem Vordringen zu hindern und die neuerworbenen Landstriche dauernd zu sichern.

Auch die Frage der Stellung des Ordens zu den Bischöfen machte sich geltend. Ließen sich in dem Lande nördlich der Düna die Ansprüche des deutschen Ordens auf kirchliche Selbständigkeit nicht durchführen, und mußte er in Livland, Estland und Oesel die Lehnsherrlichkeit der Bischöfe anerkennen, so lagen die Dinge in Kurland doch anders. Das war Neu-Land und zur Zeit nicht einmal ein Bischof in demselben vorhanden. Es lag nahe, auf diesen Boden die für das Ordensland Preußen geltenden Grundsätze in Anwendung zu bringen.

So tritt der Orden mit der Behauptung auf, Kurland sei ein Theil von Preußen und wolle als solcher behandelt werden, d. h. dem Orden sollten zwei Drittel des Landes zu vollem Eigenthum gehören, dem Bischof nur ein Drittel. Es wurde nun entscheidend, daß Papst Innocenz IV. sich dieser Anschauung anschloß und Wilhelm von Modena am 7. Februar 1245 als päpstlicher Legat in diesem Sinne die Theilung vornahm. Im Juni desselben Jahres hat danach auch Kaiser Friedrich II. dem Hochmeister den neuen Besitz bestätigt. Obgleich damit die beiden höchsten Autoritäten der Christenheit die Auffassung des Ordens, daß nämlich Kurland ein Theil von Preußen sei, legitimirt hatten, wollte doch der Bischof von Riga deshalb seinen Standpunkt nicht aufgeben. Er fand eine Unterstützung bei dem uns bereits bekannten Albert Suerbeer, den Papst Innocenz IV. zu Ende des Jahres 1245 zum Erzbischof von Preußen, Livland, Estland, Kurland und Semgallen und bald darauf auch zum Legaten für diese Gegenden ernannte. Wegen dieser Gegensätze, denen eine noch größere principielle als praktische Tragweite zukam, ist es zwischen dem Erzbischof und dem Orden zu erbitterten Streitigkeiten gekommen, welche für die preußische Geschichte von noch tieferer Bedeutung sind als für die livländische. Der Erzbischof hat in dem Bestreben, seine Macht zu erweitern, längst verbriefte Rechte und Privilegien des Ordens in Frage gestellt, der Kreuzpredigt ganz vergessen, den Orden geschädigt, wo immer es ihm möglich war, wahrscheinlich sogar ein Bündniß mit den Heiden



Fassade der Hochmeisterwohnung in der Marienburg; zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts.

gegen denſelben geſchloſſen. Der Orden dagegen ſetzte ſich über die Bannflüche des Legaten hinweg, ſo daß zu einer Zeit, da Kaiſerthum und Papſtthum in bitterem Haß einander gegenüberſtanden, in dem nordöſtlichen Ausläufer germaniſcher Zunge und lateiniſchen Bekenntniſſes in ſeltſamer Verſchiebung verwandte Gegenſätze mit einander rangen. Die Verwirrung wurde ſchließlich ſo unerträglich, daß der Papſt ſich genöthigt ſah, zu Lyon ein Schiedsgericht einzuſetzen, welches einen am 24. Februar 1251 von beiden Theilen angenommenen Vertrag zu Stande brachte. Man legte demſelben ein Erkenntniß Wilhelms von Modena zu Grunde, dem zu Folge Kurland zwar als ein Theil Preußens anerkannt wurde, aber zugleich feſtgeſetzt ward, daß es nicht von Livland getrennt und zum preußiſchen Ordenslande geſchlagen werden dürfe. In Bezug auf die Landestheilung zwiſchen Orden und Biſchof aber ſei nach den für Preußen geltenden Normen zu verfahren. Der leerſtehende biſchöfliche Stuhl in Kurland ſolle beſetzt werden und zwar erhielt Erzbiſchof Albert den Auftrag, den Minoriten Heinrich von Luxenburg zum Biſchof von Kurland zu wählen. Zum Schluß aber wurde — und das iſt die wichtigſte Beſtimmung des Schiedsſpruches von 1251 — Riga zum Sitz des Erzbiſchofs Albert beſtimmt und dieſem zugleich die Anwartſchaft gegeben, das Bisthum Riga nach dem Tode des derzeitigen Inhabers, Biſchof Nicolaus, als Erzſtift zu erlangen. Man wollte durch dieſe Beſtimmung den unruhigen Albert Suerbeer für immer aus Preußen entfernen, andrerſeits aber auch Livland endlich einen eigenen Metropoliten geben. War auch die Stellung des künftigen Erzbiſchofs von Livland lange nicht die, welche der große Biſchof Albert erſtrebt hatte, immerhin waren damit die ſtets wieder auftauchenden Anſprüche Bremens endgiltig abgewieſen.

Uebrigens iſt Albert Suerbeer noch bis 1253 in Lübeck geblieben, wo er in einer Stellung läſtiger Abhängigkeit von Bremen trübe Tage verlebte. Erſt als um die Mitte des Jahres 1253 der wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften in Livland hochgeſchätzte Biſchof Nicolaus ſtarb, ohne irgend nachhaltige Spuren ſeiner Thätigkeit zu hinterlaſſen, ſiedelte Suerbeer nach Riga über. In einer Bulle Innocenz IV. vom 28. Januar 1254 finden wir zum erſten Mal die Bezeichnung Erzbiſchof von Riga. Albert ſelbſt nannte ſich Erzbiſchof von Livland, Eſtland, Preußen und der rigiſchen Kirche.

Die Stellung des ganzen Gebietes, in welchem der deutſche Orden um dieſe Zeit Fuß gefaßt hatte, war ſcheinbar eine ſehr günſtige. In Preußen glaubte man die Heiden endgiltig niedergeworfen zu haben; der alte Hader mit Swantopluk von Pommern war durch einen vortheilhaften Frieden ausgeglichen, der Zuſammenhang zwiſchen Preußen und Kurland, zwiſchen der livländiſchen Colonie und dem öſtlichen Vorpoſten des Mutterlandes angebahnt, ſeit die ſtolze Memelburg durch Meiſter Eberhard von Sayn errichtet worden war. Die Theilung Kurlands zwiſchen Orden und Biſchof hatte man in Eintracht vollzogen, die Beziehungen zu den Dänen in Eſtland waren die beſtmöglichen, und die von Littauen her drohende Gefahr ſchien ebenfalls be-

schworen, als Mindowe von Littauen, gewissermaßen als Taufkind des Ordens, das Christenthum annahm.[1]) Gerade an diese letztere Thatsache knüpfte sich jedoch eine für die Deutschen höchst unheilvolle Verwickelung. Die heidnischen Samaiten, die directen Nachbarn des Ordens in Preußen und Kurland, entzogen sich dem Einfluß Mindowes fast völlig. Einer ihrer Großen unternahm auf eigene Faust einen verwüstenden Raubzug nach Kurland und die Vergeltungszüge der Ritter waren nicht eben von glänzendem Erfolge gekrönt. Es ist für Livland von schädlicher Wirkung gewesen, daß gerade in dieser Zeit die Meister einander rasch ablösten. Alle haben sie gegen die Samaiten kämpfen müssen. Meister Burchard von Hornhusen, früher Comtur von Königsberg, mußte nach einer Niederlage, in welcher er selbst schwer verwundet wurde, einen zweijährigen Stillstand abschließen. Er mochte hoffen, daß es in der Zwischenzeit gelingen werde, entweder die Samaiten zu bekehren oder Alles zu einer großen Entscheidung vorzubereiten. Die erste Hoffnung erwies sich als trüglich. Die Samaiten hielten zwar den Stillstand gewissenhaft ein und es kam sogar zu einem lebhaften Verkehr zwischen ihnen und Livland. Kaum aber waren die zwei Jahre verflossen, so begannen sie die Feindseligkeiten aufs Neue. Nun war der Orden inzwischen nicht unthätig gewesen. Er hatte in Kurland eine Reihe von Befestigungen an der samaitischen Grenze errichtet und sich darauf mitten im Feindeslande festgesetzt. Zwei Burgen wurden erbaut: die eine im Norden, die andere am rechten Ufer der Memel im äußersten Südwesten Samaitens. Man nannte sie die Georgenburg. Während nun seit Ende 1259 die Heiden diese Burgen bedrängten, hatte Meister Burchard die Streitkräfte Livlands und Kurlands aufgeboten und sich der Hülfe der dänischen Vasallen in Estland, sowie der Brüder in Preußen versichert. Bevor aber der Entscheidungskampf gekämpft wurde, begann in Kurland ein Vorspiel übeler Vorbedeutung.

Dreitausend Samaiten waren ins Land gefallen und hatten in alter Weise verheert und gemordet. Die ihnen nachrückenden Ordensritter unter Bernhard von Harens Führung erlitten trotz aller Tapferkeit bei Schoden hart an der kurländischen Ostgrenze, eine Niederlage, weil im entscheidenden Augenblick die unzuverlässigen Kuren sie im Stich ließen. Auf dem Schlachtfelde blieben dreiundreißig Ordensritter, ein schwerer Verlust, wenn man im Auge behält, wie gering die Zahl der Ritterbrüder war. Einen gleich darauf folgenden zweiten Raubzug der Samaiten vereitelte der Meister durch seine rechtzeitige Ankunft. Die Samaiten machten Kehrt, bevor es zum Kampfe kam. Wir können heute nicht erkennen, was den Meister bewog, von einer Verfolgung derselben abzustehen. Er ließ einen Theil des Heeres in den kurländischen Burgen zurück, zog mit dem Rest nach Riga und entließ die Krieger in ihre Heimath, als sei nun weiter nichts zu befürchten. Es war ein Fehler, der sich sogleich schwer rächen sollte. Die erst seit einem Jahr-

1) Vgl. Geschichte Rußlands, S. 216 ff.

zehnt ganz unterworfenen Semgallen erhoben sich, vertrieben ihre Vögte und fielen ins Heidenthum zurück. Der Meister erkannte sogleich, daß er nun nicht länger zögern dürfe, sollte die Bewegung dem Orden nicht über das Haupt wachsen. Wieder gingen Boten nach Estland; in Livland und Kurland griff Alles zum Schwert, auch die Geistlichkeit, die in Semgallen große Besitzungen hatte, that das Ihrige. Man begann damit, in Semgallen eine Burg — Doben — zu errichten und militairisch zu besetzen. Dann eilte der Meister nach Preußen und es gelang ihm, den Ordensmarschall Heinrich Botel für einen gemeinsamen Feldzug zu gewinnen. In Memel vereinigten sich beide Heere und im Juli 1260 zogen sie von dort aus der gefährdeten Georgenburg zu Hülfe. Aber schon hatten die Samaiten von ihrer Ankunft gehört und die Belagerung aufgegeben, um einen ihrer gewöhnlichen Raubzüge nach Kurland zu unternehmen. Bei Durben aber wurden sie eingeholt und hier fiel am 13. Juli 1260 die Entscheidung. Wie bei allen Heeren des Ordens bestand die ungeheure Mehrzahl der Streiter aus Eingeborenen. Unter diesen aber herrschte ein verrätherisches Einverständniß. Die Kuren wichen gleich beim Beginn der Schlacht, ihrem Beispiele folgten die Esten und wenn nun auch die Preußen Stand hielten, das geschwächte und entmuthigte Heer vermochte der Uebermacht nicht zu widerstehen. Meister Burchard von Hornhusen, der alte preußische Marschall Botel und mit ihnen einhundertundfünfzig Ritter fielen, dazu viele Kreuzfahrer. Nur Wenigen gelang es, in abenteuerlicher Flucht durch die Wildniß zu entkommen und die Nachricht von der schrecklichen Niederlage in die Heimath zu tragen.

Die Folgen der Schlacht aber wurden für die gesammte Stellung des deutschen Ordens ungemein gefährlich. In ganz Preußen brach ein furchtbarer Aufstand der Eingeborenen aus, der erst nach dreiundzwanzigjährigem Ringen im Jahre 1283 mit dem Siege der Deutschen endete.[1]) Und fast noch schlimmer schien sich, zunächst wenigstens, die Lage Livlands zu gestalten. Daß gleich nach der Schlacht bei Durben die verrätherischen Kuren vollends abfielen, konnte nicht Wunder nehmen. Sie schworen das Christenthum ab und sandten Boten zu ihren alten Feinden, den Littauern, um ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen zu schließen. Semgallen war im Aufruhr, die Burgen im Lande der Samaiten mußten aufgegeben werden, im ganzen südlichen Kurland behauptete sich nur Memel. Und wilder als je kam die altheidnische Grausamkeit und Treulosigkeit der Eingeborenen zum Ausdruck. In Goldingen z. B. bewog ein Kure, der sich den Anschein gab, zu den Deutschen zu halten, den Comtur, acht Brüder zum Entsatz der Burg Wardach zu schicken, die, ohne daß man in Goldingen davon wußte, in die Hände der Aufständischen gerathen war. Als die nichts ahnenden Ritter dort eintrafen, wurden sie ergriffen, die Einen lebendig verbrannt, die Anderen in Stücke gehauen.

---

1) Vgl. hierfür, wie überhaupt für die Verhältnisse des Deutschen Ordens in Preußen, die gut zusammenfassende Darstellung von K. Lohmeyer.

Weitere Unglücksfälle mehrten die Beſtürzung des Landes. Ein littauiſches Heer drang bis zur Düna vor und ſchlug das Ordensheer bei Lenwarden in einer Schlacht, die wiederum durch die Flucht des Landvolkes verloren ging. Darauf empörten ſich noch in demſelben Winter die Oeſeler und endlich ſagte ſich auch König Mindowe vom Orden und vom Chriſtenthum los.

Wir haben bereits geſehen, wie er ſogleich Boten zu Alexander Newſki ſchickte und mit ihm ein Bündniß gegen Livland abſchloß.[1]) Vor Wenden ſollten die ruſſiſchen und littauiſchen Streitkräfte ſich die Hand reichen. Zum Glück ging Mindowe zu früh auf den Kriegspfad. Die Ruſſen waren noch nicht erſchienen, Letten und Liven zeigten ſich treu und ohne irgend namhafte Erfolge mußte er heimkehren. Der Einfall der Ruſſen, der gleich nach Mindowe's Rückzug ſtattfand, brachte wenigſtens nicht dauernden Schaden. Zwar wurde Dorpat trotz ſeiner dreifachen Mauern eingenommen und niedergebrannt, aber die Bewohner der Stadt konnten in die Burg flüchten, die trotz allen Anſtürmens der Ruſſen ſich behauptete. Nach ſchrecklicher Verwüſtung des Landes mußten ſie Kehrt machen. Faſt gleichzeitig fand auch die junge Stadt Pernau ihren Untergang. Ein Haufe Littauer brannte ſie zu Anfang des Jahres 1263 nieder. Es gelang den Deutſchen nicht einmal, den Räubern ihre Beute abzujagen. In einer mondhellen Nacht hatten ſie ſich bei Dünamünde den Abziehenden entgegengeſtellt und tapfer geſtritten. Neun Ordensbrüder und viele Bürger Riga's fanden hier ihren Tod, die Littauer aber ſchlugen ſich durch.

Es iſt unter dieſen Umſtänden wahrhaft bewunderungswürdig, wie Livland ſich all dieſen Feinden gegenüber behauptete. Noch im Winter 1261 wurden die Oeſeler mit Hülfe däniſcher Vaſallen unterworfen, die littauiſche Grenze wurde ſcharf bewacht und vor Allem Kurland vertheidigt. Von Memel aus, das, faſt ganz auf ſich ſelbſt angewieſen, heldenmüthig alle Angriffe zurückſchlug, gelang es allmählich Luft zu gewinnen. Zwar fiel der Comtur von Memel in die Hände der Samaiten, die ihn auf einem glühenden Roſt lebendig gebraten haben, aber ſeine Ritter rächten ihn blutig. Die Heidenburgen Kretenen und Ampillen wurden erobert, in das pleskauſche Gebiet ein Rachezug unternommen und endlich auch Kurland wiedergewonnen. Die Wirren, welche in Littauen nach dem Tode Mindowe's ausbrachen, ſchwächten auf einige Zeit die Wucht der Angriffe dieſes gefährlichſten Feindes und nun gelang es auch des ſüdlichen Kurland Herr zu werden. Die Erſtürmung der Burg Gröſen durch den Ordensmeiſter Konrad von Mandern iſt hier das entſcheidende Ereigniß. Von Goldingen und Memel aus wurde das Land endgiltig unterworfen. So ſtand man in Livland viel früher als in Preußen wieder auf feſtem Boden. Schon 1267 ſichert Meiſter Otto von Lutterberg den Kuren einen ewigen Frieden zu.

Die Urkunde, welche dieſen Frieden bekräftigt und die Leiſtungen der

1) Vgl. Geſchichte Rußlands, S. 217.

nach achtjährigem erbitterten und verluſtreichen Kampfe Unterworfenen feſtſetzt, iſt uns erhalten. Man iſt erſtaunt über den Geiſt der Milde und Verſöhnung, der aus ihr ſpricht.

„Wir, Otto von Lutterbergh, Meiſter der Brüder des Deutſchen Hauſes in Livland, ſchreiben allen Chriſtenleuten, welche dieſen Brief ſehen oder leſen hören, einen Gruß im Namen Jeſu Chriſti.

Auf daß die gegenwärtige That den Nachkommen zum Gedächtniß bleibe, ſoll man ſie ſicher feſtigen mit Zeugniſſen und Briefen. Deshalb ſei Allen kund und zu wiſſen, daß wir mit gemeinem Rath des ganzen Landes zu Kurland, den Kuren vergeben und vergeſſen haben, allen Abbruch, den ſie uns insgemein und ſonderlich in der Zeit des Aufſtandes gethan haben und nunmehr von keinem der beiden Theile mehr an Rache gedacht werden ſoll.

Wenn einer von ihnen dem Andern unter guten Treuen ſeine Pferde ſtiehlt oder nimmt, ſo ſoll der Schuldige ſie bezahlen und wiedergeben, oder er ſoll bleiben in einer unfreundlichen Minne. Von einem jeglichen Haken in Kurland ſoll man den Brüdern zu Zins geben zwei Loof Roggen, oder wer keinen Roggen hat, ein Loof Weizen und ein Loof Gerſte. Und zwar ſoll jedes Pferd, mit dem man egget, den vorgenannten Zins geben. Vier Tage jährlich ſoll ein Jeder in dem Lande, in dem er ſeinen Sitz hat, den Brüdern Frohnarbeit leiſten und zwar zwei Tage im Sommer und zwei Tage im Winter. Wenn die Brüder ein Schloß gegen die Heiden bauen, ſo ſollen Diejenigen, welche den Chriſtenglauben aufgegeben haben, einen Monat bei eigener Koſt dienen; von anderer Burgarbeit, ſo wie vom Zehnten in Kriegszeiten ſind ſie für immer befreit. Jedes Erbe ſollen ſie erheben dürfen bis ins vierte Glied, jedoch ſo, daß ihr Herr dabei keinen Schaden in ſeinem Recht nimmt. Die Stätte, auf welcher ein Kure ſich zum Wohnen niederläßt, ſoll ihm zu ewigem Erbe gehören, wenn es nicht ſchon eines Anderen Erbe iſt.“

Es folgen noch Beſtimmungen über das Strandrecht (ein Drittel des Strandgutes gehört dem Finder, der zwei Drittel dem Vogt abliefert, dieſer bewahrt es Jahr und Tag für etwaige Reclamanten, dann fällt es dem Landesherrn zu), über Gelöbniſſe in Lebensgefahr und endlich als letzter Punkt, daß die Kuren dem liviſchen Recht unterthänig ſein ſollen.

Es iſt gewiß mit die Wirkung dieſes Vertrages, daß während der ſchweren noch bis 1290 fortdauernden Kämpfe in Semgallen die Kuren ſich ruhig verhielten, obgleich mehr als einmal die Gelegenheit zu erneutem Aufſtande ſich geboten hätte. Denn im Norden heerten die Ruſſen bis tief nach Eſtland hinein und Meiſter Otto hatte ſeine ganze Heeresmacht gegen dieſen gefährlichen Gegner wenden müſſen, da ein deutſches Heer unter Führung des Biſchofs Alexander von Dorpat in blutiger Schlacht am 18. Februar 1268, wenn auch nicht völlig geſchlagen, ſo doch ſehr geſchwächt worden war. Der Biſchof ſelbſt fiel im Kampfe und nur die heldenmüthige Vertheidigung der Brücke, die über den Bach Kehola führte, durch achtzig Deutſche wider fünftauſend Ruſſen, hatte

das Gros des Heeres gerettet. Nun schritt der Meister gegen Rußland vor, zerstörte Isborsk, verbrannte die Stadt Pleskau und schritt an die Belagerung der Burg. Als jedoch ein nowgoroder Heer zum Entsatz anrückte, ging er auf einen Waffenstillstand ein, dem nach langwierigen Verhandlungen erst im Frühjahr 1270 der definitive Friede folgte.

Inzwischen hatte sich das wieder heidnische Littauen von den inneren Wirren erholt, welche die Thronstreitigkeiten hervorgerufen hatten und über das Eis der Ostsee einen Raubzug nach Oesel unternommen. Auf dem Rückwege trat ihnen der Meister mit einem eilig gesammelten Heere entgegen und am 16. Februar 1271 kam es auf dem Eise zu einer Schlacht, welche durch den Ungestüm der zu früh anstürmenden Ritter verloren ging. Otto von Lutterberg mit zweiundfünfzig Rittern, sechshundert Deutschen und ungezähltem Landvolk wurden erschlagen und noch in demselben Jahre von den siegesfrohen Littauern auch der Nachfolger Otto's, der Vicemeister Andreas, mit zwanzig Brüdern in offener Feldschlacht getödtet. In Livland folgen nun in der Zeit von 1271 bis 1297, da der Kampf zwischen dem Orden und der Stadt Riga zum Ausbruch kommt, acht Meister auf einander, von denen Ernst von Raßburg 1279 im Kampf gegen die Littauer fällt, Gerhard von Katzenellenbogen in littauischer Gefangenschaft stirbt, Willeken von Endorp am 26. März 1287 von den Semgallen erschlagen wird, Meister Bruno endlich im Kampfe gegen Riga und die mit der Stadt verbündeten Littauer fällt. Greifen wir bis auf das Jahr 1260 zurück, so sind in dieser Zeit sieben Meister von den Heiden erschlagen worden. Wir können auf die Einzelheiten all' dieser Kämpfe nicht eingehen. Es war ein Ringen um die Existenz der Colonie, in welchem Livland trotz der ungeheuren Verluste, die es erlitt, schließlich nicht nur die abgefallenen Landschaften wiedereroberte, sondern noch die Kraft fand, durch neue Festungsanlagen sich dauernd zu sichern. Semgallen wurde 1290 ganz unterworfen und gegen Littauen eine Reihe von Vertheidigungslinien gezogen, welche die einzelnen Streif- und Stoßzüge zwar nicht völlig verhindern konnten, die Gefahr derselben aber wesentlich einschränkten. Meister Conrad von Mandern hatte schon 1266 Schloß Mitau an der semgaller Aa erbaut und das eingeäscherte Pernau wiederaufgerichtet, 1273 wurde Dünaburg, 1283 Schloß Wolmar, 1286 Schloß Heiligenberg in Kurland errichtet. Auch die früher von den Kuren zerstörten Grenzburgen waren aus der Asche wieder erstanden.

Es unterliegt keinem Zweifel: der Orden hatte eine Aufopferung und eine Thatkraft gezeigt, der Livland seine Rettung verdankte. Daß den Erfolgen im Felde nicht auch eine Erhebung und Kräftigung im Innern entsprach, daran trug der böse Gegensatz schuld, der gerade damals zwischen Orden und Erzbischof zum Ausbruch kam und bald ganz Livland in Mitleidenschaft zog.

Fünftes Kapitel.

Der Kampf mit dem Erzbischof und die Bewältigung Riga's durch den Orden.

Neben dem Orden und den geistlichen Herren mit ihren Lehnsleuten und Unterthanen bäuerlichen Standes, den Undeutschen wie man sie wohl mit gemeinsamer Bezeichnung zusammenfaßte, hatte sich in der livländischen Colonie auch ein lebenskräftiges Bürgerthum in den Städten entwickelt, dem wir bisher nur beiläufig unsere Aufmerksamkeit zuwenden konnten. In der Zeit, von der wir reden, sind das unter dänischer Herrschaft stehende Reval, die Bischofsstadt Dorpat, und Riga, die Residenz des Erzbischofs und des Ordensmeisters, die einzig hervorragenden Städte. Außer ihnen wären nur noch die größeren Ansiedlungen zu erwähnen, welche sich an die Ordensburgen in Pernau und Wenden und an den Dom in Hapsal schlossen, obgleich nicht zu bezweifeln ist, daß auch die übrigen Ordensburgen ein Hakelwerk schützten, das sich eng an ihre schirmenden Mauern schmiegte. Lebendiges, städtisches Leben aber pulsirte damals nur in den drei erstgenannten Orten, die zugleich die Mittelpunkte des rasch aufblühenden livländischen Handels waren.

Die Stadt Reval scheint in der Zeit zwischen 1227 und 1228 sich gebildet und noch vor Ablauf des nächsten Jahrzehntes das Stadtrecht erhalten zu haben. Sie nahm zuerst das rigische Recht an, erhielt aber im Jahre 1248 durch König Erich Plogpennig das lübische Recht verliehen, so daß das Verfassungsleben der Stadt nach lübischem Muster sich entwickelte. Trotz der dänischen Herrschaft war die Stadt ganz deutsch und der wohlgelegene, sichere Hafen vermittelte einen ununterbrochenen Zudrang frischen Blutes aus dem Mutterlande. Eine weit ausgedehnte Stadtmark und eine wohlgegliederte Verwaltung, feste Mauern und kräftiger Bürgersinn sicherten der Stadt ein schnelles Aufblühen, während die Zugehörigkeit zum dänischen Staate sie von den Wirren fernhielt, welche das übrige Livland gegen Ende des 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts eine schwere Krisis durchmachen ließen.

Dorpat als deutsche Stadt ist wohl erst von dem Anfang der dreißiger Jahre zu datiren. Sichere Angaben fehlen und erst 1248 tritt uns ein städtischer Vogt Heinrich entgegen. Dagegen kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Stadt als Sitz eines Bischofs und als wichtigster Handelsplatz an der großen Straße nach Pleskau hin sich rasch entwickelte.

Immerhin können die beiden erstgenannten Städte an innerer Kraft sich nicht mit Riga vergleichen, das ihnen in allen Dingen um ein Menschenalter voraus war und recht eigentlich die Hauptstadt und den Mittelpunkt der Colonie bildete. Während Reval und Dorpat durch ihre Stellung mehr in den Rahmen einer Provinzialentwickelung gewiesen waren, wurde Riga in allen entscheidenden Fragen in Mitleidenschaft gezogen und kam hier das bürgerlich städtische Bewußtsein am schärfsten zum Ausdruck. Durch Urkunde vom

1. December 1225 verlieh Kaiſer Friedrich II. dem Biſchof Albert das Recht, ſeiner Metropole das Stadtrecht zu ertheilen und unter ſeiner, ſo wie des Legaten Wilhelm von Modena fördernder Thätigkeit wurde darnach wie erwähnt im Laufe des folgenden Jahres das gothländiſche Recht in Riga zur Geltung gebracht, die Stadtmark definitiv gerichtet und der Rath eingeſetzt. Als erſte Bürgermeiſter treten uns Th. von Berewich und Johann von Hornhuſen entgegen. Landesherr war der Biſchof, der ſeine Reſidenz in der Stadt hatte und ſeine Hoheitsrechte in weltlichen und geiſtlichen Dingen zur Geltung brachte, ohne deswegen mit der Stadt ſelbſt in Widerſatz zu gerathen. Der Orden, deſſen Meiſter damals ebenfalls in Riga ſeinen Sitz hatte, übte aber auch ſeinerſeits einen Einfluß aus, der u. A. zur Zeit des Schwertbrüderordens darin ſeinen Ausdruck fand, daß die Ordensbrüder als echte Bürger Riga's galten und zwei aus ihrer Mitte das Recht hatten, im rigaer Rath zu ſitzen. Die St. Jürgensburg, die Reſidenz des Meiſters, lag innerhalb der ſtädtiſchen Mauern und die Stellung des Meiſters als oberſten Befehlshabers der Kriegsmacht des Landes brachte es mit ſich, daß bei den Heerfahrten wider die Heiden die Bürger ſich ihm unterordnen mußten. Wir wiſſen nicht mit Sicherheit, wie die Verhältniſſe ſich geſtalteten, ſeit der Deutſche Orden in Livland an die Stelle der Schwertbrüder trat. Doch weiſen einzelne Anzeichen darauf hin, daß die für den Orden maßgebenden militairiſchen Geſichtspunkte dem ſtetig an Umfang zunehmenden Handel der reichen Stadt läſtig wurden. Dazu kam das Selbſtgefühl der Stadt, die ſich bewußt war, an der Eroberung und Behauptung Livlands weſentlich mitgewirkt zu haben, und der durch eine Entſcheidung des Legaten Wilhelm vom 11. April 1226 ein Drittel der künftigen Erwerbungen an Land zugeſichert wurde. Wirklich iſt ihr auch im Jahre 1231 in die Hand ihrer Rathsherren je ein Drittel von Oeſel, Kurland und Semgallen verliehen worden. Aber nur kurze Zeit konnte ſie dieſe Stellung behaupten, theils ohne jede Entſchädigung, theils gegen die Belehnung einzelner Bürger mit großen Gütern mußte ſie noch im Jahre vor der unglücklichen Schlacht, die dem Schwertbrüderorden ein Ende bereitete, auf ihre Lehen verzichten. Ließ Riga ſeine Anſprüche auch mehrere Menſchenalter hindurch nicht fallen, von praktiſcher Bedeutung konnten ſie nicht mehr werden. Wohl aber mußte



Majeſtätsſiegel von Friedrich von Haſeldorpe, Biſchof von Dorpat.

Im Felde der Biſchof auf einer Conſole ſtehend, in der Linken den Krummſtab, in der Rechten das Kreuz. Umſchrift: FRIDERICVS DEI GRA (Gracia) TARBATENSIS EPC : (Episcopus). Von einer Urkunde vom 15. December 1284. Toll'ſche Sammlung. Originalgröße.

die Stellung Riga's gefährdet erscheinen, sobald Orden und Erzbischof aneinanderkamen. Zu Zeiten Albert Suerbeers kam der lang verhaltene Gegensatz zwischen den beiden Vormächten Livlands zum Ausbruch. Nächst der Stellung, welche der Erzbischof als Oberhirte den Bischöfen und dem Orden gegenüber einnahm, lag auch, abgesehen von seinem Verhältniß zu Riga, eine sehr beträchtliche reale Macht in seinen Händen. Ein kriegskundiger Adel hatte Lehen von ihm in Händen und ein Kranz stattlicher Burgen schützte seine Besitzungen. In Livland gehörten ihm ausschließlich: Treiden, Lennewarden, Uexküll, Ronneburg, Dahlen, Kirchholm, Kokenhusen, Seswegen, Luban, dazu die Burg Gerzike mit all' ihren Dependentien und endlich in Semgallen: Uppemele, Tolowe und Selburg. Dazu kamen die geistlichen Waffen des Interdictes und der Excommunication. Nur in äußerster Todesgefahr war es gestattet, einen vom Erzbischof Gebannten freizusprechen und wer den Rechten der erzbischöflichen Kirche zu nahe trat oder gar ihren Besitzstand schmälerte, sollte nach dreimaliger Ermahnung all' seiner Würden verlustig gehen und dem Kirchenbanne verfallen.

Allen diesen Bestimmungen ist aber der Zusatz angehängt „unbeschadet der Rechte unserer geliebten Söhne des Meisters und der Brüder vom Deutschen Orden."

Der unversöhnliche Gegensatz zwischen Orden und Erzbischof lag nun darin, daß beide nach der Herrschaft über ganz Livland strebten. Daß es keinem Theile gelang, des Andern Herr zu werden, ist das Verhängniß des livländischen Mittelalters.

Wir können hier die ersten Stadien des Kampfes zwischen Orden und Erzbischof nicht verfolgen. Mehrfach ist von Seiten des Ordens eine Ausgleichung der Differenzen angestrebt worden. Das Schlimmste war, daß der Erzbischof die Pflicht der Kreuzpredigt lässig betrieb, obgleich sie gerade damals nach den großen Verlusten des Ordens ganz besonders geboten war. Der Orden warf ihm sogar vor, daß er gegen Zahlung von Geldsummen Pilger von ihrem Gelübde gegen die Ungläubigen löse. Der Orden rächte sich durch rücksichtslose Eingriffe in die Befugnisse der Geistlichkeit, die ihrerseits mit dem Banne antwortete. Als der Papst diesem Mißbrauch der bischöflichen Gewalt durch das Verbot, Glieder des Deutschen Ordens ohne päpstliche Genehmigung mit Bann oder Interdict zu belegen, Einhalt zu thun versuchte, wurden die Bäcker und Müller des Ordens gebannt und die mit ihnen umgehenden Ordensbrüder verfielen dann trotz des päpstlichen Verbotes ebenfalls dem Bann. Es war eine Maßregel, wie sie schon in früherer Zeit gegen die Cluniacenser in Anwendung gebracht worden war und eine Abschrift der zum Schutz der Cluniacenser erlassenen Bulle mußte denn auch in Livland Erzbischof und Bischöfe zur Ruhe weisen. Ebenso wirkungslos blieb eine gegen den Orden in Rom anhängig gemachte Klage. Der Orden fand Vertheidiger, deren Glaubwürdigkeit sich nicht anfechten ließ und so ging die Gefahr an ihm vorüber.

Nun hatte allerdings der Orden ſich in ſeinem Beſtande nicht zum Vortheil verändert. Die großen Verluſte, die er im Kampfe gegen die Ungläubigen erlitten hatte, veranlaßten den Papſt ein Privileg zu ertheilen, das, wie richtig bemerkt worden iſt — die Sittlichkeit des Ordens untergraben mußte. Jeder Gebannte konnte durch Eintritt in den Orden des Bannes ledig werden, wer vor dem Eintritt in den Orden Raub, Brand oder Wucher getrieben hatte, durfte durch die Prieſterbrüder abſolvirt werden; wer durch Simonie Ordensbruder geworden war, erlitt keine andere Strafe, als daß man ihn in den Ordensverſammlungen den unterſten Platz einnehmen ließ. Wenn all' dieſe Dinge zunächſt nur für den preußiſchen Theil des Ordens galten, ſo haben ſie doch ohne Zweifel auch in Livland, das zu Suerbeer in viel näherer Beziehung ſtand, eine bedeutſame Rolle geſpielt. Zerwürfniſſe und vorübergehende Vereinigungen löſen einander in den erſten Jahren des Erzbiſchofs ununterbrochen ab, bis es im Jahre 1268 zu einer Kataſtrophe kam, die ein eigenthümliches Schlaglicht auf die bis ins Unleidliche geſteigerte Spannung zwiſchen beiden Parteien wirft. Otto von Lutterberg war damals Meiſter in Livland, ein milder, verſöhnlicher Herr, den die livländiſche Reimchronik einen „suneman," d. h. einen Friedensſtifter nennt. Auch aus den von ihm erhaltenen Urkunden athmet dieſer Geiſt und doch wurde gerade dieſer Mann zu einer unerhörten Gewaltmaßregel gegen Erzbiſchof Albert bewogen.

Der Zuſammenhang, der wohl nie ganz aufzuklärenden Angelegenheit ſcheint nun folgender geweſen zu ſein. Es war nichts Ungewöhnliches, daß wenn ein Biſchof aus irgend welchem Grunde ſeinem Stift nicht vorſtehen konnte, er zeitweilig dem Ordensmeiſter die weltliche Verwaltung desſelben übertrug. Erzbiſchof Albert ſcheint nun den Plan gefaßt zu haben, einem auswärtigen Fürſten unter dem Vorwande zeitweiliger Vertretung eine dauernde Schutzherrſchaft zu übertragen, um auf dieſem Wege dem Orden einen mehr als ebenbürtigen Gegner zu ſchaffen. Er wandte ſich an den Sohn jenes Heinrich von Schwerin, der einſt den König Waldemar gefangen genommen hatte, an den Grafen Gunzel. Wir wiſſen nicht eben viel von ihm. Er galt für einen tapferen Ritter, der an ſeinem kleinen Hofe die Dichtkunſt ſchätzte und pflegte, in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen bisher aber nicht glücklich geweſen war. Im Jahre 1267 finden wir ihn in Riga und am 21. December des Jahres ernannte der Erzbiſchof auf Anrathen ſeines Kapitels eben jenen Gunzel zum Verweſer, Vertheidiger und Berather des Erzſtifts mit all' ſeinen Landen, Schlöſſern, Leuten und Vaſallen und zum Schirmherrn wider die Barbaren und jeden andern feindlichen Andrang. Der Graf ſolle nur verpflichtet ſein, dem Erzbiſchof eine jährliche Summe Geldes auszuzahlen, im Uebrigen über die Einkünfte des Erzſtiftes nach ſeinem Ermeſſen zum Beſten der Kirche verfügen.

Man kann das Unerhörte dieſes Vertrages gar nicht ſtark genug betonen. Der Erzbiſchof begiebt ſich in demſelben förmlich ſeiner ganzen weltlichen Gewalt, ohne irgend Garantien zu haben, daß der Schirmherr die ihm hier

in den Schooß geworfene Macht zum Beſten des Erzſtifts und nicht etwa zum eigenen Nutz und Frommen ausbeuten werde.

Eine Stellung, wie Gunzel ſie erhielt, wäre das Ziel aller Wünſche des Ordens geweſen, aber gegen ihn gerade war die Spitze dieſes Vergleiches gerichtet. Unter den „anderen Feinden“ ſind nur die Ordensbrüder zu verſtehen und um ihnen zu ſchaden, war dem Erzbiſchof eben jedes Mittel recht. Zum Glück ſtellten ſich allerlei Hinderniſſe den Plänen Suerbeers in den Weg. Die Ueberſiedelung Gunzels ließ ſich nicht gleich bewerkſtelligen, auch war man zur Ueberzeugung gekommen, daß der Graf Sicherheiten für die Rückgabe des Erzſtifts ſtellen müſſe und die konnte er nicht ſo raſch, als wohl beiden Theilen erwünſcht geweſen wäre, beſchaffen. Uebrigens ſchien die Angelegenheit zunächſt noch nicht zu drängen. Der Meiſter hatte erſt kürzlich einen Vergleich mit dem Erzbiſchof geſchloſſen und war gerade damals zum Kampfe wider die Ruſſen ins Feld gezogen. Als er jedoch im Herbſt 1268 nach Riga zurückkehrte, ſcheint er trotz aller Heimlichkeit von jenem Vertrage Nachricht erhalten zu haben. Da wäre jede Verzögerung ein unverzeihlicher Fehler geweſen; nur raſches Handeln konnte die Gefahr beſeitigen. Und Meiſter Otto handelte.



Siegel der Comturs zu Wenden.

Im Felde die heilige Catharina, gekrönt, in ganzer Figur, in der Rechten eine Palme, in der Linken ein Buch. Umſchrift: S(igillum) COMMENDATORIS D(e) WENDA †. An einer Urkunde vom 27. Auguſt 1271 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Originalgröße. Toll'ſche Sammlung.

Dem Erzbiſchof völlig unerwartet drangen Ordensritter plötzlich in die inmitten des erzbiſchöflichen Hofes zu Riga gelegene Michaeliscapelle und entführten den überraſchten Prälaten zunächſt in den Jürgenshof. Von hier wurde er nach kurzer Mittagsraſt über Segewold nach Schloß Wenden gebracht. Man hatte dem Erzbiſchof einen Mantel umgeworfen und von nur zwei Rittern geleitet, mußte er — voll bitterer Gedanken — den ſchweren Ritt zurücklegen. Mit ihm wurde der Dompropſt Johann von Vechte und ein Domherr, der ſpäter im Gefängniſſe ſtarb, aufgehoben.

Schon ſehr bald darauf finden wir den Erzbiſchof wieder in Riga. Von Gunzel war weiter nicht die Rede und mit dem Orden hielt Albert Suerbeer fortan fein ſäuberlich Frieden. Wie eine Ausgleichung ſtattfand und durch welche Mittel der gewiß tief erbitterte Prälat von allen Recriminationen abgehalten wurde, iſt uns nicht überliefert worden.

Zwei Jahre nach dieſen Ereigniſſen ſtarb Meiſter Otto den Heldentod auf dem Schlachtfelde. Mit ſeinem Nachfolger, Meiſter Walter, lebte Albert in guter Eintracht. Nach Bewältigung der Semgallen beſtimmten ſie in Gemeinſchaft die Pflichten der Neuunterworfenen und in einer noch erhaltenen Urkunde nennt Walter den Erzbiſchof „unſern ehrwürdigen Vater und Herren.“

Es ist das aber das letzte Mal, daß der Orden den Erzbischof seinen Herren nennt. Eine Urkunde, in welcher der Meister einen zwischen dem Erzbischof und der Stadt Riga ausgebrochenen Streit schlichtet und in welcher Albert Suerbeer seit mehr als zwanzig Jahren wieder als Legat des päpstlichen Stuhles zeichnet, ist die letzte von ihm erhaltene Nachricht. Ende 1272 oder Anfang 1273 starb der erste Erzbischof Riga's. Unter dem Hochaltar der Domkirche hat er die letzte Ruhestatt gefunden.

Seine beiden nächsten Nachfolger im Erzstift haben leidlich Frieden gehalten, unter dem vierten Erzbischof aber, Johann III. Grafen von Schwerin, der im Jahre 1295 gewählt wurde, entbrannte der Kampf aufs Neue. Vorher sind jedoch noch zwei Ereignisse zu verzeichnen, welche die Entwickelung der Dinge wesentlich bedingt haben. Am 23. November 1274 ließ sich der Orden durch König Rudolf von Habsburg die Handhabung der weltlichen Gerichtsbarkeit in der Stadt Riga übertragen. Da der Orden gerade damals durch den Krieg mit Littauen in Spannung gehalten wurde, wurde anfänglich von dieser principiell hochbedeutsamen Bestimmung in der Praxis keinerlei Notiz genommen; die Erzbischöfe fuhren fort, nach wie vor ihre Hoheitsrechte über Riga auszuüben. Doch scheint die Stadt gegen den Befehl des Königs an den Papst appellirt zu haben, da wir noch 1292 einen Syndicus Riga's am päpstlichen Hofe finden. Vielleicht gehört es auch in diesen Zusammenhang, daß zweitens am 8. September 1282 Riga dem Bunde der Hanseaten beitrat. Die Zugehörigkeit zu der mächtigen Genossenschaft der Ostseestädte konnte in Zeiten der Noth einen wirksamen Rückhalt bieten. Finden wir doch, daß gleich nach Ausbruch des Kampfes ein Bericht an Lübeck der erste Schritt der gefährdeten rigischen Bürgergemeinde ist.



Majestätssiegel des Rigaer Erzbischofs Johann II. von Vechten.

In dem gerauteten, mit Rosetten ornamentirten Felde sitzt der Erzbischof auf einem mit Brackenköpfen verzierten Throne, welcher mit einem gerauteten und mit Sternen verzierten Teppiche überdeckt ist; in der Linken hält er den Krummstab, die Rechte ist zum Segen erhoben. Umschrift: IOH'(ann)ES DEI GRA(tia) S(an)C(t)E RIGEN(sis) ECCL'(es)IE ARCHIEP(iscopu)S TERCIVS †. Abdruck in rothem Wachs in grüner Wachsschale an einer Urkunde vom 5. Februar 1294 in der öffentlichen Bibliothek zu Petersburg. Originalgröße.

Der äußere Anlaß des ſchon längſt vorbereiteten Unheils aber war der folgende.

Erzbiſchof Johann III. hatte ſich im Jahre 1297 das Schienbein gebrochen und, um ärztliche Hülfe zu finden, eine Reiſe nach Flandern unternommen. Während ſeiner Abweſenheit übertrug er die Verwaltung der erzbiſchöflichen Gebiete dem Vicemeiſter des Deutſchen Ordens in Livland, Bruno, während die Stadt Riga inzwiſchen durch Vogt und Rath regiert werden ſollte. Der wohl nicht den vollen Thatbeſtand wiedergebende Bericht Riga's erzählt nun, daß die Stadt, um ein Bollwerk gegen den oft ſehr gefährlichen Eisgang der Düna zu errichten, zu größerer Bequemlichkeit bei Anfuhr des Baumaterials eine Brücke über den Rigebach geſchlagen hatte, welche der Hauscomtur von Riga in der Abſicht, den Bau zu vernichten, arg beſchädigen ließ. Eine Klage des Raths beim Vicemeiſter hatte nur zur Folge, daß dieſer alle Freiheiten und Gerechtſame zurücknahm, welche der Stadt auf Ordensgebiet zuſtanden, und ankündigte, er werde alles Eigenthum der Stadt, das ſeine Straßen und Lande paſſire, ſo lange mit Beſchlag belegen, bis die Brücke wieder ganz abgetragen ſei. Geſchehe es nicht, ſo wolle er ſelbſt die Brücke abbrechen und ſollte der ganze Orden darüber zu Grunde gehen. Nur mit Mühe wurde ein Stillſtand bis zum 15. Juni vereinbart. Nach Ablauf dieſer Friſt aber verſtärkte der Orden ſeine Beſatzung auf dem St. Jürgenshof bis auf 500 Mann, Steine und anderes Kriegsmaterial wurden herbeigeführt und neue Befeſtigungen gegen die Stadt errichtet. Bald kamen auch trotz einer abermaligen Geſandtſchaft an den Vicemeiſter die Feindſeligkeiten zum Ausbruch. Nach anfänglichen Vortheilen des Ordens gelang es ſchließlich der Stadt, ſich des Jürgenshofes zu bemächtigen, aber auch ſie ſelbſt war ſchwer geſchädigt worden. Während des Kampfes brach am 20. Juli Feuer aus und der größte Theil Riga's brannte in einer ſchrecklichen Nacht nieder. Da endlich ſchien mit der Rückkehr des Erzbiſchofs Hülfe zu kommen und wirklich gelang es ihm, erſt einen Stillſtand bis zum 29. September zu vereinbaren und darnach zu erreichen, daß man ihn zum Schiedsrichter in der vorliegenden Streitſache wählte. Mit Hinzuziehung des Biſchofs Konrad von Oeſel, des Abtes von Dünamünde, ſowie der Pröpſte von Riga und Dorpat und Delegirter des Ordens wie der Stadt erkannte er nach langen und ſchwierigen Verhandlungen dahin, daß Riga die zerſtörte Brücke wieder aufrichten dürfe, dagegen neue Mühlen und Fiſchwehren in Zukunft nicht anders, als mit Einwilligung des Domkapitels und des Ordens errichten ſolle.

Der Kern der Frage, der Anſpruch des Ordens auf eine Mitherrſchaft in der Stadt, war gar nicht berührt worden, ohne Zweifel aber hat der Orden in der nächſtfolgenden Zeit Vorbereitungen getroffen, um nicht nur in Riga, ſondern in ganz Livland eine herrſchende Stellung zu gewinnen. Wir erfahren, daß es ihm gelang, in Oeſel den Dompropſt für ſich zu gewinnen und daß es in Riga große Erbitterung erregte, daß er ſich auch mit Handelsgeſchäften in großem Stil zu befaſſen begann. Dieſe und andere Dinge — vielleicht

der Versuch, die weltliche Gerichtsbarkeit in Riga an sich zu reißen — steigerten den gegenseitigen Haß so sehr, daß eine neue Katastrophe unvermeidlich war. Diesmal scheint Riga der angreifende Theil gewesen zu sein. In der Nacht auf St. Michaelis steckten die Bürger den Marstall des Ordens in Brand, verheerten und zerstörten seine der Stadt zunächst gelegenen Besitzungen und rissen an dem darauf folgenden Tage den Jürgenshof nebst der Ordenskirche nieder. Ja, als wollten sie jede Versöhnung unmöglich machen, nahmen sie den Hauscomtur und sechzig Brüder gefangen und ließen sie sämmtlich in Riga enthaupten.

Der unerhörte Frevel hatte einen wilden Bruderkrieg zu Folge. Die Sendboten der Hanseaten vermochten den lohenden Brand nicht zu stillen, der Erzbischof und die Bischöfe von Oesel und Dorpat schlossen ein Bündniß mit Riga und zugleich mit Dänemark, das gegen Abtretung von Semgallen und zweier anstoßenden Landschaften sich verpflichtete, mit seiner estländischen Kriegsmacht den bedrängten Prälaten und der Stadt zu Hülfe zu eilen. Aber der Erzbischof wurde vom Orden in blutiger Schlacht besiegt, der Bischof von Dorpat sagte sich darauf vom Bündniß los und die dänische Hülfe traf nicht ein. So war die Stadt auf ihre eigenen Machtmittel angewiesen und ihre Lage wurde um so bedenklicher, als es den Ordensbrüdern gelang, sich der erzbischöflichen Schlösser Treiden und Kokenhusen zu bemächtigen und den Erzbischof selbst gefangen zu nehmen. Man brachte ihn nach Fellin, wo er in strenger Haft gehalten wurde. Dazu wurden in nächster Nähe Riga's neue Befestigungen errichtet und durch Sperrung der Düna der Versuch gemacht, die Stadt ganz vom Meere abzuschneiden. Sie sollte ausgehungert werden.

In dieser Noth, von Haß und vom Triebe der Selbsterhaltung geleitet, schloß Riga ein Bündniß mit den gefährlichsten Feinden des Ordens, den Littauern, ab. Alles was Waffen tragen konnte, rüstete in der Stadt, das vom Orden zur Bewältigung derselben erbaute Neuermühlen wurde zerstört und als um Pfingsten 1298 ein littauisches Heer zum Entsatz anlangte, nicht nur die Belagerungslinie des Ordens durchbrochen, sondern noch bis nach Karkus hinauf das Ordensgebiet verheert. Die alten Feinde Livlands standen im Bunde mit Riga, das ihnen so oft entgegengetreten war! Diese Thatsache allein genügt, um die Rücksichtslosigkeit der bestehenden Gegensätze zu zeichnen. Als der Orden sich den mit Beute beladenen Schaaren der Rigenser und Littauer entgegenwarf, erlitt er eine Niederlage, in der auch Meister Bruno fiel. Erst als Hülfe aus Preußen kam, gelang es in einer zweiten Schlacht am 29. Juni, die Stadt mit ihren heidnischen Verbündeten zu schlagen und letztere bis über die Grenzen des Landes hinaus zu verfolgen. Riga gerieth jetzt in die äußerste Bedrängniß. Es ist das Verdienst der Hanseaten, trotz dieser schwierigen Verhältnisse auf einem Tage zu Lübeck, den Orden und Stadt beschickten, eine Waffenruhe bis zum 6. December 1299 zur Annahme gebracht zu haben. Gleichzeitig griff Papst Bonifaz ein und seine scharfen Gebote mögen mit dazu beigetragen haben, daß der Orden sich zu einem Ver-

gleich mit dem Erzbiſchof herbeiließ, der letzterem die Freiheit wiedergab. Ein thatſächlicher Stillſtand trat ein, ohne daß jedoch eine Einigung mit Riga, das an dem littauiſchen Bündniſſe feſthielt, ſtattgefunden hätte. Erzbiſchof Johann, der, um ſeine Sache perſönlich zu betreiben, nach Italien gezogen war, ſtarb noch im Jahre 1300 in Rom; ſein Nachfolger Iſarn hielt in den folgenden Jahren den Friedenszuſtand leidlich aufrecht und auch deſſen Nachfolger Friedrich wußte anfänglich den offenen Kampf niederzuhalten. Inzwiſchen hatte der Orden jedoch die politiſche Lage zu ſeinen Gunſten zu wenden verſtanden. Es war ihm gelungen, ein Schutz- und Trutzbündniß mit den Biſchöfen von Dorpat und Oeſel, ſowie mit den däniſchen Vaſallen abzuſchließen, deſſen Spitze ſich nur gegen Riga richten konnte. Eine für Riga im Ganzen günſtige Entſcheidung, welche der frühere Erzbiſchof Iſarn im Auftrage des Papſtes fällte, genügte keinem von beiden Theilen und ſo bedurfte es nur eines äußeren Anſtoßes, um die Zwietracht aufs Neue zu erregen.

Nun war durch einen Vertrag, der noch auf das Jahr 1263 zurückging, das Kloſter Dünamünde verpflichtet, von ſeinem Gebiete ohne Genehmigung des Rathes der Stadt Riga weder zu verkaufen, noch ſonſt Liegenſchaften zu veräußern. Die den Zugang zur Düna beherrſchende Lage Dünamünde's läßt die Wichtigkeit dieſer Beſtimmung ſogleich in die Augen fallen. Als daher nach Verhandlungen, die ſchon 1303 einen vorläufigen Abſchluß gefunden hatten, um Himmelfahrt des Jahres 1305 der Orden das ganze Gebiet von Dünamünde zwiſchen ſemgaller und treider Aa einerſeits und dem Meer andrerſeits, nebſt dem feſten Kloſter für 4000 Mark erſtand, ſah darin die Stadt eine Kriegserklärung und auch der Erzbiſchof, auf deſſen Grund und Boden Dünamünde lag und hinter deſſen Rücken der Verkauf mit aller Heimlichkeit betrieben worden war, fühlte ſich tief verletzt. Die Erbitterung wuchs, als der Orden durch Erhebung Dünamünde's zu einer Comturei ſeine Machtſtellung in einer für die Stadt und das Erzbisthum bedrohlichen Weiſe erweiterte.

Wieder rief nun Riga die Littauer herbei, wieder zog der Erzbiſchof perſönlich zum Papſt und wieder lag ganz Livland in Krieg und Fehden. Man kämpfte in gleicher Erbitterung mit dem Schwert und mit der Feder. Denn von dem päpſtlichen Stuhle zu Avignon mußte die Entſcheidung kommen und in endloſen Klageſchriften, die Wahres mit Falſchem vermengen und es ſchwer machen, den richtigen Sachverhalt feſtzuſtellen, ſuchten die Parteien ſich gegenſeitig den Boden ſtreitig zu machen. Bei der ſchamloſen Käuflichkeit des päpſtlichen Hofes wechſelte die Stimmung an demſelben fortwährend. Heute wurde verworfen, was geſtern beſtimmt war, ja es wurden in einem Athem die widerſpruchvollſten Entſcheidungen getroffen, da es im Intereſſe der Curie lag, den Handel ins Endloſe zu zerren. Endlich im Juni 1310 ernannte der Papſt Schiedsrichter, aber zwei weitere Jahre gingen ins Land, ehe der päpſtliche Auditor Franciscus de Moliano in Riga eintraf und jenes ungeheuerliche Verhör anſtellte, das auf einer Pergamentrolle von $1^1/_2$ Ellen Breite und 50 Ellen Länge — trotz des fehlenden Anfanges und Endes —

im Ordensarchiv zu Königsberg erhalten ist. In 230 Klagepunkten wurde das Material in parteiischster Weise gegen den Orden zusammengefaßt, den der Richter von vornherein wie einen Verurtheilten behandelte und von dem er schließlich auch die Rückgabe Dünamünde's verlangte. Als nun der Orden, wie sich voraussehen ließ, nicht gehorchte, wurde er in aller Form in den Bann gethan. Nun starb aber Papst Clemens V., es folgte eine zweijährige Sedisvacanz, während welcher der Bann kaum praktische Bedeutung gewann; erst Papst Johann XXII. nahm die Geldforderungen, welche die Curie in Anlaß des Processes erhob, mit frischem Eifer wieder auf.

Der Orden aber hatte inzwischen seine politische und militairische Stellung durch Bündnisse mit den übrigen Ständen Livlands so sehr gekräftigt, daß es ihm gelang, unter Vermittelung der Bischöfe von Dorpat und Oesel einen Frieden mit Riga zu schließen, demzufolge die Stadt gegen Wiedererstattung ihrer alten Rechte und Freiheiten sich von der Verbindung mit den Littauern loszusagen versprach. Dieser „ewige Friede" wurde durch das Eingreifen des Papstes in schlimmster Weise getrübt. Er befahl nicht nur dem Ordensmeister, sein Bündniß mit den Bischöfen und Vasallen aufzulösen, sondern gebot ihm auch, Dünamünde auszuliefern. Es konnte dem Meister — damals Gerhard von Jorke — nicht zweifelhaft sein, daß er ohne gewissenlose Preisgebung der Interessen des Ordens diesem Befehl nicht nachkommen durfte. Die Auflösung des Bündnisses bedeutete Isolirung, die Rückgabe Dünamünde's — Verzicht auf die Errungenschaften eines zwanzigjährigen Kampfes.

So mußte, da Riga jetzt sein Bündniß mit Littauen wieder erneuerte, der Kampf nochmals entbrennen. Wir haben diese Verhältnisse, soweit sie für die Entwickelung der littauischen Dinge in Betracht kommen, eingehend kennen gelernt [1]); der Orden beantwortete das rigisch-littauische Einverständniß mit einem am 28. Januar 1323 mit Nowgorod zu gegenseitiger Hülfe gegen die Littauer abgeschlossenen ewigen Bündniß und erreichte dadurch, daß Gedimin sich bereit fand, am 2. October desselben Jahres mit den vom Landtage zu Ermis an ihn abgefertigten Boten der livländischen Stände ebenfalls einen Frieden abzuschließen, welcher sowohl den Erzbischof und die Stadt Riga, als auch den Orden und dessen Anhang umfaßte. Daneben aber bestand auch das geheime Einverständniß zwischen Riga und Littauen fort, die erbitternden Processe vor der Curie nahmen ihren Verlauf und der zu nicht geringem Theil durch Handelseifersucht lebendig erhaltene Gegensatz zwischen Stadt und Orden spitzte sich immer mehr zu. Dazu kam die vermeintliche Absicht Gedimins zum Christenthum überzutreten, deren Erfindung wohl von den Feinden des Ordens ausging und zur Schädigung desselben in gehässigster Weise ausgebeutet wurde.

Ende November 1324 fand der erste Einfall der Littauer in das Ordensgebiet statt, wenige Monate danach sprach der Erzbischof von Riga über den

1) Vgl. Bd. I, S. 223—230.

Orden den Bann und über ſeine Gebiete das Interdict aus. Nun mußten die Feindſeligkeiten ihren weiteren Verlauf nehmen. Als der Orden in Preußen gerade mit Polen, Littauen und Ungarn im heftigſten Kampfe lag[1]), glaubten die Rigenſer den Augenblick gekommen, um wieder zu gewinnen, was ſie in ſchlimmen Tagen verloren hatten. Im Sommer 1328 unternahmen ſie zur Nachtzeit einen Zug gegen Dünamünde und verbrannten das unter den Mauern der Burg liegende Hakelwerk. Schon vorher hatten ihre Boten durch große Zuſagen — der Orden behauptete ſpäter, ſie hätten ſich verpflichtet, die erzbiſchöflichen Schlöſſer den Heiden in die Hand zu ſpielen — Gedimin bewogen, in Livland einzufallen.

An der Spitze des Ordens ſtand aber ein thatkräftiger Mann, Meiſter Eberhard von Munheim. In raſchem Entſchluß nahm er fünf der Grenze zunächſt gelegene Schlöſſer gewaltſam in Beſitz und als nun Gedimin mit Heeresmacht an die Düna rückte, fand er Alles von Ordensbrüdern wohl beſetzt. Die Bürger, die er zornig zur Rede ſtellte, gaben ihm Verpflegung und Führer, die ihn nach Karkus führten, wo ſeine Truppen vom 15. bis 20. September harrten, um darauf noch das „herrliche Kirchſpiel Helmet“ — wie es in der Urkunde heißt — zu verheeren. Von dort ging es nach Paiſtel: „In derſelben Kirchen lag der König der Ungetreuen mit zween ſeiner Brüder über zwei Nächte und fütterte ſeine Pferde. Und das iſt das Allerläſterlichſte, daß ſie vor dem Sacramente der Euchariſtie unzählige Bosheiten verübten, Kelche, Bücher und alle Zierrath der Kirche, koſtbare Glasfenſter und herrliche Orgeln zerſchlugen und verdarben.“ Zuletzt verbrannten ſie die Kirche und hauſten darauf in ähnlicher Weiſe in Tarwaſt.

Nun hatte zwar Meiſter Eberhard ſein Möglichſtes gethan, um dem rückkehrenden Feinde die Spitze zu bieten. Es gelang ihm aber in der Eile nicht, die genügende Truppenzahl aufzubringen und unbehindert zog Gedimin mit ſeinem Raube ab. Nur 500 Littauer waren vor Helmet gefallen.

Ueber Riga aber brach jetzt ein furchtbares Strafgericht herein.

Mit ſeinem ganzen Heere zog Eberhard von Munheim vor die Stadt und ſchloß ſie von allen Seiten her ein. Ein Einfall der Littauer in Kurland, wo ſie das Hakelwerk Pilten verbrannten, aber das feſte Schloß nicht nehmen konnten, vermochte den Meiſter nicht, die Belagerung aufzuheben, die volle ſechs Monate dauerte. Die Noth ſtieg in der Stadt ſo hoch, daß Viele Hungers ſtarben und der Meiſter, der den Jammer nicht anſehen mochte, einen Ordensbruder vor die Stadt ſchickte und den armen Leuten ſagen ließ, ſie möchten aus der Stadt ziehen und ſich Brod holen, wo ſie es finden könnten. Das geſchah zu fünf Malen. Endlich, am 18. März 1330, war die Noth ſo unerträglich geworden, daß der Rath und die angeſehenſten Bürger ſich der Ueberzeugung nicht verſchließen konnten, daß nur die Unterwerfung unter den Orden übrig bleibe. Der wortführende Bürgermeiſter Heinrich Meye

1) Vgl. Bd. I, S. 480.

eröffnete die Sitzung. „Edle Herren und fürsichtige Männer" — sprach er — „versammelt seid ihr, Geistliche und Weltliche, um einander in dem Elend, in das wir gerathen sind, zu trösten." Doch er konnte nicht weiter reden. Thränen erstickten seine Stimme, und für ihn ergriff nun der zweite Bürgermeister Heinrich von Fellin das Wort: „Wir stehen hier, wie schon Heinrich Meye sagte, in tiefer Kümmerniß. Alle unsere Freunde haben uns verlassen. Glaubt aber darum nicht, wir seien nachlässig gewesen in Betreibung dieses Krieges. Dem Papste und den Cardinälen haben wir in unserer Trübsal geschrieben und sie demüthig um Rath und Hülfe gebeten, den Seestädten sowie den Herren und Städten im Lande haben wir mehr als einmal unser Leid geklagt. Weder mit Wort noch mit der That hat auch nur einer von ihnen uns Trost geboten. Auch sehet ihr, daß leider gar keine Lebensmittel in der Stadt sind, die Vorrathshäuser stehen leer, selbst in den Privathäusern ist nichts mehr zu finden, wie wir nach genauester Durchsuchung eines jeden Hauses uns überzeugt haben. Die ganze Stadt zu erhalten ist, Gott sei dessen Zeuge, nicht mehr übrig denn $3^1/_2$ Last Mehl. Viele sind vor Hunger aus der Stadt entflohen, viele Andere, wie ihr wißt, gestorben. Was endlich das Schlimmste ist, es steht zu befürchten, daß es in der Stadt selbst zu offenem Kampfe kommt und wir einander gegenseitig umbringen. Und um euch nichts zu verbergen, wir haben mehrfach versucht, mit dem Meister in Verhandlung zu treten, aber nur das Eine ersehen, daß uns schließlich nichts übrig bleibt, als einen ganz unleidlichen Vertrag zu schließen." Darauf beschwor er die Anwesenden nochmals, falls einer im Geheimen Lebensmittel versteckt halte, solle er sie zum Besten der Stadt herausgeben. Als sich aber herausstellte, daß durchaus garnichts mehr vorhanden sei, richtete Johann von Fellin unter Thränen die Frage an sie, was man denn in dieser Noth thun solle? Sie aber antworteten, wie es schon früher die ganze Gemeinde gethan hatte: die Bürgermeister möchten möglichst bald ein Ende machen, man werde erfüllen und halten, worauf sie sich mit dem Meister einigten.

Zum Zeugniß dessen aber wurde ein Notariatsinstrument über diese Verhandlung aufgenommen und von allen Anwesenden unterschrieben. Ihm verdanken wir den obigen Bericht.

So erfolgte am 20. März 1330 auf Gnade und Ungnade die Unterwerfung der Stadt Riga unter den Orden.

Am Mühlgraben trafen Rath und Gemeinde der Stadt mit dem Meister und den Brüdern des Ordens zusammen. Die Bürger befahlen und untergaben sich und die Stadt Gott und der heil. Jungfrau und der Gnade des Meisters und der Brüder, mit' all ihren Freiheiten und Gütern, nur Leib und Leben vorbehalten.

Am 23. März stellte dann die Stadt dem Orden den sogenannten „nackenden" Brief aus, und am 30. März formulirte in dem sogenannten „Sühnebrief" der Meister endgültig seine im Voraus bewilligten Forderungen. Die Stadt mußte ihm huldigen. Dem Orden wurde zur Erbauung eines

Schloſſes ein Platz in der Stadt abgetreten, die Hälfte aller Gerichtsgefälle wurde ihm zugeſprochen, das Bündniß mit Littauen gelöſt und endlich die Verpflichtung übernommen, ihm in Vertheidigung und Angriff Heeresfolge zu leiſten, es ſei denn gegen den Erzbiſchof.

Am 15. Juni legte Meiſter Eberhard den Grundſtein zum neuen Ordensſchloß, und zwei Jahre ſpäter, am 8. Mai 1332, beſtätigte Kaiſer Ludwig von Baiern die Unterwerfungsverträge, mit dem ausdrücklichen Zuſatze, daß dem Orden die volle Landeshoheit über die Stadt, deren Bewohner und Gebiet gebühre.

Damit hatte der Orden ein lang erſtrebtes Ziel erreicht, gelang es ihm noch, die geiſtlichen Herren — wie in Kurland bereits geſchehen war — ihrer weltlichen Stellung zu entkleiden, ſo mußte in Livland die Macht des Ordens ihren Gipfel erreichen.

Sechſtes Kapitel.

Staatliches Leben.

Die Zeit jenes erbitterten Kampfes zwiſchen dem Orden und Riga iſt dadurch von beſonderer Tragweite geworden, daß in jenem mehr als dreißigjährigen Kriege die ſtaatlichen Formen Livlands zu voller Durchbildung kamen.

Man kann den Verlauf der livländiſchen Geſchichte nicht verſtehen, wenn man nicht eine klare Vorſtellung von den ſtändiſchen Verhältniſſen gewonnen hat, wie ſie auf Grund des Lehnsrechts ſich allmählich entwickelten.[1]) Wir müſſen dabei vor allen Dingen einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Livland und Deutſchland hervorheben. Es hat in Livland, oder wie man wohl ſagte „in den Livlanden,“ nie eine unfreie oder auch nur halbfreie deutſche Bevölkerung gegeben. Rechtlich ſtanden dieſe livländiſchen Deutſchen aber inſofern alle einander gleich, als nur die Fähigkeit, Waffendienſt zu leiſten, die Lehnsfähigkeit bedingte; der in Deutſchland geforderte Nachweis der Ritterbürtigkeit wurde nicht verlangt, der wehrhafte Bürger konnte in gleicher Weiſe Vaſall eines der Landesherren werden, wie der aus Deutſchland eingewanderte Ritter oder Miniſteriale.

Nun iſt mit überzeugenden Gründen nachgewieſen worden, daß die übergroße Zahl der livländiſchen Vaſallen von weſtfäliſchen Familien abſtammt, welche, wie wir wiſſen, im 12. und 13. Jahrhundert in Deutſchland eine ritterliche Lebensweiſe führten. Die Buxhöwden, Brakel, Bardewich oder Uexküll,

---

1) Obgleich wir in dieſer Ueberſicht livländiſcher Geſchichte uns aller Citate enthalten, müſſen wir doch das ganz vortreffliche Buch von Carl Schilling: „Die Lehn- und Erbrechtlichen Satzungen des Waldemar-Erich'ſchen Rechts,“ Mitau bei Steffenhagen s. a. hervorheben. Es iſt die beſte Arbeit, die wir auf dem Gebiete livländiſcher Rechtsgeſchichte überhaupt beſitzen.

die Dalen, Hahn, Ludinghausen, Rosen, Zöghe, Scherenbek und Tiesenhausen, und wie sie alle heißen, führen ihren Ursprung auf Westfalen zurück, wo wir ihr Geschlecht in der Stellung bischöflicher Ministerialität wiederfinden. Das Institut der Ministerialität aber hat auf livländischem Boden nie Wurzel gefaßt; aus den Nachkommen der westfälischen Ministerialen wurden livländische Vasallen: in Estland Vasallen des Königs von Dänemark, in Livland Vasallen des Ordens oder eines der geistlichen Herren des Landes.

In welcher Form die Belehnung stattfand, zeigt ein urkundlich erhaltenes Beispiel aus dem Jahre 1385, das, weil es ohne Zweifel die alten Gebräuche wiedergiebt, hier angezogen werden kann:

Henneke Pitkever, der es versäumt hatte, nach des Vaters Tode sein Lehn von dem Erzbischof, seinem Herrn, zu muthen (d. h. um die Belehnung nachzusuchen), mußte auf Grund eines Vergleiches nachträglich die Belehnung einholen und that es in folgender Weise: er legte seinen Mantel, seinen Gürtel und sein Messer ab, warf sich mit gebeugten Knieen vor seinem Herrn, dem Erzbischof, auf die Erde nieder, unterwarf sich mit Leib und Leben seiner Gnade, und bat mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen demüthig, ihn in Gnaden aufzunehmen. Der Erzbischof nahm den vor ihm Knieenden und um die Belehnung mit seinen väterlichen Gütern Bittenden in Gnaden auf, und ertheilte ihm über die rechten väterlichen Güter durch Darreichung eines Kusses die Belehnung. Nachdem Henneke sodann aufgestanden, leistete er seinem Herrn, dem Erzbischof, mit aufgehobenen Fingern den ihm vorgesprochenen Lehnseid.

Letzterer aber lautete dahin, daß der Belehnte versprach, „sobald er dazu geeschet wurde," treuen und willigen Dienst und Mannrecht zu thun, nach Pflicht und Gewohnheit der Mannschaft des Stiftes, oder in anderer älterer Fassung, „dem Herrn so treu und hold zu sein, als ein Mann gegen seinen Herrn sein soll."

Es kommt nun Alles darauf an, sich eine klare Vorstellung davon zu machen, welches die von dem Vasallen durch den Lehnseid erworbenen Rechte waren; oder anders formulirt, welche Rechte er auf dem ihm vom Lehnsherrn verliehenen Grund und Boden ausüben durfte. Die Rechte, welche die Bischöfe und in den Theilungen der Orden bei der Einnahme des Landes erwarben, waren das Aufgebot zur Heeresfolge, der Anspruch auf die Leistung gewisser Arbeiten und die sogenannten lehnbaren Rechte, d. h. der Zins, der Zehnte und die Gerichtsbarkeit. Von diesen ist der Zins ein fiskalischer Anspruch, der Zehnte eine der Kirche zu entrichtende Leistung. Die lehnbaren Rechte wurden nun mit dem nach Haken berechneten Grund und Boden auf die Vasallen übertragen. Man unterschied dabei das Allod, d. h. das ursprünglich unangebaute Land, welches der Vasall nach Belieben zu seinem „Hof" ziehen konnte, und das zinspflichtige Land der Eingeborenen, über welches der Vasall die lehnbaren Rechte in größerem oder geringerem Umfang ausübte.

„Darauf, daß die Jurisdiktion, der Zins und Zehnte in der Hand der

Vaſallen vereinigt ſind, beruht die Eigenartigkeit des livländiſchen Mannlehens.“

Die livländiſchen Biſchöfe, welche über keine, oder doch nur über eine ſehr unbedeutende kriegsfähige Mannſchaft geboten, hatten ſich genötigt geſehen, ihre ſtaatlichen Hoheitsrechte auf die Vaſallen zu übertragen, denn nur auf dieſem Wege konnten ſie ſich eine weltliche Macht ſichern, die ſich nun einmal nicht entbehren ließ. Die Folge war, daß einmal die Vaſallen zu ihren Hinterſaſſen in das Verhältniß von Landesherren traten, und daß andrerſeits der Stand der Vaſallen in ſeiner Geſammtheit den Biſchöfen an Macht weit überlegen war. Ein ungeheurer Landbeſitz kam in die Hände beſtimmter Vaſallenfamilien; das geſchah aber nur in den Stiftern, während auf dem Gebiet des Ordens und beſonders in Kurland, deſſen Biſchof in völliger Abhängigkeit vom Orden ſtand', das Vaſallenthum nie zur Ausbildung gelangen konnte. Die Erklärung dieſer Thatſache iſt darin zu finden, daß für den wehrhaften Orden die Notwendigkeit nicht vorlag, ſeine Hoheitsrechte preiszugeben, und daß er in Folge deſſen nie größere Gebiete aus der Hand gegeben hat. Die Ordenslehen waren ſo klein, daß ſie das Fundament zu einer Machtentwickelung der Lehnsleute nicht boten. Der Wendepunkt der Macht des Vaſallenthums aber iſt darin zu ſehen, daß im 14. Jahrhundert während der geſchilderten Kämpfe zwiſchen dem Orden, dem Erzbiſchof und der Stadt Riga die Biſchöfe zugeben mußten, die Vaſallen von ſich aus ihre Hinterſaſſen zur Landesvertheidigung aufriefen.

Neben den Vaſallen der Biſchöfe von Riga, Dorpat und Oeſel kommen aber noch ganz beſonders in Betracht die des Königs von Dänemark in Harrien und Wirland. Die Geneſis der Harriſch-Wirländiſchen Ritterſchaft läßt ſich nicht verſtehen, ohne einen Einblick in die recht complicirte Geſchichte des däniſchen Eſtland. Wir erinnern uns, daß Eſtland ſeit dem Jahre 1238 mit der Krone Dänemark vereinigt war. Es bildete keine däniſche Provinz, ſondern war ein ſelbſtändiges Territorium, deſſen Herrſcher den Titel dux Estoniae, Herzog von Eſtland führte. Nie haben die däniſchen Geſetze in Eſtland Geltung gehabt, und unter nahe an zweihundert Namen eſtländiſcher Grundbeſitzer laſſen ſich nicht mehr als zwölf mit einiger Sicherheit als däniſch bezeichnen. In der Reihe der Revaler Rathsherren vollends weiſt in den Jahren bis 1347 höchſtens ein Name auf die Möglichkeit däniſcher Herkunft. An der Spitze des Landes ſtand ein vom Könige ernannter Hauptmann, der als Oberrichter, oberſter Polizeiherr und als Heerführer im Kriege fungirte. Die Beziehungen zu Dänemark waren in höchſtem Grade locker und ſchon im Jahre 1259 treten uns die königlichen Vaſallen als eine geſchloſſene Corporation (universitas vasallorum per Estoniam constituta) entgegen, welche bald landſtändiſche Rechte zu erwerben wußte. Die Wirren, welche das däniſche Königshaus zerrütteten und ſchwächten, trugen nicht unweſentlich zur Kräftigung der däniſchen Vaſallen bei. Seit dem Tode König Waldemar II. bietet die däniſche Geſchichte ein äußerſt trübes Bild. Erich V. wurde 1250 ermordet; ſein

Nachfolger Abel 1252 von den Frieſen erſchlagen; Chriſtoph I. ſtarb 1259 wahrſcheinlich an Gift; Erich VI., der als Minderjähriger den Thron beſtieg, wurde 1286 ermordet. Dann folgte Erich VII. Menved, deſſen kriegeriſche Erfolge weſentlich bedingt waren durch ſeine Reichthümer, die er auf dem Wege ſchwerer Schatzung ohne Rückſicht auf herkömmliche Vorrechte aufzulegen pflegte. Sein ſchlimmer Bruder und Nachfolger Chriſtoph wurde 1326 vom Grafen Gerhard von Rendsburg („dem großen Ghert") vertrieben, der die Wahl ſeines Mündels Waldemar III. von Schleswig durchſetzte und ſich zum Vormund des Reiches Dänemark machte. Unter ſolchen Verhältniſſen nahm der Adel an Macht und Uebermuth immer zu, und nur unter den drückendſten Bedingungen konnte Chriſtoph Anfang 1330 den Königstitel wieder erringen. Als er aber den Verſuch machte, den Grafen Gerhard zu beſeitigen, wurde er am Danewirk geſchlagen, und als er 1332 ſtarb, war Dänemark nunmehr ganz ohne König. Die holſteinſchen Grafen waren thatſächlich die Herren, und Reichsverweſer Graf Gerhard.



Siegel der Königin Margaretha von Dänemark, Mutter Erich Glippings.
Originalgröße.
Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in der erhobenen Rechten eine Lilie, über ihr ein Stern; vor ihr kniet Margaretha, von einem herabſchwebenden Engel gekrönt. Im Abſchnitt eine Thiergeſtalt. Umſchrift: MARGARETA · DEI · GRACIA · DANORVM · SCLAVORVM · Q(ue) · REGINA†. An einer Urkunde vom 29. September 1274. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'ſche Sammlung.

Es war unter dieſen Umſtänden von außerordentlicher geſchichtlicher Bedeutung, daß am 1. April 1340 Niels Ebbeſon den großen Grafen erſchlug. Die kühne, noch heute in däniſchen Volksliedern gefeierte That bahnte dem Könige Waldemar IV. Atterdag den Weg zum Throne ſeiner Väter. Erſt Waldemar Atterdag hat dann des Königthum wieder zu einer Wahrheit in Dänemark gemacht. Aber wie unſäglich verwilderte und verkommene Zuſtände mußte er übernehmen. Ein hervorragender Kenner dieſer Zeit ſchildert ſie folgendermaßen: „Beſitz, Kriegsruhm und Macht waren die einzigen Triebfedern des Adels. Es blieb daher nicht nur bei harter Bedrückung der Untergebenen, bei Geringſchätzung und Mißachtung alter Rechte an Gütern und Einkünften gegenüber der Kirche und den einheimiſchen Herren — Raub und Plünderung nahmen überhand . . . . nie war die Unſicherheit größer geweſen."

Eine Rückwirkung dieſer Verhältniſſe auf Eſtland fand natürlich ſtatt. Die däniſchen Hauptleute wechſelten ſo häufig im Amt, daß ſie zu durchgreifendem Einfluſſe nicht gelangen konnten. In einhundertundſieben Jahren

werden uns siebenundzwanzig Hauptleute genannt; durchschnittlich wurde also dies hohe Amt alle vier Jahre von einem anderen bekleidet. Auch der Bischof von Reval brachte es zu keiner selbständigen Machtstellung. So geschah es, daß die estländischen Vasallen zu immer größerem Einfluß emporstiegen; sie wählten sich Vorstände, traten in die engsten Beziehungen zu den Deutschen des eigentlichen Livland; führten Kriege und schlossen Verträge, ohne viel des Königs zu achten, dessen Räthe vielmehr mit den Vasallen Hand in Hand gingen. Die entscheidende Wendung fand jedoch im Jahre 1304 statt. König Erich Menved hatte nämlich im Jahre 1303 die Ansprüche seines Bruders Christoph dadurch befriedigen wollen, daß er ihm Estland verlehnte. Geschah das fürs Erste auch nur auf sechs Jahre, so sahen die estländischen Vasallen sich dadurch doch in ihrer Stellung gefährdet. Sie bemächtigten sich der königlichen Schlösser, um den neuen Herrn, wenn nötig, mit Gewalt zurückzuweisen. In der Befürchtung jedoch, daß ihre Macht zur Abwehr Dänemarks nicht reichen dürfte, sahen sie sich genöthigt, sich an den Orden zu wenden, der allein stark genug war, ihnen den erforderlichen Schutz zu gewähren. So kam es zum berühmten Dorpater Bündniß vom 25. Februar 1304. Der Orden einerseits, die Bischöfe von Dorpat und Oesel mit all' ihren Vasallen und die dänischen Vasallen Estlands andrerseits, schließen einen Bund zu Schutz und Trutz, nicht nur gegen Dänemark, sondern auch gegen Russen, Littauer und die Stadt Riga, mit der, wie wir wissen, der Entscheidungskampf sich vorbereitete. Die Leitung lag dabei in Händen des Ordens, an dessen Seite wir also zwei Bischöfe, zwei stiftische Ritterschaften und die dänischen Vasallen finden. Auch die Vasallen des Erzstifts Riga sind damals bereits eine geschlossene Körperschaft und dem Orden gelang es bald danach, auch diese stiftische Ritterschaft an sich heranzuziehen. Am 23. April 1316 fand ein Bündniß zwischen dem Orden, dem ganzen Kapitel der Riga'schen Kirche und den erzstiftischen Vasallen statt, als deren Vertreter uns ein Palen, ein Rosen, zwei Ungern, ein Uexküll und ein Ostinghusen entgegentreten. Jede Partei verspricht der anderen treu anzuhängen, mit Rath und That ihre Freiheiten gegen Jedermann zu vertheidigen, Verträge nur in Uebereinstimmung mit den übrigen Contrahenten zu schließen, Streitigkeiten durch Schiedsrichter beizulegen und alle Gegner dieser Conföderation mit gemeinsamen Kräften niederzuwerfen. Diese Artikel sollten auch für die Nachkommen der Contrahenten verbindlich sein und wurden auf das Evangelium beschworen. Damit hatte der Orden mit Ausnahme des Erzbischofs und der Stadt Riga „alle Livlande" unter seiner Führung vereinigt, und es muß als ein ganz besonderer Erfolg desselben bezeichnet werden, daß es ihm gelungen war, die stiftische Ritterschaft von ihrem Lehnsherrn, dem Erzbischof, zu lösen. Das ist nun freilich nicht von Dauer gewesen. Schon am 21. December 1317 hat Papst Johann XXII. jene Conföderation für null und nichtig erklärt, weil sie der Kirchenfreiheit nachtheilig sei. Er entband die Einzelnen des von ihnen geleisteten Eides und verbot für alle Zukunft derartige Verbindungen. Das Rigasche Kapitel

zog sich noch einen besonderen Verweis von Seiten des Papstes zu. Damit ist nun jener Plan des Ordens als gescheitert zu betrachten. Die stiftischen Ritterschaften aber waren zu nicht geringem Theil durch die geschilderten politischen Verhältnisse zu Faktoren herangewachsen, mit welchen unter allen Umständen gerechnet werden mußte. In diese Zeit fällt dann auch, wenn man von jener Zusammenkunft absieht, aus welcher das Dorpater Bündniß vom 25. Februar 1304 hervorging, der erste Landtag von dem wir wissen; er fand im Februar 1314 bei Pernau statt. Wer an demselben theilgenommen hat, wird nicht überliefert, wir erfahren nur, daß die Landesherren (domini terrae) beisammen gewesen sind, und daß auf demselben strittige Besitzfragen geregelt wurden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben dem Orden und den Bischöfen hier auch die stiftischen Vasallen vertreten waren, vielleicht auch Vertreter der Städte sich eingefunden hatten. Regelmäßig wiederkehrende Landtage sind damals nicht nachweisbar, dagegen ist in dieser Zeit die Haupturkunde der livländischen Rechtsgeschichte, das berühmte Waldemar Erich'sche Lehnsrecht entstanden (wahrscheinlich 1315), welches dem Vasallenthum einen rechtlich unanfechtbaren, fortan nicht mehr verlassenen Boden gegeben hat. Es ist im Wesentlichen eine Codificirung des auch in den übrigen Livlanden geltenden, aus dem Landrechte Westfalens abgeleiteten Rechtes. Ohne auf die näheren Bestimmungen desselben einzugehen, heben wir hervor, daß die von Anfang an in Livland feststehende Erblichkeit der Lehen auch hier ihren Ausdruck gefunden hat, wie denn überhaupt das Lehnswesen sich nach der Richtung entwickelte, daß das Lehen zu einem unveräußerlichen, auch auf die weibliche Linie übergehenden Besitz des Vasallen wurde. Der an denselben geknüpfte Lehnsdienst bestand wie überall in Heerfahrt und Hoffahrt. Während letzterer die Verpflichtung von Ehrenleistungen in sich schloß, verstand man unter der Heerfahrt den Reiterdienst, den die Vasallen in Person, ganz abgesehen von der Größe ihres Lehens, zu leisten hatten.



Majestätssiegel Heinrichs I. Bischof von Reval. Originalgröße.
In einem Tabernakel die Apostel Petrus und Paulus; darüber Maria mit dem Kinde; darunter der knieende Bischof. Umschrift: S(igillum): FR(atr)IS HENRICI : DEI : GRA(tia) : EPI (scopus) : REVALIEN(sis): An einer Urkunde vom 15. Mai 1313; Reval, Rathsarchiv.

In etwas späterer Zeit (1350) erließ der Hochmeister Heinrich Tusmer für Harrien und Wirland die folgende, das Kriegswesen der Zeit gut charakterisirende Verordnung. Von je hundert Haken Landes sollen die

Bewohner jener Landschaften, ganz abgesehen von ihrem Stande, je drei Mann stellen, und zwar „einen redlichen, frischen, tapferen, wohlbewaffneten Deutschen“ und zwei Esten, die mindestens mit Schild und Helm versehen sein müssen. Es handelt sich hierbei natürlich nicht um den Lehnsdienst, sondern gewissermaßen um eine von den Grundbesitzern ausgerüstete Söldnertruppe, die jährlich zu stellen war. Wichtiger ist die zweite Bestimmung, daß alle und jede Leute zwischen Narowa und Düna gehalten sein sollen, mit all' ihren Kräften und ganzer Macht dem Ordensmeister und den Brüdern des Ordens in Livland zu folgen, und ihnen wider alle Ordensfeinde zu helfen, wann, so oft und wo sie vom Orden dazu aufgefordert werden; jedoch so, daß erst wenn sie die Düna überschreiten, der Meister die Kosten ihres Unterhaltes trägt. Der Schwerpunkt fiel auch bei solchen allgemeinen Aufgeboten auf die deutsche Mannschaft, während die ungeregelten Heerhaufen der Eingeborenen mehr durch das Gewicht ihrer Masse, als durch ihre militärische Tüchtigkeit von Bedeutung waren. Auch kam im Verlauf der Zeit jener „Landsturm“ immer mehr in Abnahme. Was im 13. und zu Anfang des 14. Jahrhunderts noch Regel war, schwand von da ab immer mehr. Es ist noch nicht genügend aufgeklärt, ob und in welchem Verhältniß hierzu die allmähliche Abnahme der rechtlich gesicherten Stellung der Eingeborenen gestanden hat. Es mag hier noch einmal hervorgehoben werden, daß nach Eroberung Livlands die Eingeborenen weder zu Knechten, noch gar zu Leibeigenen herabgewürdigt wurden. Theils Unkenntniß, theils tendenziöse Auffassung haben dieser Anschauung allgemeine Geltung geschafft. Thatsächlich lagen die Verhältnisse so, daß die Eingeborenen Zinsleute der Eroberer wurden, die ihrerseits durch festes, schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts aufgezeichnetes Landrecht die Verpflichtung übernahmen und hielten, innerhalb bestimmter Grenzen denselben freies Eigenthum und freie Bewegung zu lassen. Namentlich in Kurland finden wir zahlreiche Beispiele, die uns Eingeborene als Lehnsleute des Ordens zeigen; und auch da, wo sie Hintersassen der Vasallen sind, finden wir ihr Eigenthumsrecht an Haus, Acker, Honigbäumen, sowie ihren Anspruch auf gemeine Weide und Hölzung, auf Fischerei und Wildfang fortbestehen. Sie durften es frei bis ins fünfte Glied der Verwandtschaft vererben, nur wenn kein Verwandter im fünften Gliede sich fand, kam das Heimfallsrecht desjenigen zur Geltung, zu dessen Jurisdiction das erblose Gut gehörte. Erst sehr allmählich haben sich diese Verhältnisse geändert; der ökonomische Leichtsinn der bäuerlichen Bevölkerung einerseits und das Eindringen des lombardischen Lehnsrechts andrerseits haben die Stellung des Landvolks verschlechtert. Indem die Eingeborenen als Hintersassen unter die Gerichtsbarkeit der Vasallen traten, büßten sie an ihrer Freiheit nicht unwesentlich ein, obgleich auch dann noch stets bäuerliche Beisitzer das Urtheil fanden und nur in Harrien und Wirland das Recht über Hals und Hand den Vasallen zukam. Außerdem ging nicht aller Grundbesitz der Eingeborenen in hofrechtlichen und ordensrechtlichen Besitz über; ein nicht geringer Grundbesitz blieb ihnen als nicht zinspflichtiges Erbe und ging erst

allmählich in die Mark (d. h. in das Gesammtgebiet eines Vasallen an Hof und Zinsland) auf. Endlich muß in Betracht gezogen werden, daß auch in den Livländen die Uebersiedelung eines Bauern auf Stadtgrund ihn von allen Verpflichtungen seiner Herrschaft gegenüber löste.

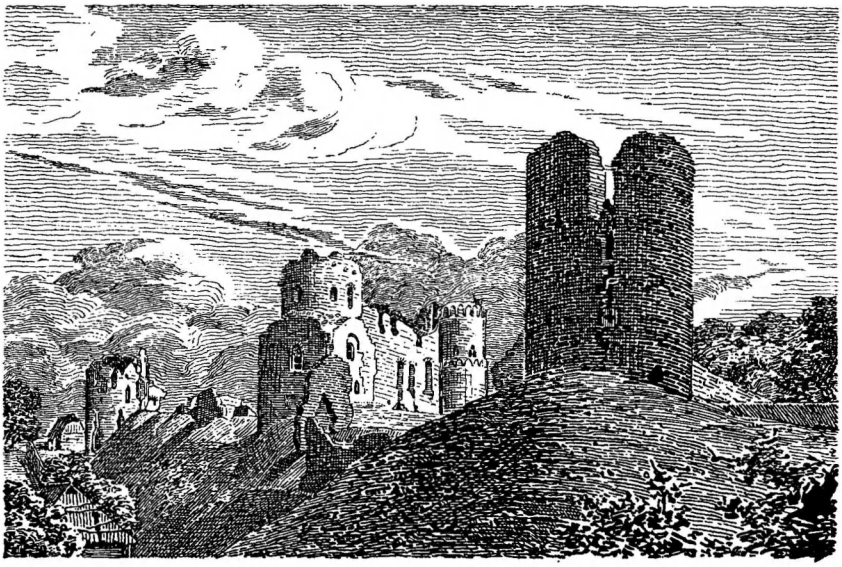
Das 14. Jahrhundert ist die Zeit, in welcher das Städtewesen in Livland durch seine Verbindung mit der Hansa sich zu mächtiger Blüte emporschwang. Alle irgend bedeutenderen Städte waren Mitglieder des hansischen Bundes. Nicht nur Riga, Reval und Dorpat, sondern auch die kleineren, welche ihre Entstehung der Anlage von Ordensburgen oder Bischofsschlössern verdankten, wie: Pernau, Fellin, Wolmar, Wenden, Walk, Kokenhusen und Lemsal. Die drei erstgenannten nahmen die Stellung von Vororten ein und auf den in Deutschland stattfindenden Hansetagen sind sie die Vertreter der anderen. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurden dann die Hansetage, welche ausschließlich die Angelegenheiten des Handels mit Rußland betrafen, meist auf livländischem Boden und zwar in Pernau, Dorpat, Walk, Wolmar und Fellin abgehalten. Der erste livländische Hansetag fand 1352 in Fellin statt. Hier führte die große Handelsstraße über Pernau und Fellin nach Dorpat, dann weiter über den Embachfluß und Peipussee nach Pleskau, wo die Hanseaten eines ihrer Hauptcomtoire hatten. Ein zweiter Weg führte von Narva auf der Jamburg'schen Straße direkt nach Nowgorod; und eben dahin gelangte man drittens über Reval und Weißenstein. Auch von Riga aus ging eine Ueberlandstraße nach diesem Centrum hansischer Thätigkeit. Wichtiger war jedoch für Riga die natürliche Straße, auf welcher der Kaufmann seine Waaren zu Wasser nach Polock und Witebsk, von dort auf kurzem Landwege nach Smolensk beförderte. In Nowgorod mußten die Rigenser die Concurrenz der übrigen Hanseaten ertragen, während sie hier keinen anderen Mitbewerber als den Orden hatten, der, wie wir gesehen haben, den Handel keineswegs verschmähte. Uebrigens war der Handel mit den russischen Städten nicht gefahrlos; es bedurfte nur geringen Anlasses, um die starken nationalen Antipathien zum Ausbruch zu bringen und in Nowgorod pflegte man stets das wirkliche oder angebliche Vergehen des Einzelnen an der Gesammtheit der Hanseaten zu strafen.



Siegel des Comturs zu Pernau. Originalgröße.
Im Felde ein nach vorn gewandter Krieger in bis zum Knie reichenden Wappenrocke, in der Rechten den Speer, in der Linken den Schild mit dem Ordenskreuz; der Helm ist von einem wulstartigen Kreise umgeben. Umschrift: S! (igillum) COMENDATORIS · I(n). PERONA : †. An einer Urkunde vom 4. October 1349. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'sche Sammlung.

Ein neuerer Schriftsteller charakterisirt die Ordensritter jener Zeit sehr treffend folgendermaßen: „Räthselhafte Menschen, zugleich raufluſtige Soldaten und streng rechnende Verwalter, zugleich entsagende Mönche und waghalsige Kaufleute und mehr als all' dies, kühne weitaussehende Staatsmänner." Fast

mit denſelben Worten aber ließe ſich auch das Bürgervolk in den livländiſchen Städten zeichnen. Ein Beiſpiel für viele mag uns jenen Sinn vergegenwärtigen. Im Jahre 1335 ereignete ſich in Livland folgender Fall: Gerhard von Moden, ein Räuber, hatte einen gewiſſen Heinrich Lucower in Livland überfallen und mit ſechs Meſſerſtichen verwundet. Auf der Flucht wurde Gerhard von Ordensangehörigen ergriffen und in Gewahrſam gebracht, dann von Lucower öffentlich angeklagt und nach gerichtlicher Verhandlung vor allen Bürgern und Gäſten in Pernau zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Nun hatte der Räuber Gerhard einen Verwandten, den Schneider Gottfried,



Ruine des Schloſſes Wenden; Anſicht von Süd-Weſt.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1810.

welcher den Heinrich dafür zu tödten drohte. Als dieſer ihn fragte, heißt es in der uns erhaltenen Urkunde, ob er ihm drohe, antwortete Gottfried, er wolle ihm das Leben nehmen, wo er ihn fände und verbot ihm die Länder Flandern, Holland, Schonen und Norwegen. Es ereignete ſich aber, daß Gottfried den Heinrich im Hafen Moleſund an der damaligen norwegiſchen, jetzt ſchwediſchen Küſte auf dem Lande ſtehend antraf. Sogleich wandte ſich Gottfried gegen ihn, ihn zu tödten. Heinrich vertheidigte ſich, ſiegte und tödtete den Gottfried. Nun zog ihn der königliche Vogt darüber zur Rechenſchaft; da bezeugten Johann Kaufmann, Rathsherr zu Riga, Gottfried von Unna, Rathmann zu Reval und Berthold Krukenberg, daß Gottfried dem Heinrich abgeſagt habe, wie ein Feind dem Feinde und daß dieſe That daher Nothwehr

ſei. Heinrich Lucower wurde darauf nach Erlegung der ſogenannten Königsbuße freigeſprochen. Das iſt der Geiſt, wie er damals im Kaufmanns- und Handwerkerſtande lebte, ſie wußten Degen und Handbeil zu ſchwingen und es iſt ein Beiſpiel zugleich, daß die Leute nicht ſtill an einem Orte zu ſitzen pflegten.

Die Erben des reichen Kaufmanns, der in Riga, Reval oder Dorpat geſtorben war, ſaßen daheim in irgend einem Städtchen Weſtfalens. Es iſt ein ewiges Hinüber und Herüber, vermittelt und hervorgerufen durch die Gemeinſamkeit der Intereſſen, wie die Zugehörigkeit zum Bunde der Hanſeaten ſie bedingte. Die auf lübiſchem oder gotländiſchem Recht gegründete Freiheit der Städte entwickelte ein Bewußtſein eigener Kraft und ſtolzen Selbſtvertrauens, deren Früchte uns auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens entgegentreten. Welch glänzendes Zeugniß für den religiöſen Sinn, für die pecuniäre Leiſtungsfähigkeit und für den idealen Kunſtgeſchmack der Zeit legen die herrlichen Kirchen, der Dom in Dorpat und Riga, St. Olaf und St. Nicolaus in Reval, der Dom in Hapſal und all' die kleinen Kirchenbauten auf dem Lande ab, die, wie jüngſt[1]) erwieſen wurde, zum größeren Theil noch im 13. und 14. Jahrhundert entſtanden ſind. Zwar griff das Kunſtgewerbe, wo es ſich um Arbeiten großen Stils handelte, noch mit Vorliebe auf Deutſchland und Flandern zurück, aber in den Städten Livlands läßt ſich doch überall ein kräftig emporſtrebender Handwerkerſtand nachweiſen, der ſich früh zu Gilden und Genoſſenſchaften zuſammengethan hatte. In allen Städten finden wir Schulen und wenn auch die bürgerliche Bildung der Zeit meiſt auf dem Wege lebendiger Anſchauung erworben wurde, ſteht doch feſt, daß Kaufleute und Handwerker des Leſens und Schreibens kundig waren. Schon die Handelsgeſchäfte verlangten, daß der Kaufmann im Stande ſei, einen deutſchen oder gar einen kurzen lateiniſchen Geſchäftsbrief abzufaſſen. Ein Rathsherr vollends mußte des Lateiniſchen mächtig ſein, obgleich für den diplomatiſchen Verkehr die niederdeutſche Sprache je länger je mehr an Boden gewann. Es war, mit Differenzen, die ſich doch nur als dialectiſche bezeichnen laſſen, dieſelbe Sprache, welche von Brügge bis nach Narva hin in den Städten geſprochen wurde, während in den Kreiſen des Ordens das Mitteldeutſche allmählich die Ueberhand gewann. Lag nun der Natur der Dinge entſprechend der Schwerpunkt wiſſenſchaftlicher Bildung in Klöſtern und Stiftern, ſo wird uns doch vielfach überliefert, daß auch in Ordenskreiſen das Streben nach Bildung nicht fehlte. Die Combination kriegeriſcher, politiſcher, adminiſtrativer und commercieller Thätigkeit, welche der Wirkungskreis des Ordens beanſpruchte, brachte es mit ſich, daß die Ordensherren einer ins Tiefe gehenden juriſtiſchen und theologiſchen Bildung nicht entbehren konnten. Ein ſachkundiger Beirath ſtand dem Meiſter und den Comturen zur Seite, und es ſcheint, daß man in den Prieſterbrüdern die entſprechenden Perſönlichkeiten fand. Für die

1) Vom Architecten Guleke in einer noch ungedruckten Schrift.

Pflege hiſtoriſcher Studien in Ordenskreiſen liegen uns zwei Beiſpiele für unſere Periode vor. Einmal die vortreffliche ältere livländiſche Reimchronik, deren Verfaſſer ein Ordensbruder im Kurländiſchen geweſen iſt; danach die in proſaiſcher niederdeutſcher Umarbeitung erhaltene Reimchronik des Bartholomäus Höneken, der wahrſcheinlich Prieſterbruder in dem Ordensſchloſſe Weißenſtein geweſen iſt. Sein Werk ſchließt mit dem 9. März 1348 und bildet die Grundlage unſerer Kenntniß von der Geſchichte der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Können wir in der Ueberarbeitung auch nicht den Maßſtab für eine Würdigung der dichteriſchen Vorzüge des Werkes finden, ſo läßt doch die Geſtalt, in der es uns vorliegt, die Darſtellungskraft des Dichters, ſeine Wahrheitsliebe und ſeinen hiſtoriſchen Sinn in beſtem Licht erſcheinen.

Es war, wohin immer man blickt, ein Emporſtreben der materiellen und geiſtigen Kräfte des Landes, dem es jedoch, vielleicht zu ſeinem Heil, nie vergönnt war, ſich in Ruhe der Früchte ſeiner Arbeit zu freuen.

Siebentes Kapitel.

Der Eſtenaufſtand und ſeine Folgen.

Meiſter Eberhard von Munheim, der den alten Streit mit der Stadt Riga zum Austrag brachte, hat zwölf Jahre lang in Ehren über Liland gewaltet. Sein Regiment iſt es namentlich geweſen, das durch ſtraffere Zuſammenfaſſung der militairiſchen Kräfte des Ordens, durch raſches und energiſches Niederdrücken jeden Widerſtandes das Uebergewicht der Ritterbrüder dauernd ſicherte. In der letzten Zeit ſeines Wirkens hat er die Ordensherrſchaft namentlich im Süden gefeſtigt. Schon 1335 hat er den Bau der Burg Doblen in Semgallen begonnen; 1339 das Schloß Terweten eben daſelbſt befeſtigt und durch Züge nach Pleskau, Littauen, Samaiten ſeinen Feinden Schrecken eingeflößt.

König Gedimin von Littauen war alt geworden und hatte einen zehnjährigen Frieden mit dem Meiſter von Livland geſchloſſen, ſo daß die Herrſchaft der Deutſchen nach allen Richtungen hin wieder geſichert ſchien. Aber auch Munheim war der ſteten Anſpannung müde geworden. Als er nun, erzählt Höneken, all' ſeine Tage viel Arbeit und Ungemach gelitten, auch Alters halber ſchwach war, ſo ſandte nicht lange hiernach der Hochmeiſter von Preußen, Dietrich von Altenburg, Viſitirer, daß der Meiſter nach Preußen zu einem Ordenskapitel kommen ſollte. Da nahm er etliche Brüder zu ſich, zog nach Preußen und bat ſich des Amtes los. Wiewohl ihn nun der Hochmeiſter des Amtes nicht gern entließ, wandte er doch ſeine Unvermögenheit vor und ward derentwegen los. Das geſchah im Sommer 1340 und zu ſeinem Nachfolger ward Burchard von Dreyenleven gewählt. Der war, erzählt

die Chronik, ein feiner Mann und ſtieg in kurzer Zeit alſo zu Ehren, daß jedermann des Wunder nahm, denn er kam noch als Kind nach Livland, richtete aber von Jugend auf all' ſein Leben von Laſtern ab und trachtete der Tugend dermaßen nach, daß er als junger Mann ſehr gerühmt und gelobt wurde. Deshalb ſandte ihn der Meiſter nach Fellin, wo er zum Kumpan des Comturs erhoben wurde. Kurz darauf machte man ihn zum Comtur von Windau, wo er ſich ſo bewährte, daß ihn Munheim zum Comtur von Mitau erhob. Im Kampfe gegen Littauen glänzte er durch perſönliche Tapferkeit und als er endlich als Begleiter Munheims jenes große Kapitel zu Marienburg mitmachte, in welchem der alte Meiſter abdankte, wurde er auf Empfehlung desſelben zu ſeinem Nachfolger gewählt. Die ſechs Jahre ſeines Regiments gehören zu den wichtigſten der livländiſchen Geſchichte und müſſen auch in unſerer Skizze eingehender betrachtet werden.

Bevor der neue Meiſter in Livland eintreffen konnte, hatten die Pleskauer die Grenze des Erzſtifts Riga überſchritten, um ihm dort durch Anlage von Befeſtigungen ein Stück Land, wahrſcheinlich in der Nähe von Marienhauſen, abzudrängen. Die Zeitumſtände ſchienen günſtig, da der Erzbiſchof ſeit Jahren in Avignon weilte. Dompropſt und Domkapitel fühlten ſich dem Feinde nicht gewachſen. Sie baten den Meiſter um Hülfe und dieſer ſuchte zunächſt auf dem Wege des Vergleiches den Streit beizulegen. Zwei Geſandte des Stifts und eine Bote des Ordens, der der ruſſiſchen Sprache kundig war, trafen mit den ruſſiſchen Abgeordneten zuſammen und zogen gemeinſam an die Grenze. Ein gütlicher Ausgleich kam jedoch nicht zu Stande, vielmehr führte ein Wortwechſel zuletzt zum Kampfe und nur mit Mühe gelang es dem Meiſter, durch eine an Nowgorod gerichtete Botſchaft zu erreichen, daß die große Republik durch ihren Einfluß die abhängige Schweſterſtadt bewog, eine Zeit lang ſtille zu halten. Als aber im October 1341 der Hochmeiſter in Preußen ſtarb und nun der livländiſche Meiſter mit fünf ſeiner Gebietiger zur Neuwahl nach Marienburg gezogen war, fielen die Ruſſen zum zweiten Mal in deutſches Gebiet ein. Meiſter Burchard nahm vom neugewählten Hochmeiſter Ludolf König eiligen Abſchied, berief die Ordensbrüder zur Berathung nach Wolmar und zog darauf nach Fellin, in deſſen Umgegend er Kapitel und Vaſallen des Stiftes und den Rath der Stadt Dorpat verſchrieben hatte. Der Sprecher der Stiftsvaſallen, Johann Uexküll, aber ſchlug dem Meiſter jede Hülfe ab und erſt als dieſer ſich entſchloſſen zeigte, jeden, der nicht mit dem Orden gehe, als Ordensfeind zu betrachten, gelang es, die ſtörrigen Vaſallen gefügig zu machen. Man beſchloß zwei Feſtungen gegen den Feind zu errichten und vertraute das Oberkommando über die Kriegsmacht des Stiftes dem tapfern Comtur von Fellin, Goswin von Herike, an. Wir haben mehrfach Beiſpiele für die große Schnelligkeit, mit der ſolche Ordensburgen entſtanden. Comture und Vögte wurden aufgeboten; mit bewaffneten Schaaren und zahlreichen Arbeitern eilten ſie herbei, ſo daß meiſt in wenigen Wochen der Wall aufgeſchlagen, die Burg gefeſtet und mit allem Zubehör wohl verſehen ſein

konnte. So entſtanden auch jetzt an der ruſſiſchen Grenze Marienburg, von nun ab der Sitz eines Comturs und im Stifte Dorpat das ſpäter Neuhauſen genannte Frauenburg auf einem Gebiete, welches die Pleskauer für ſich in Anſpruch nahmen. Um beide Burgen iſt es nun zu heftigen Kämpfen gekommen, bei welchen das Uebergewicht trotz der Hülfe, die den Ruſſen von Littauen aus wurde, auf Seiten des Ordens war, der die Ruſſen zurückſchlug und das gewonnene Gebiet behauptete.

Inzwiſchen aber hatte ſich im Stillen eine Bewegung vorbereitet, welche die deutſche Herrſchaft an der Oſtſee noch einmal aufs Heftigſte bedrohte.

Obgleich über ein Jahrhundert ſeit der Unterwerfung der Eſten verfloſſen war, hatte dieſer zäheſte und kräftigſte der finniſchen Stämme des Landes der alten Freiheit nicht vergeſſen. Nur unwillig ertrug er die Herrſchaft der Deutſchen, die wie es ſcheint von Seiten der däniſchen Vaſallen in härterer Weiſe zur Geltung gebracht wurde, wie im übrigen Livland. Es zeugt nicht nur von der Sorgloſigkeit der Deutſchen, ſondern auch von der Klugheit und Verſchlagenheit der Eſten, daß es dieſen gelang, eine über das ganze Land organiſirte Verſchwörung zu Stande zu bringen, ohne daß auch nur das Geringſte von derſelben verlautete. In der Nacht vom 23. auf den 24. April 1343 flammte auf einer weithin ſichtbaren Höhe in Harrien plötzlich ein Haus in Feuer auf. Es war das verabredete Signal, auf welches hin die Eſten ſich auf die deutſche Bevölkerung des Landes ſtürzten und die nichts Ahnenden im Schlafe niedermetzelten. Frauen und Jungfrauen, Knechte und Mägde, Edle und Unedle, Jung und Alt, Alles was deutſchen Geblütes war, mußte da ſterben. Das Kloſter zu Padis wurde verbrannt, alle Edelhöfe eingeäſchert und das Land auf und nieder von den blutgierigen, von Rache und Mordluſt berauſchten Haufen durchſtreift. Die Aufrührer wählten hierauf vier eſtniſche Bauern zu Königen, legten ihnen vergoldete Sporen und bunte Mäntel an, umgürteten ſie mit goldenen Gürteln und ſetzten ihnen die Jungfernkrone aufs Haupt, wie die Bräute ſie zur Hochzeit zu tragen pflegten. Die Könige führten ihr Volk, 10 000 Mann ſtark, vor Reval und ſchickten von dort aus Boten an den ſchwediſchen Vogt zu Åbo in Finnland mit der Meldung, daß ſie alle Deutſchen in Harrien umgebracht hätten. Gäbe er guten Rath und Beiſtand, ſo wollten ſie ihm unterthan ſein und ihm Reval ohne Schwertſchlag überantworten. Da der Vogt gelobte, in Kurzem mit großem Volk bei ihnen zu ſein, verbreitete ſich der Aufſtand weiter über Wirland und die Wiek. Dort lag ein eſtniſches Heer vor Hapſal, das ſich tapfer behauptete; in der Wiek allein wurden gegen 1800 Deutſche umgebracht. Was fliehen konnte, floh in ſolcher Not nach Weißenſtein und der dortige Ordensvogt rief eilig den Meiſter um Hülfe heran. Dieſem lag vor Allem daran, zu retten, was noch zu retten war. Er ſchickte daher einen des Eſtniſchen kundigen Bruder zu den Aufſtändiſchen und entbot ſie auf Sonntag den 4. nach Weißenſtein: läge die Schuld an den Deutſchen, ſo wolle er allen Fleiß anwenden, daß die Sachen wieder gut würden.

Die Esten, welche wohl einsahen, daß sie der Macht des Ordens auf die Dauer nicht würden widerstehen können, nahmen die Vermittlung an. Am festgesetzten Termin erschien Burchard von Dreyenleven in Weißenstein. Welche Bedeutung er der Angelegenheit beilegte, ergiebt sich schon daraus, daß die hervorragendsten seiner Gebietiger, viele Herren und auch der flüchtige Bischof von Reval ihn umgaben.

Die vier Könige der Esten erschienen mit drei Knechten. In der Laube des Schlosses zu Weißenstein empfing sie der Meister vor großer Versammlung und nun entspann sich das folgende Gespräch: Weshalb, fragte der Meister, habt Ihr doch die Deutschen, Jung und Alt, so jämmerlich ermordet und todtgeschlagen? Da antwortete ihrer Einer: Man hat uns so lange gemartert und geplagt, daß wir es nicht länger dulden konnten. Fragte der Meister wiederum: Aus welchen Ursachen sie die armen Mönche in Padis todtgeschlagen? Die haben Schuld genug gehabt, lautete die Antwort und wäre noch ein Deutscher vorhanden, einer Elle lang, der solle auch sterben. Wolle der Meister sie zu Unterthanen annehmen, so wollten sie ihm gehorsam sein, sonst aber keine Junker oder Herrn dulden. Der Meister antwortete, es wolle ihm nicht gebühren, solche Mörder ungestraft zu lassen, die eine That begangen hätten, wie sie seit Anbeginn der Welt unerhört sei. Sie, die Könige, aber sollten frei und sicher hier bleiben, bis er mit Freuden heimkehre, nachdem er an den Esten Rache genommen. Dann übergab er sie dem Vogt zu Jerwen, Wilken von Ilsede, daß er dieser Gäste wohl pflege.

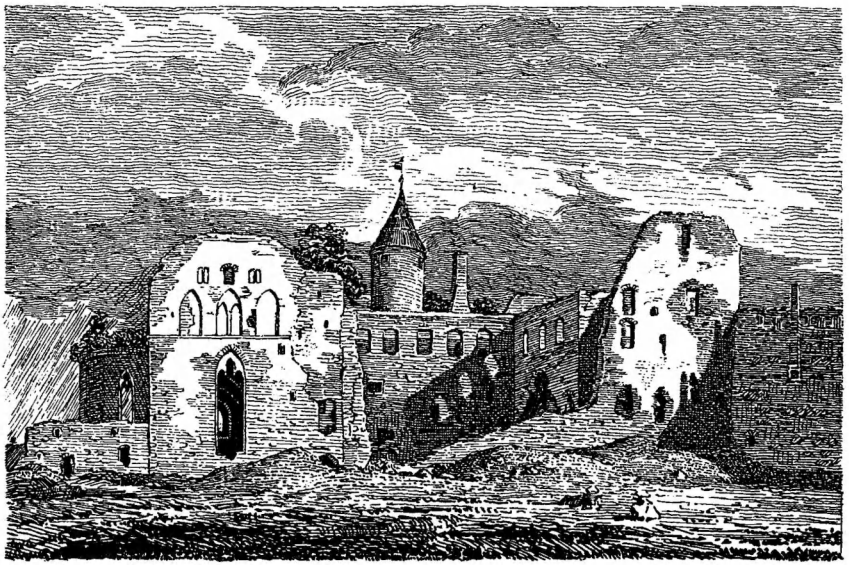


Siegel des Vogts zu Jerwen. Originalgröße.

Im Felde ein aus Arabesken gebildeter Baum. Umschrift: SIGILLVM ADVOCATI YERWIE. † An einer Urkunde vom 4. October 1349. Stockholm, Reichsarchiv.

Augenscheinlich liegt hier von Seiten des Meisters ein Treubruch vor; denn obgleich es uns nicht überliefert wird, müssen wir annehmen, daß den Esten freies Geleite zugesichert war. So ist es wohl verständlich, daß die Könige in Zorn geriethen und verlangten, daß man sie zu ihrem Heere zurückziehen lasse. Als ihnen das verweigert wurde, stürzte sich einer der Esten auf den Vogt von Jerwen, um diesen niederzustoßen, doch der Knappe des Vogtes sprang vor seinen Herrn und empfing für diesen eine tiefe Wunde in die Brust und zwei in den Arm. Die Herren aber griffen zu den Waffen und schlugen die Könige mit ihren Knechten nieder. Nun rückte der Meister mit der Heeresmacht, die sich allmählich um ihn geschaart hatte, gegen Reval vor. Unterwegs vernichtete er einige kleinere Haufen und Mittwoch den 14. Mai machte er eine Meile vor der Stadt Halt. Zwei Abtheilungen unter Führung der Vögte von Treiden und von Wenden besetzten einen großen Moor im Rücken der Feinde. Es scheint, daß die Esten bereits entmuthigt waren, denn als der Vogt von Wenden ihnen Gnade versprach, wenn sie die Rädelsführer

ausliefern wollten, gingen sie hierauf ein. Aber das Heer der Deutschen war zu erbittert und verlangte Rache für das Blut der ermordeten Freunde und Verwandten. Der Vogt mußte zu den Esten zurück, ihnen die Gnade abzusagen, sie möchten sich wehren; so kam es noch am 14. Mai zur Entscheidungsschlacht. 3000 Esten fielen, von den Ordensbrüdern ein einziger, denn der undisciplinirte Haufe war den wohlgerüsteten Rittern durchaus nicht gewachsen. Reval war damit entsetzt und vor den Thoren der Stadt empfing der Meister in seinem Zelt den dänischen Hauptmann Bertram Parembek und die dänischen Vasallen, um ihren Dank für die Rettung Revals entgegenzunehmen. Zugleich baten



Ruinen des Schlosses Hapsal; Ansicht gegen Osten.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1805.

sie um seinen ferneren Schutz, denn man hatte durch einen Ueberläufer in Erfahrung gebracht, daß der Vogt von Åbo binnen fünf Tagen mit großer Macht anlangen werde, um Reval für Schweden einzunehmen. Unter solchen Umständen kam am 16. Mai ein Vertrag zu Stande, der uns urkundlich erhalten ist. Die Urkunde ist ausgestellt von Bischof, Dekan und Kapitel von Reval, von den Aebten von Ruma und Padis, dem Viceprior von Reval, den Rittern Johann Sorsefer, Hermann von Tois, Otto von Rosen, Heinrich und Johann Parembek, Heinrich von Virkes, Heinrich von Rode und Titrich Tolk und endlich von den königlich dänischen Räten Johannes von Mekes, Johannes Wacke, Robert von Alwen, Christian von Scherenbeck, Asfer von Neuhof, Tilo von Sorsefer und Heinrich von Burhöwden, dazu von Bürgermeistern

und Rathsherren der Stadt Reval. Sie alle bezeugen, daß, da ſie außer Stande geweſen ſeien, das Land anders zu retten, ſie den livländiſchen Ordensmeiſter zum Beſchützer, Hauptmann und Vertheidiger ihres Landes gewählt hätten. Sie übergeben ihm die Schlöſſer Reval und Weſenberg dergeſtalt, daß er ſie für die Krone Dänemark getreulich bewahre und ſobald verlangt würde, binnen Monatsfriſt wieder zurückgebe, nachdem ihm vorher all' ſeine Koſten und Auslagen wiedererſtattet wären. Auf ihre ausdrückliche Bitte wurde der tapfere Goswin von Herike, Comtur von Fellin, zu ihrem Hauptmann geſetzt. Noch an demſelben Tage brach der Meiſter gen Hapſal auf, während Goswin von Herike in Reval zurückblieb. Die Stadt ſollte ſeiner bald bedürfen, denn ſchon am 19. Mai traf der Vogt von Åbo, Dan Niklisſon, mit Heeresmacht ein, den Eſten zu helfen. Nur der Geſchicklichkeit Goswins, der als Vermittler zwiſchen Schweden und Dänemark aufzutreten verſprach, gelang es, einen Waffenſtillſtand bis zum März des nächſten Jahres zum Abſchluß zu bringen und die Schweden zur Heimkehr zu bewegen. Dieſer Erfolg war um ſo wichtiger, als bald darauf auch von anderer Seite den Eſten Hülfe kam. 5000 Ruſſen waren in das Stift Dorpat gedrungen und hatten bis nach Odenpäh hin alles Land verwüſtet. Zum Glück lag der Comtur von Riga gerade in Kirempäh. Er raffte an ſich, was von Ordensbrüdern, Knappen und Stiftsmannſchaften zu Händen war, zog die Vögte von Operpahlen, Karkus und Saccala an ſich und ſchickte Boten nach Tarwaſt; dann rückte er den Ruſſen entgegen, die nach blutiger Schlacht, in welcher beide Theile ſich den Sieg zuſchrieben, das Land räumten.



Siegel Goswins von Herike, als Capitaneus von Reval. Originalgröße. Im Felde die Auferſtehung Chriſti. Umſchrift: S'(igillum) MINORIS CASTRI REVALIE. An einer Urkunde vom 26. September 1345. Reval, Rathsarchiv.

Noch war jedoch Harrien nicht bezwungen, da brach Ende Juli der Aufſtand auch in Oeſel aus. Die Deutſchen, Jung und Alt, wurden auch hier erſchlagen, die Prieſter im Meer ertränkt, die Ordensburg Poide durch ſchändliche Treuloſigkeit genommen, der Vogt, fünf Ordensbrüder und alles Geſinde ermordet.

In dieſer Noth ſchrieb Burchard an den Hochmeiſter in Preußen um Hülfe. Drei Comture, ſiebenundzwanzig Ordensritter und 600 wohl gerüſtete Krieger trafen Ende October zu Schiff in Riga ein, ſo daß der Meiſter friſchen Muthes den Kampf wieder aufnehmen konnte. Die Eſten in Harrien ſowohl wie in Oeſel hatten große Verhaue angelegt und in denſelben Weiber und Kinder, ſowie ihre Habe in Sicherheit gebracht. Es galt zunächſt dieſe Poſitionen zu nehmen. Ohne zu zögern rückte der Meiſter, deſſen bewunderungswürdige Schnelligkeit überhaupt am meiſten zur Entſcheidung des Kampfes beigetragen hat, zunächſt nach Harrien, verheerte das Land und nahm das befeſtigte Lager mit Sturm; erſt im Februar war der Sund ſo weit gefroren, daß der Meiſter, dem, wie er meinte, eine Kreuzfahrt des Hochmeiſters nach

Littauen den Rücken ſicherte, nach Oeſel hinüber konnte. Auch hier wurde erſt nach vorausgegangener Verheerung des Landes der Angriff auf den Haag unternommen. Es war eine ſchwierige Arbeit, denn die Oeſeler hatten den Hagen „mit Bäumen wohl verknicket und mit einer Bruſtwehr befeſtiget.“ Endlich gelang es, mit langen Haken eine Breſche zu reißen. Der Kumpan des Comturs von Segewold drang mit der Ordensfahne in der Hand in den Verhau; ihm folgten die Uebrigen und in blutigem Kampfe fielen 9000 Oeſeler. Als der Meiſter Miene machte, noch weiter durchs Land zu ziehen, baten die Aufſtändiſchen um Gnade und erhielten Verzeihung. Ein Verſuch, welchen kurz vorher harriſche Bauern machten, die Burg Fellin zu überrumpeln, mißglückte, dagegen brach die Empörung im Jahre 1345 noch einmal in Oeſel aus, aber ſie wurde von Burchard, der wieder über den Sund zog, bewältigt und durch Erbauung der Sonnenburg für immer jeder weitere Widerſtand gebrochen.

Inzwiſchen war aber von anderer Seite ein ſchweres Unheil über Livland hereingebrochen. Jener Feldzug, den der Hochmeiſter nach Littauen unternommen hatte, war nicht mit der gehörigen Energie geführt worden.[1]) Das preußiſche Kreuzheer kehrte auf die Nachricht von einem Einfall der Feinde in das Ordensland um, ohne irgend Erhebliches geleiſtet zu haben und gab dadurch Livland den Littauern preis. Unter Olgerds Führung ſetzten ihre Schaaren ſich in Bewegung. Erſt wurde Semgallen verheert und Terweten durch den Verrath eines Knechtes genommen und verbrannt; im Februar 1344 ſind ſie vor Mitau, wo die entſtehende Stadt und das Ordensſchloß in Flammen aufgingen und bis auf zwei Brüder, einen Schreiber und ſechzehn Semgaller alles Volk niedergemetzelt wurde. Raſch drangen die Littauer dann weiter vor; eine halbe Nacht lagen ſie vor Riga, dann nahmen ſie die Vorburg von Neuermühlen, deſſen Beſatzung ſich zum Glück noch rechtzeitig auf den hohen Schloßthurm retten konnte und zogen ſo ſengend und raubend weiter bis nach Segewold und Walk. Ungefährdet konnten ſie mit unermeßlicher Beute heimkehren. Aus dem Segewold'ſchen allein trieben ſie 2600 Menſchen wie das Vieh vor ſich her, aus dem Stift Riga 1000 Gefangene. Endlich wurde noch der den Littauern nachjagende Vogt von Wenden in einen Hinterhalt gelockt, er ſelbſt getödtet und ſeine Schaar faſt völlig aufgerieben.

Das Unglück Livlands traf beide Häupter des Ordens, den Hochmeiſter wie den Meiſter von Livland, aufs Tiefſte. Ludolf König verfiel in Schwermuth und dankte auf dem großen Kapitel, das am 13. December 1345 zu Marienburg gehalten wurde, ab und auch Burchard von Dreyenleven wollte nicht länger im Amte bleiben. Er trat zurück und an ſeine Stelle wurde Goswin von Herike zum Meiſter erhoben. Hochmeiſter wurde Heinrich Duſemer.

Zur Zeit dieſer Männer hat die definitive Vereinigung des deutſchen Eſtland mit Livland ſtattgefunden.

---

1) Vgl. Band I, pag 232.

Die Angelegenheit iſt eine ſo verwickelte, daß wir hier nur die Hauptſachen hervorheben können.

Schon König Chriſtoph II. von Dänemark hatte im Jahre 1329 das Herzogthum Eſtland wider Recht und eidliche Zuſagen einem der Mörder Erich Glippings, dem Herzoge von Halland, Knud Porſe, verliehen. Als dieſer 1330 ſtarb, gelang es den unwilligen eſtniſchen Ständen einen Verzicht ſeiner damals noch unmündigen Söhne zu erlangen. Aber 1333 erfolgte ein neuer Verſuch, Eſtland von der Krone Dänemark zu trennen: Otto, der Sohn Chriſtophs, verlieh ſeinem Schwager, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Eſtland als Mitgift ſeiner Schweſter Margarethe und berichtete darüber dem Kaiſer. Wegen dieſer Dinge brachen Unruhen in Eſtland aus. Der däniſche Hauptmann in Reval fühlte ſich in ſeiner Stellung ſo unſicher, daß er Schutz beim deutſchen Orden in Livland ſuchte und ihm einige Schlöſſer übergab, während die unzufriedenen Vaſallen ſich um einen Rückhalt bei Schweden bemühten. Kaiſer Ludwig wollte nun, um den Vortheil ſeines Sohnes, des Markgrafen, zu wahren, den Deutſchen Orden bewegen, Eſtland anzukaufen; aber der Orden zögerte und die Verhandlungen rückten nur langſam vorwärts. Erſt der große Eſtenaufſtand brachte die Frage wieder in Fluß. Der Orden war unter großen Opfern zum factiſchen Beſitzer des Landes geworden und König Waldemar von Dänemark, der damals im Kriege mit Schweden lag, konnte den eſtländiſchen Angelegenheiten nicht die nöthige Aufmerkſamkeit zuwenden. Erſt im Juni 1344 ſagte er dem Orden für die Niederwerfung der Eſten Dank und forderte ihn auf, ſeinem Verſprechen gemäß das Land wieder auszuliefern. Da jedoch der Orden für ſeine Auslage nicht entſchädigt wurde, blieb er im Beſitz der von ihm occupirten Schlöſſer und erhielt ſogar Narva nebſt dem zugehörigen Gebiet „zur Bewahrung für den König von Dänemark,“ denn ſo lautete nun einmal die Formel.



Siegel Burchards von Dreyenleven als Provincial zu Reval.

Im gegitterten und mit Rautenkreuzchen verzierten Felde ſteht auf einer Conſole ein Bruder des deutſchen Ordens in Preußen; er trägt einen Kettenpanzer, darüber den Waffenrock, auf welchem das ? kreuz von Jeruſalem, belegt mit einem Adlerſchilde, angebracht iſt. Die Rechte hält das nach oben gekehrte Schwert, die Linke ruht auf dem Wappenſchilde des deutſchen Ordens in Preußen. Umſchrift: † SIGILLVM † PROVINCIALIS · DE · REVALIA. An einer Urkunde vom 4. November 1346. Reval, Rathsarchiv.

Die Zeit vom September 1345 bis zum Mai 1346 hat darauf König Waldemar ſelbſt in Reval verbracht[1]), und es ſcheint, daß der Aufenthalt in Eſtland ihn zur Erkenntniß führte, daß dieſe ferne Beſitzung ſich für Dänemark

1) Bevor die Unechtheit der in Reval liegenden Urkunden erwieſen iſt — und ſie iſt meiner Meinung nach nicht zu erweiſen — halte ich an dieſer Anſicht feſt.

auf die Dauer nicht behaupten laſſe. So kamen die Verhandlungen wieder in Gang und über alles Erwarten raſch wurden die Anſprüche beſeitigt, welche die übrigen Prätendenten auf Eſtland erhoben. Die Söhne Knud Porſes verzichteten nochmals; Markgraf Ludwig billigte den Verkauf Eſtlands an den Orden unter der Bedingung, daß ihm ſechstauſend Mark reinen Silbers ausbezahlt wurden und Junker Otto, der ältere Bruder des Königs, trat in den Deutſchen Orden und wurde ſpäter Vogt zu Karkus. Am 15. Auguſt 1346 zu Kopenhagen entband König Waldemar alle ſeine Unterthanen in Eſtland ihres Eides, und vierzehn Tage ſpäter wurde zu Marienburg in Preußen die Urkunde ausgefertigt, durch welche Waldemar dem Hochmeiſter Heinrich Duſemer und deſſen Nachfolgern Eſtland gegen Zahlung von 19,000 Mark Silber Kölniſchen Gewichts überließ. Der alte livländiſche Meiſter Burchard erhielt den ehrenvollen Auftrag, nach Reval zu ziehen und das Land vom Könige in Empfang zu nehmen. Ein Jahr darauf, am 7. Juni 1347, wurde Eſtland vom Hochmeiſter auf den Deutſchen Orden in Livland übertragen. Der Hochmeiſter blieb zwar dem Namen nach Landesherr in Eſtland, in Wirklichkeit war aber die geſammte Verwaltung in Händen des livländiſchen Meiſters.



Amtsſiegel des Landmarſchalls. Originalgröße.

Im Felde ein rechtsſprengender Reiter mit eingelegter Lanze, Topfhelm und dreieckigem Ordensſchilde. Umſchrift: † S'(igillum) MARSCALICI DE LIVONIA. An einer Urkunde vom 8. October 1348. Reval, Rathsarchiv.

Wir ſtehen hiermit an einem bedeutſamen Abſchnitt der livländiſchen Geſchichte. Durch die Vereinigung der drei Lande Kurland, Livland und Eſtland zu einem Ganzen iſt die Grenze gezogen, über welche die deutſche Coloniſation im Oſten nie hinausgekommen iſt. Die Zeit des Vordringens hört für den livländiſchen Zweig des Deutſchen Ordens auf. Seine Aufgabe iſt nunmehr weſentlich, das Errungene der aufſtrebenden Macht Littauens und Moskaus gegenüber zu behaupten, was um ſo ſchwieriger wurde, als der Deutſche Orden in Preußen genöthigt war, alle ſeine Kraft gegen Polen zu wenden. Kann auch die Unterwerfung der Eingeborenen als vollendet gelten, und iſt der zähe Widerſtand gebrochen, den ſie dem Chriſtenthum und der deutſchen Herrſchaft entgegenſetzten, ſo treten andere, nicht geringere Schwierigkeiten dem Beſtreben des Ordens entgegen, ſich die führende und gebietende Stellung im Lande zu ſichern. In dem nun folgenden Jahrhundert erſtarkten die centrifugalen Elemente, die der Orden ſcheinbar bereits niedergedrückt hatte, ſo ſehr, daß er die errungene Stellung nur mit äußerſter Mühe behaupten konnte. Chroniſtiſche Aufzeichnungen ſind für die Folgezeit nicht erhalten und den urkundlichen Nachrichten fehlt, ſo reich ſie uns auch erhalten ſind, oft der Faden des inneren Zuſammenhangs. Im Allgemeinen trägt auch die livländiſche Geſchichte, wenn man von den hanſeatiſchen Verhältniſſen abſieht, an deren großartigem Auf-

ſchwunge auch die livländiſchen Städte theilnahmen, denſelben Charakter des Verfalls, der die deutſche Geſchichte in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert kennzeichnet.

Achtes Kapitel.

Der Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts.

Die nächſte Sorge des Ordens nach der Erwerbung Eſtlands war natürlich, ſeine Stellung dem Biſchof, den Vaſallen und den Städten gegenüber zu regeln. Blieb auch zunächſt der letzte däniſche Biſchof, Olav, im Amte, ſo wurde nach ſeinem, bald nach 1350 erfolgten Tode ein Bruder des Deutſchen Ordens, Ludwig, auf den biſchöflichen Stuhl erhoben, ſo daß von dieſer Seite her der Ordenspolitik keine Schwierigkeiten erwachſen konnten. An Stelle des däniſchen Hauptmanns hielt ein Comtur ſeinen Einzug auf Schloß Reval und mit der Stadt wurde im October 1348 eine Vereinbarung getroffen, durch welche nicht nur die Freiheiten, welche das lübiſche Recht und die Privilegien der däniſchen Könige der Bürgerſchaft ſicherten, beſtätigt wurden, ſondern auch für alle Zeiten feſtgeſetzt wurde, in welcher Weiſe ſie ihren militairiſchen und finanziellen Verpflichtungen dem Orden gegenüber nachzukommen habe. Daß hierbei den beiderſeitigen Anſprüchen in billiger Weiſe Rechnung getragen wurde, ergibt ſich ſchon daraus, daß im ganzen weiteren Verlauf der Ordensgeſchichte die Eintracht mit der Stadt Reval nie mehr als vorübergehend getrübt werden konnte. Im Weſentlichen läßt ſich das Verhältniß dahin fixiren, daß der Stadt in allen Fragen innerer Verwaltung und des Handels im weiteſten Sinn des Wortes keine Schranken geſetzt waren, daß ſie von der Theilnahme an Feldzügen gegen Ruſſen und Littauer befreit wurde, es ſei denn, daß die Feinde in das Gebiet zwiſchen Narowa und Lugheda einfielen; daß ihr im Uebrigen die Vertheidigung der Stadt und die Leiſtung von zweihundert Mark jährlich an den Orden oblag. Unternahm letzterer einen Feldzug zur See, ſo hatte die Stadt ein Schiff mit achtundzwanzig Mann zu ſtellen.

Anderthalb Jahre darauf fand dann die Vereinbarung mit den harriſch-wiriſchen Vaſallen ſtatt, die deren Kriegsleiſtung regelte. Wir haben dieſer Dinge im Weſentlichen bereits Erwähnung gethan. Man hatte in den Kreiſen der Vaſallen ſich nicht gern dem Orden angeſchloſſen; noch im Mai 1348 hatten ſie ſich von König Magnus von Schweden ein Transſumpt der Urkunde geholt, in welcher Chriſtoph von Dänemark am 21. September 1329 verſpricht, daß Eſtland nie von Dänemark getrennt werden ſolle. Hatte dieſer Schritt auch keine praktiſchen Folgen, ſo kennzeichnet er doch die Stimmung. Dadurch nun, daß die harriſch-wiriſche Ritterſchaft in keinem Abhängigkeitsverhältniſſe vom Biſchof von Reval ſtand und zur Zeit ihrer Vereinigung mit dem übrigen

Livland bereits eine feſte Organiſation beſaß, iſt ſie an Macht und Geſchloſſenheit den ſtiftiſchen Ritterſchaften ſtets überlegen geblieben. Ueberraſchend ſchnell ſcheint ſie die Nachwirkungen des ſchrecklichen Gemetzels von 1343 verwunden zu haben; wir finden ſie in allen Fragen innerer und äußerer Politik als weſentlich mitentſcheidenden Factor im Vordergrunde ſtehen.

Während nun in den folgenden Jahrzehnten die volle Energie des Ordens nach außen hin durch die Anſtrengungen, welche die Aggreſſion Littauens und die beginnende Sammlung Rußlands unter den Fahnen Moskaus bedingten, in Anſpruch genommen wurde, fand ein nicht minder erbitterter Kampf in Livland ſelbſt ſtatt; ein Kampf, der zwar nicht mit dem Schwerte ausgetragen wurde, der aber die Gemüther in äußerſte Erregung ſetzte. Es ſind die fortdauernden Streitigkeiten zwiſchen der livländiſchen Kirche und dem Orden. Im Jahre 1354 war über den letzteren wieder einmal Bann und Interdict verhängt worden. Die Veranlaſſung dazu lag nicht in dem alten Streite um den Beſitz der Stadt Riga, die der Papſt jetzt wieder dem Erzbiſchof zugeſprochen hatte und der Orden auszuliefern verweigerte. Schon im Jahre 1325 war ein Dorpater Domherr beim Prokurator des Meiſters erſchienen und hatte vom Meiſter, es war damals Reymer Hane, den Lehnseid gefordert: der Meiſter ſolle verſprechen, dem Biſchof immer treu zu dienen. Es war, als wolle der Biſchof von Dorpat die Anſprüche erneuern, mit welchen vor mehr als hundert Jahren der große Biſchof Albert ſich getragen hatte. Das war aber mehr als ein Anachronismus, da die Lehnspflicht des Ordens rechtlich nie eine andere Bedeutung gehabt hat, als die, wo nöthig, den geiſtlichen Herren ſeinen Schutz zu gewähren. So wurde denn die Forderung des Biſchofs einfach zurückgewieſen. Viel ſchlimmer aber geſtalteten ſich die Verhältniſſe, als eben jener Biſchof von Dorpat, Engelbert von Dolen, von Papſt Benedict XII. am 18. October 1341 zum Erzbiſchof von Riga erhoben wurde und als ſolcher die Anſprüche auf ſeine Oberlehnsherrlichkeit dem Orden gegenüber erneuerte. Der Weg des Proceſſes wurde eingeſchlagen und von beiden Seiten das vermeintliche wie das wirkliche Recht mit äußerſter Hartnäckigkeit vertheidigt. Darüber ſtarb Engelbert 1348 und Papſt Clemens XII., wieder einer jener avignoniſchen Päpſte, die in ihren theoretiſchen Anſprüchen weder Maaß noch Ziel kannten, ernannte den Lübecker Fromhold von Viffhuſen zum Erzbiſchof von Riga. Engelbert hatte ſich, ſolange er Erzbiſchof war, ununterbrochen in Avignon aufgehalten, Fromhold machte wenigſtens den Verſuch, in ſeiner Diöceſe Fuß zu faſſen. Nachdem Livland fünfundzwanzig Jahre lang keinen ſeiner Erzbiſchöfe geſehen, finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1350 in Treiden; in demſelben Jahre läßt er ſich noch in Riga und Kokenhuſen nachweiſen. Von da ab bis zu ſeinem 1370 erfolgten Tode iſt er bald in Avignon, bald in ſeiner Vaterſtadt Lübek eifrig bemüht, wo irgend möglich dem Orden zu ſchaden. Auch ſetzte er wirklich durch, daß der Papſt ihm ſowohl die Stadt Riga als die Gerichtsbarkeit über den Orden zuſprach, und als letzterer in ſeinem Widerſtande beharrte, durch den ſchwediſchen Biſchof

Magnus Bann und Interdict über den Orden und sein Gebiet aussprechen ließ. An allen Sonn- und Festtagen, in den Synoden und bei allen festlichen Acten solle bei Glockengeläute unter angezündeten und wieder ausgelöschten Kerzen die Excommunikation über den Meister, alle Gebietiger und Brüder des Ordens ausgesprochen werden.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß man von Seiten des Ordens sich diesen übertriebenen Strafmaßregeln gegenüber verstockte. So erklärte z. B. im Jahre 1361 der Landmarschall Andreas vor Notar und Zeugen, daß, wenngleich der Erzbischof vierzig mit päpstlichen Bullen beladene Wagen nach Livland schickte, man sich doch wenig drum kümmern wolle; dem Orden wäre es recht, wenn seine Gegner die Briefe hätten, er wolle dagegen behaupten, was er besitze. Dazu kam, daß der Orden Unterstützung im feindlichen Lager sebst fand. Gerade in den Kreisen der Geistlichkeit empfand man die Gewaltsamkeiten schwer, die von Avignon ausgingen. Hatten doch die Päpste in das Recht der Domkapitel, Erzbischof und Bischöfe zu wählen, tief eingegriffen; während die Päpste früher für sich nur das Bestätigungsrecht der von den Kapiteln gewählten geistlichen Würdenträger in Anspruch nahmen, ernannten sie nunmehr von Avignon aus nicht nur die Erzbischöfe, sondern auch die Bischöfe, ohne dabei auf Bedürfniß und Wünsche der Kapitel Rücksicht zu nehmen. Die Folge hiervon war, daß sich im Schooße der Geistlichkeit selbst eine dem Orden günstig gesinnte Partei bildete und die Excommunikationsbullen wirkungslos blieben; es erfolgten von dieser Seite her sogar förmliche Proteste gegen dieselben. Erst im Juli 1365 schien sich ein Vergleich zwischen Orden und Erzbischof anzubahnen, da das Interdict zeitweilig aufgehoben wurde. Die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch und Fromhold suchte nunmehr Hülfe beim Kaiser. Karl IV. erklärte denn auch alle Laien, welche einem Geistlichen Fehde ansagen, ihn ächten oder gefangen nehmen, für infam und ehrlos; auch sollten sie weder zu Landtagen, noch zu irgend welchen Versammlungen von Edelleuten zugelassen werden. Das half jedoch ebensowenig wie die Vermittelung der Könige von Dänemark, Schweden, Norwegen und Polen, oder die Fürsprache der Hanseaten. Erst Winrich von Kniprode brachte einen Vergleich zu Stande, der beide Theile, namentlich jedoch den Orden befriedigen mußte. Der Vertrag zu Danzig am 7. Mai 1366 bestimmt: daß Meister und Orden in Livland sich zwar völlig der Herrschaft über die Stadt Riga begeben und entbindet die Stadt von dem Eide, den sie dem Orden geleistet hat, doch



Siegel der Stadt Riga; im Gebrauch von 1368—1577. Originalgröße.

Im gegitterten und mit Rosetten verzierten Felde zwei gekreuzte Schlüssel, darüber ein Kreuz. Reval, Rathsarchiv.

verbleiben letzterem das Ordensschloß mit der Vorburg und allen dazu gehörigen Gebäuden; die Bürger der Stadt sind nach wie vor verpflichtet, dem Orden Kriegsdienste zu leisten und was das Wichtigste ist, der Erzbischof soll den Orden nie mehr in Anspruch nehmen wegen des ihm zu leistenden Gehorsam- und Huldigungseides. Damit war der Orden in Livland ganz wie in Preußen von der geistlichen Macht eximirt.

Ein aus sehr viel späterer Zeit stammendes Memoir, das sich die Aufgabe stellt, zu zeigen, wie der Orden stets treulos am Erzbischof gehandelt habe, verweilt mit ganz besonderem Nachdruck bei diesem Danziger Tage, bei welchem es auf „gut ordensch“ zugegangen sei, und faßt nicht unzutreffend das Resultat in den Satz zusammen: „Der Erzbischof hat den Namen, der Orden die That.“ Auch war man in Avignon durchaus nicht zufrieden. Schon im April 1367 wurde dem Erzbischof wie dem Orden verboten, den zum Nachtheil der rigaischen Kirche errichteten Vergleich zu vollziehen, ehe derselbe vom apostolischen Stuhl berathen und geprüft worden sei. Beiden Theilen wurden darauf Termine gestellt, um sich in Avignon zu verantworten. Damit war der Weg des Processes eingeschlagen. Die nur zeitweilig aufgehobene Excommunication des Ordens wurde erneuert und neunundvierzig Jahre hat es gedauert, bis endlich Papst Bonifaz IX. alle wider den Meister und den Orden erlassenen Straffententen aufhob. Wir besitzen für diesen Streit, auf dessen Verlauf wir nicht eingehen können, die höchst interessante Correspondenz zwischen den livländischen Ordensmeistern und ihren Procuratoren am päpstlichen Hofe; sie gewährt einen tiefen Einblick in die maßlose Verwirrung, welche zur Zeit dieser Streitigkeiten das kirchliche Leben Livlands zerrüttete, das außerdem durch eine entsetzliche Pest verheert wurde. „Mehr als man sagen kann,“ schreibt am 29. Juni 1379 der Ordensmeister dem Papst, „ist das ganze Land durch Sterblichkeit und Pest verwüstet. Kaum der zehnte Mann ist am Leben geblieben.“ Einige Beispiele mögen die Gefahr illustriren, mit welcher das gewissenlose Spiel der Curie Livland bedrohte: Als im Jahr 1378 Clemens VII. in Avignon zum Gegenpapst gegen Urban VI. erhoben wurde, ernannte er nach dem Tode Heinrichs von Velde zum Bischof von Dorpat Albert Hecht, der dem recht-



Majestätssiegel Bischofs Heinrichs I. de Velde von Dorpat. Originalgröße.

In einem Tabernakel die beiden Apostel Petrus und Paulus, über ihnen Maria mit dem Kinde. Im Abschnitt der betende Bischof auf den Knieen, rechts von ihm das Stiftswappen, links das Familienwappen, ein Hirschgeweih. Umschrift: S(igillum) HENRICI · DEI : GRACIA : EPI(scopus) TARBATEN(sis). An einer Urkunde vom 3. März 1376. Toll'sche Sammlung.

mäßigen Biſchof, Dietrich Damerow, zuvorkam und ſich der wichtigſten biſchöflichen Schlöſſer an der Grenze, namentlich aber Neuhauſens bemächtigte, und von hier aus in verrätheriſche Verhandlung mit den Ruſſen trat. Er ſtand mit ihnen wegen des Verkaufs von Neuhauſen in Verhandlung und nur durch große Geldzahlungen und durch das Verſprechen völliger Strafloſigkeit für ihn und ſeine Anhänger, gelang es dem Orden, ihn zur Auslieferung ſeiner Uſurpationen zu bewegen. Man wußte dem Meiſter dafür wenig Dank, denn Dietrich Damerow, der rechtmäßige Biſchof, war ein erbitterter Gegner des Ordens. Ebenſo ſchlimm ſah es in Oeſel aus, wo der mit ſeinem Kapitel in Streit

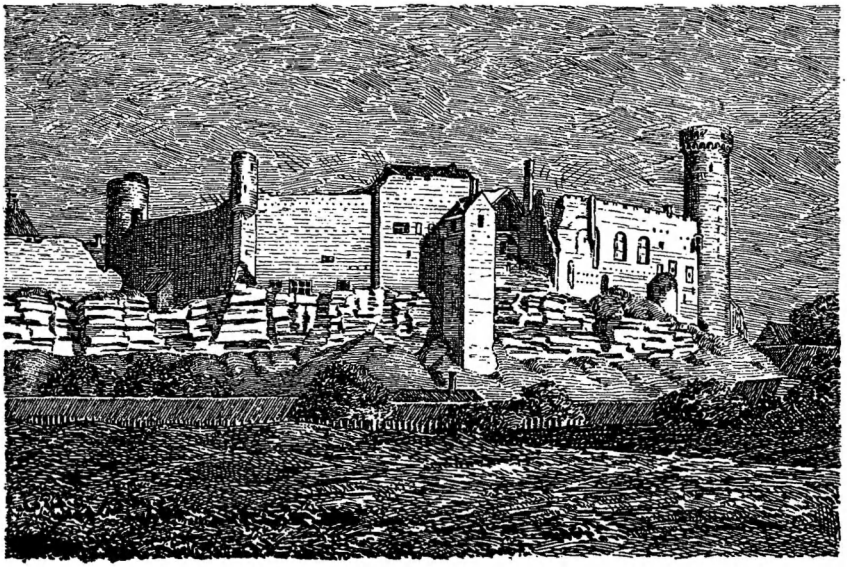


Die Ciſter-Pforte in Reval.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1825.

gerathene achtzigjährige Biſchof Heinrich, vom Domherrn Hermann Bolne gefangen genommen und wahrſcheinlich im Kerker erdroſſelt wurde; ſo warf das päpſtliche Schisma ſeine Schatten nach Livland hinüber. Die Streitigkeiten der geiſtlichen Herren gingen auf ihre Vaſallen über, und auch der Orden war unter ſolchen Verhältniſſen nicht im Stande, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es ſteht im Zuſammenhang mit jenen Oeſeler Wirren, wenn im Jahre 1383 Dietrich Uexküll im Bunde mit Johann Scherembeke, unterſtützt von einer Schaar geworbener Knechte, in einer dunklen Nacht auf Leitern das Schloß Hapſal erſtieg, Geiſtliche und Laien, die ihm entgegentraten, theils niederſchlug, theils gefangen nahm, Kirche und Zeughaus beraubte und ſchließlich das Schloß und alle Höfe der Domherren in Brand ſteckte.

Dem gegenüber ist es begreiflich, daß die Städte um so enger zusammen hielten, und es ist ein Zeichen der tüchtigen Kraft, die in ihren Mauern lebte, daß gerade in dieser Periode der Wirren ein hoher materieller Aufschwung des livländischen Städtelebens stattfand.

Die Erklärung dieser Erscheinung ist auch, abgesehen von der relativ sittlich tüchtigeren Zusammensetzung der Stadtbevölkerung, von der besseren Organisation der städtischen Verwaltungskörper und der regelmäßigeren Handhabung von Gesetz und Recht, zumal darin zu suchen, daß die Zugehörigkeit zur Genossenschaft der deutschen Hanse in allen städtischen Gemeinschaften



Alter Theil der Schloßmauer von Reval.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1818.

einen lebendigen politischen Geist groß zog. Dazu kam, daß die lockere Beziehung, in welcher die livländischen Städte zu den Herren des Landes standen, Raum zu einer selbständigen städtischen Politik ließ. Der egoistische Geist, der Handelsrepubliken eigenthümlich zu sein pflegt, fehlte natürlich auch in Livland nicht, fand jedoch seine Grenze in der Nothwendigkeit, den oft divergirenden Interessen der Hanse einerseits, des Ordens und der übrigen livländischen Handelsherren andrerseits Rechnung zu tragen. Auch das mag hervorgehoben werden, daß in den livländischen Städten das aristokratische Regiment des Rathes noch ungebrochen war, und daß so die politische Tradition der leitenden Kreise keine Unterbrechung erlitt. Die Weisheit jener städtischen Staatsmänner des 14. und 15. Jahrhunderts hat ihr Fundament in einem

vielleicht nie vorher und nie nachher in gleichem Grade entwickelten Rechtsbewußtsein, welches das Recht nicht nur um des materiellen Vortheils Willen vertrat, der mit demſelben verknüpft war, ſondern um des nackten Rechtes ſelber willen. Die nahe liegende Gefahr einer Verknöcherung aber wurde durch die unabweisbare Nothwendigkeit, ſich der großen Politik der Hanſeaten anzuſchließen, verringert, während der berechtigte livländiſche Egoismus in dem mit großer Conſequenz verfolgten Beſtreben ſeinen Ausdruck fand, ſich in Bezug auf den ruſſiſchen Handel der Vormundſchaft Wisby's und Lübecks zu entziehen. Wenn dieſes Ziel auch erſt in viel ſpäterer Zeit ganz erreicht wurde, die Anfänge ſolchen Strebens laſſen ſich ſchon jetzt nachweiſen.

Der große Aufſchwung, den die Hanſe im Kriege gegen Dänemark nahm, hat mittelbar in folgenreichſter Weiſe zur Stärkung des livländiſchen Städteweſens beigetragen.

Eben jener Waldemar IV. Atterdag, durch den Eſtland an den Orden gekommen war, hatte in den erſten zwanzig Jahren ſeiner Regierung in Dänemark wieder aufgerichtet, was ſeine Vorgänger niedergeriſſen hatten. Nicht nur Handel und Wandel, auch die militairiſche Tüchtigkeit Dänemarks war neu erſtanden, er fühlte ſich ſtark genug, weiter zu greifen und den alten Wunſch aller Gebieter an der Oſtſee, des ganzen Meeres Herr zu werden, zu verwirklichen. So zog er im Jahre 1361 gegen Gothland und am 27. Juli gelang es ihm, ſich des reichen Wisby zu bemächtigen. Die Antwort der Hanſeaten war eine Handelsſperre und ein Offenſivbündniß mit Schweden und Norwegen gegen König Waldemar. Der Feldzug, den ſie Anfang 1362 mit einer Flotte von gegen dreitauſend Mann und zweiundfünfzig Segeln unter der Führung Lübecks unternahmen, hatte jedoch einen unglücklichen Verlauf. Es gelang Waldemar, die Hanſeaten zu überraſchen und ihre Flotte faſt vollſtändig zu vernichten. Die Städte mußten einen ungünſtigen Waffenſtillſtand ſchließen, der den Uebergang zu einem künftigen Definitivfrieden bilden ſollte. Zwar hofften ſie Zeit zu gewinnen und bei nächſter Gelegenheit beſſer gerüſtet und angeführt den Dänenkönig zu demüthigen. Sehr bald aber zeigte ſich, daß ein großer Theil der Hanſeaten entmuthigt und durch die nachträgliche Beitreibung der Kriegskoſten verſtimmt war, ſo daß ein ſonſt ungewohntes Schwanken in die hanſiſche Politik kam. Je verzagter ſich die Städte zeigten, um ſo übermüthiger wurde Waldemar, welcher gerade damals eine dynaſtiſche Verbindung ſchloß, welche nicht nur die Hanſeaten ihrer beſten Bundesgenoſſen beraubte, ſondern überhaupt in der Geſchichte des nördlichen Europa Epoche machte.

Am 9. April 1363 wurde Hakon, der Erbe des ſchwediſchen und norwegiſchen Reiches, mit Margarethe, der elfjährigen Tochter Waldemars, vermählt. Es war jene Verbindung, welche die kalmariſche Union, die Vereinigung der drei ſkandinaviſchen Reiche unter einem Oberhaupt zur Folge haben ſollte. Durch die ſo gewonnene Stellung noch hochfahrender geworden, ließ Waldemar die Hanſeaten bei jeder Gelegenheit fühlen, daß er nunmehr

der Herr ſei. In Schonen wurden ſie mit unerhörten Zöllen gebrandſchatzt und dem däniſchen Adel volle Freiheit gelaſſen, dem Kaufmann Unrecht und Gewalt anzuthun. Unter dieſen Umſtänden wurde es den Städten immer klarer, daß nur die Entſcheidung der Waffen hier helfen könne. Dennoch kam es im Jahre 1365 zu einem Stillſtande, dem auch die ſieben livländiſchen Städte Riga, Wenden, Wolmar, Reval, Dorpat, Pernau und Fellin beitraten. Erſt am 19. November 1367 einigten ſich die Städte in der berühmten Kölner Conföderation zu einem Bündniſſe gegen die Könige von Dänemark und Norwegen: „Um mancherlei Unrecht und Schaden, den die Könige dem gemeinen Kaufmann thun und gethan haben, wollen die Städte ihre Feinde werden und eine der anderen freudig helfen. Welche Stadt von der wendiſchen Seite, von Preußen, von Livland und von der deutſchen Hanſe im Allgemeinen, von der Suderſee, von Holland und von Seeland nicht dazu thun will .... deren Bürger und Kaufleute ſollen keine Gemeinſchaft mehr haben mit allen Städten in dieſem Bunde; man ſoll ihnen nicht abkaufen noch verkaufen und in keinen Hafen ſollen ſie aus- oder einfahren, laden oder löſchen zehn Jahre lang.“ So heißt es in der uns erhaltenen Vertragsurkunde. Die wendiſchen Städte ſollten mit den livländiſchen zehn Koggen (Kriegsſchiffe) ſtellen und zu jeder Kogge zwei kleinere Schiffe, eine Schute und eine Snikke; die Geſammtſtreitmacht belief ſich auf 40 Schiffe und 1950 Gewaffnete; ein Pfundzoll ſollte die Koſten decken. Gleichzeitig vereinigte ſich unabhängig von der Hanſe eine Anzahl Fürſten gegen Waldemar, dem dieſer Coalition gegenüber allmählich der Muth zu ſchwinden begann. Zwar ſpöttelte er über die Hanſeaten; die ſiebenundſiebzig Gänſe, pflegte er zu ſagen, wenn er von ihnen ſprach; als aber die Gänſe angeflogen kamen, ergriff er die Flucht.

Wir können hier den Verlauf des Feldzugs nicht erzählen, der mit der völligen Niederlage Waldemars endigte. Nachdem zuletzt auch Helſingborg capitulirt hatte, ward zuerſt ein Waffenſtillſtand, und ein halbes Jahr darauf, am 24. Mai 1370, der Definitivfriede von Stralſund geſchloſſen, der die Schutzherrſchaft der Hanſeaten über die nordiſchen Königreiche auf lange hinaus begründete. Dreiundzwanzig Städte waren in Stralſund erſchienen, die Livländer durch Riga, Reval und Dorpat vertreten, deren Sendboten übrigens unzweifelhaft für die kleineren livländiſchen Hanſeaten, Lemſal, Kokenhuſen, Wenden, Pernau, Fellin, Walk, Wolmar und Roop bevollmächtigt waren. Allen wurde freier Handel durch das ganze Reich geſtattet, auf fünfzehn Jahre ward ihnen zwei Drittel von Schonen eingeräumt, und durch eine Reihe feſter Plätze geſichert. Waldemar ſollte Alles beſiegeln, wenn er ſein Reich behalten wolle und auch in Zukunft Niemand ohne Zuſtimmung der Hanſeaten König von Dänemark werden. Erſt nachdem die Friſt, welche dem Könige zur Beſiegelung des Vertrages geſtellt wurde, längſt verſtrichen war und keine Ausſicht auf auswärtige Hülfe ſich zeigte, entſchloß ſich Waldemar im October 1371, den Friedensſchluß zu ratificiren. Die Verſuche, welche er machte, den Hanſeaten

die Ausbeutung der von ihnen errungenen Vortheile zu bestreiten, sind alle gescheitert. Als er am 24. October 1375 auf Schloß Gurre starb, stand es, wie er selbst vorher gesagt hatte, übel um sein Reich.

Auch die nun folgenden Wirren haben in eigenthümlicher Weise auf Livland eingewirkt, so daß wir sie nicht übergehen können. Zwei Prätendenten auf die dänische Krone, Albrecht von Mecklenburg und Olav, der Sohn Hakons von Norwegen und Margarethens, standen einander gegenüber. Wenn auch Olav die Ueberhand behauptete, und nach seinem 1387 erfolgten Tode die kräftige Margarethe selbst die Regierung in Händen nahm, so war doch während der Zeit des Kampfes in der Ostsee ein Seeräuberwesen entstanden, das unter dem Vorwande, Albrecht von Mecklenburg zu unterstützen, zu einer furchtbaren Plage aller Ostseefahrer und auch Livlands heranwuchs. Das aber war um so bedenklicher, als gleichzeitig durch die Vereinigung Polens und Littauens in Jagiello's Händen [1]) dem Orden nicht nur in Preußen, sondern auch in Livland eine ungeheure Gefahr erwachsen war, die den Ordensmeistern vollauf zu thun gab. Es kam jedoch noch ein Zweites hinzu; in seinem Streite mit dem Erzbischof von Riga hatte der Orden, vor Allem Dank seiner pecuniären Leistungsfähigkeit, am päpstlichen Hofe einen so vollständigen Sieg davongetragen, daß eben deshalb neue Verwickelungen und Wirren unvermeidlich waren. In denselben haben dann jene im dänischen Kriege großgezogenen Seeräuber eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Der Zusammenhang dieser Dinge aber ist der folgende: Papst Bonifaz IX. hatte am 24. September 1393 den dem Orden feindlichen Erzbischof Johann IV. Sinten zum Patriarchen von Alexandria ernannt und an seine Stelle einen Vetter des verstorbenen Hochmeisters und Zögling des Ordens, Johann von Wallenrode, zum Erzbischof von Riga gemacht; Wallenrode aber ließ sich noch im December desselben Jahres zu Marienburg in den Deutschen Orden einkleiden. Am 10. März 1394 erließ dann der Papst eine Reihe von Bullen, durch welche er einmal dem Orden Alles vergab, was dieser sich gegen das Erzbisthum Riga hatte zu Schulden kommen lassen und den an der Curie schwebenden Proceß beider Parteien auf ein Jahr vertagte; zugleich wurde angeordnet, daß alle Geistlichen der Rigaer Kirche, namentlich Propst, Dekan, Kustos und die übrigen Domherren, in Zukunft Brüder des Deutschen Ordens sein sollten. Der Preis, welchen der Papst sich dagegen ausbedang, bestand in den Einkünften des Erzstiftes von der Zeit ab, da Johann von Sinten dasselbe verlassen hatte, bis zum 1. October 1393. Das machte die stattliche Summe von 11,500 römischen Goldgulden aus, welche der Orden, der in Abwesenheit des Erzbischofs das Stift in seine Hand genommen hatte, ihm auszahlen sollte. Aus der Thatsache, daß diese finanziellen Angelegenheiten bereits im März 1394 zu beiderseitiger Zufriedenheit geregelt sind, erhellt zur Genüge, welchen Werth man in Ordenskreisen der Sache beilegte. Der Papst ging aber in seinen

1) Vgl. Bd. I., S. 517 ff.

Gunſtbezeugungen noch weiter; er ſetzte feſt, daß, ſobald die Majorität der Domherren aus Ordensbrüdern beſtehe, die Riga'ſche Kirche aus einem Auguſtinerſtift in ein Ordensſtift umzuwandeln ſei und daß dann Alle, die irgend ein Amt im Stifte inne hätten, das Ordenskleid tragen ſollten; ja im Jahre 1397 ordnete Bonifaz an, daß auch in Zukunft nur ein Bruder des Deutſchen Ordens den erzbiſchöflichen Stuhl in Riga bekleiden dürfe.

Der Sieg des Ordens ſchien vollkommen zu ſein. Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht Wunder nehmen, daß die Gegenpartei jedes Mittel für erlaubt hielt, um die Uebermacht des Ordens zu brechen. An die Spitze der Feinde desſelben trat Theodorich Damerow, ſeit 1379 Biſchof von Dorpat; es iſt derſelbe, gegen welchen der uns bekannte Albert Hecht ſich in Dorpat feſtgeſetzt hatte, und gegen deſſen Wahl der Ordensmeiſter damals vergeblich Einſpruch gethan hatte. Es war ein weit angelegter Plan, mit welchem Damerow hervortrat. Noch bevor Johann von Wallenrode vom Papſte zum Erzbiſchof ernannt worden war, hatte der dem Orden feindlich geſinnte Theil der Rigaer Domherren den Sohn des Herzogs von Stettin, Otto, zum Erzbiſchof gewählt. Für dieſen Candidaten, den auch der römiſche König begünſtigte, erklärte ſich Wallenrode und alle Anhänger des Alten, ſowie die übrigen Gegner des Ordens ſtanden dabei auf ſeiner Seite; die dörptiſchen Stiftsvaſallen hielten treu zu ihm und im Erzſtift war es namentlich die mächtige Familie der Roſen, welche für ſeine Pläne eintrat. Der Biſchof ging in ſeinem Haß gegen den Orden ſo weit, daß er ſein eigenes Bisthum dem Herzoge Albrecht von Mecklenburg verſprach und dadurch auch die Unterſtützung der Mecklenburger für Otto gewann. Eines ſeiner Hauptwerkzeuge im Kampfe gegen den Orden aber ſollten die Vitalienbrüder werden, die nach dem Frieden von Skanoer und Falſterbå, der ihnen den Schein der Legalität nahm, welche ſie für ihre räuberiſche Thätigkeit bis dahin als Verbündete der Mecklenburger beanſpruchen durften, ein Bündniß mit dem Biſchofe von Dorpat als hohes Glück betrachten mußten. Gelang es Damerow, ſein Ziel zu erreichen, ſo ſtand eine Wandlung in der politiſchen Conſtellation Nordeuropas bevor, deren weittragende Bedeutung ſich nicht verkennen läßt. Nur wenn die Macht des Ordens völlig gebrochen war, hätte der Stettiner den erzbiſchöflichen Sitz erhalten können. Theodorich von Damerow hat dabei ſogar an Unterſtützung von Seiten König Richards II. von England gedacht.

Der Orden war ſich der großen Gefahr, welche in dieſer Combination lag, der die Ruſſen und Littauer als gebotene Verbündete angehören mußten, ſehr wohl bewußt. Auch die Seemacht der Vitalienbrüder unterſchätzte er keineswegs. Schon im October 1392 ſchrieb der livländiſche Meiſter dem Ordensprocurator: „Ungefähr 1500 Piraten haben ihren Standplatz in unſerer Nähe und beabſichtigen einen Einfall in das Revaler Bisthum, ſo daß wir genöthigt ſind, unſer Volk in ſteter Wachſamkeit und Rüſtung zu halten ... Sie haben, wie man ſagt, öffentlich kund gethan, daß alle Verbrecher, Flüchtlinge und Verbannte bei ihnen ſichere Zuflucht finden ſollen. Es nennen

ſich aber dieſe Piraten Vitalienbrüder und ſchonen Niemandes. Sie berauben uns, die Unſrigen und Jedermann; ja jene Räuber haben ſogar mit einem Schiffe, das ſie unſern Unterthanen gewaltſam abgenommen haben, noch neulich den Biſchof von Strengnäs, der mit Geld und vielem Volke reiſte, überfallen und ihn mit ſeiner ganzen Mannſchaft gefangen genommen und noch heute halten ſie ihn in ſchweren Feſſeln um Hals und Füße in Haft." Das waren die Leute, mit denen der Biſchof von Dorpat 1395 in Verbindung trat. Im Juni dieſes Jahres finden wir den Herzog Albrecht von Mecklenburg in Reval, wo er mit nur zwei Begleitern in größter Heimlichkeit einige Tage verbrachte, um von dort nach Dorpat zum Biſchofe zu ziehen. Auch der Prätendent auf den erzbiſchöflichen Stuhl, der kaum vierzehnjährige Otto von Stettin, iſt damals, oder bald danach in Dorpat eingetroffen. Der Hochmeiſter entwickelte nun eine ungemein rührige diplomatiſche Thätigkeit, um die Allianzen des Biſchofs zu ſprengen; der aber ließ ſich in ſeinem Vorhaben nicht beirren. Schon hatten ſich die Vitalienbrüder in Åbo und Wiborg feſtgeſetzt. Fünfhundert von ihnen ſtanden im Solde Theodorichs und alle Anerbietungen des Hochmeiſters, der als Unterhändler auftrat, wurden ſchroff abgewieſen. Als daraufhin am 26. Februar 1396 die Kriegserklärung des Ordens an Damerow erfolgte, war die Antwort der Abſchluß eines Doppelvertrages mit Witowt von Littauen einerſeits von Otto, Herzog von Stettin, der ſich Vorſtänder und gekorener Herr des Stifts zu Riga nannte, andrerſeits von Biſchof Theodorich, an deſſen Seite wir den Herzog Albrecht von Mecklenburg finden, den er ſeinen geiſtlichen Sohn nannte, eine Bezeichnung, welche offenbar andeuten ſollte, daß er ihn zu ſeinem Nachfolger im Stifte Dorpat machen wolle. Mit Otto unterzeichnen die Vaſallen des Stiftes Riga: Bartholomäus von Tiefenhauſen, Johann und Woldemar von Roſen, Hermann Uexküll, und Vaſallen aus den Geſchlechtern der Salza, Pael, Koſcul, Orges, Ungern, Aderkas, Azegalle. Zu Theodorich ſtehen außer der Stadt Dorpat die dörptiſchen Stiftsmannen, an deren Spitze wir wieder einen Tiefenhauſen und Uexküll finden. Der Plan ging dahin, daß Theodorich mit den Ruſſen von Oſten her das Erzſtift Riga angreifen ſollte, während die Littauer von Süden her durch Kurland gegen Riga vorzudringen verſprachen. Es war, wer wollte es leugnen, eine ungeheure Gefahr, welche dem Orden drohte. Schweren Herzens entſchloß ſich daher der Hochmeiſter, mit Littauen in Verhandlung zu treten, und am 28. Juli gelang es ihm wirklich, einen Waffenſtillſtand abzuſchließen, der im Januar des folgenden Jahres erneuert wurde. Da Reval und die harriſch-wiriſche Ritterſchaft treu zum Orden hielten, konnte derſelbe jetzt mit aller Wucht ſich gegen Dorpat wenden. Ein verwüſtender Einfall ins Dörptiſche, an welchem Meiſter und Erzbiſchof perſönlich Theil nahmen, die Einziehung der Güter der unbotmäßigen Vaſallen und die Entmuthigung, welche das Zurücktreten Witowts vom Dorpater Bündniß zur Folge hatten, ſicherten dem Orden die Ueberhand. Theodorich konnte ſich den Ordenstruppen gegenüber im offenen Felde nicht behaupten und griff zu immer

verzweifelteren Mitteln. Der alte Erzbiſchof, Johann von Sinten, wurde nach Dorpat geladen, mit Pleskau ein Bündniß abgeſchloſſen und von den Vitalienbrüdern das Ordensgebiet, wo immer ſie es erreichen konnten, verheert. Da jedoch, Dank der Energie des Ordens, weder Albrecht noch Otto außerhalb Dorpats Anhänger fanden, und die Vitalienbrüder durch Intereſſen, die ihnen näher lagen, von Dorpat abgezogen wurden, gerieth Theodorich immer mehr in die Enge. So entſchloß er ſich, Verhandlungen mit dem Orden anzuknüpfen und da dieſer allen Grund hatte, die mächtigen Gönner des Biſchofs zu fürchten, ihm auch vor Allem daran liegen mußte, wieder freie Hand gegen Littauen zu gewinnen, vereinbarte man eine Zuſammenkunft in Danzig auf den Juni 1397. Theodorich erſchien ſelbſt und zunächſt wurde erreicht, daß die zu ihm übergegangenen Vaſallen des Erzſtifts Wallenrode anerkannten. Darauf, am 14. Juli, kam unter Aſſiſtenz des Hochmeiſters, des livländiſchen Meiſters, des Erzbiſchofs, des Comturs zu Danzig, des livländiſchen Landmarſchalls und des Comturs von Fellin einerſeits, und des Biſchofs von Braunsberg, als erbetenen Vermittlers andrerſeits, der Definitivfriede zu Stande. Während der Biſchof die Stellung Wallenrode's und die von Bonifaz IX. dem Orden verliehenen Privilegien feierlich anerkannte, verſprach der Orden völlige Strafloſigkeit für alles Vorgefallene und verpflichtete ſich zugleich, die Unterthanen der geiſtlichen Stifter in Zukunft nicht mehr zu Kriegsdienſten auszuheben. Ein Jahr darauf, am 15. Juli 1398, fand ein neuer Vergleich zu Langenbrücke ſtatt, der den Danziger Frieden erläuterte und feſtigte. Aber trotz alledem wußte Theodorich immer nicht Ruhe zu halten; da ſtellte der Erzbiſchof, dem die auswärtigen Feinde zunächſt keine Sorge machten, den alten Biſchof unter Vormundſchaft. Das Kapitel, die Ritterſchaft und die Stadt Dorpat, die an einem Herrn genug haben mochten, verlangten darauf ſeinen Rücktritt. Gewiß nicht ohne Bitterkeit entſchloß er ſich dazu am 2. Juni 1400. Sein Nachfolger, Heinrich Wrangel, ſetzte ihm ein Jahrgeld von 350 Mark aus, das in Riga gezahlt werden ſollte. Wahrſcheinlich dort wird der unruhige Mann ſein Ende gefunden haben; eine Nachricht, wann und wo er geſtorben iſt, hat ſich nicht erhalten.

Dieſer Dorpater Krieg hat übrigens noch in anderer Beziehung eine ungemein weitgehende Bedeutung. Wir ſahen, wie der Orden im Danziger Frieden auf das Recht verzichtete, die ſtiftiſchen Ritterſchaften zum Kriege aufzubieten. Wenige Tage darauf, am 13. Juli 1397, verlieh der Hochmeiſter, Konrad von Jungingen, aus ſonderlicher Gnade all' ſeinen lieben getreuen Rittern und Knechten in den Landen Harrien und Wirland das berühmte Privileg, welches beſtimmte, „daß ſie all' ihr Gut, liegende Gründe und fahrende Habe erben mögen und ſollen an ihre Kinder, beide, Söhne und Töchter." Dadurch, daß das Lehen nunmehr auch in weiblicher Linie erblich war, bahnte ſich eine Umwälzung des geſammten Kriegsweſens in Livland an, welche einer parallelen Entwickelung im deutſchen Reich zur Seite ſteht. Sehr treffend iſt das Reſultat folgendermaßen zuſammengefaßt worden:

„Als beim Verfall des Heerbannes die Wehrkraft der Nation ſich in der Ritterſchaft concentrirte, genügten Erbrechtsordnungen, welche, den Lehnsbeſitz beim Mannesſtamme erhaltend, den erbrechtlichen Erwerb allodialen Grundbeſitzes mehr als früher den Frauen zugängig machten.

Als endlich auch das Lehen der Frauenerbfolge zugängig wurde, war die Zeit vorüber, in welcher der vom Lehen zu leiſtende Ritterdienſt für die Landesvertheidigung nicht entbehrt werden konnte.

Eine neue Zeit brach an, deren Schlachten Söldnerheere ſchlugen.“ [1])

Neuntes Kapitel.

Die Folgen des Niederganges in Preußen für Livland.

Wir kennen aus der Geſchichte Polens die politiſchen Verwickelungen, welche den Deutſchen Orden in Preußen zum Entſcheidungskampfe mit Littauen und Polen drängten. [2]) Das der Schlacht bei Tannenberg vorausgehende Jahrzehnt iſt für Livland in vieler Beziehung ein ſchwieriges geweſen. Die kommenden Ereigniſſe warfen ihren Schatten voraus; unter dem Einfluſſe Littauens fanden ſtete Empörungen der Samaiten ſtatt, die nur mit Mühe niedergeworfen wurden, während andrerſeits Nowgoroder und Pleskauer, bald im Frieden, bald in offenem Kriege die Aufmerkſamkeit des Ordens, der Stifter und der Städte in Spannung hielten. Doch dieſe Ereigniſſe haben nur in einer detaillirten Provinzialgeſchichte ihren Raum. Von größerer allgemeiner Bedeutung iſt es, daß uns jetzt zum erſten Mal Söldner im Dienſte des Ordens begegnen, und daß während des Schwankens in den Beziehungen zwiſchen dem Orden und Littauen der Erzbiſchof von Riga eine zweideutige Rolle ſpielte. Ein dem Orden unbedingt ergebener Erzbiſchof von Riga, das zeigte ſich klar, war ebenſo undenkbar wie ein ghibelliniſcher Papſt. Schon im November 1400 verhandeln Geſandte des Erzbiſchofs in Tracken mit Witowt, um die Ordensburg Riga zurückzugewinnen; und wenn es damals auch gelang, den drohenden Schlag zu pariren, mußte der Orden ſich doch an den Gedanken gewöhnen, daß er an ſeinem Bruder, dem Erzbiſchof, einen gefährlichen Feind habe. Wallenrode knüpfte hinter dem Rücken des Meiſters aufs Neue Verhandlungen mit der Curie an; er trug ſich mit der Abſicht, das Land zu verlaſſen und im Januar 1403 ſchickte der Procurator die dringende Warnung nach Wenden, nur ja dafür Sorge zu tragen, daß der Erzbiſchof in Livland bleibe. Trotzdem gelang es ihm im Herbſt desſelben Jahres, nach Deutſchland zu entkommen und von dort aus mit größerem Nachdruck ſeine Anſprüche geltend zu machen. Es haben in dieſer Sache vielfältige Verhandlungen ſtatt-

---

1) Vgl. Schilling, Woldemar-Erichſches Recht, S. 450.
2) Band I, S. 520 ff.

gefunden. Auf einer Zuſammenkunft in Danzig ſollten alle Streitigkeiten beigelegt werden, aber der Orden in Livland zog die Verhandlungen abſichtlich hin, ihm lag nicht an der Rückkehr des Erzbiſchofs, denn komme es zu keiner Einigung mit ihm, ſo wäre es nicht gut; kehrte er aber in ſein Stift zurück, ſo ſtehe zu fürchten, daß alle Biſchöfe und ſonſtigen Gegner der Ordenspolitik an ihm einen Führer und ein Haupt gewinnen würden. Es war ein Zuſtand des Halbfriedens, der, da beide Theile den endgültigen Bruch ſcheuten, künſtlich erhalten wurde. So lagen die Dinge, als im Auguſt 1409 der große Krieg mit Polen begann.

Die Kriegserklärung Livlands an Littauen erfolgte im Mai 1410. Konrad von Vitinghove hatte bei Kündigung des Friedens an Witowt dem Hochmeiſter verſprochen, daß er bis in den Tod ihm gehorſamen wolle, und ſollte er alle Livlande darum zu Schande laſſen; auch trafen Mitte Juni die livländiſchen Streitkräfte in Preußen ein, zu ſpät, um in der Hauptſchlacht mitzuwirken, aber noch rechtzeitig, um durch kühnes Vorgehen und geſchickte Verhandlungen mit Witowt den völligen Untergang des Deutſchen Ordens in Preußen verhindern zu helfen. Es war ein Glück für Livland, daß, bevor die Nachricht von der Niederlage bei Tannenberg landkundig wurde, am 27. Juli 1410 — alſo zwölf Tage nach der Schlacht — ein feſter Friede mit den ruſſiſchen Geſandten von Pſkow und Isborsk zu Stande kam. Immerhin bedeutete die Niederlage auch für Livland eine ernſte Gefahr. Ein Vetter Witowts ſaß als Hauptmann in Nowgorod und man konnte ſich nicht verhehlen, daß trotz aller Kreuzküſſungen auch der Friede mit Pleskau auf „loſem Grunde“ ſtand. Dazu verlautete, daß der König von Dänemark Anſprüche auf Harrien und Wirland zu erheben gedenke; ſo trug man Sorge, die Schlöſſer an der Düna neu zu befeſtigen und für alle Eventualitäten Söldner ins Land zu ziehen. Der Abſchluß des Friedens von Thorn am 1. Februar 1411 [1]) brachte neue Sorgen. Die ungeheure Kriegsſchatzung mußte von Livland mit getragen werden, und da der Orden kein Recht hatte, die Städte und die Ritterſchaften zu beſteuern, mußte er ſeine eigenen Lande ſchatzen und auf die bevorſtehende Ernte Geld aufnehmen, um das Nöthigſte zu beſchaffen. In ſolchen Nöthen iſt Meiſter Konrad 1413 geſtorben; ſein Nachfolger Dietrich Tork ſcheint im Anſchluß an den Hochmeiſter dafür geweſen zu ſein, daß man die unerträglichen Bedingungen des Thorner Friedens durch einen neuen Krieg zu brechen ſuche. Die Dispoſitionen zum Einfall in das feindliche Land waren bereits getroffen, als der Sturz Heinrichs von Plauen und die Wahl Michael Küchmeiſters zum Hochmeiſter Deutſchen Ordens die Situation völlig veränderte und eine Politik zur Herrſchaft führte, die durch ſtete Compromiſſe, durch Vermittelung Dritter und durch Stillſtände, die von Jahr zu Jahr unter den größten Opfern verlängert werden mußten, ſich einen böſen Frieden unter währender Kriegsangſt zu erhalten ſuchte. Den Wirkungen dieſer Schaukel-

1) Band I, S. 528.

politik konnte auch Livland ſich nicht entziehen, doch lagen dort die Verhältniſſe im Ganzen günſtiger. Der Druck Polens und Littauens mußte nicht ſo unmittelbar empfunden werden; die Folgen der Niederlage hatten die Ordenslande allein, nicht die Stifter und Städte betroffen.

Auf Dietrich Tork war Sifrid Lander von Spanheim 1415—1424 und dieſem Cyſſe von Rutenberg bis 1435 gefolgt. Das Bild dieſer Meiſter iſt bei dem Mangel aller chronikaliſcher Nachrichten ſo verblaßt, daß es ſchwer fällt, ſich eine greifbare Vorſtellung von ihnen zu machen.

In den Fragen der auswärtigen Politik kommen ſie ſtets nur in zweiter Linie in Betracht, da der Deutſche Orden in Preußen, der in jener Periode der Schwäche und Zerfahrenheit ſelbſt ein Spielball der anderen Mächte war, mit Eiferſucht darauf ſah, daß die Gebietiger in Livland nicht ſelbſtändige Politik trieben. Als nun das Concil zu Coſtnitz ſich gewiſſermaßen als ein Parlament der geſammten katholiſchen Chriſtenheit conſtituirte, wurden ſowohl die Beziehungen zwiſchen dem Orden und ſeinen polniſch-littauiſchen Nachbarn, als auch die alten Streitigkeiten zwiſchen dem Erzbiſchof von Riga und dem livländiſchen Meiſter dieſer heiligen Verſammlung zur Entſcheidung vorgelegt. Es iſt bisher wenig bemerkt worden, daß gerade dieſe livländiſchen Dinge für den Ausgang des Concils von maßgebender Bedeutung geweſen ſind. Damit aber verhält es ſich folgendermaßen.[1])

Nach längeren Streitigkeiten hatten ſich die heiligen Väter in Coſtnitz gegen den Wunſch des Papſtes dahin geeinigt, daß die Abſtimmungen auf dem Concil nach Nationen, nicht nach Köpfen ſtattfinden ſollten. Nun zählte man vier Nationen: die italieniſche, franzöſiſche, engliſche und deutſche und zu letzterer rechnete man auch die Skandinavier, Ungarn und Polen, die Hauptgegner des Ordens. Während dieſe in kirchlichen Dingen unter einen Hut gebracht werden mußten, ſtanden ſie in Fragen weltlicher Politik einander ſchroff gegenüber. Der Orden arbeitete darauf hin, die Entſcheidung ſeiner Streitigkeiten mit Polen dem Spruche des Concils zu unterſtellen; die polniſchen Delegirten ſuchten dagegen unter Beihülfe König Sigismunds mit allen Mitteln ihm entgegen zu wirken. Sie ſchlugen Klagebriefe wider den Orden an die Kirchenthüren und der Erzbiſchof Johann Wallenrode, der, ſoweit nicht ſeine eigenen Intereſſen ins Spiel kamen, Hand in Hand mit dem Orden ging, rieth dringend vor Allem Geld nach Coſtnitz zu ſchicken, denn Groß und Klein und Jedermann wolle Vortheil vom Orden ziehen und ohne Geſchenke und Protection werde er zu ſeinem Recht nicht kommen.

Gleichzeitig aber trat Wallenrode in Beziehungen zu den mit ſeinem Vorgänger Johann von Sinten vertriebenen Riga'ſchen Domherren, welche vom Concil Wiedereinſetzung in ihre früheren Würden und Anerkennung ihrer Entſchädigungsanſprüche zu erlangen ſuchten. Die Angelegenheit nahm eine ſo

1) Vgl. des Verfaſſers hiſtoriſche Darſtellungen und archivaliſche Studien. Mitau. Behre's Verlag 1886.

bedenkliche Wendung, daß Sifrid Lander von Spanheim nun auch ſeinerſeits für nothwendig hielt, Geſandte nach Coſtnitz abzufertigen. Am 1. Januar 1416 ſchickte er den Vogt zu Wenden nebſt einem der eſtländiſchen Vaſallen, Otto von Brakele, mit 600 Gulden, die er, „weiß Gott! kümmerlich genug zuſammen gebracht habe.“ Aber der Erzbiſchof rieth entſchieden zum Nachgeben, was um ſo mehr auffallen mußte, als Wallenrode ſich bisher als entſchiedener Gegner der alten Domherren gezeigt hatte. Daß die Klage der Letzteren auf dem Concil nicht zum Austrag kam, hatte der Orden nur einem glücklichen Zufall zu danken. Die Klage der Domherren war bereits zur Verhandlung angemeldet, aber vor ihnen brachten die Polen ihre Beſchwerden wider den Orden vor und das in ſo weitläufiger Weiſe, daß allmählich einer nach dem andern die Sitzung verließ und die Domherren nicht mehr Gehör fanden.

Inzwiſchen war Papſt Johann XXIII. nach ſeinem verunglückten Fluchtverſuch abgeſetzt und darauf der Proceß gegen Johann Huß wieder in Angriff genommen worden. Johann Wallenrode war der Erſte, der Huß zur Abſchwörung ſeiner Lehren bewegen ſollte, doch erhielt er nichts von ihm als einen Zettel, welchen ihm Huß am 1. Juli zuſchickte und in welchem er bat, ihn von der Unrichtigkeit ſeiner Lehrſätze aus dem Wort Gottes zu überzeugen, dann wolle er widerrufen. Wenige Tage darauf wurde er verbrannt.

Während der $2^1/_2$ Jahre, die das Concil nunmehr ohne Papſt tagte, ſtieg naturgemäß der Einfluß der einzelnen, höher geſtellten Prälaten und auch die Stimme des Erzbiſchofs von Riga gewann an Bedeutung. Der Hochmeiſter, dem Alles daran lag, in den polniſch-littauiſchen Angelegenheiten einen günſtigen Spruch zu erlangen, war deshalb ſehr geneigt, mit dem Erzbiſchof zu paktiren. Auch der Ordensprocurator arbeitete in ſeinen Briefen nach Livland auf dasſelbe Ziel hin. So wurde eine Zuſammenkunft in Danzig vereinbart, aber die Beſchickung derſelben verſchoben, weil inzwiſchen trotz aller Bemühungen des livländiſchen Meiſters und trotz aller Verhandlungen in Coſtnitz der Ausbruch eines Krieges mit Polen unmittelbar bevorzuſtehen ſchien. Das aber war um ſo bedenklicher für Livland, als dort unausgetragene Streitigkeiten einen Zuſtand äußerſter Spannung hervorgerufen hatten. Noch zu Zeiten des Hochmeiſters Heinrich von Plauen nämlich war ein Vaſall des Biſchofs von Dorpat, Johann von Dolen, in Preußen, auf Grund und Boden des Deutſchen Ordens, wie man vermuthete auf Anſtiften des Hochmeiſters oder ſeiner nächſten Vertrauten, in nächtlichem Ueberfall ſeiner Habe beraubt und erſchlagen worden. Das geſammte Stift Dorpat, beſonders aber die ſtiftiſche Ritterſchaft gerieth darüber in die größte Aufregung. Auch die harriſch-wiriſche Ritterſchaft fühlte ſich mit gekränkt, da gleiche Intereſſen und Familienbande die mächtigen Vaſallenfamilien mit einander verknüpften. Die Wittwe und der Sohn Dolens erhoben maßloſe Entſchädigungsanſprüche und wurden dabei vom Biſchof, der Stadt Dorpat und den Ritterſchaften unterſtützt; man ſcheute ſich nicht, den Schutz und die Fürſprache auswärtiger

dann Otto Colonna als Martin V. auf den päpſtlichen Stuhl erhoben wurde, und die geſammte Reformarbeit des Concils zu Schanden machte, iſt bekannt, und fällt nicht in den Rahmen unſerer Betrachtungen; wohl aber muß uns das verächtliche Spiel beſchäftigen, das Martin V. gleichzeitig mit dem Deutſchen Orden in Livland ſpielte.

Kaum war nach Riga die Kunde gekommen, daß Wallenrode abzutreten gedenke, ſo war man natürlich um einen Nachfolger für den erzbiſchöflichen Stuhl beſorgt. Der livländiſche Meiſter ſchrieb dem Hochmeiſter, dieſer dem Procurator des Ordens. Candidaten wurden in Vorſchlag gebracht, Audienzen beim Papſt erbeten, Geld an die einflußreichen Perſonen vertheilt, um womöglich wieder einen Ordensbruder zum Erzbiſchof zu erlangen. Weder in Riga noch in Marienburg, noch auch in Coſtnitz beim Ordensprocurator regte ſich der Verdacht, daß man hier einem abgekarteten Spiele gegenüberſtehe; ſogar der Ordenscaplän Kaſpar Schuwenpflug, der ſich in nächſter Umgebung des Papſtes aufhielt, ahnte nichts vom Betruge und hoffte ſelbſt das Erzbisthum zu erlangen. Auch König Sigismund, der drei ihm genehme Candidaten vorſtellte, wurde betrogen; ja noch am Tage ſeiner Abreiſe machte der Papſt dem Ordensprocurator, der gegen die ihm inzwiſchen bekannt gewordene Candidatur des Biſchofs von Chur proteſtirte, die allerbündigſten Verſprechungen: „da verlaſſet Euch darauf,“ ſagte der Papſt, „laſſet mich damit umgehen; die Kirche ſoll Keiner haben, er trete denn in den Deutſchen Orden, das nehme ich auf mich.“ Da, ſchreibt der Ordensprocurator, dankte ich ſeiner Heiligkeit und ſchied getroſt von ihm.

Noch waren nicht acht Wochen ins Land gegangen, ſo ernannte der Papſt den Biſchof von Chur, Johannes Habundi, ohne ihm irgend welche Verpflichtungen in Bezug auf den Eintritt in den Orden aufzulegen, zum Erzbiſchof von Riga. Als dann der neue Erzbiſchof im November 1418 in Livland eintraf, weigerte er ſich das weiße Ordensgewand anzulegen und die Viſitation ſeines Kapitels durch den Orden zu dulden. Die Domherren ſchloſſen ſich ihm an und da ihre Sache in Rom den geſchickten Händen der Domherren Brink und Patkul anvertraut war, während der Ordensprocurator Johann Tiergart nur ſchlecht ſeine Aufgabe erfüllte, verlor der Orden immer mehr an Boden. Der alte Streit entbrannte aufs Neue; ehe der Procurator etwas merkte, gelang es den Prälaten zu erreichen, daß Martin V. die Wirkſamkeit der Bullen Bonifaz IX., welche die Oberhoheit des Ordens begründet hatten, erſt ſuſpendirte und endlich völlig aufhob.

Wie ſehr demoraliſirend dieſe Unſittlichkeit der päpſtlichen Politik auf den Orden zurückwirkte, mußten freilich die Prälaten bald an ſich ſelbſt erfahren.

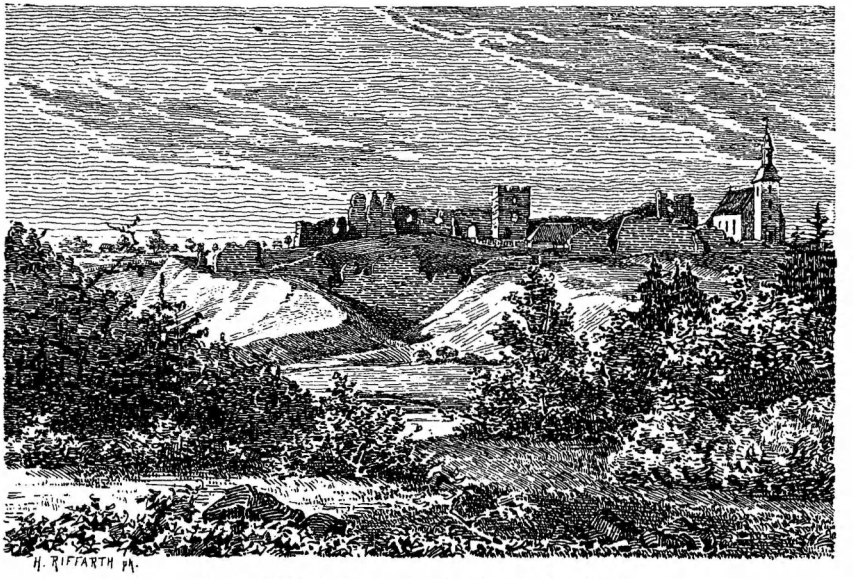
Es waren damals böſe Tage für Livland, wie für Preußen. In beiden Staaten wüthete die Peſt. „Das Sterben,“ ſchreibt Lander von Spanheim dem Hochmeiſter, „iſt leider an allen Enden dieſer Lande ſo groß und unmäßig in allen Winkeln, daß wir es kaum genügend beklagen können; ſo daß das

Volk fast aus allen Städten, sowohl von Dorpat, von Reval als von Riga geflohen ist, Jedermann seinen Weg und keine gemeinsame Berathung zu Stande zu bringen ist." Livland hatte zwar 1417 mit Pleskau einen zehnjährigen Stillstand geschlossen und 1421 auch mit Nowgorod einen Frieden vereinbart, wie denn überhaupt die Ordenspolitik in Livland damals eine zweifellos friedliche war. Dagegen war der Bischof von Dorpat kriegerisch gesinnt und ordensfeindlich; er hat sogar den alten verjährten Anspruch wieder erhoben, daß der Orden ihm lehnspflichtig sei. Aber in verhängnißvollster Weise wirkten die preußischen Verhältnisse auf Livland zurück, das alle jene Schwankungen zwischen Krieg und Frieden mitmachen mußte, in denen die Beziehungen zu Polen-Littauen sich bewegten, solange Michael Küchmeister an der Spitze stand. Als er im März 1422 endlich abdankte, trat in Paul von Rußdorf ein tüchtiger Mann an die Spitze des Ordens, das demselben drohende Verhängniß vermochte er aber nicht zu wenden. Im Verlauf der neu angeknüpften Verhandlungen spannten Witold und Jagiello ihre Forderungen so hoch, daß es ehrlos gewesen wäre, ihnen nachzugeben; so erfolgte der Bruch. Am 14. Juli traf die Kriegserklärung Littauens ein, Ende des Monats die von Polen.

Nun hatte zwar der Hochmeister all' sein Volk aufgeboten, auch nach Livland geschrieben und dem Meister befohlen, mit aller Macht zu ihm zu stoßen. Aber alle Maßregeln waren zu spät getroffen. Das Gros der livländischen Mannschaft unter Anführung Otto's von Brakel und des Hauptmanns Ludeke Wacke mußte aus dem nördlichen Estland den weiten Weg bis nach Preußen machen; es war kaum darauf zu rechnen, daß sie zur Zeit eintreffen würden. Schändlich aber hatte der Papst im letzten entscheidenden Augenblicke dem Orden eine lähmende Fessel angelegt. Als Sifrid den Erzbischof von Riga und den Bischof von Dorpat zur Heeresfolge aufbot, erklärten diese, ihr heiliger Vater, der Papst, habe ihnen geschrieben und streng verboten, dem Orden irgend welche Hülfe im Kampfe gegen Polen und Littauen zu leisten. „Dazu," schreibt Sifrid dem Hochmeister, „ist unser Land zu Livland also sehr verwüstet und verelendet von Hunger und Pestilenz, daß Gott weiß und sich darüber erbarmen muß. Wir können unseres Ordens Häuser in Livland kaum bemannen und können nicht einmal in eigener Person Ew. Gnaden zu Hülfe reisen, denn wir dürfen das Land und die Schlösser um solcher Untreue der Prälaten nicht verlassen." Dennoch hat er zwei Heerhaufen aufgebracht, um in Littauen einzufallen. Ein drittes Heer war in Aufrüstung begriffen; die Feinde aber hatten bereits Preußen in schrecklichster Weise verheert. Angeblich 100,000 Mann, eine Macht, die der des Ordens weit überlegen war, hatte die Grenze bei Lauterburg überschritten, während der Hochmeister den Angriff im Kulmer Lande erwartete. Dort waren die Livländer unter Führung des Ordensmarschalls zu ihm gestoßen, aber sie und die übrigen Ordenstruppen wurden unter großen Verlusten überall zurückgeschlagen und da die aus Deutschland von König Sigismund versprochene Hülfe nicht eintraf,

ſah Paul von Rußdorf ſich genöthigt, den Frieden am Melnoſee zu ſchließen, in welchem er den halben Weichſelſtrom, ganz Samojitien und Sudau dem Feinde abtreten mußte, der ſchimpflichen Bedingungen nicht zu gedenken, die außerdem beſiegelt wurden.

Auch Livland wurde ſchwer getroffen. Die ungeſchickten Dispoſitionen des Hochmeiſters hatten die Kraft der Ordenstruppen gelähmt, ohne daß es zu einer eigentlichen Schlacht gekommen wäre. Die Vögte von Sonneburg und Jerwen waren gefangen, mit ihnen viele Edele, wie Wilhelm von Hahn, Dietrich von der Recke und andere. Daß ſie ſich tapfer gehalten



Ruinen des Schloſſes Karkus im Pernau'ſchen Kreiſe.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1817.

hatten, bezeugte ihnen der Hochmeiſter ausdrücklich: „Der Landmarſchall, die Vögte von Wenden und Karkus, Ritter und Knechte aus Harrien und Wirland," ſchreibt er dem livländiſchen Meiſter, „ſind ſo gehorſam und gutwillig geweſen und haben uns ſolchen Fleiß, Ernſt und Treue in dieſem Kriege erwieſen, daß wir und alle unſere Gebietiger es Euch und ihnen nicht genug danken können."

In dieſer ſchwierigen Lage hat Sifrid Lander von Spanheim dem Hochmeiſter einen Rath ertheilt, der ein eigenthümliches Licht auf die Stimmung wirft, die ſich des ganzen Ordensſtaates bemächtigt hatte. Zur Berathung der verzweifelten Lage hatte der Meiſter alle ſeine Gebietiger zuſammenberufen und nach reiflicher Erwägung ſchickten ſie dem Hochmeiſter ein Gutachten folgenden Inhalts: Sollte es nochmals zu einem Kriege kommen, ſo möge er

ſich an Fürſten, Churfürſten und die trefflichſten Ritter und Knechte, die er habe, wenden und ihnen ſagen, wie dem Orden allewege Troſt und Hülfe ſei zugeſagt worden von beiden Häuptern der Chriſtenheit, dem geiſtlichen wie dem weltlichen und wann es dann zu Nöthen gekommen, habe man Meiſter und Orden dahinten geſetzt und verlaſſen; als man jüngſt meinte am heil. Stuhl in Rom Troſt zu haben, ſchrieb der Papſt den Herren und Prälaten in Livland, daß ſie ſtille ſitzen ſollten und gegen Polen, Littauen und Heiden keine Hülfe leiſten; dasſelbe habe das weltliche Haupt, der Kaiſer gethan; dann ſolle er jenen Herren des Ordens Privilegien und Gerechtigkeiten vorlegen, ſeine Nöthe und Gebrechen, ſowie ſeine Machtmittel ihnen zu erkennen geben, auf daß ſie ſehen, mit welchen Ausſichten auf Erfolg der Krieg wieder aufgenommen werden könne. Rathen ſie dann zum Kriege, ſo ſolle er Krieg führen, Livland werde treu zu ihm ſtehen; rathen ſie aber anders und vernehme er keinen wahrhaftigen Troſt oder Hülfe, ſo ſolle er das Ordensland, das von Grafen, Fürſten und von einer werthen Ritterſchaft zur Beſchirmung des heil. Chriſtenglaubens erobert worden, ihnen zu Theil geben. Jeder möge dann mit aller Macht vertheidigen, was ſein geworden, der Orden werde mit Blut, Leib und Leben den Kampf unterſtützen. Immer noch beſſer das Ordensland gehe ſo in deutſche Hände über, als daß es den Polen, Littauern und Heiden zufalle.

Dieſer merkwürdige Brief des livländiſchen Meiſters, der zugleich der Meinung ſeiner Gebietiger Ausdruck giebt, läßt ſich kurz dahin zuſammenfaſſen, daß er eine ehrliche Aufforderung zum Kampf auf Leben und Tod enthält. Nach all' den mattherzigen Verhandlungen klingt dieſe Sprache wie Erlöſung, aber ſie fand kein Gehör. Am 28. April 1423 wurde der Friedensſchluß im Beiſein des livländiſchen Meiſters zu Welun ratificirt. Da der Großfürſt Witold durch die Erwerbung von Samaiten Alles erreicht hatte, was für's Erſte als mögliches Ziel der littauiſchen Politik angeſehen werden konnte, ſo wurden ſeine Beziehungen zum Orden fortan freundliche. Der trotzdem fortdauernde Gegenſatz zu Polen war für Livland nur indirect von Bedeutung, ſo daß in den auswärtigen Beziehungen eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eintritt. Der Tod Spanheims und die am 3. April 1424 erfolgte Wahl Cyſſe von Rutenbergs bezeichnen auch äußerlich einen Abſchnitt in der Entwickelung der livländiſchen Dinge.

Zehntes Kapitel.

Erzbiſchof Henning Scharffenbergs Zeit.

Dem ſtreitbaren Meiſter iſt nach wenigen Monden der ſtreitbare Erzbiſchof ins Jenſeit gefolgt. Wie die Verhältniſſe lagen, mußte die Entſcheidung über ſeine Nachfolge die Parteien in Livland zu neuem Gegenſatze bringen. Der Orden wünſchte den ihm treu ergebenen Biſchof von Kurland, Gotſchalk

Schütz, während das Kapitel den Dompropſt der rigaſchen Kirche, Henning Scharffenberg, wählte, und Papſt Martin V. am 13. October 1324 dieſe Wahl beſtätigte. Dem Orden konnte die Perſönlichkeit des Erzbiſchofs um ſo weniger genehm ſein, als derſelbe ein Verwandter Chriſtian Kubands war, den der Papſt im September 1423 zum Biſchof von Oeſel ernannt hatte. Kuband war Beichtiger des Papſtes geweſen und als offenkundiger Gegner des Ordens bekannt. Die Gefahr einer Coalition der Prälaten wider den Orden war ſo augenſcheinlich, daß Letzterer alle Mittel in Bewegung ſetzen mußte, um einen Anderen an Kubands Stelle zu ſetzen. Nicht ohne Zuthun des Ordens wählten die öſelſchen Stiftsſtände einen Bruder jenes Biſchofs von Kurland, den der Orden ſpäter als Candidaten für den erzbiſchöflichen Stuhl aufſtellte. Dem Elect von Oeſel, Johann Schutte oder Schütz, wurden die Stiftsſchlöſſer eingeräumt und da Kuband trotz aller Bemühungen des Ordens ſich weigerte zurückzutreten, war ein Conflict unvermeidlich. Die Chancen aber lagen für den Orden inſofern nicht günſtig, als Erzbiſchof Henning nur zum Schein und nur auf kurze Zeit mit ſeiner Feindſchaft zurückhielt, während der achtzigjährige Biſchof Dietrich von Dorpat aus derſelben nach wie vor kein Hehl machte. Als im Januar 1426 auf einem Landtage zu Walk die Prälaten ſich weigerten, ihr Schutz- und Trutzbündniß mit dem Orden zu erneuern, wurde damit der innere Gegenſatz offenkundig und wir wiſſen heute, daß der Erzbiſchof bereits damals eine vom 12. Mai 1424 datirte Bulle in Händen hatte, durch welche der Papſt anordnete, daß Riga von dem Eide, den es dem Orden geleiſtet, zu entbinden ſei und dem Erzbiſchof als geiſtlichem und weltlichem Herrn gehorſamen ſolle. Eine zweite, ebenfalls geheim gehaltene Urkunde vom 15. November 1426 beſtimmte, daß alle künftig zu erwählenden Domherren das Habit des Ordens nicht mehr tragen ſollten und daß der Erzbiſchof, ſowie alle gleich ihm in den Deutſchen Orden aufgenommenen Glieder des Kapitels das Ordenskleid ablegen und zum Auguſtinerhabit übergehen



Majeſtätsſiegel des Erzbiſchofs Henning Scharffenberg. Originalgröße.

In einem Tabernakel der Erzbiſchof mit zum Segen erhobener Rechten, in der Linken den Kreuzſtab. Darüber die Krönung Marias. Zu beiden Seiten des Erzbiſchofs ein betender Engel, über dieſem unter Baldachinen rechts ein Engel mit einem Horn, links ein Engel mit einer Geige. Im Abſchnitt zwei Schilde, das rechts mit dem Stiftswappen, das links mit der Lilie, dem Familienwappen. Dazwiſchen ein herabhängender Zweig mit drei geſtielten Blüthen. Umſchrift: sigillum † henninghi † dei † gratie † rigensis † ecol † archiepi. An einer Urkunde vom 23. März 1442. Riga, Rathsarchiv. Toll'ſche Sammlung.

dürften. Es war, wie Hildebrand, dem wir hier folgen, treffend bemerkt: die Emancipation der Kirche vom Orden damit vollendet. Daß der Papst gleichzeitig Witold aufforderte, die livländische Kirche in ihren Rechten zu schützen, wirft ein grelles Schlaglicht auf die Situation. Doch, wie wir bemerkten, diese Bullen wurden zunächst geheim gehalten; den Anlaß zu ihrer Veröffentlichung gab ein böses Nachspiel, welches dem zu Anfang des Jahres 1428 in Riga abgehaltenen Provinzialconcil folgte. Es war unzweifelhaft ein verdienstlicher Gedanke des Erzbischofs, durch ein Concil eine Reformation der arg verweltlichten livländischen Kirche anzubahnen und die uns erhaltenen Beschlüsse desselben zeugen entschieden von dem ernsten Bestreben, wirkliche Schäden zu beseitigen. Es muß doch besonders hervorgehoben werden, daß das Concil sich ernstlich angelegen sein ließ, für das geistliche Leben der indigenen Bevölkerung Sorge zu tragen. Die Geistlichen wurden verpflichtet, der Landessprachen mächtig zu sein; wer binnen Jahresfrist noch nicht so weit sei, sollte sich einen sprachkundigen Caplan annehmen. Ausdrücklich wird dem Volke Sonntags- und Feiertagsruhe ausbedungen und dafür Sorge getragen, daß die noch weit verbreiteten heidnischen Gebräuche desselben beseitigt, die Verehrung von Schlangen, Würmern und Bäumen oder „des Donners, den sie ihren Gott nennen," wenn nöthig, mit Anrufung der weltlichen Gerichte ausgerottet werden. Eine andere Bestimmung des Concils schützt sie vor dem damals noch üblichen Gottesgericht des glühenden Eisens, des heißen oder kalten Wassers. Sehr scharf und ausführlich sind die Bestimmungen, welche sich gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen richten. Auch das Tragen rother und grüner Gewänder, geschlitzter Mäntel und Kleider, langer Aermel, seien sie nun offen oder geschlossen, u. s. w. wird verboten. Bestimmungen gegen Simonie, Ketzerei, Wucher, Münzfälschung und andere Landesschäden bilden den Inhalt der achtundvierzig Punkte, in welchen die Concilsbeschlüsse zusammengefaßt wurden. Im Allgemeinen wird man angenehm überrascht durch den milden und aufgeklärten Geist, der aus dem Ganzen athmet.

Neben jenen öffentlichen Verhandlungen, die uns hier formulirt vorliegen, sind aber geheime Besprechungen der Prälaten gegangen, deren Spitze sich gegen den Orden richtete und die ihren Ausdruck in einer Gesandtschaft fanden, welche nach Rom mit dem Auftrage geschickt wurde, die Hülfe des Papstes gegen die Bedrücker der Kirche anzurufen. An der Spitze derselben stand der Revaler Decan Faulhafer. Mitte Februar hatte die Deputation sich auf den Weg gemacht, in der Nähe von Libau aber wurde sie von Ordensleuten, an deren Spitze der Vogt von Grobin, Goswin von Ascheberg, stand, ergriffen, ihrer Briefschaften beraubt und unter dem Eise eines nahen Sees ertränkt. Daß der Vogt zu diesem Frevel einen Auftrag des Meisters gehabt haben sollte, ist nicht erwiesen und höchst unwahrscheinlich; wohl aber wird man nicht in Abrede stellen können, daß dem Orden an jenen Briefschaften gelegen sein mußte, und da er später den Vogt, welcher bald nach seiner That die Flucht ergriff, soviel an ihm lag, zu schützen suchte, liegt die Annahme nicht fern,

daß Ascheberg den Auftrag erhielt, sich der Documente zu bemächtigen. Die später zwischen dem Ordensprocurator und dem Meister in dieser Angelegenheit geführte Correspondenz kann keinen Zweifel darüber lassen, daß man in Ordenskreisen die That nicht aus sittlichen Gründen mißbilligte, sondern nur wegen des ungeheuren Lärmes verurtheilte, den sie hervorrief; denn das ist das Betrübliche in jenem Machtstreit zwischen Orden und Prälaten, daß sittliche Bedenken, wo es sich um praktische Fragen handelte, hintangesetzt wurden. Die Verhandlungen am römischen Hof mit der grundverdorbenen italienischen Geistlichkeit erstreckten so ihren vergiftenden Hauch bis in den äußersten Norden des deutsch-katholischen Abendlandes. Ascheberg mußte sogleich aus dem Orden austreten; man wollte nicht wissen, wo er geblieben sei und suchte, um ein drohendes Interdict zu vermeiden, den Streit mit dem Erzbischof irgendwie zu beendigen. Henning hatte die Nachricht von der Ermordung der Prälaten mit Veröffentlichung jener beiden geheimen Bullen beantwortet, das Ordenshabit abgelegt und Augustinertracht angenommen. Um nun einen Druck auf den Erzbischof auszuüben, betrieb der Orden in ostentativer Weise Kriegsrüstungen, während er gleichzeitig auf Antrieb des Hochmeisters, welcher der Ansicht war, daß in der Habitsfrage die Position nun einmal verloren sei, im Uebrigen aber der Kern des Streites sich retten ließe, dem Erzbischof ein Schiedsgericht in Vorschlag brachte. Dem Drucke weichend, ging Henning auf den Vorschlag ein und am 14. August traten vierundzwanzig rittermäßige Mannen in Walk zusammen, um über alle, in Folge der Abwerfung des Habits ausgebrochenen Streitigkeiten das Urtheil zu finden. In dieser Versammlung, deren Majorität aus Stiftsvasallen bestand, wurde in allen wesentlichen Punkten zu Gunsten des Ordens entschieden. Mit Recht hat man hierin eine moralische Demüthigung der Geistlichkeit durch die Stimme des Landes gesehen und von besonderer Bedeutung war es, daß durch den Schiedsspruch der Orden von aller Verantwortung für die That Aschebergs befreit wurde.

Trotzdem nahmen die Dinge einen für den Orden schlimmen Verlauf, seit Dietrich Nagel als Vertreter des Erzstifts in Rom gegen den Orden wirkte und namentlich seit es dem Bischof von Oesel, Christian Kuband, im Frühjahr 1429 gelungen war, aus seinem Stift nach Rom zu entkommen, um dort wider den Orden Klage zu führen. Die Sorge, mit welcher der Ordensprocurator in Rom seinem Kommen entgegensah, findet ihren cynischen Ausdruck in einem Schreiben, welches er am 12. Juli an den Hochmeister Paul von Rußdorf richtete. „Erwürdiger, gnädiger, lieber Herr Hochmeister," schreibt er, „da, wie ihr berichtet, der Bischof von Oesel sich aus dem Lande Livland erhoben hat, kommen, soviel ich weis, höchstens drei Wege in Betracht, die aus Livland gehen, andere gibt es weder zu Wasser noch zu Lande. Wollte man Fleis dabei haben, so könnte Niemand hinauskommen, man möchte sie hindern, nämlich Kuband und die andern Pfaffen, die dem Orden feind sind. Hätte man Kuband unterwegs auf der See .. aus dem Schiffe fallen lassen, es wäre hier in Ordnung gebracht worden. Wer da tod ist, der thut

seinem Widersacher keinen Verdruß an, das ist allhier ein Sprichwort. Wer im Kriege die Oberhand behält, der wird gerecht, ob er gleich ungerecht wäre... Hätte Ascheberg seine That geleugnet und wäre er auf sein Schloß zurückgeritten, da hätten viele Jahre dazu gehört, ihm etwas zu beweisen .... Aber haben wir denn keine anderen Mittel als nur Schwert oder Waßer?

Wer einen bösen Menschen mit den seinen tödten will, dem soll es gleich sein, welchen Tod er ihm anlegt: man sollte solchen Leuten zu essen oder zu trinken geben, daß sie nimmermehr danach hungerte oder dürstete und auf andere Weise die Bösen ausjäten." Die Frage des inneren Rechts der Ansprüche des Ordens hat ihm eine ganz nebensächliche Bedeutung. Nicht darauf komme es an, sondern auf das Geld, das man für eine Sache aufwende. Man müsse die Zeit nehmen, wie sie gerade sei!

Wer die Berichte über das rücksichtslose Vorgehen beider Parteien an der Hand der geheimen Correspondenzen jener Tage verfolgt, gewinnt ein geradezu erschütterndes Bild von der sittlichen Verworfenheit der päpstlichen Politik, die den Maßstab für die sittliche Zurechnungsfähigkeit aller Derjenigen giebt, welche in Abhängigkeit von ihr standen und nach dem Rathe Wandofens die Zeit nahmen, wie sie eben war! Der Raum verbietet uns hier in das Detail einzugehen Als der Ordensprocurator sah, wie Kubant immer mehr Boden gewann, rieth er, ein weiteres Betreiben der Habitsfrage fürs Erste fallen zu lassen. Man solle einen Vergleich mit Erzbischof und Kapitel zu Stande zu bringen suchen und sich damit begnügen, drei bis vier Ordensbrüder in das Kapitel zu setzen. Habe man erst einmal festen Fuß gefaßt, so werde es später schon wieder möglich sein, sich allmählich der Kirche wieder zu bemächtigen. „Gelobt dem Erzbischof und den Domherren was ihr wollt, und wenn die Zeit gekommen ist, so haltet davon, was euch recht ist."



Secretsiegel des Bischofs Johannes Tirgart von Kurland. Originalgröße. Im Felde Maria mit dem Kinde in der Strahlenglorie auf einem gestürzten Halbmonde stehend, in der Rechten ein Lilienscepter; ihr zu Füßen rechts ein Adlerschild, links der Schild mit dem Familienwappen: oben zwei Rosenkränze aus je drei Rosen, unten mit fünf zu einer Rose geschlossenen Kugeln. Umschrift: · S : JOH(ann)IS · dei · gra · : epi · curonien : An einer Urkunde vom 17. Januar 1427. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'sche Sammlung.

Darauf hin rüstete der Orden wieder gegen das Erzstift und schrieb zugleich einen Verhandlungstag auf den 1. October 1430 aus. Hier nun legten sich die Ritterschaften von Harrien-Wirland und Dorpat ins Mittel, um einen allgemeinen Brand zu verhindern. Auf einer Versammlung zu Fellin, am 17. September, haben sie wahrscheinlich den Bischof von Dorpat bewogen, für den Fall eines Krieges neutral zu bleiben und dadurch indirect auch auf den Erzbischof einen Druck ausgeübt, dem dieser nicht widerstehen konnte. Vom Bischof von Dorpat verlassen, mußte er auf dem Tage zu Wolmar in die Forderungen des ihm in seiner Isolirung militairisch weit überlegenen Ordens

willigen. Es blieb ihm nichts übrig, als den Bullen Martin V. zu entſagen und ſein Kapitel wieder dem Einfluß des Ordens zu unterwerfen. Ein neuer Vergleich vom November 1431 regelte endlich die gegenſeitigen Beziehungen dahin, daß man dem Erzbiſchof und den Domherren geſtattete, das Auguſtinergewand für ihre Lebenszeit zu behalten. Dagegen ſollten alle künftig zu wählenden Kanoniker Ordensbrüder ſein und ſofort nachdem man die Beſtätigung des Papſtes erlangt hätte, vier Ordensbrüder zu Gliedern des Kapitels erkoren werden. Der Orden ſeinerſeits verzichtete auf den ganz beſonders verhaßten Anſpruch auf Viſitationen.



Hauptſiegel des Domkapitels zu Riga. Originalgröße.

Im gegitterten und mit Sternen verzierten Felde ein prachtvoller Chorbau, in deſſen Abtheilungen oben die Krönung Mariens, unten der Evangeliſt Johannes, Johannes der Täufer und ein ſegnender Erzbiſchof dargeſtellt ſind. Umſchrift: SIGILLVM ⁘ CAPITVLI ⁘ SCE ⁘ RIGENSIS ⁘ ECCLESIE ⁘ Von einer Urkunde von etwa 1434. Toll'ſche Sammlung.

Als die beiderſeitigen Boten in Rom mit dieſem Vertrage eintrafen, war Papſt Martin V. geſtorben. Der ordensfreundliche Eugen IV. beſtätigte am 22. Februar 1432 mit geringen Aenderungen die Wolmarer Einigung, aber ſein Spruch blieb ohne alle Folgen. Der Erzbiſchof und das Kapitel appellirten an das Concil zu Baſel und dieſes begünſtigte wieder die Prälaten. Ein neuer Conflict ſchien ſich zuzuſpitzen, als die Niederlage des Ordens an der Swienta eine neue Situation ſchuf. Wir haben die Beziehungen des deutſchen Ordens zu Polen und Littauen bereits kennen gelernt.[1]) Das Bündniß

1) Bd. I, S. 552 ff.

Switrigails mit dem Deutſchen Orden umfaßte auch Livland, das ſeiner ganzen Stellung nach ein zuverläſſigerer Verbündeter war, als das ſtets polniſchen Einflüſſen ausgeſetzte Ordensland Preußen. Trotz aller inneren Wirren fand der livländiſche Orden Zeit und Mittel, im wohlverſtandenen Intereſſe ſeiner Selbſterhaltung Switrigail auch dann noch zu unterſtützen, als der Hochmeiſter die Sache desſelben bereits verloren gab.

Der Gegenſatz zwiſchen der „preußiſchen und livländiſchen Politik fand übrigens auch in den inneren livländiſchen Angelegenheiten ſeinen Ausdruck. Als Cyſſe von Rutenberg 1433 ſtarb, wählte die weſtfäliſche Partei der Ordensgebietiger den Landmarſchall Franke Kerskorf zum Meiſter, während die Rheinländer — denn in dieſen landſchaftlichen Gegenſätzen ſpitzten ſich die Differenzen innerhalb des Ordens zu — den Comtur von Reval, Heinrich von Bockenvorde, genannt Schungel, erhoben. Der Hochmeiſter zog die Entſcheidung hin; erſt Ende Februar 1434 iſt Kerskorf beſtätigt worden. Nun war am 15. December 1433 zu Lenczic ein zwölfjähriger Stillſtand zwiſchen dem Orden und Polen abgeſchloſſen worden, „deſſen Beſtimmungen den Orden in Zukunft nach außen und innen zur Ohnmacht verurtheilten.“ Als nun der Hochmeiſter ſeiner Verpflichtung gemäß die Annahme des Stillſtandes auch von Livland zu erlangen ſuchte, begegnete er entſchiedener Abneigung. Man fand die Bedingungen des Stillſtandes unerträglich, und da im Grunde dem Hochmeiſter daran gelegen ſein mußte, daß Livland ihm einen Theil der polniſch-littauiſchen Macht in Schach hielt, verſtändigte er ſich insgeheim mit Kerskorf dahin, daß dieſer den Kampf im Bunde mit Switrigail fortſetzen ſolle. Schon im Mai 1434 finden wir die livländiſchen Grenzſchlöſſer nach Littauen zu bemannt. Zu größeren Unternehmungen aber konnte es für's Erſte ſchon deshalb nicht kommen, weil die livländiſchen Vaſallen unwillig waren. Der Orden hatte ſich läſſig gezeigt und die Gefangenen, welche in den letzten Kämpfen in die Hände der Polen gerathen waren, nicht ausgelöſt. Dazu kam noch, daß der Spätſommer feuchte Witterung brachte, ſo daß bis auf ſogenannte Stoßreiſen (Streifzüge) nach Samaiten hin nichts Erhebliches geſchah; und auch hierbei erlitt man namhafte Verluſte. Ein Heerhaufe von vierzig Reitern und ſiebenhundert Fußgängern, den der Comtur von Goldingen befehligte, gerieth in einen Hinterhalt und wurde



Hauptſeite des Hochmeiſter-Siegels. Originalgröße.

Im Felde Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in der Rechten ein Lilienſcepter. Umſchrift: S(igillum) : MAG(ist)RI : GENERAL : HOSPITAL : S. MARIE : THEVT : IERLMTAN (Jerusalemitanus) †. An einer Urkunde vom 13. Juli 1397. Eſt. R.-A. Toll'ſche Sammlung.

verrätherisch niedergemacht. Ein volles Jahr ging darauf mit Verhandlungen hin; erst im August 1435 stand der Meister wieder in Rüstung. Er vereinigte sich mit den von Switrigail geführten russisch-littauischen Truppen, erlitt aber an der Swienta am 1. September des Jahres eine vernichtende Niederlage, die ihm und einem großen Theil der Ritter den Tod brachte. Es scheint, daß hierbei der Gegensatz zwischen Rheinländern und Westfalen von entscheidender Bedeutung gewesen ist. Während von den Ersteren fast alle fielen, kamen, wie unser Berichterstatter meldet, die Westfälinger alle wiederum nach Hause.

Wir kennen aus der polnischen Geschichte die universelle Bedeutung, welche der Schlacht an der Swienta zukommt: sie bezeichnet den Niedergang der russischen Elemente in Littauen, den Sieg des polnisch-littauischen Unionsgedankens und hat im Ordensland Preußen den Widerstand des Hochmeisters gegen den polnischen Druck gebrochen. Für Livland, das dem Feinde schutzlos offen zu stehen schien, sind die Folgen geringere gewesen, als man erwartete und heute bei rückschauender Betrachtung läßt sich nicht verkennen, daß für das innere Leben des Landes der 1. September 1435 ein segensreicher Tag gewesen ist.

Die große Gefahr, der man gegenüberstand, ließ für den Augenblick allen Hader schweigen. Prälaten und Ritterschaften erklärten, mit allen ihren Kräften für die Vertheidigung des Landes einstehen zu wollen. Großfürst Sigmund aber wandte sein siegreiches Heer nicht gegen Livland, sondern gegen Switrigail. Es war möglich, die zerstreuten Kräfte zu sammeln und neue heranzuziehen, Verhandlungen wurden angeknüpft, schon am 27. September zur Meisterwahl geschritten und einmüthig jener Heinrich von Bokenvorde erkoren, der vor zweieinhalb Jahren gegen Meister Franke hatte zurückstehen müssen. Der Hochmeister, dem die Wahl nicht genehm war, hatte erst nach zwei Monaten zögernd seine Zustimmung ertheilt, aber doch dafür Sorge tragen können, daß einer seiner Anhänger, Gottfried von Roddenberge, dem Meister als Landmarschall aufgenöthigt wurde. Wir finden jedoch nicht, daß der Letztere die livländischen Interessen den preußischen gegenüber hintangesetzt hätte. Vielmehr wurden die Verhandlungen mit Polozk und Switrigail wieder aufgenommen und man gewinnt den Eindruck, als habe man es auf eine neue Entscheidung ankommen lassen wollen. Nur daß die Friedenssehnsucht des Landes sich nicht umgehen ließ, daß Ritterschaften und Prälaten wohl zu einem Vertheidigungskriege, nicht zum Angriffe sich wollten gebrauchen lassen, bewog den Orden auch seinerseits, an den Thorner Verhandlungen vom December 1435 theilzunehmen und den Frieden von Brzesc (31. December 1435) wenn auch widerwillig, anzuerkennen. Das Wesentliche desselben lag darin, daß Livland „seine bisherigen politischen Ziele aufzugeben, den Switrigail fallen zu lassen und für alle Zukunft nur einen mit Zustimmung des Königs von Polen erhobenen Großfürsten von Littauen anzuerkennen“ sich verpflichten mußte.

Dieser Rückschritt aber wurde reichlich durch das Einverständniß auf-

gewogen, welches der denkwürdige Landtag zu Walk am 4. December 1435 zwischen den bisher in so bitterem Gegensatz einander gegenüberstehenden politischen Machthabern Livlands zu Stande brachte. Während in Preußen die Stände den politischen Niedergang des Ordens dazu ausbeuteten, um sich von demselben in landesverrätherischer Weise zu lösen, findet in Livland durch das Unglück der Zeit ein Zusammenschluß statt, aus welchem die Colonie gekräftigter hervorgegangen ist, als wenn sie einen glänzenden Sieg nach außen hin zu verzeichnen gehabt hätte. Die Bedeutung des Tages mag entschuldigen, wenn wir einen Augenblick bei demselben verweilen.



Siegel des Domkapitels von Reval. Originalgröße.

In einem Tabernakel Maria mit dem Kinde auf einem Throne, in ihrer Rechten einen Reichsapfel haltend. Rechts ein achtstrahliger Stern, links ein Halbmond, in welchen später ein Nagelkreuz hineingestochen ist. Umschrift: SIGILLVM : CAPIT .... ENSIS : ECCLIE · Im Gebrauch von 1337—1525. An einer Urkunde vom 9. Januar 1401. Reval, Rathsarchiv.

In der kleinen, dem Bischof von Dorpat untergebenen Stadt Walk, welche durch ihre Lage in der Mitte des Landes dazu besonders geeignet schien, waren von nah und fern die Landesherren, die Städte und Ritterschaften herbeigeeilt. Der Erzbischof und die vier Bischöfe des Landes von Dorpat, Reval, Kurland und Oesel mit ihren Pröpsten, Decanen und ganzem Kapitel, waren erschienen, die stiftischen Ritterschaften von Riga, Dorpat und Oesel hatten je vier vollmächtige Vertreter gesandt, die harrisch-wirische Ritterschaft, ihrer größeren Bedeutung entsprechend, acht ihrer angesehensten Glieder in Namen und Auftrag der übrigen, während der Orden durch Meister, Landmarschall, die Comture von Fellin, Reval und Goldingen sowie durch die Vögte von Jerwen und Wenden vertreten war. Endlich hatten die drei

großen Städte Riga, Dorpat und Reval — das iſt ihre Rangfolge — wenn wir nach ſpäteren Analogien ſchließen dürfen, je zwei Boten geſchickt, einen Bürgermeiſter und einen Rathmann. Es iſt höchlich zu bedauern, daß der Receß dieſes Landtages nicht erhalten iſt, nur die Beſchlüſſe desſelben liegen uns in ſechs Urkunden vor, von welchen die eine am 3., die übrigen am 5. December ausgefertigt wurden. Wir wiſſen daher nicht, ob geſonderte oder gemeinſame Berathungen ſtattfanden; wahrſcheinlich aber iſt der Hergang folgender geweſen: Die Gruppen der Prälaten, der ſtiftiſchen Ritterſchaften, der harriſch-wiriſchen Ritterſchaft, des Ordens und der Städte bildeten urſprünglich fünf verſchiedene Berathungskörper, die je nach den behandelten Fragen ſich zu gemeinſamen Berathungen vereinigten und erſt in der Schlußberathung ſich zu einem Ganzen zuſammenthaten. Wiſſen wir doch aus ſpäterer Zeit, daß jede der Städte ihre beſondere Herberge hatte und daß auch ſie nach der Combination des Verhandlungsgegenſtandes zuſammentraten oder auseinandergingen. Man wird nicht irre gehen, wenn man für dieſen Landtag zu Walk, auf dem ſchroff einander widerſtreitende Intereſſen auszugleichen waren, für die Geſammtheit der tagenden Herren einen ähnlichen Gang der Verhandlungen annimmt; nur das kann zweifelhaft erſcheinen, ob die harriſch-wiriſche Ritterſchaft mit den ſtiftiſchen Ritterſchaften gemeinſam tagte oder ein Beſonderes bildete. Doch ſpricht die Thatſache ihrer doppelt ſo ſtarken Deputation dafür, daß ſie zuſammen gingen.



Siegel des Comturs zu Fellin. Originalgröße.

Im Felde zwiſchen zwei Säulen Gott Vater und Maria thronend. Darüber der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube herabſchwebend. Umſchrift auf einem um einen Reifen des Siegelrandes geſchlungenen Bande: S · DN · COMENDATORIS · IN · WELI. An einer Urkunde vom 13. Januar 1538. Toll'ſche Sammlung.



Siegel des Ordensmeiſters über Livland; das ſogen. Puerperium. Originalgröße.

Im Felde Maria, die dem am Fußende ihres Bettes ſtehenden Joſeph das in der Krippe liegende Chriſtkind zeigt. Ueber der Krippe ſind der Kopf eines Ochſen und eines Eſels ſichtbar. Umſchrift: † S'. COMENDATORIS. DOM THEVTOL: IN LIVONIA ·· Im Gebrauch von 1320—1468. An einer Urkunde vom 24. Juni 1371. Reval, Rathsarchiv.

In den Ritterſchaften und Städten haben wir dasjenige Element zu ſuchen, das für eine friedliche Ausgleichung der Gegenſätze den Ausſchlag gab. Die Hauptfrage war immer die, wie Orden und Erzbiſchof ſich verſtändigten; und es kamen hiebei vor Allem zwei Dinge in Betracht: die Frage des Ordenshabits und die unerledigten Anſprüche auf die Oberherrlichkeit über die Stadt Riga. Ward in Betreff des Habits ein wirklicher Friede geſchloſſen, ſo kann man die Einigung in Betreff Riga's nur einen Waffenſtillſtand nennen. Der Erzbiſchof und ſein Kapitel ſowie der deutſche Orden in Livland einigten ſich dahin, daß die erſteren ihre Anſprüche in Betreff Riga's zwölf

Jahre lang ruhen lassen wollten und daß keiner von beiden Theilen in der Zwischenzeit befugt sein solle, neue Privilegien und Rechte zu erwerben; doch bestätigte schon vorher der Erzbischof der Stadt alle von seinen Vorgängern verliehenen Privilegien. In der Frage des Habits gab der Orden ohne alle Einschränkung nach: Erzbischof und Kapitel sollen zu ewigen Zeiten das Augustinergewand beibehalten; in den übrigen Streitpunkten hielt man sich an den Entwurf eines Ausgleichs, den der Cardinal von Arles und der Bischof von Lübeck im Auftrage der ehrwürdigen Väter des Concils zu Basel schon im April 1435 formulirt hatten. Dünamünde sollte fortan offen stehen und, von einigen minder wichtigen Bestimmungen abgesehen, den Ansprüchen des Erzbischofs dadurch ein Genüge gethan werden, daß ihm der Orden ein für allemal 20,000 Mark auszahlte. Auch die Forderungen des Riga'schen Propstes in Betreff strittiger Güter konnten zu beiderseitiger Befriedigung ausgeglichen werden, während das Riga'sche Kapitel alle seine Ansprüche auf Semgallen und auf die Güter südlich der Düna gegen eine entsprechende Geldentschädigung zu Gunsten des Ordens fallen ließ.



Siegel des Comturs von Reval. Originalgröße.

Im Felde: Auferstehung Christi. Umschrift: S': COMMENDATORIS : REVALIE †. Im Gebrauch von 1348—1456. An einer Urkunde vom 24. Juni 1415. Reval, Rathsarchiv.

Die erfreulichste Erscheinung dieses Landtages und die innere Ursache der versöhnlichen Stimmung desselben ist in der Landeseinigung zu finden, welche die Herren und Stände von Livland auf sechs Jahre abschlossen, „Gott zu Lobe und diesem armen Lande zu Livland zu Bequemheit und zu Gute." Alle zwischen den Bundesmitgliedern vorhandenen oder etwa entstehenden Streitigkeiten sollen fortan entweder durch den Schiedsspruch der Unbetheiligten oder durch die zuständigen Gerichte entschieden werden. Niemand solle sich am Anderen mit Selbstgewalt erholen, sondern man soll sich am Rechte genügen lassen, wider den dagegen Handelnden wollen Alle zusammenstehen. Klagen der Herren gegen ihre Untersassen sollen nach dem Rechte, mit dem diese bewidmet sind, entschieden werden. Die Kapitelswahlen der Domkirchen sollen nicht behindert werden und endlich „es soll nach dieser Zeit kein Herr, noch jemand anders von uns Vorbenannten eigene Kriege noch Fehden machen außer Landes ohne unser Aller Rath, Zustimmung und Wille; und würde Jemand .... es dennoch thun, so sollen wir Anderen nichts damit zu schaffen haben. Ferner, würde irgend ein Herr mit Gewalt dies Land zu Livland anfertigen, um es zu beschädigen oder Schlösser und Städte darin zu belegen, wenn das uns zu wissen wird, so sollen wir dazu ziehen oder die Unsern dazu schicken insgesammt das Land zu vertheidigen nach unserem redlichen Vermögen, wo es dem Lande Noth und Behuf sein wird." Endlich verbürgte man sich in derselben Urkunde gegenseitig, daß die redlichen Freiheiten, Rechte

und Privilegien aller Bundesglieder bei voller Macht unversehrt und unbehindert bleiben.

Im Gegensatz zu den bisherigen Bündnissen und Vereinigungen tritt uns hier zum erstenmal eine Conföderation der gesammten Livlande entgegen, in welcher als Bindeglied zwischen Geistlichkeit und Orden die Ritterschaften und Städte erscheinen. Eine denkwürdige Entwickelung, deren Eigenartigkeit umsomehr auffällt, wenn man den Blick auf das benachbarte Ordensland Preußen wirft, in dem die analogen Elemente den staatlichen Zusammenhang des Ganzen auseinandersprengten.

Elftes Kapitel.

Silvester Stodewescher und der Krieg des deutschen Ordens mit dem preußischen Bunde.

Nach der Einigung zu Walk nahmen die Dinge in Livland anfänglich eine günstige Wendung. Im September 1436 bestätigte das Concil zu Basel alle Vereinbarungen der livländischen Stände, der Meister beschwor einen ewigen Frieden mit Littauen und der Erzbischof trug sich mit dem Plan, auf einem Provinzialconcil die Reform seiner Kirche energisch in die Hand zu nehmen. Der Gegensatz der Parteien innerhalb des Ordens aber war nicht gehoben und der Zusammenhang zwischen Livland und Preußen ein viel zu enger, als daß nicht der böse Hader, der in Folge des Friedens von Brzesc zwischen dem Hochmeister und dem Deutschmeister ausgebrochen war, sowie die in Zusammenhang damit stehenden Differenzen zwischen dem deutschen Orden in Preußen und den preußischen Ständen eine Rückwirkung auf Livland hätten ausüben müssen. Zu Ende des Jahres 1437 hielt das Concil zu Basel für nothwendig, alle drei Meister vor sich zu citiren, um die Einigkeit zwischen den Häuptern des Ordens wieder herzustellen. Da starb zu allem Unglück der livländische Meister noch im December des Jahres und über der Frage seiner Nachfolgerschaft geriethen die Parteien in Livland aufs Neue an einander. Eine Doppelwahl fand statt, die Rheinländer wählten den Vogt zu Jerwen, Heinrich Nothleben zum Meister, die Westfalen, welche die Majorität hatten, den Vogt von Wenden, Heidenreich Vinke von Overberg. Da nun die Abgesandten des Hochmeisters den Minoritätscandidaten bestätigten, legten die Westfalen Protest ein und die schwächeren Rheinländer verstanden sich nunmehr dazu, bis zum nächsten Generalkapitel auch ihrerseits Vinke von Overberg als „Statthalter des Meisters" anzuerkennen. Trotz des Versuches der livländischen Stände, auf zwei Tagfahrten, die im Juli und September des Jahres 1438 zu Pernau stattfanden, einen der beiden Candidaten für das Meisteramt zum Rücktritt zu bewegen, blieb es bei dem ursprünglichen Be-

schluß und da der Statthalter für den Deutschmeister Partei ergriff, machte der Hochmeister Miene, sich mit Heeresmacht in Livland Gehorsam zu erzwingen. In dieser Noth wandten die livländischen Stände sich an die Ritterschaft und an die Städte Preußens und wiesen darauf hin, daß sie entschlossen seien, ihre vor drei Jahren gemachte Einigung aufrecht zu erhalten und, wenn erforderlich, auch gegen den Hochmeister Hand in Hand mit dem Orden zu stehen. Ein inhaltlich gleiches Schreiben an den Hochmeister sowie die directe Correspondenz des Statthalters mußten in Preußen abkühlend wirken und die Erhebung Vinkes zum livländischen Meister konnte als gesichert betrachtet werden, nachdem im October die livländischen Stände ihn als Meister anerkannt und Heinrich von Nothleben sich die Versetzung als Vogt nach Rossiten hatte gefallen lassen. Das noch durch mancherlei Zwischenfälle aufgehaltene Ergebniß dieses festen Zusammenstehens der Livländer war denn auch, daß im Sommer 39 der Deutschmeister und im November 1440 endlich auch der Hochmeister Vinke von Overberg anerkannte.

Bald danach, am 2. Januar 1441, wurde der Hochmeister Paul von Rußdorf seines Amtes entlassen und an die beiden Meister von Livland und Deutschland ging die Aufforderung, sich zum Sonntag Lätare in Marienburg zur Wahl eines neuen Hochmeisters einzufinden. Vinke verließ Livland nur ungern; der preußische Bund, der seit 1440 im Gegensatz zum deutschen Orden immer greifbarere Gestalt anzunehmen begann, schien für seine Bestrebungen auch in Livland günstigen Boden zu gewinnen. Der Meister fürchtete, daß, wenn er das Land verlasse, die Städte etwas Neues wider den Orden anstiften dürften. So einig sie einer Einmischung Preußens in die inneren Angelegenheiten Livlands widerstrebt hatten, so wenig zuverlässig erschienen sie, wo es galt, im eigenen Interesse die Machtstellung des Ordens zu schwächen. Schon ging das Gerücht, daß sie nächstens zusammentreten würden und auch dadurch fühlte der Meister sich beunruhigt, daß der Erzbischof im Verein mit anderen Prälaten einen Landtag begehrt hatte. Man führe, meinte er, nichts Gutes im Schilde. Endlich mißtraute er den preußischen Verhältnissen. Erst nachdem ihm seine persönliche Sicherheit feierlich verbürgt war, entschloß er sich zur Reise. Anfang April finden wir ihn in Marienburg und hier wurde, wie aus der preußischen Geschichte hinlänglich bekannt ist, Konrad von Erlichshausen zum Hochmeister erwählt.

Mit großem Geschick und feinem Takt verstand es der neue Hochmeister, den unendlich verfahrenen Streit mit dem Deutschmeister und mit Livland beizulegen. Heidenreich Vinke wurde als Meister von Livland in aller Form Rechtens bestätigt, die strittigen Statuten Werners von Orseln erkannte der Hochmeister an und am 28. April 1441 wurden für Livland neue Statuten erlassen, welche im Wesentlichen dahin zielten, die Zucht innerhalb des Ordens zu kräftigen und dem Parteiwesen der Rheinländer und Westfalen entgegen zu wirken. Es wird nöthig sein, einen Augenblick bei dem Inhalt derselben zu verweilen.

Die Statuten Konrads von Erlichshausen bestimmten zunächst, daß in allen Ordensconventen je zwei Priesterbrüder ihren Sitz haben sollten, wo aber auf einem Ordensschlosse kein Convent, wohl aber ein Gebietiger sei, ein Priesterbruder. Jeder Ordensbruder solle fortan vier Ahnen aufweisen — eine Bestimmung, die offenbar bezweckte, durch schärfere Betonung des aristokratischen Elementes dem Orden sein Ansehen zu sichern — Ordensgüter sollen nicht vergeben werden, die Ordensbrüder nicht ohne besondere Erlaubniß des Meisters in Harrien, Wirland und Kurland „spazieren reiten."

Ausdrücklich wurde verboten, Brüder, die ein wildes Leben führen auf den Schlössern, welche in der Nähe der Ordensstädte Pernau, Reval und Narva lagen, unterzubringen. Man wollte eben auf den dem Orden direct unterthänigen Gebieten nach Möglichkeit jeden Anlaß zum Hader vermieden wissen. Auch daß verboten wurde die Bauern unmenschlich zu bedrücken, hat sonder Zweifel mehr in politischen als in ethischen Erwägungen seinen Grund. Von größerer Tragweite aber waren die Bestimmungen, welche darauf ausgingen, den Gegensatz zwischen Rheinländern und Westfalen, wenn auch nicht zu beseitigen, denn das war unmöglich, so doch wenigstens unschädlich zu machen. Stirbt der Meister, so soll nach alter Gewohnheit der Landmarschall für ihn eintreten. Bei Bestellung des obersten Rathes soll der Meister vorsichtig sein und nicht ansehen Freundschaft, Mageschaft oder Gift (Verwandtschaft oder Geschenke), sondern die tüchtigsten, vernünftigsten und redlichsten von allen Landarten, „so man gelichste kann," dazu bestimmen. Ist der Meister von einer Landart, so soll der Landmarschall von der anderen sein. Auch soll der Meister nicht ohne den Rath beschließen, in Nothfällen soll er zwei oder drei Gebietiger heranziehen. Den Rath abzusetzen steht ihm nicht frei, über ein Mitglied des Rathes, das sich schwer vergangen hat, sitzt das Kapitel zu Gericht.

Endlich bestimmt das Statut die Pflichten der Ordensgebietiger. Treten sie ins Amt, so haben sie ein Inventar aufzunehmen, über dessen guten Stand der Meister sich auf seinen Inspectionsreisen überzeugen soll. Absetzung der Gebietiger oder sonst trefflicher Amtleute soll der Meister nur mit Zustimmung des Rathes vornehmen. Zuletzt wird festgesetzt, daß wenn ein Gebietiger in seinem Convente ist, er mit demselben essen soll.

In der That haben dann auf Grund dieser Statuten in den nächstfolgenden Jahren mehrfach Visitationen der Ordensschlösser in Livland stattgefunden und es ist für unsere Zwecke nicht ohne Interesse, von dem Befund einer solchen Visitation Akt zu nehmen.

Zu Ostern 1442 erschienen die Visitirer des Ordens auf Schloß Karkus, wo Johann von Mengden als Vogt das Regiment führte. Da er ein Westfale aus der Herrschaft Mark war, ist es gewiß kein Zufall, daß sowohl der Priesterbruder als der Bruder Kämmerer, der Marschalk und des Vogtes Kumpan ebenfalls Westfälinger waren. Alle gehören sie den angesehenen Adelsgeschlechtern an.

An schwerem Geschütz besaß die Burg zwei Steinbüchsen und acht Lothbüchsen nebst einem Pulvervorrath von zwei Tonnen; Harnische für siebzig Mann, und zwar Blechharnische, Ringharnische und außerdem sechsundzwanzig Panzer. Es erinnert an die Kriegsweise der älteren Zeit, daß die Rüstkammer fünfundzwanzig Armbrüste und drei Tonnen Pfeile barg. Im Marstall standen, wenn man von den Rossen der Gebietiger absieht, sechzig Schlachtrosse. In der Vorrathskammer lagen Mehl und Malz zu des Schlosses Behuf, ausreichend für die Zeit von Ostern bis Weihnachten. Dazu 500 Flick (Braten) Schweinefleisch, 40 gedörrte Rinder, 70 Rinder in Salz, 400 gedörrte Schafe, 8 Tonnen Heringe, 800 000 getrocknete Fische (Barse, Tzerten und Strömlinge); ausreichend für die Zeit von Ostern bis Weihnachten. Der Jahresvorrath an Salz betrug 17 Last, dazu 2 Tonnen Butter und 2 Tonnen Schweinesülze. Endlich beschlossen je 100 Last Roggen und Gerste den Vorrath. Von dem zur Burg gehörigen Lande erwiesen sich 1053 Haken bebaut, 404¼ wüst. Von 24 Haken ließ sich nicht nachweisen, ob man sie würde besetzen können, da in der letzten Pest die Bewohner derselben gestorben waren. Die übrigen uns erhaltenen Visitationsberichte geben, wenn man von Differenzen in den Einzelheiten absieht, im Wesentlichen dasselbe Bild.

So hatte der Tag zu Marienburg einen unerwartet günstigen Verlauf genommen. Die wiederhergestellte Einigkeit zwischen den Ordensgebietigern trug auch nach außen hin gute Früchte. Littauen gab die livländischen Gefangenen frei und livländische Deputirte unterstützten den Hochmeister in seinen Verhandlungen mit Brandenburg wegen der Neumark. Dagegen spitzten sich die Verhältnisse im Norden wieder zu. Nach Abschluß des letzten „ewigen Friedens“ mit Nowgorod war zur Beilegung der später ausgebrochenen Streitigkeiten ein Tag zu Narwa gehalten worden, der nach Angabe des Ordens an der Hartnäckigkeit der Russen gescheitert war. Darauf verbot man den Nowgorodern Wasser und Land des Ordens, schloß jedoch auf Grund wieder aufgenommener Verhandlungen einen Stillstand bis zu Mariä Himmelfahrt des Jahres 1444. Da trotzdem Reibungen zwischen den Gegnern stattfanden, zog der Orden seine Truppen an die russische Grenze, worauf Nowgorod mit einer Kriegserklärung antwortete und unerwartet schnell in Estland einrückte. Die Lage war für den Orden in sofern gefährlich, als er der Prälaten nicht sicher zu sein glaubte und namentlich Dorpat in offener Fehde mit den Pleskauern lag, welche dem Orden befreundet waren. Auch standen erwiesenermaßen littauische Truppen bei den Nowgorodern. Die Politik des Meisters ging nun dahin, einerseits sich der Prälaten zu versichern, andererseits Littauen vom Abschluß eines Bündnisses mit Nowgorod zurückzuhalten und sich selbst in Preußen und Dänemark Bundesgenossen zu schaffen. Die Kriegführung war von beiden Seiten eine lässige und erregte namentlich bei den livländischen Städten die äußerste Unzufriedenheit. Es ging die Rede, daß sie des Krieges müde seien und

Frieden verlangten. Werde nicht gefriedet, so müßten sie andere Herren suchen; sie gedachten, sich mit des Hochmeisters Landen und Städten zu verbinden und zu ihnen in den preußischen Bund zu treten. So sind es äußerst verwickelte Verhältnisse, die hier mit in Betracht kamen und dem an sich unbedeutenden Kriege, in welchem die Verluste auf beiden Seiten annähernd die gleichen gewesen zu sein scheinen, damals allgemeine Beachtung erzwangen. Im Frühsommer 1447 sandte der Hochmeister endlich „eine merkliche Macht von guten Leuten." Der thatsächliche Erfolg war trotzdem gleich Null und man mußte froh sein, im Jahre 1448 durch Vermittlung der Revalenser einen Waffenstillstand auf fünfundzwanzig Jahre zu erlangen. Nur daß Nowgorod gerade damals sich mit dem blinden Großfürsten von Moskau „herumschlagen" mußte, hatte die mächtige Republik, deren Kräfte noch lange nicht erschöpft waren, zu halber Nachgiebigkeit bewogen.

Während so nach außen hin der Friede für längere Zeit gesichert schien, hatte sich im Innern eine Wandlung vorbereitet, die in ihren Folgen für die weitere Entwickelung der Landesgeschichte von größter Bedeutung werden sollte. Am 5. April 1448 war der bisherige Erzbischof von Riga, Henning Scharffenberg gestorben, nachdem er vierundzwanzig Jahre lang, in schwerer Zeit, seines Amtes gewaltet hatte, ohne je Livland verlassen zu haben. Für den Orden kam alles darauf an, wenn irgend möglich einem Ordensbruder die Nachfolge zu sichern. Da der Meister in Livland keine geeignete Persönlichkeit zur Verfügung hatte, bat er den Hochmeister, dieser möge seinen Kaplan und Kanzler, den Priesterbruder Magister Silvester Stodewescher von Thorn in Vorschlag bringen, und verpflichtete sich, die auf 4000 Dukaten veranschlagten Kosten seiner Bestätigung zu tragen. Die ganze Angelegenheit wurde mit höchster Eile betrieben. Schon am 16. April fertigte der Hochmeister durch zwei Boten, die auf verschiedenen Wegen, der eine zu Roß, der andere zu Fuß, die Reise unternahmen, Geld und Instruktionen dem Ordensprokurator in Rom zu. Dem Orden kam es darauf an, daß der heilige Vater auf Grund einer, vom Papst Eugen IV. erlassenen Reservation den erzbischöflichen Stuhl von sich aus besetze. Denn von dem Rigaer Kapitel stand ohne jeden Zweifel eine ordensfeindliche Wahl zu erwarten. Deshalb ließ der Meister, gleich als die Leiche Erzbischof Hennings in Riga eingebracht wurde, die päpstliche Reservation in zwei Exemplaren an die Domkirche anschlagen. Man ließ sich aber in den Kreisen der Rigaer Geistlichkeit dadurch nicht einschüchtern. Propst, Dekan und Delegirte der stiftischen Ritterschaft erschienen beim Meister und verlangten eine Abschrift der Reservation, wobei sie zugleich erklärten, daß sie an Papst Nikolaus V. oder an das Concil appelliren würden. Dann traten sie am 18. April zum Wahlkapitel zusammen, postulirten einstimmig den Bischof von Lübeck zum Erzbischof und riefen als Beschützer ihrer Wahlfreiheit den römischen und den polnischen König um Hilfe an. Der Orden behielt jedoch die Oberhand; es gelang ihm nicht nur, die Ernennung Stodeweschers durchzusetzen, sondern gleichzeitig den seit Jahren

ſtrittigen biſchöflichen Sitz in Oeſel ebenfalls einem Ordensbruder, dem Prokurator Johann Crewe zuzuwenden. War derſelbe nominell ſchon ſeit dem März 1439 Biſchof in Oeſel, ſo hatte er bisher in ſeinem Bisthum nicht Fuß faſſen können, weil dort der wahrſcheinlich vom Kapitel gewählte frühere Domtreßler, Ludolf Grove, Anerkennung gefunden hatte. Da Ludolf freiwillig zurückzutreten nicht geſonnen war, brauchte der Orden Gewalt und nöthigte ihm im März 1449 einen Vergleich auf, der zu dem merkwürdigen Reſultat einer zeitweiligen Theilung des Bisthums führte. Ludolf behielt das eigentliche Oeſel und die Inſel Dagden, während der ehemalige Ordensprokurator ſeinen biſchöflichen Sitz in der Wiek nahm. Dieſer Zuſtand hat dann bis zu dem zwiſchen 1456 und 1458 erfolgten Tode des Biſchofs Johannes gedauert, ſo daß Ludolf in ſeinen letzten Tagen wieder in alleinigem Beſitz des Bisthums geweſen iſt.

Inzwiſchen war dank der vom Orden reichlich geſpendeten Handſalben am 9. Oktober 1448 Silveſter von Papſt Nikolaus V. zum Erzbiſchof von Riga ernannt worden. Die noch erhaltenen Rechnungen des Ordensprokurators, ſowie ein äußerſt draſtiſcher Bericht über die unerhörte Käuflichkeit der römiſchen Prälaten, zeigen, welche Mittel angewendet wurden, um das erſehnte Ziel zu erreichen und den Proteſt des Rigaer Kapitels unſchädlich zu machen. Der Orden erwartete von dem neuen Erzbiſchof das beſte, namentlich der Hochmeiſter war voll guter Zuverſicht, und Silveſter ging ſeinerſeits in ſcheinbarem Einverſtändniß mit ihm ungemein geſchickt und klug vor. Als er im April 1449 zu Marienburg mit den Delegirten des Kapitels und der durch Karl von Vietinghoff und Eynwalt Patkul vertretenen Ritterſchaft zuſammentraf, gelang es ihm, das leicht begreifliche Mißtrauen derſelben durch Privilegienbeſtätigung und durch bündige Zuſagen zu heben. Dem Kapitel verſprach er die Habitsordnung Papſt Martin V. aufrecht zu erhalten und keinerlei Beſitzungen der Kirche dem Orden zu verpfänden. Gleichzeitig aber ging er dem Hochmeiſter gegenüber Verpflichtungen ein, welche hierzu in ſtriktem Gegenſatz ſtanden. Dieſe Verpflichtungen liegen zwar nur im Concepte vor, geben aber ohne Zweifel den thatſächlich getroffenen Abmachungen Ausdruck. Der Hochmeiſter glaubte Silveſters ſo ſicher zu ſein, daß er in einem vom März des Jahres datirten Schreiben Meiſter Vinke dahin inſtruirte, den Elect nicht mit ungebührlichen Verſicherungen und Gelübden zu binden, er habe die Dinge beworben dem Orden zu Troſte und zu Gute. Jene dem Meiſter gegebene nicht ausgefertigte Verſicherungsſchrift aber hatte folgenden Wortlaut: „Ich gelobe, daß ich des Ordens Habit, den ich itzund trage und habe, nimmer will ablegen dieweil ich lebe, noch durch mich ſelbſt, noch durch andere will beſtellen, daß mir ein ſolch Orden abzulegen werde geboten oder geheißen dieweil ich lebe. Auch ſo gelobe ich, daß ich nach meinem höchſten Vermögen danach will ſein und beſtellen, daß die Domherren zu Riga, die jetzt ſind und andere, die in künftigen Zeiten allda Domherrn werden, daß die zu unſerem Orden wiederkommen und unſeres Ordens Habit

an sich sollen nehmen. Auch so gelobe ich, daß ich dem Herrn Hochmeister, dem obersten Gebietiger zu Livland und seinem ganzen Orden mit ganzen Treuen getreulich will helfen und rathen in ihren und des ganzen Ordens Sachen, alles das dem Orden zu Wohlfahrt und zu Gedeihen kommen möge, dazu will ich getreulich helfen und rathen nach meinem Vermögen, und will mit meinem höchsten Fleiß dazu helfen, daß die Gebrechen und Zwistigkeiten zwischen dem Orden und dem Stift zu Riga hingelegt, beigelegt und entschieden werden. Das gelobe ich bei Treue und Ehren stets und fest zu halten."

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Erzbischof ein doppeltes Spiel spielte. Entweder die Domherren oder der Orden mußte von ihm hintergangen werden.

Am 26. Mai verließ Silvester Marienburg. Als er die kurländische Grenze erreichte, wurde er von Ordensgebietigern empfangen und nach Goldingen geführt, wo ihn der Comtur acht Tage lang pflegte. In Hasenpoth empfing ihn ein Kaplan, der Geschenke des Domkapitels und der Mannschaft der Rigaer Kirche überbrachte, zehn Meilen vor Riga des Meisters Schreiber, der Rigaer Propst und ein Domherr. Mit stets wachsendem Gefolge erreichte er am 19. Juni die Düna. Hier nahm ihn ein köstlich eingerichtetes Schiff auf, das ihn auf eine Dünainsel führte, die ihm gehörte, und von dort auf eine zweite Insel geleitete, auf welcher der Rigaer Propst ein Schloß besaß. Erst am Sonntag 22. Juni hielt er seinen Einzug in Riga. Der Stiftsvogt mit zwei Haufen Knechten empfing ihn; darauf die kostbar gekleidete, von Pfeifern und Posaunern geführte stiftische Ritterschaft, über 2000 Pferde stark. An diese Schaar schloß sich der Orden und den Schluß bildeten endlich die Bürger Rigas. „Es waren ihrer, schrieb Silvester dem Hochmeister, so viele, daß ich die eine Meile Weges gar lange reiten mußte." Vor der Stadt war ein schönes Zelt aufgeschlagen, in welches der Erzbischof durch die in Prozession aufgestellten Reihen der Schüler, eintrat. Hier, im Zelt, hatte er einen ersten Angriff abzuschlagen. Die Domherren verlangten von ihm einen Eid, wie ihn jeder Erzbischof geschworen habe, bevor er die Stadt betrat. Silvester erklärte sich zum Eide bereit, doch sei jetzt nicht die Zeit dazu. Er leistete ihn erst in der Domkirche, einen unschädlichen Eid, wie er sich ausdrückte, der nicht mehr besage, als daß er ihre Freiheiten halten wolle. Danach führte man ihn mitten in die Kirche und feierte mit einem Te deum den neuen Erzbischof. Hieran schloß sich eine merkwürdige Scene, die wir am besten mit Silvesters eigenen Worten wiedergeben: „Mir hatten sie einen hohen Stuhl gemacht, wohlumkleidet; darauf saß ich und danach ging ich zum hohen Altare und las die Messe. Keines aber mißhagte mir mehr, denn sobald die Mannschaft (Ritterschaft) zu mir kam, da brachte sie mir ein Schwert in vergoldeter Scheide; das Schwert zogen sie heraus und ließen es mir von ihrem Aeltesten halten, auch in der Kirche und in allen Enden." Er habe schon vorher mit dem Meister von

Livland deshalb geredet, der aber habe ihm geſagt, er ſolle ſie ihr Weſen haben laſſen. „Ich bin nicht gewohnt bloße Schwerter viel zu ſehen, darum war mir grauſam dazu und mein Gemüth wurde nicht eher ruhig, als bis ſie das Schwert in die Scheide geſteckt hatten.“

Das Mittageſſen gaben ihm die Domherren, die Mannſchaft bediente dabei, „die waren alle köſtlich gekleidet in Sammet und Seide und hatten viel Geſchmeide, Ketten und Halsbande.“ Es folgte nun eine Reihe von Feſtlichkeiten, auf die wir nicht näher eingehen. Am Montag früh leiſteten die Domherren ihren Eid; danach kam die Mannſchaft in den Remter und ſtand lange und fragte endlich, weshalb die Domherren nicht ſchwören. Als man ihnen erwiderte, das ſei bereits geſchehen, erklärten ſie, es ſei vormals ſo gehalten worden, daß die Domherren ihrem Erzbiſchof in Gegenwart ihrer Mannſchaft ſchwuren und ebenſo hätten ſie es gethan. Nach harten Wechſelreden erklärten ſich endlich die Domherren bereit, nochmals zu ſchwören. Das geſchah und danach ſchwor von der Mannſchaft jeder einzeln, und zwar ſo, daß er Hut, Gürtel und Gewehr ablegte, niederkniete und den Erzbiſchof bat, daß er um Gottes willen ihm ſein väterliches Erbe und wozu er Recht habe, verlehnen wolle. Ein Theil aber bat um die geſammte Hand oder um Kauf. „So verlehnte ich einem Jeglichen das Seine und küßte ihn auf den Mund; danach ſtand er auf und ſchwor mir getreu und hold zu ſein. Den Eid ſtabte ihm ein Ritter vor und die Verlehnung wurde in Schriften genommen.“ Die folgende Woche ging mit Uebergabe des Kircheninventars hin, danach ſchickte der Erzbiſchof Boten in den Rath und verlangte, daß die Geächteten, die mit ihm in die Stadt gekommen ſeien, aus den Stadtbüchern geſtrichen werden ſollten. Das geſchah denn auch und Riga gab außerdem alle Gefangenen im Stock und in den Thürmen frei. Auch erhielt der Erzbiſchof ein Geſchenk an rothem Scharlach, Grauwerk und ein großes Faß guten, neuen Rheinwein. Er blieb dann noch bis zum 25. Juni in Riga, und machte darauf dem todtkranken Meiſter einen Beſuch in Kirchholm.

In dem Briefe, dem wir dies culturhiſtoriſch höchſt intereſſante Detail entnehmen, ſpricht ſich der Erzbiſchof dem Hochmeiſter gegenüber auch über den Geſammteindruck aus, den er von der Stimmung im Lande gewonnen habe. Er findet, daß Domherren und Mannſchaft ſchwere, bittere Herzen wider den Orden haben. Um dem landſchaftlichen Parteigeiſte zu genügen, ſah ſich der Erzbiſchof genöthigt, auf Rath des Kapitels ſeine pommeriſchen, märkiſchen und ſächſiſchen Diener zu entlaſſen, und ſchon jetzt drangen die Domherren in ihn, das ſchwarze Ordenskreuz abzulegen, ſie wollten ihm gern ein goldenes dafür erwerben.

Es war, dem kann man ſich nicht entziehen, eine äußerſt verzwickte Lage, aus welcher der Erzbiſchof einen Ausweg finden mußte. Sie wurde noch dadurch geſteigert, daß Silveſter pecuniäre Verpflichtungen übernommen hatte, die ſehr drückend waren. Die Koſten ſeiner Wahl ſollten dem Orden wieder erſtattet werden und er ſtellte demſelben auch einen Schuldſchein aus, der auf

4156 rheinische Gulden 11 Schott und 1 Schilling preußisch lautete, für jene geldarme Zeit eine ganz ungeheure Summe. Dieser pecuniären Verpflichtung ist er jedoch, so viel wir wissen, ohne daß es zu Weiterungen darüber gekommen wäre, gerecht geworden. Und auch in politischer Beziehung schien er die Erwartungen, welche der Orden an ihn knüpfte, rechtfertigen zu wollen. Ludwig von Erlichshausen hatte unbedingtes Vertrauen zu ihm. „Er hat uns gelobt," schreibt er dem livländischen Meister, „daß er meinen Orden nimmer wolle vergessen, und wiederum thun als ein guter Herr und (Lehns) Mann." Der Erzbischof seinerseits aber formulirte um jene Zeit das hier angedeutete Abhängigkeitsverhältniß in noch stärkeren Ausdrücken.

„Mich deuchte," schrieb er, „ich, Euer Hochwürden Creatur, thäte unbillig, auch wider Gott und meinen Orden, wenn ich nicht nach meinem besten Vermögen, was ich an Gnade und Gunst empfangen, zu vergelten suche. Ich meine auch, daß ich in meiner Vernunft nicht eher zur Ruhe kommen werde, ich habe denn E. Hochwürden und meines Ordens Ehre und Begehren nach meinem höchsten Vermögen erworben."

Wie weit es der unwiderstehliche Druck der Verhältnisse, wie weit vorbedachter böser Wille des Erzbischofs war, der ihn trotz all seiner Versprechungen und trotz seiner Scheu vor bloßen Schwertern in einen Kampf mit dem Orden trieb, wie er erbitterter kaum zu Eberhard von Munheims Zeiten geführt worden ist, läßt sich heute schwer entscheiden. Der Verlauf dieser Dinge war in den äußeren Umrissen der folgende.

Der am 7. November 1449 erfolgte Tod des Hochmeisters Konrad von Erlichshausen war nicht nur für das Ordensland Preußen ein Unglück. Seine persönlichen Beziehungen zum Erzbischof von Riga versprachen einen friedlichen Ausgleich der schwebenden Differenzen, während der Nachfolger Konrads, sein Vetter Ludwig von Erlichshausen, nicht dazu angethan war, eine irgend leitende Stellung nach innen und außen zu behaupten. Es traf von ihm zu, was der sterbende Hochmeister den ihn umgebenden Gebietigern gesagt hatte: „wählt ihr meinen Vetter Ludwig, so weiß sich dieser selbst nicht zu rathen, und muß thun, was ihr und andere wollen." In Preußen brachte sein Regiment den Ausbruch des Kampfes zwischen dem Orden und den Ständen, danach den polnischen Krieg und den unglücklichen Friedensschluß, in Livland lähmte die Nothwendigkeit steter Rücksichtnahme auf die preußischen Verhältnisse die Kraft des Ordens, während das Vorgehen der preußischen Stände ein böses und ansteckendes Beispiel für alle centrifugalen Elemente im Lande gab. Nur die stete Berücksichtigung dieses Zusammenhanges erklärt den oft überraschenden und scheinbar unwahrscheinlichen Verlauf der livländischen Geschichte jener Tage. Auch hier können wir über eine Skizzirung des Wesentlichsten nicht hinaus gehen, doch wird es für die Beurtheilung Silvesters und der Ordenspolitik nöthig sein, etwas genauer, als bisher geschehen ist, die Genesis des späteren Conflictes zu verfolgen.

Meister Vinke, den Silvester bereits schwer krank vorgefunden hatte, war

im Sommer 1450 geſtorben und wie üblich — es geſchah jedoch zum letzten Mal — wurden von dem Ordenskapitel zu Wenden dem Hochmeiſter zwei Candidaten zur Beſtätigung vorgeſtellt: Johann Mengede genannt Oſthoff, der bisherige Comtur von Reval, und Heinrich Sleeginen, Comtur von Aſcheraden. Schon Mitte September beſtätigte Erlichshauſen Mengede, der trotz der Oppoſition der Rheinländer, welche in dem Comtur von Dünamunde einen Führer hatten, mit Energie und Geſchicklichkeit ſein ſchweres Amt angriff.

Die Schwierigkeit lag vor Allem darin, daß die ordensfreundliche Haltung des Erzbiſchofs trotz aller Zuſagen, die Silveſter gemacht hatte, das Mißtrauen der Prälaten erregte. Man wußte von den Verpflichtungen, welche er eingegangen war und fürchtete eine Knechtung der geſammten livländiſchen Kirche durch den Orden. Dieſe Befürchtung mußte ſich noch ſteigern, als der Hochmeiſter nun ernſtlich Annahme des Ordenshabits vom Rigaer Kapitel verlangte. Um den ſtarren Widerſpruch desſelben zu brechen, griff der Orden zu einem Mittel, das ein grelles Schlaglicht auf die Rückſichtsloſigkeit und die Unſittlichkeit des Ordens in der Wahl ſeiner Mittel wirft, wenn ſie nur Ausſicht boten das erſtrebte Ziel zu erreichen.

Der Hochmeiſter bewog den päpſtlichen Commiſſar Dr. Johann Plaſtewig nach Livland zu ziehen und durch eine gefälſchte päpſtliche Bulle, die im Fall des Widerſtandes das Domkapitel mit Bann und Interdict bedrohte, die Annahme des Ordenskleides zu erzwingen. In einem an den livländiſchen Ordensmarſchall gerichteten Schreiben des Hochmeiſters wird der Betrug mit cyniſcher Offenheit dargelegt. Die Bulle, „welche im Grunde unmächtig und todt ſei,“ ſolle nur ja Niemandem gezeigt werden, und nur als Droh- und Schreckmittel dienen. Dem Orden könne ſonſt daraus leicht Schimpf und Schande erwachſen. Auch Mengede muß, obgleich es uns nicht direct überliefert wird, zu den Mitwiſſern des Betruges gehört haben. Ob auch der Erzbiſchof, iſt mindeſtens fraglich. Wir halten nicht für wohl glaublich, daß ein mit der Ordenspolitik ſo wohl vertrauter Mann wie er, den allerdings verblüffend frechen Betrug nicht durchſchaut haben ſollte. Thatſache iſt zweierlei: Einmal, daß das Mittel wirkte und der offene Widerſtand des Kapitels nach dieſer Richtung hin gebrochen wurde, im Vergleich zu Wolmar, am 2. Juli 1451 einigte man ſich dahin, daß Erzbiſchof und Kapitel in Zukunft und für ewige Zeiten das Ordensgewand tragen ſollten, — zweitens, daß das Geheimniß vortrefflich gewahrt wurde. In keiner der zahlreichen Streit- und Klageſchriften, welche gegen den Orden gerichtet wurden, geſchieht desſelben die geringſte Erwähnung oder Andeutung.

Natürlich lag unter ſo bewandten Umſtänden dem Orden ganz beſonders daran, die Beſtätigung des Wolmarer Vertrages, die ſogenannten bulla habitus, in Rom zu erwirken und dank den reichen Geldmitteln, die er aufwandte, gelang es endlich am 4. März 1452 die feierliche Beſtätigung zu erlangen. Es war aber auch die höchſte Zeit, denn inzwiſchen hatte die dem Orden feindliche Tendenz in allen Livlanden in bedenklichſter Weiſe an Boden ge-

wonnen. In allen vier Bisthümern war es zu mehr oder minder offner Oppoſition gekommen. Man fürchtete nicht mit Unrecht, daß der Orden darauf ausgehe, die Beſetzung der Bisthümer ganz in ſeine Hand zu ſpielen.

Es war dem Orden gelungen, von Papſt Nicolaus V. am 2. Auguſt 1450 eine Bulle zu erwirken, durch welche dieſer ſich für den Fall einer Vacanz die Beſetzung des Dorpater Bisthums vorbehielt. Der alte Biſchof Johann Savijerwe, ſein Kapitel, ſowie die ſtiftiſche Ritterſchaft und die Stadt Dorpat ſuchten nun dem Bruder des Königs von Dänemark, dem Grafen Moritz von Oldenburg, die Nachfolge im Stift zu ſichern. Das war aber um ſo gefährlicher, als um dieſe Zeit die alten Anſprüche Dänemarks auf Harrien und Wirland wieder auftauchten und Mengede mit Recht fürchtete, daß, wenn Moritz Biſchof würde, alle Ordensfeinde, namentlich aber Ludolf von Oeſel ſich ihm anſchließen würden. Erzbiſchof Silveſter verſuchte nun zwar im Sinn des Ordens zu vermitteln, aber ohne Glück, und man mußte ſchließlich froh ſein, den läſtigen Candidaten dadurch zu beſeitigen, daß Papſt Nicolaus in einer zweiten Bulle vom 18. Juni 1451 dem Dorpater Kapitel ſein Wahlrecht wieder zuerkannte, denn letzteres arbeitete offen dahin, das Bisthum ganz unter Schweden zu bringen.

Auch das Bisthum Reval war um dieſe Zeit bemüht, die alte Abhängigkeit, in welcher es vom Orden ſtand, abzuſchütteln, und hatte Schutz bei Dänemark geſucht, ja ſogar das immer gefügige Kurland begann ſtörrig und unbequem zu werden. Biſchof Johann von Kurland wünſchte ſeinen Bruder Auguſtin Tiergart, der Dompropſt in Frauenburg war und für ordensfeindlich galt, die Nachfolge im Stift zu ſichern. Der Widerſtand, den der Orden dieſen Plänen entgegenſetzte, erbitterte den hartnäckigen alten Herren aufs Aeußerſte. Er erklärte den mit ihm verhandelnden livländiſchen Gebietigern, ſein Bruder werde, bevor man ihn zum Biſchof weihe, in den Orden treten, beſtätige ihn der Papſt nicht, ſo wolle er, der Biſchof, in ſeinem Amte bleiben und wenn er zur Kirche kriechen müſſe. Seinen Bruder aber werde er jedenfalls zu ſich nehmen.

Damit ſind aber die dem livländiſchen Orden ungünſtigen Verwickelungen noch nicht erſchöpft.

Der Bund der preußiſchen Stände begann in gefährlicher Weiſe ſeine Fühler nach Livland auszuſtrecken, nnd die Städte ſchienen nur zu geneigt, in Verbindung mit ihm zu treten. Im April reiſte der Rigaer Stadtſchreiber nach Preußen, um eine Verbindung der livländiſchen Städte mit dem Bunde zu negociiren, Reval dachte allen Ernſtes an eine eventuelle Schutzherrſchaft Schwedens, während Dorpat, wie wir ſahen, in geheime Verhandlungen mit Dänemark getreten war.

Gelang es auch den vereinten Anſtrengungen Silveſters und des Meiſters, dieſer gefährlichen Beſtrebungen Herr zu werden, ſo wuchs das Mißtrauen nach Abſchluß der Wolmarer Einigung noch mehr.

Der Orden ſah den Boden unter ſeinen Füßen ſchwanken. Um nicht

einen ähnlichen Abfall zu erleben, wie er in Preußen die Exiſtenz des deutſchen Ordens in Frage geſtellt hatte, entſchloß er ſich vor allen Dingen dazu, ſich Rigas zu verſichern und damit einem künftigen livländiſchen Bunde das allein mögliche Haupt zu nehmen. Das iſt der Urſprung des Kirchholmer Vertrages vom 30. November 1452.

Erzbiſchof und Meiſter hatten ſich nach eingehenden Vorverhandlungen dahin geeinigt, die Herrſchaft über die Stadt Riga unter ſich zu theilen, und nöthigten durch Gewalt und Einſchüchterung die zu einem Landtage geladenen zwölf Vertreter Rigas „einzugehen und zu geloben, was ſie im Sinne gehabt.“ Die Stadt ſollte dem Orden und dem Erzbiſchof huldigen, beide ſollten Antheil an der Münze und am Fiſchzehnten haben, an den Kriegen beider Oberherren unter einander ſolle die Stadt nicht theilnehmen dürfen, wohl aber verpflichtet ſein, dem Orden Heeresfolge zu leiſten, wenn er gegen Andere kriege. Beſonders ſchwer mußte es der Stadt fallen, daß der von den Bürgern gewählte Vogt der Beſtätigung beider Oberherren bedurfte, und das Recht erhielt, von ſich aus Unterbeamte einzuſetzen. Die Hälfte aller Strafgelder ſollte dem Orden zufallen, der durch ſeinen Hauscomtur in Rath und Gericht Sitz und Stimme erhielt. Dazu verlor der Rath das Recht Burſpraken und Willküren zu erlaſſen, wenn Vogt und Comtur nicht vorher ihre Zuſtimmung gegeben hatten. Endlich kam eine ganze Reihe hier nicht aufzuzählender läſtiger Beſtimmungen hinzu, denen die Stadt ſich vergebens zu entziehen ſuchte. Der Kirchholmer Vertrag mußte unterſiegelt werden und Riga ward genöthigt, den preußiſchen Städten davon Mittheilung zu machen.

Da ſeit dem Vertrage zu Walk, im Jahre 1435 der Orden rechtlich im alleinigen Beſitze der Stadt ſtand, könnte man geneigt ſein, im Kirchholmer Vertrage einen Vortheil zu ſehen, den der Erzbiſchof errungen habe. Thatſächlich glaubte der Orden gewonnen zu haben, da Silveſter vorher allen jenen ſtrittigen Privilegien hatte entſagen müſſen, auf welche die rigaſche Kirche ihre Anſprüche dem Orden gegenüber gründete. Der feierliche Einzug beider Gebietiger in das unterworfene Riga legte Zeugniß von der neuen Einigung ab, und ſchon am 17. Januar 1453 beſtätigte ſie der Papſt. Es zeigte ſich jedoch, daß der Orden nur einen ſcheinbaren Erfolg errungen hatte, und bald erhob die Oppoſition ihr Haupt nur noch höher. Riga agitirte durch Tidemann vom Wege, den Sohn des Bürgermeiſters von Thorn und Vetter des Bürgermeiſters von Riga, gegen den Kirchholmer Vertrag. Es verlautete, daß die Stadt beim Kaiſer Klage führen wolle wegen der Gewalt, die ſie habe erdulden müſſen. Bald danach erſchien in Livland der Propſt Brigerus aus Upſala, um in ſchwediſchem Intereſſe in Kurland, Dorpat und Reval zu agitiren und während Peſt und Mißwachs die ohnehin erregte Stimmung noch mehr ſchärften, ging das beängſtigende Gerücht, daß die Nowgoroder und Pleskauer in verdächtige Verbindung mit Dorpat getreten ſeien.

In Riga ſelbſt richtete ſich die Erbitterung anfangs mehr gegen den Erzbiſchof als gegen den Orden, da man in erſterem den geiſtigen Vater

des Kirchholmer Vertrages ſah, die Prälaten fanden dagegen den ganzen Handel im höchſten Grade bedenklich. Der Biſchof von Oeſel warf dem Erzbiſchof geradezu vor, daß er die Gerechtſame der Kirche dem Orden übergeben habe.

Bei dieſer Sachlage iſt von beiden Theilen, vom Orden wie vom Erzbiſchof ein Frontwechſel der Stadt Riga gegenüber vorgenommen worden. Die unzweideutige Abneigung Rigas gegen den Kirchholmer Vertrag veranlaßte den Orden, immer im Hinblick auf die Erfolge des preußiſchen Bundes, ſein Schloß in Riga zu befeſtigen und mit aller Nothdurft zu verſehen. Er wolle es nicht ſo übergeben, wie es in Preußen geſchehen ſei, hatte der Meiſter erklärt. Da die Betheuerung der Stadt, daß ſie keinerlei Untreue im Sinne habe, nicht Glauben fand, begann auch ſie zu rüſten und ihre Wachen zu verſtärken.

Darüber kam es zu Verhandlungen, in welchen die gegenſeitigen Forderungen ſich dahin zuſpitzten, daß die Stadt die Aufhebung des Kirchholmer Vertrages und die Vernichtung des Sühnebriefes, kurz die volle Wiederherſtellung ihrer alten Freiheit, der Orden die Alleinherrſchaft in Riga verlangte.

Dieſe Verhandlungen hatten vierzehn Tage gewährt und ſchienen dem Abſchluſſe nahe zu ſein, als der Erzbiſchof davon erfuhr. Unter dem Vorwande, zwiſchen den ſtreitenden Parteien zu vermitteln, ſchickte er zwei ſeiner Vaſallen, die Ritter Jürgen Perſeval und Karl Vitinghof in die Stadt und erbot ſich, dieſelbe, wenn nöthig, gegen den Meiſter zu beſchirmen, ja ihr Biſchofshof und Dom nebſt allen Thürmen und Pforten einzuräumen. Die Stadt nahm, wie leicht begreiflich, den Antrag dankbar an, beſetzte Dom und Hof und ließ ſich die Vermittelung des Erzbiſchofs gefallen. Es iſt zweifellos unwahr, wenn Letzterer ſpäter behauptete, von den „geheimen Händeln“ zwiſchen der Stadt und dem Orden nichts gewußt zu haben. Erſt als Alles bereits auf ein Zuſagen beſchloſſen geweſen, habe der Meiſter ſeinen Schreiber nach Ronneburg geſandt und ihn (den Erzbiſchof) aufgefordert, ſich bei den Birkenbäumen (wahrſcheinlich in der Nähe von Werden) zu einer Zuſammenkunft mit dem Meiſter einzufinden. Dabei ſei ihm mitgetheilt worden, daß Riga drei Artikel im kirchholmiſchen Vertrage geändert und in Zukunft nur einen Herrn haben wolle. Einige Wenige dachten dabei an den Erzbiſchof, die meiſten aber an den Meiſter.

Silveſter erklärte ſich bereit zu kommen, die Gerechtigkeit ſeiner Kirche aber könne er auf keinen Fall preisgeben.

Am 12. März fand dann die Zuſammenkunft ſtatt. Der Erzbiſchof, der Meiſter, der Propſt der Rigaer Kirche, der Landmarſchall, der Comtur von Goldingen und Chriſtofer, des Meiſters Schreiber, waren erſchienen. In der nun folgenden merkwürdigen Unterredung, die uns in der Wiedergabe des Erzbiſchofs erhalten iſt, erklärte der Meiſter ſchließlich, um was es ſich handele. Der Kirchholmer Vertrag ſolle aufgehoben und der Orden als alleiniger Herr der Stadt anerkannt werden. Geſchehe es nicht, ſo ſei Anſchluß der Stadt

an den preußiſchen Bund zu befürchten. In Anbetracht dieſer ſchwierigen Lage möge der Erzbiſchof auf den Kirchholmer Vertrag verzichten und dem Meiſter geſtatten, einen neuen Brief mit den Rigaſchen zu machen. Riga wolle nun einmal keinen Pfaffen zum Herrn haben. Der Sohn des Bürgermeiſters von Wilna liege bei Hermann von Sudermann (es iſt wohl der damalige Stadtvogt Hermann von Sundern gemeint) und warte auf die Entſcheidung. Es ſei leicht zu ermeſſen, was das bedeute, beide, Erzbiſchof und Orden, möchten leicht darüber Gut und Blut verlieren.

Silveſter gab keine definitive Antwort, war aber entſchloſſen, rückſichtslos das eigene Intereſſe wahrzunehmen. Er ſchickte nochmals Boten nach Riga, um ſich genauer über den Sachverhalt zu unterrichten und Sorge zu tragen, daß nichts wider die Gerechtſame der Kirche geſchehe. Sie wurden beauftragt, dahin zu wirken, daß die Stadt dem Erzbiſchof allein ſchwöre und zu erklären, das wäre auch des Meiſters Wille.

Gleichzeitig knüpfte Silveſter Verbindungen mit Dorpat und mit Littauen an, um ſich für alle Fälle einen Rückhalt zu ſchaffen. Auch die Frage des Ordenshabits der Rigaer Kirche, welche unter den Prälaten und in der Stadt ſo viel böſes Blut gemacht hatte, wurde als noch nicht endgültig entſchieden dargeſtellt, ja der Erzbiſchof ließ geradezu erklären, „die von Riga ſollten ſich keine Sorge machen, daß er und ſein Kapitel des Ordens Habit trügen,“ wenn nicht anders, wolle er nach Riga ziehen und das Habit mit ſeinem Kapitel ablegen. Er hoffe, dazu die Genehmigung des Ordens und des Papſtes zu erhalten. Die alten Anſprüche Rigas auf ein Drittel von Oeſel und Kurland denke er ebenfalls zu erfüllen.

So ſehr man nun in Riga darin eines Sinnes war, daß es vor allen Dingen wünſchenswerth ſei, den Kirchholmer Vertrag zu beſeitigen, ſo gingen doch die Meinungen darin auseinander, daß ein Theil der Bürger ordensfreundlich, der andere erzbiſchöflich geſinnt war. Als nun Silveſter von ſich aus den Kirchholmer Vertrag für null und nichtig erklärte und der Stadt freiwillig mehrere ſtrittige Güter zurückſtellte, gewannen ſeine Anhänger das Uebergewicht. Der Bürgermeiſter Herr Heinrich Eppinghuſen wurde beauftragt, die Verhandlungen mit dem Orden abzubrechen und nur mit Mühe gelang es Mengede, noch einen Verhandlungstag mit Riga auf den 24. April zu vereinbaren. Auch der Erzbiſchof ſollte zum beſtimmten Termine erſcheinen, er kam aber ſchon einige Tage vorher und machte jede Verhandlung mit dem Orden unmöglich, indem er ſich mit der Stadt dahin einigte, daß der Kirchholmer Vertrag endgültig aufgehoben ſein ſolle und die Huldigung fortan ihm allein zu leiſten ſei. Ein Bruch ſchien nunmehr unvermeidlich, zumal der Erzbiſchof ſich bereits als Herr der Stadt gerirte. Er erklärte dem Meiſter, nur in Remter des Domes oder im Biſchofshofe mit ihm verhandeln zu wollen, erfuhr aber eine ſehr entſchiedene Zurückweiſung. Was er mit der Stadt verhandeln wolle, erwiderte Mengede, wolle er ſelbſt verhandeln, bedürfe er des Erzbiſchofs, ſo werde er ihn bitten laſſen.

Da auf dieſem Wege ſich keine Verſtändigung finden ließ, ſchrieb der Meiſter einen Landtag nach Walk aus und traf gleichzeitig Vorbereitungen, um, wenn es nöthig ſein ſollte, Gewalt zu brauchen. Es ging das Gerücht, er wolle das Stift Riga verheeren, und Silveſter ſchien nun den Muth zu verlieren. Er rieth den Seinigen, auf die Schlöſſer zu flüchten und ließ, als die Warnungen ſich mehrten, beim Landmarſchall anfragen, was die Rüſtungen des Ordens zu bedeuten hätten. Er, der Erzbiſchof, wolle, nachdem der Kirchholmer Vertrag abgeſchlagen ſei, den Orden mit ſeinen Zuſprüchen nicht drängen. Der Landmarſchall gab unklare und beunruhigende Antwort: „Freunde, ſagte er, es ſiehet wunderlicher und mißlicher binnen Landes aus, denn ihr meinet und getrauet.“ Auf dieſe Antwort ſandte der Erzbiſchof zwei Boten zum Meiſter mit dem Erbieten, ſeine Anſprüche auf Riga ein halb oder zwei Jahre, je nachdem er wolle, aufzuſchieben Damit aber war dem Orden nicht gedient. In Berückſichtigung der kritiſchen Lage in Preußen müßte um jeden Preis Klarheit geſchafft werden. Nachdem die Verhandlungen in Walk daran geſcheitert waren, daß die Boten Rigas ohne genügende Vollmacht erſchienen, und ein letzter Verſuch Mengedes, durch ſeinen perſönlichen Einfluß einen Umſchwung in der Stimmung herbeizuführen, ebenfalls erfolglos blieb, kam es zu offenen Feindſeligkeiten. Es ſcheint, daß die von dem Eltermann großer Gilde Gert Harmens geführte Gemeinde durch die Forderung, daß das Ordensſchloß niedergeriſſen werden ſolle, den Anſtoß dazu gab. Thatſache iſt, daß der erſte Schuß vom Schloß fiel, als die Gemeinde Anſtalten traf, es zu belagern und daß es am 13. Juli unter Theilnahme des Erzbiſchofs, der einen Panzer angelegt hatte, zu einem Geſchützkampf kam, der bis in den ſechſten Tag währte. Da jedoch die Rigaſchen in der Stadt keinen Vortheil erringen konnten, außerhalb derſelben aber große Verluſte durch die Verwüſtung der Stadtgüter erlitten und gleichzeitig die Güter des Erzbiſchofs geſchädigt wurden, fand Letzterer für gut, jetzt dennoch nach Wenden zu gehen, aufs Neue mit dem Orden in Verhandlung zu treten und ſich einen Stillſtand auf ſechs Wochen auszuwirken. Durch Vermittlung der Biſchöfe von Dorpat und Oeſel wurde die dem Orden in ihrer Vereinzelung nicht gewachſene Stadt jetzt ebenfalls zum Nachgeben bewogen und mit ihr eine Waffenruhe bis zum 8. September des Jahres vereinbart. Ein auf dieſen Termin ausgeſchriebener Landtag zu Wolmar ſollte dann den Streit erledigen. Die ſehr intereſſanten Verhandlungen dieſes Landtages geben ein lebensvolles Bild der Erbitterung der Parteien und des falſchen und zweideutigen Spieles, das der Erzbiſchof ſpielte. Der meiſt geſchädigte Theil blieb zuletzt die Stadt, Silveſter ging, weil es ſein Vortheil gebot, in das Lager des Ordens über und trat zum Erſtaunen und zur Erbitterung Rigas jetzt als Vertheidiger eben jenes Kirchholmer Vertrags auf, den er erſt kürzlich ſo feierlich aufgehoben hatte. In dem am 23. September 1454 zwiſchen ihm und dem Meiſter abgeſchloſſenen Vergleiche wurde wörtlich feſtgeſetzt: „Daß wir Erzbiſchof zu Riga und Meiſter zu Livland uns um unſere Stadt Riga vertragen

haben, alſo, daß wir die Herrſchaft unter einander gleich, ungetheilt und ohne Vortheil haben mit allem, was zu dieſer Herrlichkeit gehört."

Der Zuſtand, wie der Kirchholmer Vertrag ihn geſchaffen hatte, war damit wieder hergeſtellt, nur mit dem Unterſchiede, daß Silveſter ſich durch die Treuloſigkeit ſeiner Politik in Riga allen Bodens beraubt ſah. Man hatte kein Vertrauen mehr zu ihm und da der vom ganzen Lande geſtützte Meiſter ſtark genug war, die Wolmarer Einigung zu erzwingen, gab die trotzige Stadt nach. Mengede aber war klug genug, durch einen Gnadenbrief ſich die arg erregten und verbitterten Gemüther wieder zuzuwenden. Noch am 23. September desſelben Jahres beſtätigte er ihr die alten Grenzen, wie Wilhelm von Modena ſie gezogen hatte, mit alleiniger Ausnahme einiger Plätze, deren er zur Sicherung des Ordensſchloſſes bedurfte. Von den übrigen Beſtimmungen dieſer Urkunde intereſſirt uns zumeiſt, daß die Stadt verpflichtet wurde, 30 Mann zu ſtellen, wenn der Meiſter gegen auswärtige Feinde ins Feld ziehe und daß er ihr die Beendigung einiger Befeſtigungsarbeiten unterſagte, deren zum Kampf gegen den Orden beſtimmte Natur offenkundig war.

Eine fünfzehnjährige Ruhe im Innern war das Reſultat dieſer verſöhnlichen Politik. Der Orden bedurfte ihrer, da er alle ſeine Kräfte anſpannen mußte, um dem hart bedrängten Preußen Hülfe zu bringen. Der Erzbiſchof aber, der zunächſt als unſchädlich betrachtet werden durfte, ſuchte langſam den verlorenen Boden wieder zu gewinnen. Der wichtigſte Schritt, den er nach dieſer Richtung hin that, war, daß er am 6. Februar 1457 der Ritterſchaft ſeines Erzſtiftes das gleiche Mannrecht verlieh, wie es die Harriſch-wieriſche Ritterſchaft bereits beſaß, ſo daß auch ſie fortan ihr bewegliches und unbewegliches Vermögen bis in das fünfte Glied männlichen Geſchlechtes ſollte vererben dürfen. Es war nicht der weſentlichſte Erfolg dieſer „ſtiftiſchen Begnadigung," daß der Erzbiſchof durch eine große Summe Geldes, welche die Ritterſchaft ihm gewiſſermaßen als Kaufpreis für das ihr verliehene neue Mannrecht darbrachte, in den Stand geſetzt wurde, ſeine zerrütteten Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Der Schwerpunkt fällt nach einer andern Seite. Auf dem wenige Tage nach Erlaß des Gnadenbriefes von Ronneburg zuſammentretenden Landtage zu Wolmar (am 12. Februar 1457) konnte er, auf die erzſtiftiſche Ritterſchaft geſtützt, wieder als ein Gleicher dem Ordensmeiſter an die Seite treten, ja wenn man nur den äußeren Schein ins Auge faßt, der Welt als das Haupt Livlands erſcheinen. Es war eine äußerſt glänzende Verſammlung, welche auf den Ruf des Meiſters ſich in dem kleinen Wolmar eingefunden hatte. Von geiſtlichen Herren waren außer dem Erzbiſchofe die Biſchöfe von Dorpat und von Oeſel mit ihren Domkapiteln erſchienen (der biſchöfliche Sitz in Reval war erſt kürzlich beſetzt worden und der Elect, Everhard Kalle, zur Zeit noch in Rom) das Revaler Kapitel, der Poſtulat der kurländiſchen Kirche mit ſeinem Kapitel, der Meiſter mit ſieben ſeiner Gebietiger und endlich die vollmächtigen Delegirten der Ritterſchaften. Ritter und Knechte des Stiftes Riga hatten zehn Deputirte geſandt, das Stift Dorpat elf, Oeſel zehn, Harrien

und Wirland zwanzig, Kurland zwei und die Ordensmannen in Jerwen, Livland und Kurland vier. Dazu kamen dann die Bürgermeister und Rathmannen der Städte Riga, Reval und Dorpat. Im Ganzen 86 Personen, den Troß an Knappen, Gefolge und militärischer Begleitung ungerechnet; davon gehörten zweiunddreißig Personen dem Orden und seiner Ritterschaft, fünfunddreißig den Prälaten und stiftischen Ritterschaften an, neun den Städten. Es ist entschieden als ein großer Erfolg Mengedes zu betrachten, daß es ihm gelang, diese disparaten, vor Kurzem noch in Feindschaft und Mißtrauen einander gegenüberstehenden Interessengruppen zu einer imposanten politischen Kundgebung zu vereinigen. In Anbetracht der schwierigen politischen Lage in den Nachbarstaaten wurde beschlossen, „Gott zu Lobe und zu Ehren, und diesem gemeinen Lande zu Livland zu ... Gedeien" eine freundliche Eintracht auf zehn Jahre. „Wäre es Sache, daß jemand von außer Landes, es wäre auch wer es wäre, diese Lande zu Livland oder Jemand von uns anfiele, so wollen wir alle ... dazu getreulich ziehen, auch getreulich helfen und beschützen und beschirmen, wann und wie dies Noth und Behuf ist. Es soll auch Niemand von uns Allen und den Unsrigen Krieg und Orlog anschlagen, ohne einigen gemeinsamen Rath unser Aller."

Erst dieses Wolmarer Bündniß gab Mengede freie Hand, um thatkräftig für den Orden in Preußen einzutreten, der ohne diese Hülfe wahrscheinlich schon damals völlig zu Grunde gegangen wäre.

Der Hochmeister brauchte dreierlei, Geld, Mannschaft und Allianzen. Soweit es unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, ist ihm Livland nach allen drei Richtungen hin förderlich gewesen.

Kaum hatte Mengede durch Beilegung der Streitigkeiten mit dem Orden und mit Riga sich den Rücken gesichert, so schickte er Mannschaften nach Preußen. Wir sind leider nur mangelhaft über die militärische Action derselben unterrichtet. Aber schon im Juni 1455 dankt der Hochmeister dem livländischen Landmarschall für die „Hülfe und Rettung, die er ihm und dem Orden gethan." Bald danach sehen wir den Vogt von Kandau in Königsberg. Im November besetzt er mit seiner Mannschaft das von den Samaiten ausgebrannte Memel, einen ganz besonders wichtigen Punkt, da er die Verbindung zwischen Livland und Preußen auf dem Landwege sicherte und zugleich der Hafen war, von welchem aus die Kriegsschiffe des Ordens die Straßen nach Nowgorod sperren konnten. Diese Position wurde von den Livländern bis nach Beendigung des Krieges behauptet. Erst im September 1468 erhielt der Comtur von Memel vom livländischen Meister den Auftrag, Schloß und Gebiet Memel dem Hochmeister zu übergeben. Obgleich von livländischer Seite zahlreiche Klagen über schlechte Verpflegung der Truppen laut wurden, wird doch von keinem Falle von Meuterei berichtet. Meist finden wir, daß die Livländer im Einverständniß mit dem Comtur von Elbing, Heinrich Reuß von Plauen, vorgehen. Sie waren es auch, welche die Verhandlungen mit den aufständischen Soldaten führten, wir sehen sie in Marienburg, im März 1458 treffen sie

mit vierhundert Pferden vor Reſenburg ein und vor Mewe kämpfen ſie erfolgreich mit den „Bundtherren.“ Der mit Polen vereinbarte Waffenſtillſtand im October desſelben Jahres kam unter Aſſiſtenz des Biſchofs Paul von Kurland, des livländiſchen Landmarſchalls und des Comturs von Wenden zu Stande. Im Allgemeinen aber konnte von Unternehmungen im größeren Stil nicht die Rede ſein, dazu waren die aufgebrachten Streitkräfte zu gering und der Schwerpunkt der livländiſchen Unterſtützung fiel daher nach einer anderen Seite.

Mengede führte die Verhandlungen mit König Chriſtian von Dänemark nachweislich ſchon ſeit 1454, um ein Bündniß gegen die aufſtändiſchen Städte zu erlangen und dieſelben mit Hülfe der mächtigen däniſchen Flotte vom Meere abzuſchneiden. Am 1. Februar 1455 wurde der Vertrag von den livländiſchen Geſandten, welche ſogleich 1000 Mark reinen löthigen Silbers entrichteten, dahin abgeſchloſſen, daß ſie ſich verbanden, innerhalb fünf Jahren weitere 5000 Gulden rheiniſch zu zahlen. Der Hochmeiſter ſeinerſeits entrichtete 60,000 ungariſche Gulden, wogegen der König verſprach, den Feinden des Ordens ſein Land und ſeine Gewäſſer zu verbieten und ihnen allen erſinnlichen Abbruch zu thun.

Für Livland barg dieſer Vertrag in ſofern Gefahren, als König Karl Knutſon von Schweden ſich durch denſelben bedroht glaubte und nun eine feindſelige Haltung einnahm. Erſt die Entthronung Karls, der am 1. März 1457 flüchtig in Danzig eintraf, beſſerte die Lage, obgleich der vertriebene König von Danzig aus mit ſeinen Ausliegern die Schiffahrt lähmte und die däniſche Unterſtützung ſehr weſentlich beeinträchtigte. Chriſtiern, der Schweden, Dänemark und Norwegen in ſeiner Hand vereinigte, trat jetzt in noch engere Beziehungen zu Livland, indem er ſich am 19. October 1457 gegen ein weiteres Jahrgeld von 1000 rheiniſchen Gulden verpflichtete, den Orden auf fünfzehn Jahre in ſeinen Schutz zu nehmen und ihm ein Hülfscorps von drei- bis fünfhundert Mann zu ſtellen. Anfänglich hatte der König als Preis ſeiner Hülfe die Anerkennung ſeiner Oberherrlichkeit über einen Theil von Livland (wahrſcheinlich waren es die alten däniſchen Anſprüche auf Harrien und Wirland) verlangt. Als er ſah, daß er damit nicht durchdrang, ſuchte er dieſes Ziel auf Umwegen zu erreichen. Wir finden, daß er in Eſtland recht anſehnlichen Grundbeſitz erwarb und eine ſtrittige Biſchofswahl in Oeſel dazu benutzte, um in drohendem Ton vom Orden die Anerkennung des ihm genehmen Candidaten zu verlangen. „Er iſt der Freund des Ordens nicht, der er ſein ſollte,“ ſagte man in Livland mit Recht, ja man fürchtete zu Anfang der ſechziger Jahre ſogar, daß er ſich mit den Ruſſen gegen den Orden verbünden werde. Wenn Mengede trotzdem in Oeſel ſeinen Willen gewaltſam durchſetzte und ſeinem Candidaten Anerkennung erzwang, bewies er damit eine mehr als gewöhnliche Entſchloſſenheit. Ein Einfall der Pleskauer aber fand wirklich ſtatt. Im Sommer 1463 nahmen ſie Neuhauſen. Sie verloren es aber bald danach und die nun angeknüpften Verhandlungen führten

zu einem zehnjährigen Frieden. Die russische Ueberlieferung, welche sich über diese Ereignisse in Widerspruch mit den urkundlichen livländischen Nachrichten befindet, knüpft an diesen Friedensschluß eine Forderung, die ein Jahrhundert später verhängnißvoll werden sollte. Der Bischof von Dorpat, behauptete sie, habe sich verpflichten müssen, „den alten Urkunden gemäß," dem Großfürsten einen Tribut zu entrichten. Es ist die Zeit, in welcher die Hand der Großfürsten von Moskau nach Livland hinüber zu langen beginnt und es charakterisirt die Situation, daß zwei Jahre später der Meister ein Bündniß mit Nowgorod abschloß, da sich die große russische Republik die Gefahr nicht verhehlen konnte, die ihr von der Begehrlichkeit Moskaus drohte.

In all diesen Nöthen innerhalb und außerhalb Livlands aber kam es stets darauf an, Geld zu schaffen, zumal die Ansprüche Preußens stiegen, je weniger der Krieg gegen den Bund und gegen Polen von Erfolg gekrönt wurde.

Im October 1455 quittirt der Hochmeister über 14000 Mark, die er von Mengede erhalten hat und im Februar 1456 einigt sich der Meister auf dem Landtage zu Walk mit den Prälaten dahin, eine neue Kriegssteuer von 1 Mark für jeden Haken Landes auszuschreiben. Trotzdem wiederholen sich die Bitten des Hochmeisters um Geldunterstützung von Jahr zu Jahr, und so weit irgend möglich, suchte man seine Forderungen zu befriedigen. Es knüpft sich hieran ein für die innere Entwickelung Livlands höchst bedeutsames Zugeständniß, welches Mengede gemacht wurde.

Durch Urkunde vom 23. April 1459 verzichtete der Hochmeister auf diejenigen Gebiete, welche bisher unter seiner Oberhoheit gestanden hatten, zu Gunsten des livländischen Zweiges des deutschen Ordens. Es waren die Landschaften Harrien, Wirland und Allentaken, Schloß und Stadt Reval, Schloß und Weichbild Wesenberg, Schloß und Stadt Narva, also das ganze nördliche Estland oder derjenige Theil der „Livlande," dessen Wiederkauf der preußische Zweig des Ordens sich 1347 reservirt hat. Ludwig von Erlichshausen motivirte seinen Verzicht damit, daß es geschehen sei „um mancherlei großen Fleißes, die Johann von Mengede oberster Gebietiger in Livland und seine Gebietiger daselbst in diesen schweren und allerhöchsten unsern und unseres Ordens Nöthen, uns und unserem Orden in Preußen, mit mannigfaltigen schweren Kosten und Hülfe an Leuten und auch an großen merklichen Summen Geldes, Goldes und Silbers" erwiesen.

Endlich ging Hand in Hand mit dieser materiellen Unterstützung eine Reihe von Vermittelungsversuchen, die, wenn sie auch nur zeitweilig die Kriegsfurie zu hemmen vermochten, doch die Nothwendigkeit eines schließlichen Verständnisses auf beiden kriegführenden Seiten wach hielten. Besonders die Prälaten und die Städte sind in dieser Beziehung unermüdlich thätig gewesen, während der Orden meist die Verhandlungen mit den unzuverlässigen Söldnern führte.

Der Handel in der Ostsee ist dank der Zähigkeit der Städte nie ganz

unterbrochen worden. Schwierig war besonders das Verhältniß zu Danzig, das als streitbarster Vorkämpfer der Aufständischen zur See meist in den Vordergrund trat. Trotzdem verstand es Reval, sich während des ganzen Krieges in einer Art Neutralität zu behaupten und auch zwischen Riga und Danzig war seit dem Herbste 1459 eine Uebereinkunft getroffen worden, derzufolge die Rigaer Schiffe gegen das Versprechen, nicht Memel und Balga aufzusuchen, von den Danziger Ausliegern nicht belästigt wurde. Das Uebrige, um die Ostsee dem Handel freizuhalten, that die Hansa. Durch Aussendung von Friede-Schiffen gab Lübeck den Genossen der großen hansischen Vereinigung wenigstens relative Sicherheit vor den zahlreichen Seeräubern und Kapern, welche sich die politische Verwirrung jener Tage zu Nutze machten.

Fassen wir das Gesammtergebniß dieser Wirren und Kämpfe für Livland zusammen, so scheint die Anspannung aller Kräfte, der pecuniären wie der kriegerischen, nicht ungünstig gewirkt zu haben. Waren auch keine großen Erfolge auf dem Kriegsschauplatze zu verzeichnen, so war doch, wie von Preußen rückhaltlos anerkannt wurde, die von Livland geleistete Hülfe von größter Wichtigkeit gewesen. Sie hatte das Aergste abgewandt und bewiesen, daß der deutsche Orden noch lebensfähig sei. Die definitive Abtretung der estländischen Landschaften stärkte, obgleich noch lange Jahre hingehen sollten, ehe sie allseitig voll anerkannt wurde, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in der Kolonie, und was besondere Betonung verdient, die energische und doch versöhnliche Politik Mengedes hatte den Parteihader zum Schweigen gebracht. Auch die Thatsache, daß während jener Kriegsjahre die Stände so häufig zu gemeinsamen Berathungen zusammentraten, nicht um die eigenen kleinen Interessen mit, man kann wohl sagen, livländischer Zähigkeit zu verfechten, sondern um den Gesammtinteressen Opfer zu bringen, ist nicht zu unterschätzen. Die ständischen Körperschaften, Prälaten, Städte und stiftische Vasallen haben in diesen Jahren an innerem Halt gewonnen. Die „stiftische Begnadigung“ des Erzbischofs Silvester macht in der Entwickelung der Ritterschaften Epoche, und wenn dieselbe in ihren Endresultaten auch nicht als eine Kräftigung Livlands bezeichnet werden kann, hat sie doch wesentlich dazu beigetragen, auch hier jenes feste Standesgefühl zu entwickeln, das auf ähnlicher Grundlage in Harrien und Wirland schon früher zur Ausbildung gelangt war.

Uebrigens waren die letzten Kriegsjahre auch für Livland unglücklich. Eine wohlausgerüstete Flotte von vierzig Schiffen scheiterte am kurländischen Strande und eine Schaar von 700 Reitern, die Mengede noch 1466 nach Preußen schickte, wurde in den Wäldern von Samaiten aufgerieben. Bei der völligen Erschöpfung des deutschen Ordens in Preußen konnte Livland nicht daran denken, den Krieg allein fortzusetzen, als aber der Friede zu Thorn zum Abschluß kam, nahm Livland, dessen Vertreter Verrath fürchteten, nicht theil und es ging noch ein Jahr darüber hin, ehe man sich in die veränderten Verhältnisse finden konnte. Es scheint, daß der livländische Land-

marschall in Folge der darüber ausgebrochenen Conflicte sich in unhaltbare Stellung versetzt sah. Ein Ordenskapitel entsetzte ihn zu Anfang des Jahres 1468 seines Amtes, er verschanzte sich in der Burg Doblen in Kurland und mußte mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen werden. Man fand ihn schließlich nach Verlauf einiger Jahre mit der Comturei Bremen ab.[1])

Der Niedergang des deutschen Ordens in Preußen aber mußte mit innerer Nothwendigkeit zu einer Stärkung der Selbständigkeit Livlands dem Hochmeister gegenüber führen. Machtansprüche und die thatsächliche Fähigkeit sie durchzuführen, standen in allzu grellem Contraste. Seit den Tagen Mengedes gebrauchen die livländischen Meister ein persönliches Majestätssiegel, das im Siegelfelde die Flucht der heiligen Familie darstellt, und im Siegelfuße zwei Schilde führt, rechts das Ordenskreuz, links das Geschlechtswappen des Meisters.

Zwölftes Kapitel.

Silvesters Untergang und die Entscheidung im Kampfe um Riga.

Meister Johann von Mengede starb noch zu Ende des Jahres 1469 und fand seine Ruhestätte im Chor der Domkirche zu Riga, wie er es sich von Silvester ausbedungen hatte. Nur daß der Erzbischof in kleinlicher Weise seinem schwer zurückgehaltenen Grolle gegen den Mann, dem er sich widerwillig hatte beugen müssen, dadurch Ausdruck verlieh, daß er ihm wohl das Grab, aber nicht den Grabstein gewährte. Zum Nachfolger Mengedes wählte man den Comtur von Reval, Johann Wolthuß von Herse, einen unruhigen Mann, der nur kurze Zeit seines Amtes waltete. Er erregte nach allen Seiten hin Anstoß. Der Erzbischof trat mit seinen alten Ansprüchen wieder auf und behauptete, Mengede habe ihm die kirchholmer Vertragsurkunde zur Vernichtung übergeben, der Orden klagte über parteiische Besetzung der Aemter durch den neuen Meister, über sein wüstes Leben und seine „russische Politik." Vor allem aber erregte er dadurch den Zorn der Ordensbrüder, daß er ohne den Rath der Gebietiger am Meeresstrande in Wirland ein Schloß Fredeburg in größter Eile hatte errichten lassen und zwar auf einem dem Orden nicht gehörenden Grunde. Dabei geriethen die Finanzen des Ordens in Verwirrung und das gab den äußeren Anlaß zu seinem Sturz. Um eine im Herbst 1471 fällige Ordensschuld von 600 Mark zu bezahlen, wollte der Meister eine allgemeine Schatzung ausschreiben. Da er, wie seine Gegner behaupteten, das Geld verschleudert hatte, beschloß man,

---

1) Hier wie überhaupt für die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts hat die Detailforschung überall einzusetzen. Was bisher an Material und Vorarbeiten vorhanden ist, berechtigt noch nicht zu sicherem Urtheil

ſich ſeiner zu entledigen. Die Gebietiger traten zuſammen, entſetzten ihn ſeines Amtes und hielten ihn im Ordensſchloß Wenden in ſchwerer Haft. Dort im Kerker iſt er dann, noch vor 1474, geſtorben. Zu ſeinem Nachfolger aber erwählte man den Landmarſchall Bernd von der Borch.

Der Sturz Wolthuſens hat nun eine weit größere Bedeutung gehabt als man meiſt anzunehmen pflegt. Ein Bruder des gefangenen Meiſters, Ernſt Wolthuſen, ſtellte ſich das Ziel, ihn zu befreien und ſetzte alle Mittel in Bewegung, um auf den Orden nach dieſer Richtung hin einen Druck auszuüben. Zunächſt wandte er ſich nach Schweden und wir finden fortan Schweden in alle Händel verwickelt, die wider den Orden angezettelt werden. Der ſchwediſche Reichsrath richtete durch Ywar Axelſon höchſt unbequeme und drohende Anfragen an den Orden, der Biſchof von Dorpat wurde in den Streit mit verwickelt, eine Partei innerhalb des Ordens gewonnen, und als der Erzbiſchof zu offener Feindſeligkeit wider den Meiſter ſchritt, fand er ſo alle Elemente zu einer Coalition vor, die unter einem weniger energiſchen Meiſter als Borch es war, den Beſtand des Ordens hätte gefährden müſſen.

Die Frage, an welcher der Streit ſich entzündete, war der alte Anſpruch auf die Herrſchaft in Riga, doch operirte Borch ſo geſchickt, daß er die Stellung, welche Mengede errungen hatte, zu behaupten verſtand und durch Vermittelung der Ritterſchaften beider Parteien den Erzbiſchof nöthigte, einen ſechsjährigen Anſtand einzugehen (26. September 1474). Silveſter ſuchte nun ſein Ziel auf Umwegen zu erreichen. Er erwirkte ſich in Rom eine Bulle, die ihm die Hoheitsrechte über Riga wieder zuſprach und verſtand es, den Biſchof von Dorpat ganz zu ſich herüberzuziehen. Das ganze Land wurde durch dieſen Streit in Aufregung verſetzt, da Silveſter auch Schweden und Polen für ſich gewann, alle Vergleichs- und Vermittelungsvorſchläge zurückwies und mit den maßloſeſten Verdächtigungen gegen den Orden hervortrat. Dieſe Zuſtände, welche durch nicht eingehaltene Verträge und Friedensſchlüſſe nur zeitweilig unterbrochen wurden, ließen ſich ſchließlich nicht mehr ertragen. Schon Ende Auguſt 1476 erklärte der Meiſter auf dem Landtage zu Wolmar, nachdem es nicht möglich geweſen, mit dem Erzbiſchof in Güte zurecht zu kommen, wollte er mit ihm im Felde, wie Fürſten und Herren zu thun pflegen, handeln. Nur mit Mühe gelang es, den Frieden noch kurze Zeit zu erhalten, wiederum durch die Vermittelung der Ritterſchaften einigte man ſich nochmals auf einen zehnjährigen Stillſtand, beide Theile aber benutzten die folgenden Monate, um ſich zu rüſten. Im Mai 1477 ſprach der Erzbiſchof den Bann über den Orden und über Riga aus, während er gleichzeitig in ſeinem und des Erzſtiftes Namen ein Bündniß mit dem Erzbiſchof von Upſala, dem Biſchofe von Strengnäs und anderen ſchwediſchen Prälaten zum Abſchluß brachte, und bei Sten Sture, in Polen, Littauen und Samaiten um Hülfstruppen werben ließ. Ein Böhme, Heinrich von Hohenberg, war ſein Agent und der Ordensmeiſter kam um ſo mehr ins Gedränge, als die drohenden Rüſtungen der Ruſſen nicht erkennen ließen, ob es einen ruſſiſch-livländiſchen oder einen

ruſſiſch-littauiſchen Krieg geben werde. Auf einem Landtage zu Walk beſchloſſen Orden, Ritterſchaften und Städte, nachdem der Verſuch, Riga „beim Lande zu ſequeſtriren," d. h. die Stadt zu einer neutralen oder zu einer Art livländiſcher Reichsſtadt zu machen, am Widerſpruch des Meiſters geſcheitert war, den Anſtand bei Kraft zu erhalten und ſich um Löſung vom Banne zu bemühen. Am 19. November traf dann der Biſchof von Reval mit vier päpſtlichen Schreiben in Riga ein, durch welche die Entſcheidung des Streites dem Cardinal Stephan übertragen und der Erzbiſchof citirt wurde, ſich binnen hundert Tagen dem Cardinal perſönlich zu ſtellen. Silveſter aber nahm davon keinerlei Notiz, und da das gemeine Volk in Riga zu ihm hielt, blieb die Lage nach wie vor kritiſch und aufs Aeußerſte geſpannt. Ein Einfall der Pleskauer in das Stift Dorpat im Frühjahr 1478 zeigte die Gefahren der fortdauernden Mißhelligkeit zwiſchen den Häuptern des Landes. Der Meiſter traf Maßregeln zur Vertheidigung und ſuchte noch einmal in Güte eine Ausgleichung mit dem Erzbiſchof zu finden. Nachdem im Auguſt 1478 der Landtag zu Weißenſtein eine Klage bei Papſt und Cardinälen gegen den Erzbiſchof erhoben hatte, ohne davon irgend welchen Erfolg zu ſpüren, ſtellte der Landtag zu Wenden am 24. Januar 1479 ihm gewiſſermaßen ein Ultimatum: Silveſter ſollte ſeinen Böhmen und die ſchwediſchen Truppen, die er ins Land gezogen hatte, entlaſſen. Als er dieſe Forderung rund abſchlug, ſeine ordensfeindliche Politik fortſetzte, auch hundertundzwanzig ſchwediſche Krieger in Salis aufnahm, machte der Meiſter endlich Ernſt. Salis mußte capituliren und wenn den Schweden auch freier Abzug nach Riga geſtattet wurde, war damit doch inſofern nichts vergeben, als der Erzbiſchof, für den die ſtiftiſche Ritterſchaft nicht eintrat, keine weitere Kriegsmacht dem Orden entgegenzuſetzen hatte. In den erſten acht Tagen gelang es dem Meiſter, ſich der wichtigſten Schlöſſer Silveſters zu bemächtigen, Smilten, Schwaneburg, Uexküll, Lennewarden, Kreuzburg, Sunzel, Dalen und noch drei Burgen mußten ſich ihm ergeben; bald war das ganze Stift Riga in ſeinen Händen, ohne daß irgend ein Verluſt an Menſchenleben zu beklagen geweſen wäre. Eine Thatſache, die in jener harten und rückſichtloſen Zeit doppelte Anerkennung verdient. Die Dispoſitionen Bernds von der Borch waren ſo vortrefflich getroffen und ſeine Uebermacht ſo groß, daß man ihm nirgend Widerſtand entgegenzuſetzen wagte. Dazu hatte Silveſter durch ſeine treuloſe und zweizüngige Politik auch unter ſeinen früheren Anhängern alles Vertrauen verloren. Schließlich kamen auch Treiden und Kokenhuſen in die Gewalt des Meiſters, der den Triumph erlebte, ſeinen bitterſten Gegner als Gefangenen vor ſich zu ſehen.

Ein Brief Borchs an den Hochmeiſter ſchildert die folgenden Ereigniſſe: „Propſt, Dekan und die anderen Domherren haben uns geſchworen, treu und gehorſam zu ſein. Wir ſind mit dem Herrn Erzbiſchof im Beiſein des Comturs von Goldingen auf Kokenhuſen zuſammen geweſen, in trefflichen Handlungen und mannigfaltiger Rede und Widerrede. Er ſchwört

hoch und leugnet nach alter Weiſe Dinge, die doch offenbar vor Augen ſind und mit Schriften und Siegeln, ſowie durch lebender Leute Zeugniß bewieſen ſind. Zuletzt iſt es dabei geblieben, daß der Erzbiſchof bis an ſein Lebensende in Kokenhuſen bleiben ſoll. Man ſoll ihm halten einen Caplan, einen Kammerſchreiber, drei oder vier Jungen und einen Geſellen. Er iſt ganz ſchwach und wir werden dieſe Leute unterhalten. Wir haben einen Landvogt darauf geſetzt, der für alle Dinge rathen und dem Gebiete vorſtehen ſoll und der ihm alle gute Nothdurft ſchicken wird. Der Herr Erzbiſchof hat uns wohl angelangt und gebeten, ihm das Gebiet Pebalg zu geben, aber obgleich wir ſonſt nicht abgeneigt wären, mögen wir es ihm doch nicht vertrauen. Wir fürchten, daß, ſobald er nur Raum gewinnt, er die alte Schnödigkeit und verderbliche Anſchläge nicht werde laſſen können. Die Ritterſchaft des Stiftes Riga hat uns gehuldigt und ihre Lehen empfangen. Sie entſchuldigen ſich ſämmtlich, daß ſie von dem Bündniſſe nichts gewußt hätten, ſie ſeien jämmerlich verrathen und verkauft worden. Diejenigen, die das Bündniß (mit Schweden) mitunterzeichnet haben, ſagen, ſie ſeien dazu genöthigt worden, und hätten bei Verluſt ihrer Güter ſchwören müſſen, es Niemandem mitzutheilen. Das heilige Blut und etliche andere Kleinodien ſind von Kokenhuſen abgeholt und nebſt einer ſchönen Monſtranz und einem Marienbilde in Proceſſion wieder in die Domkirche gebracht worden. Man beſtellt wieder den Gottesdienſt nach unſeres Ordens Vorſchrift und Gewohnheiten. Sobald möglich fertigen wir unſere Botſchaft nach Rom ab.“ .....
An dieſen Brief ſchloß ſich eine Nachſchrift: „Gnädiger Herr Meiſter. Heinrich den Böhmen, der auf dem Wege nach Littauen war, um auf Befehl des Erzbiſchofs gegen uns und unſeren Orden mehr Volkes einzuladen, haben wir gefangen und viertheilen und auf vier Räder ſetzen laſſen . . . Das iſt nicht ohne ſonderliche Schickung Gottes ſo zugegangen. Wären die Pläne des Erzbiſchofs vollzogen worden, ſo wäre in dieſen Landen alles verrathen und zu Jammer gekommen. Wir hätten jetzt die Feinde im Lande gehabt und die anderen wären ihnen mit aller Macht gefolgt. Sie waren bereits in der Nähe der Küſte, als das Gerücht zu ihnen drang, daß der Böhme hingerichtet und das Stift genommen ſei. Da ſind ſie wieder umgekehrt. Auch aus Littauen erfahren wir nur Gutes . . . . . .“

Der Meiſter ging ungemein entſchieden vor und war ſich ſeiner Ziele wohl bewußt. Zum Decan auf dem Dom wurde ein Chorherr des Ordens, zu Prieſtern in den ſtädtiſchen Kirchen St. Peter und St. Jacob Ordensgeiſtliche eingeſetzt, während die Glieder des widerſpenſtigen Domkapitels in Gewahrſam gebracht wurden, der Propſt in Wolmar, der Decan in Wenden, die übrigen in Ronneburg und wo ſonſt der Orden ſie ſicher untergebracht glaubte. Der Rath mußte das lange erledigte Amt eines Erzvogtes neu beſetzen und ſich vom Meiſter die Confirmation desſelben erbitten, die ganze Stadt dem Meiſter ſchwören.

Wie die Dinge einmal lagen, ſchien der Sieg des Ordens ein endgiltiger

zu ſein, da ſtarb am 19. Juli 1479 Erzbiſchof Silveſter in Kokenhuſen und über der Frage der Neubeſetzung des erzbiſchöflichen Stuhles entzündete ſich der alte Hader ſchlimmer als je vorher. Obgleich wir gerade über die nun folgenden Ereigniſſe bis in das Detail hinein unterrichtet ſind, läßt ſich nur kurz bei denſelben verweilen.

Der Meiſter beging einen Fehler, indem er durch die in ſeiner Gewalt befindlichen Domherren ſeinen Bruderſohn, den Biſchof Simon von Reval, zum Erzbiſchof wählen ließ. Papſt Sixtus IV. aber beſtimmte von ſich aus den Biſchof von Troja, Stephan Grube, für den erzbiſchöflichen Sitz, nachdem er ſchon vorher in zwei Bullen dem Orden die ſchwerſten Cenſuren auferlegt hatte.

Das aber geſchah zu einer Zeit, da die Einnahme Nowgorods durch den Großfürſten Iwan Waſſiljewitſch [1]) die Gefahr von Seiten der Ruſſen zu einer im höchſten Grade ernſten machte. Der Meiſter war ſich deſſen ſehr wohl bewußt. Als daher Erich Axelſon durch den Vogt von Narva ihm ein ſchwediſches Bündniß gegen Moskau antragen ließ, verſicherte er ſich auf einem Landtage zu Walk der Zuſtimmung der Prälaten und wandte ſich darauf mit einem Geſuch um Hilfe an den Hochmeiſter. Obgleich er abſchlägigen Beſcheid erhielt, beantwortete Bernd von der Borch am Neujahrstage 1480 einen Einfall der Pleskauer mit einem Rachezuge und zerſtörte eine Holzburg, welche der Feind noch zu Silveſters Zeiten auf erzbiſchöflichem Gebiete errichtet hatte. Die harriſch-wiriſche Ritterſchaft mit den binnenländiſchen Gebietigern und der Stadt Reval ſollte über den Peipus und dort den Feind von den Grenzen zurückſchrecken. Schlechtes Wetter ſcheint die Ausführung dieſes Planes verhindert zu haben und nun nahm der Krieg jenen ſchleppenden und unerquicklichen Charakter an, der den ruſſiſch-livländiſchen Conflicten früherer Zeit eigenthümlich war. Ein neuer verwüſtender Einfall der Pleskauer wurde von dem Meiſter im Verein mit den Biſchöfen von Dorpat und Reval ohne Erfolg erwidert. Dann wurden Verhandlungen mit Polen wegen eines Bündniſſes angeknüpft und ein thatſächlicher Stillſtand trat ein, während das Gerücht von der Abſicht des Großfürſten, gegen Livland zu ziehen, immer wieder mit großer Beſtimmtheit auftrat. Wir hätten dieſe Dinge nicht erwähnt, wenn ſie nicht auf das Verhalten Borchs wie ſeiner Gegner von beſtimmendem Einfluß geweſen wären. Der Meiſter fühlte ſich ſtets im Rücken bedroht und ſeine Gegner konnten darauf rechnen, daß er zu voller Kraftentfaltung nicht werde gelangen können und machten ihm andrerſeits die Erfolgloſigkeit ſeiner Kriegszüge zu bitterem Vorwurf.

Der neue Erzbiſchof mußte dem Meiſter, der gehofft hatte, durch die Wahl ſeines Neffen einen zuverläſſigen Anhänger in das Erzſtift zu führen, um ſo unerträglicher ſcheinen, als Papſt Sixtus durch Bulle vom 31. Juli 1480 Stephan Grube nicht nur zum Erzbiſchof, ſondern zugleich zum

1) Vgl. Geſchichte Rußlands Bd. I. S. 330 ff.

alleinigen Herrn von Riga gemacht hatte. Der in den Bann gethane Meister sollte ebenso wenig wie der gesammte Orden fürder in Riga zu befehlen haben.

Die Folge dieses Schrittes war eine doppelte. Einmal suchte der Meister durch den Comtur von Goldingen, den er nach Deutschland sandte, sich des kaiserlichen Schutzes zu versichern, und wirklich erreichte er auch, daß Kaiser Friedrich III. ihm die Regalien der rigaschen Kirche verlieh und der Stadt bei Verlust aller ihrer von kaiserlicher Majestät verliehenen Privilegien anbefahl, dem Meister und seinen Nachfolgern auf immer unterworfen zu sein. Zugleich hatte der Kaiser Polen und Dänemark zum Schutze des Ordens aufgerufen. Der Papst sah in diesem Vorgehen einen Eingriff in seine Rechte, erneuerte und verschärfte den Bann wider den Meister und befahl der Stadt Riga, so wie den Vasallen des Erzstiftes, „von dem Kinde der Bosheit, Bernhard von der Borch, Gebietiger und angemaßten Meister in Livland, der wegen seiner Unthaten und abscheulichen Verbrechen schon längst aus dem Schooße der heiligen Mutter, der Kirche, geworfen worden," sich loszusagen und den Erzbischof Stephan als ihren wahren Herrn anzuerkennen. (Bulle vom 11. December 1481.) Der Kaiser antwortete darauf, indem er am 28. Mai 1482 die Stadt Riga, weil sie sein kaiserlich Gebot verachtet und gegen dasselbe an den Papst appellirt, „für den die Sachen nit gehört," vor sein Gericht citirte. Es war die Wiederholung des alten Streites zwischen Papstthum und Kaiserthum, die noch einmal am äußersten Vorposten der lateinischen Christenheit zum Austrag kommen wollte.

Doch dieser Seite des Kampfes ist allzu große Bedeutung nicht beizumessen. Es waren gegen livländische Ordensmeister noch härtere Sprüche und schärfere Flüche ausgesprochen worden, ohne die Entscheidung zu bringen. Es kam alles darauf an, ob die Stadt Riga zum Meister halten oder dem neuen Erzbischof zufallen werde.

Bernd von der Borch hatte der Stadt auf das Entschiedenste kundgethan, daß er dem neuen Erzbischof, auch wenn er die päpstliche Confirmation habe, weder die Stadt Riga noch die erzstiftsche Ritterschaft, die ihm, wie wir wissen, gehuldigt hatte, überliefern werde. „Sie wären mit einander eingewadet, sie mußten mit einander auch auswaden."

Fürs erste hielt die Stadt an sich. Ihr fehlte ein Führer, da der Meister Sorge getragen hatte, die unzuverlässigen Herren des Kapitels abermals im ganzen Lande zu vertheilen. Noch stand auch die Ritterschaft auf Seiten des Ordens, der, wie es scheint, bestrebt war, die stiftischen Ritterschaften ganz an sich zu fesseln, und Riga mußte sich fügen. Wir finden, daß als im Winter 1481 wiederum ein Einfall der Pleskauer stattfand, auch die Rigaschen Heeresfolge leisteten. Sie schickten einen Hauptmann mit 200 Reitern und 130 Mann zu Fuß, dazu sechs Geschütze. Um so mehr verstimmte es, daß der Meister es zu keinem Kampfe kommen ließ. Nachdem sie fünf Wochen geraubt und gehaust hatten, konnten die Russen ungestraft wieder abziehen. Unter diesem

Eindrucke, der, ſoviel wir ſehen, Borchs Anſehen nicht unweſentlich erſchütterte, und auf Schreiben hin, welche ein Geſandter des Erzbiſchofs im Mai 1481 in die Stadt brachte, erklärte Rath und Gemeinde einhellig, daß ſie nicht zum zweiten Male ſich Bann und Interdict zuziehen wollten. Sie erkannten Stephan Grube als rechtmäßigen Erzbiſchof und Herrn der Stadt an und ließen ſich auch dann nicht irre machen, als jetzt die Ordensgeiſtlichen ihrerſeits die Stadt mit dem Bann belegten.

Nun rüſtete Borch zum Entſcheidungskampfe. Aus den Schlöſſern wurde Geſchütz auf die Ordensburg Riga gebracht und gegen die Stadt ausgelegt. Dieſe ihrerſeits traf die entſprechenden Vertheidigungsmaßregeln und nahm Reiter und Landsknechte in Sold. Da Verhandlungen, welche mit dem Meiſter angeknüpft wurden, zu keiner gütlichen Einigung führten, fanden am Johannisabend 1481 die erſten Feindſeligkeiten ſtatt. Der Meiſter ſelbſt zog nach Riga aufs Schloß und fuhr die Deputirten des Rathes hart an. Als dieſe auf ſeine directe Frage erklärten, daß ſie zur Zeit nicht in der Lage ſeien, ihm gegen die Ruſſen Heeresfolge zu leiſten, brach er die Verhandlungen ab.

Noch einmal verſuchten mit gleich geringem Erfolge die Stände zu vermitteln. Weder die harriſch-wiriſche Ritterſchaft, noch die Stadt Reval, noch endlich eine feierliche Geſandtſchaft des Biſchofs von Dorpat richteten etwas aus. Riga blieb dabei, dem römiſchen Stuhle, d. h. dem Erzbiſchofe Stephan, Gehorſam zu halten. Auch der oben erwähnte Brief Kaiſer Friedrichs machte keinen Eindruck, beide Theile rüſteten weiter und der Meiſter ließ durch den Comtur von Dünamünde die nach Riga beſtimmten Handelsſchiffe beſchießen. Zu Ende des Jahres 1481 war aus den gelegentlichen Feindſeligkeiten offener Krieg geworden. Der Meiſter hatte ſeinen Vetter aufs Feierlichſte als Erzbiſchof anerkannt und ihm auf Grund jenes kaiſerlichen Lehnbriefes anſtatt des römiſchen Kaiſers zu Wenden den Lehnseid geleiſtet, die ſtiftiſchen Hauptleute und Ritterſchaften waren ſeinem Beiſpiele gefolgt, vom Rigaer Schloß aus wurde auf die Stadt geſchoſſen und dieſe verheerte und verbrannte die Beſitzungen des Ordens, wo ſie dieſelben erreichen konnte. Als die Rigaer Bürger die Vorburg von Kirchholm verbrannt hatten, ſchickte man ihnen vom Schloß aus einen Cartel- oder Entſagungsbrief und nun begann ein heftiger Geſchützkampf, bei welchem der ſchöne viergieblige Thurm der Jacobskirche in Flammen aufging, im Allgemeinen aber das Schloß größeren Schaden erlitt als die Stadt. Wir können nicht recht ſehen, was den Meiſter von einer ernſtlichen Belagerung Rigas abhielt. Wahrſcheinlich glaubten die Prälaten und Stände noch, daß es möglich ſein werde, das Aeußerſte zu vermeiden. Im März 1482 gelang es ihnen wirklich, einen Stillſtand auf zwei Jahre zu vermitteln, durch denſelben iſt aber der Orden nur noch mehr geſchädigt worden, da es am 29. Juli 1483 dem Erzbiſchof Stephan gelang, durch Polen, Littauen und Kurland glücklich nach Riga zu gelangen. Die Stadt hatte damit den fehlenden Führer gewonnen. Sie kündigte dem Orden den Stillſtand und brachte ihm mit raſchen und geſchickten Schlägen einen Verluſt

nach dem andern bei. Die Stadt Kokenhusen ging verloren, die Festung Dünamunde wurde zur Capitulation genöthigt, Pebalg mit Sturm genommen, Dalen capitulirte, ja die Städter rückten bis vor Wenden, das der Meister zwar vertheidigte, doch wagte er nicht, eine ihm gebotene Feldschlacht anzunehmen.

Den Schlüssel zu dieser Unthätigkeit des sonst so thatkräftigen Mannes wird man wohl darin finden müssen, daß er Prälaten, Ritterschaften und Städte wohl zur Vermittlung, nicht aber zu bewaffneter Hülfeleistung gegen Riga zu bewegen vermochte und auf seine nach Preußen gerichteten Gesuche um Hülfe stets abschlägige Antworten erfolgten. Die unglückliche Führung der Feldzüge gegen Pleskau, eine Reihe von Nothjahren, die Krankheit und Hunger gebracht hatten, steigerten die Unzufriedenheit und bald nach jenem Zuge Rigas vor Wenden wurde der Meister zur Abdankung genöthigt. Die uns erhaltenen urkundlichen Berichte lassen ihn freiwillig zurücktreten, es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß ein Druck auf ihn ausgeübt wurde. An seine Stelle wurde noch an demselben Tage, dem 18. November 1483, der bisherige Comtur von Reval, Freitag von Lorinkhove, zum Meister gewählt. Kaum einen Monat darauf, am 20. December 1483, starb auch der Erzbischof und wenn Riga gewollt hätte, wäre es jetzt möglich gewesen, dem Lande einen dauernden Frieden zu schaffen.

Man hatte dort aber bereits die Belagerung des Schlosses in Angriff genommen und war um so weniger geneigt, von derselben abzulassen, als die Versuche, welche Freitag machte, um die hartbedrängten Vertheidiger desselben zu entsetzen, kläglich scheiterten. Am 22. März 1484 erlitt das Ordensheer, dessen Söldner sich als unzuverlässig erwiesen, in der Nähe von Dünamünde eine vernichtende Niederlage. Die Stadt hatte den Triumph, dreiundzwanzig Ordensbrüder gefangen zu nehmen, darunter drei Comture und zwei Vögte, während drei andere Comture fielen und ein vierter ertrank. Zwei Monate darauf mußte Schloß Riga, von dessen Vertheidigern nur noch zehn so weit bei Kräften waren, um nach Neuermühlen abzuziehen, sich ergeben. Und nun kühlte die Stadt ihren lange widerwillig zurückgehaltenen Haß. Der Rath ließ verkündigen, daß es jedem freistehe, das Schloß abzubrechen und schon nach zwei Monaten war nichts mehr von ihm übrig, als ein wüster Trümmerhaufen. Alt und jung, Deutsche und Undeutsche wetteiferten in dem Zerstörungswerk; als die Ordensburg gesunken war, meinte man den Sühnebrief für alle Zeiten vernichtet zu haben.

Aber gerade dieser Höhepunkt der Macht Rigas war zugleich der Wendepunkt in dem Glück der Stadt. Der Erfolg auf dem Schlachtfelde ging in Folge der Niederlage verloren, welche die Stadt in der Frage der Neubesetzung des erzbischöflichen Stuhles erlitt. Papst Sixtus IV. bestätigte den Candidaten des Ordens Mag. Michael Hildebrand, Domherrn zu Reval in Oesel, einen Mann, der als früherer Secretär des Ordens und als Revalenser eine der Stadt ungünstige Conjunctur bedeutete. Der Candidat Rigas und

der jetzt wieder mit ihr verbündeten erzſtiftiſchen Ritterſchaft, war ein Graf von Schwarzburg, der ſich anfänglich bereit erklärt hatte, den Kampfpoſten in Riga anzutreten. Als nun Hildebrand im Januar 1485 in Livland eintraf und Riga ihm die Thore verſchloſſen hielt, zog er nach Wenden zum Meiſter, der ihn ehrenvoll aufnahm und ihm vier Schlöſſer einräumte. Verhandlungen, die mit Riga angeknüpft wurden, führten nicht zum Ziele, die erzſtiftiſche Ritterſchaft ſchloß ſich Michael Hildebrand an, und da die Stadt trotz der ihr jetzt zugegangenen Abſage des Grafen Schwarzburg bei ihrer feindſeligen Haltung beharrte, brach unter weit ungünſtigeren Bedingungen für ſie der Krieg von Neuem aus. Sie ſuchte ſich den Rechtsboden dadurch zu wahren, daß ſie erklärte, Hildebrand ſei nicht canoniſch gewählt und daher auch die von ihm gewonnene päpſtliche Beſtätigung nichtig. Der Rigaer Propſt Henning Hilgenfeld wurde nun gewählt und dieſem gelang es im November des Jahres, aus Schweden viertauſend Mann Hülfstruppen zu erhalten.



Secretſiegel des Biſchofs Simon von Reval. Originalgröße.
Im Felde Maria mit dem Kinde in einem Tabernakel; im Abſchnitte zwei Schilde mit dem Wappen des Stifts und dem der Familie des Biſchofs, drei Vögel. Umſchrift: secretu · simonis · dei gratia · epſ · revaliens. An einer Urkunde vom 14. September 1484. Reval, Rathsarchiv.

Die Schweden aber ſchlugen zum großen Verdruß Rigas den Weg der Verhandlung ein, ſo daß es unter ihrer Vermittlung im März 1486 zu einem Vertrage kam, welchen man nach dem Ort der Verhandlungen den Blumenthaler Vertrag nennt, und in welchem Riga den Erzbiſchof Michael anerkennen mußte. Am 15. März wurde danach auch mit dem Orden ein ewiger Friede geſchloſſen, der zwar nicht den Streit zum Austrag brachte, aber doch feſtſetzte, daß bis zu einem beſtimmten Termin die Gefangenen freizugeben und die ſchwebenden Mißhelligkeiten gerichtlich zu entſcheiden ſeien. Alle Wege zu Waſſer und Lande mit Ausnahme einer Straße nach Littauen hin ſollten frei ſein und der Friede das ganze Land, Prälaten, Ritterſchaften und Städte begreifen. Wer dawider handele, ſei als ein „Verſtörer“ des allgemeinen Friedens zu behandeln.

Die ſchwediſchen Truppen aber ſegelten nach Stockholm zurück, nachdem der Orden ſich verpflichtet hatte, im nächſten Sommer Geſandte zu ſchicken, um den Anſprüchen der Krone Schweden genug zu thun.

Der Orden war mit den Erfolgen dieſes Blumenthaler Vertrages nicht zufrieden. Ihm lag daran, ſeine Stellung in Riga ungeſchmälert zurückzugewinnen. Durch Biſchof Simon von Reval, der in des Meiſters Auftrage nach Rom ging, gelang es ihm, gegen die Stadt vom Papſte Innocenz VIII. Pönalmandate zu erhalten, durch welche Riga bei Strafe des Bannes ermahnt wurde, dem Orden alles wieder zu erſtatten und aufzubauen, was ſie erobert, eingenommen oder niedergeriſſen habe. Da die Stadt nicht gehorchte, ſollte

sie mit dem Interdict belegt werden, doch erlangte der Erzbischof, der einen neuen Kampf verhindern wollte, Aufschub, und fast zwei Jahre gingen wieder mit Verhandlungen hin. Als ein erneuter Vermittlungsversuch des Bischofs von Reval, der inzwischen päpstlicher Legat geworden war, ebenfalls scheiterte, und die Stadt erklärte, sie wolle mit dem Orden „pleithen, die weil sie etwas in der Welt habe," auch ihre Hälse daran setzen und sollte man sie alle mit den Hälsen über die Mauer hängen, erfolgte am 30. September 1489 die erneute Kriegserklärung. Obgleich jetzt das ganze Land einmüthig auf Seiten des Ordens stand und dieser in dem Ordensmarschall Wolter von Plettenberg einen außergewöhnlich tüchtigen Heerführer hatte, auch der Hochmeister Hans von Tiefen der Stadt den Krieg erklärte und Hülfe sandte, erlitt der Orden doch namhafte Verluste, ehe es ihm nach anderthalbjährigem Kriege gelang, in einer Schlacht bei Neuermühlen die Widerstandsfähigkeit Rigas ganz zu brechen. Die Stadt mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben und am 30. März zu Wolmar ihren Frieden machen. Alle Güter, bewegliche und unbewegliche, welche im Laufe der letzten Kriege dem Orden seit Meister Bernd von Borchs Zeiten abgenommen waren, mußten zurückerstattet werden. Die Bundbriefe mit Schweden wurden für todt erklärt und verbrannt. Mit Zoll, Accise, Maaß und Gewicht solle es gehalten werden, wie zu Erzbischof Hennings Zeiten. Endlich waren alle nach Riga verlaufenen Bauern auszuliefern, die Schlösser in Riga und Dünamünde nebst den zugehörigen Kirchen sowie einen Ordensconvent nebst Kirche aufzubauen und im Bau in spätestens sechs Jahren zu Ende zu führen.

Der Sieg des Ordens über die hartnäckige Stadt erregte auch in Preußen große Freude. Der Hochmeister Hans von Tiefen war sogar der Meinung, man sei noch zu milde vorgegangen. Namentlich rieth er davon ab, daß der Orden sich von Riga mit einer Geldzahlung abfinden lasse. Die Stadt müsse das zerstörte Ordensschloß selbst wieder aufbauen, „sich zur Schmach und dem Orden zur Ehre." Man mochte in Preußen diesen Sieg im Norden als einen Trost empfinden nach all den Schlägen, durch welche die Städte in Preußen Ruhm und Geltung der Ordensmacht geschädigt hatten. Hüben und drüben war trotz der immer mehr hervortretenden Scheidung, wie sie durch die Verschiedenheit der politischen Interessen bedingt wurde, doch noch das Bewußtsein gleichen Ursprungs und gleicher Existenzbedingungen lebendig. Aber hüben und drüben war der Boden gleich untergraben. Auch in Livland war die militärische Uebermacht des Ordens in ihren Grundvesten erschüttert. Einerseits das während der letzten Kriege immer mehr um sich greifende Söldnerwesen und die Lockerung der Ordensdisciplin, andrerseits das drohende Wachsthum der Macht Moskaus, welches in instinctivem Triebe nach Westen drängte, kündeten eine Katastrophe an, in welcher die deutsche Kolonie im Osten noch einmal das Recht ihrer Fortexistenz erweisen mußte.

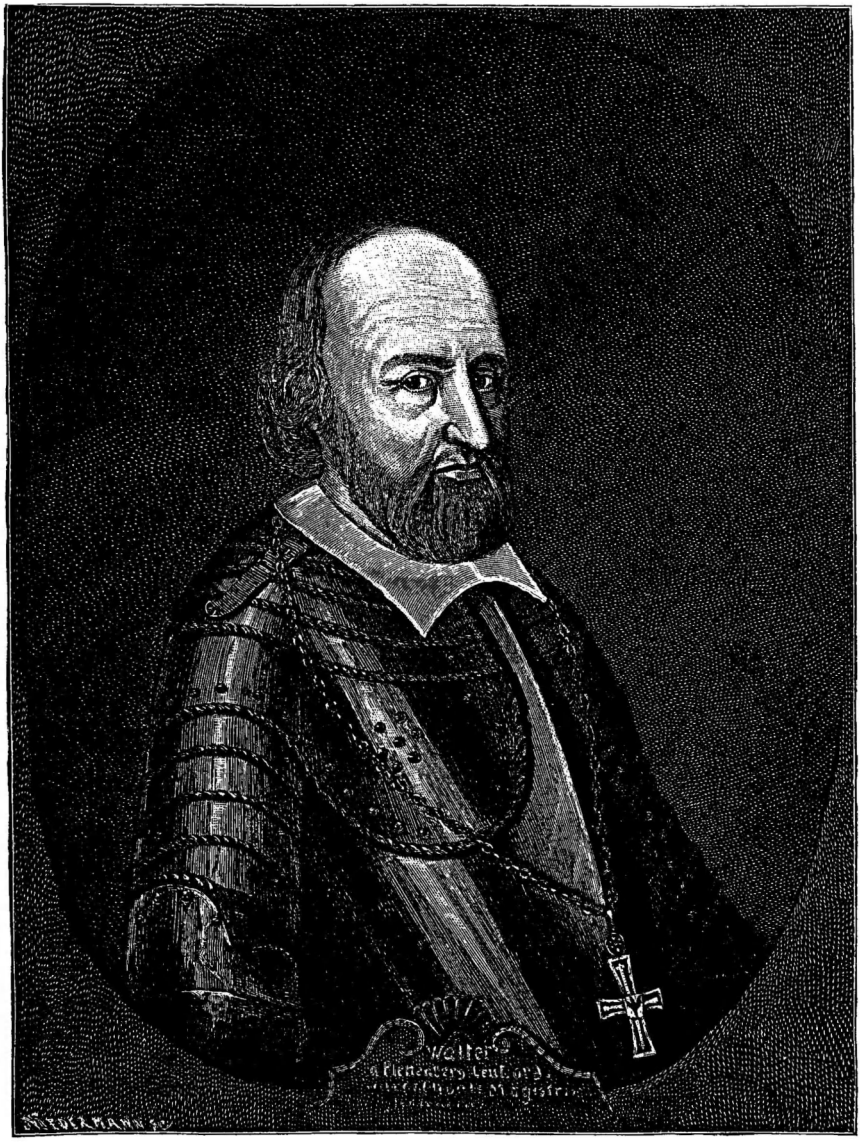
Daß Livland diese Krisis glücklich und ruhmvoll überwand, ist das unsterbliche Verdienst Wolters von Plettenberg.

Dreizehntes Kapitel.

Walter von Plettenbergs Kampf um Livlands Selbständigkeit.

Der Kampf des Ordens mit Riga war in steter Sorge um einen Ueberfall von Seiten des Großfürsten von Moskau geführt worden. War auch noch im Jahre 1487 der zwanzigjährige Friede der Hanseaten mit dem Namestnik und den Bojaren Iwans in Nowgorod aufs Neue befestigt worden, so wollte der Großfürst doch von einer Bestätigung desselben nichts wissen. Und auch der livländische Friede war nicht sicher. Hier und da fanden Versuche statt, über die livländische Grenze zu dringen, die, wenn sie auch zurückgeschlagen wurden, doch an die Unbeständigkeit und Unsicherheit des moskowitischen Friedens mahnten. Vollends bedrohlich wurde die Lage, als zu Anfang des Jahres 1492 der Vogt von Narva dem Meister berichtete, wie jenseits der Narva, im Angesicht der gleichnamigen Ordensstadt in der kurzen Zeit von sieben Wochen ein mächtiges russisches Schloß, ein Trutznarva, das den Namen Iwangorod erhielt, entstanden sei. Ein starker Bau mit vier Thürmen von je neun Faden Höhe an den Ecken, mit Mauern und Zinnen, die bei einer Dicke von vierzehn Fuß sieben Faden emporragten und einem „Stock" in der Mitte, blickte drohend nach Narva hinüber und es scheint, als habe Iwan die Absicht gehabt, den Orden zu einem Friedensbruch zu provociren. Denn nachdem Gemäuer und Thürme errichtet waren, zog das ganze Volk der Maurer und Werkmeister ab, wie es gekommen war. „Sie haben," schreibt der Vogt von Narva, „noch keine Wehre darin gebaut, noch Mücken oder Holzwerk, von dem man Büchsen abschießen mag, was mich sehr verwundert. Man könnte das Schloß einnehmen ohne Schwertschlag. Jeder Deutsche kann hinauf, denn da sind nur Leute, welche Steine brechen und Kalk brennen, womit sie im nächsten Jahre die Mantelmauer bauen wollen. Auch sind im Innern noch keine Schornsteine oder Kammern."

Der Meister berief auf Johanni 1492 einen Landtag nach Walk, um über die Frage zu berathen. Man ließ die Russen gewähren, verband und verpflichtete sich aber zu gemeinsamer Abwehr des drohendes Ueberfalles und schickte gleichzeitig Boten nach Littauen, um einen ewigen Frieden zu beschwören und sich nach dieser Seite hin den Rücken zu sichern. Auch mit Schweden war „gute Einigkeit." Dagegen machten sich im inneren Leben Livlands wieder allerlei Schwierigkeiten geltend, die nothwendig beigelegt werden mußten, sollte nicht wieder ein allgemeiner Brand die Wehrkraft nach außen hin in Frage stellen. Ende October 1492 war der dem Orden ergebene Bischof von Reval, der oftgenannte Simon von der Borch gestorben. Das Domkapitel



Walter von Plettenberg.

Nach einem Gemälde, Copie eines gleichzeitigen Originals, im Beſitz des Barons Nolken Allatzkiwwi.

wählte an seiner Statt den revaler Domherrn Nicolaus Rodendorp und da man von Seiten des Ordens fürchtete, er werde sich weigern, das Ordenshabit anzunehmen, stellte man ihm in dem Caplan des Hochmeisters Nicolaus Kreuder einen Gegencandidaten auf. Gleichzeitig reiste jener Heinrich Hilgenfeld, der selbst auf den erzbischöflichen Sitz gerechnet hatte, nach Rom, um den zwischen dem Orden und Riga geschlossenen Vergleich zu hintertreiben. Er mochte um so mehr hoffen, damit zum Ziele zu gelangen, als damals zwischen dem Erzbischof Michael Hildebrand und der mächtigsten der Familien des Erzstiftes, den Tiesenhausens, ein Streit ausgebrochen war, welcher leicht einen Abfall der Erzstiftischen Vasallen zur Folge haben konnte. Alle diese Mißhelligkeiten wurden jedoch in Güte beigelegt. Der Orden verstand sich dazu, Rodendorp anzuerkennen, Hilgenfeld fand in Rom nicht Gehör und die Tiesenhausischen Händel glich ein Schiedsspruch der geistlichen und weltlichen Gebietiger aus, der unter nur geringen Zugeständnissen an den Erzbischof das Erbe des Hermann von Tiesenhausen, welches Michael unter dem Vorwande, die Samende Hand derer von Tiesenhausen sei vom Papste nicht bestätigt worden, zu seinen Tafelgütern hatte schlagen wollen, seinen nächsten Vettern und deren Nachkommen sicherte.



Siegel der Familie Tiesenhausen.

Wenige Monate vorher, am 13. März 1493, war dann auch zu Nowgorod ein zehnjähriger Friede zwischen dem Orden, Nowgorod und Pleskau abgeschlossen worden, der in üblicher Weise „beküßt" wurde und einige Aussicht auf Wahrung des Friedens für die nächste Zukunft eröffnete. Nur konnte man sich auf Grund der Erfahrungen, die man mit den russischen Friedensschlüssen zu allen Zeiten gemacht hatte, darüber nicht täuschen, daß der Großfürst, der, wie wir wissen, seit 1471 resp. 1478 in Nowgorod ebenso unumschränkt gebot, wie in Moskau oder Kolomna [1]) nur eines geringen Anlasses bedurfte, um sich über alle Vereinbarungen hinwegzusetzen. Die Moskausche Politik kannte keine Verlegenheiten, wenn es galt, ein Ziel, das sie sich gesteckt hatte, zu erreichen.

Schon zu Anfang des Jahres 1494 hören wir von Willkürlichkeiten, welche der Statthalter, nicht mehr der alte Possadnik, sondern der Nameſtnik von Nowgorod, sich den Hanseaten gegenüber zu Schulden kommen lies. Ein Bote, der von Reval aus mit Reclamationen zu dem neuen Gewalthaber geschickt wurde, fand kein Gehör. Man gestattete ihm auch nicht, nach Moskau zu ziehen, da der Großfürst nur eine große Botschaft zu empfangen geneigt sei. Es blieb den livländischen Hanseaten, die schon seit Jahrzehnten alle Verhandlungen des Bundes mit Rußland ausschließlich in Händen hatten,

1) Vgl. Bd. I Cap. 30.

nichts übrig, als die Vorbereitungen zu einer ſolchen in Angriff zu nehmen, wollten ſie anders Handel und Wandel in alter Weiſe weiterführen. Am 6. Auguſt überſchritten die Geſandten die ruſſiſche Grenze. Schon vorher aber war in Livland eine denkwürdige Wandlung eingetreten: Am 26. Mai 1494 ſtarb Meiſter Freitag zu Wenden, nach nicht unrühmlicher Waltung.[1])

Zu ſeinem Nachfolger wurde am 7. Juli Wolter von Plettenberg gewählt, der bisherige Ordensmarſchall, ein Mann, der ſowohl im Kampfe gegen die Ruſſen, da er noch Vogt von Roſſiten war, wie bei den jüngſten Fehden mit Riga ſich als Feldherr und Staatsmann gleich bewährt hatte. Die Beſtätigung der Wahl durch den Hochmeiſter erfolgte raſcher als gewöhnlich, auch fertigte Hans von Tiefen gleichzeitig den Ritterſchaften in Harrien und Wirland, ſowie den Städten Narva und Reval den Befehl zu, ohne jede Weiterung dem Meiſter den Huldigungseid zu leiſten. Man wußte in Preußen ſehr wohl, daß der neue Meiſter vor allem Frieden und Eintracht im Lande bedürfte, ſollte er den unvermeidlichen Krieg mit Rußland mit irgend welcher Ausſicht auf Erfolg zu Ende führen. Hatte Plettenberg doch ſchon im November erklärt, daß er entſchloſſen ſei, den Kampf aufzunehmen, mit aller Macht an Deutſchen und Undeutſchen, die das Land vermöge. Was aber beſonders dazu drängte, war der 1493 erfolgte Abſchluß eines gegen Schweden und Lübeck gerichteten Bündniſſes zwiſchen Iwan und Dänemark, das Livland um ſo mehr bedrohte, als die däniſchen Anſprüche auf Harrien und Wirland wieder lebendig geworden waren. Auch unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die am 5. November erfolgte Ueberrumpelung und Vernichtung des deutſchen Hofes zu Nowgorod in innerem Zuſammenhang mit dieſem däniſch-ruſſiſchen Bündniſſe ſtand.

Der Eindruck, den die tückiſche Gewaltthat in Livland, namentlich in Dorpat und Reval hervorrief, war ein ungeheurer. War es ſchon ſchwer zu tragen, daß faſt alle großen Kaufmannsfamilien des Landes durch die Beſchlagnahme der Güter namhafte Einbuße erlitten, die Gefangenſchaft aller im Hofe anweſenden Deutſchen, es waren im Ganzen achtundvierzig Perſonen, jung und alt, und die wider alles Völkerrecht ſtreitende Vergewaltigung der Geſandten, ſo wie endlich die Ausſicht auf einen Krieg von langer Dauer und zweifelhaftem Erfolge wirkten ungemein niederdrückend. Die Folgen ließen ſich noch nicht überſehen, aber man fürchtete, daß Nahrung, Handel und Wandel, ja ganz Livland darüber zu Grunde gehen könnten.

Natürlich fehlte es in Moskau nicht an Vorwänden, um der Gewaltthat den Schein des Rechtes zu geben. Wider den Kaufmann hatte man „viele Anſprache," wider Reval eine ganze Reihe von Beſchwerden. Vor allem

---

1) Sein Grabſtein in der Schloßkirche zu Wenden zeigt ihn in ganzer Figur, im Gewande eines Geiſtlichen. Die rechte Hand hält einen Roſenkranz; das Geſicht iſt rundlich und bartlos, die Augen geſchloſſen.

wurden zwei Criminalfälle ausgespielt. Ein Russe, der als Falschmünzer überführt war, hatte in Reval nach lübischem Recht den Tod in siedendem Oel gefunden, ein anderer, der in flagranti bei unnatürlichem Laster ertappt wurde, war verbrannt worden. Der Großfürst erklärte, er werde die Gesandten von Reval und Dorpat nicht eher ausliefern, als bis man ihm die Richter zugestellt habe, die damals das Urtheil gesprochen hatten. Ein Ansinnen, dem, wie auf der Hand liegt, nicht Folge geleistet werden konnte. Die Lage war aufs Aeußerste gespannt, aber Livland wenig kriegsbereit und vor allem ohne Bundesgenossen.

Plettenberg mußte fürs Erste zu temporisiren suchen, um zu günstigerer Zeit und unter günstigeren Verhältnissen den Kampf aufzunehmen. Es kam ihm dabei zu Statten, daß Reval stets an dem Grundsatze festgehalten hatte, als Hansestadt außerhalb der zwischen dem Orden und Rußland laufenden Händel und Einigungen zu stehen. Und in ähnlicher Weise hatte auch Dorpat sich eine selbständige Haltung in der russischen Frage zu sichern gewußt. Der Meister begnügte sich daher damit, auf einen herausfordernden Streifzug der Pleskauer mit einer Gesandtschaft zu antworten, welche die Beschwerden Livlands dem Großfürsten vortragen und zugleich wegen der Schließung und Plünderung des Nowgoroder Hofes die nöthigen Vorstellungen machen sollte. Darüber ging „in merklichem Gedräu" der Winter des Jahres 1494 auf 95 hin. Vom Hochmeister, der durch die unglücklichen Pläne der Polen gegen die Moldau gelähmt wurde, war nicht mehr zu erlangen, als unsichere Versprechungen und ebensowenig auf eine Hülfe von Polen oder von Littauen für den Augenblick zu rechnen.

Als Ende März die Gesandtschaft des Meisters aus Moskau, wo man sie lange hingehalten hatte, heimkehrte, brachte sie keine andere Antwort, als daß der Großfürst den Nowgorodern und Pleskauern geboten habe, Frieden zu halten und deshalb ihren Bischof nach Livland zu senden. Die gerade zum Landtag versammelten Stände erwarteten nach diesem Bescheide nichts Gutes. Sie beschlossen deshalb, daß Herren, Prälaten, Gebietiger, Ritterschaften und Städte Knechte werben und sich mit Büchsen, Pulver, Pferden und Harnisch versorgen sollten, damit man dem Großfürsten Widerstand leisten könne. Der Meister befestigte Dünamünde, verstärkte Wenden durch drei mächtige Thürme, und that auch auf diplomatischem Wege alles, um soweit möglich die Zukunft des Landes zu sichern. Nur daß nach dieser Seite hin die Verhältnisse denkbar ungünstig lagen. Die Vortheile, welche Schweden im Kampfe mit Rußland errang, waren, wie die Einnahme und das Wiederaufgeben von Iwangorod zeigte, nur von sehr ephemerer Bedeutung, da der schwedisch-dänische Krieg den Reichsverweser Sten Sture lähmte. So setzte Plettenberg seine Hoffnung auf eine Cruciate, welche er den Hochmeister bei Gelegenheit der Kaiserkrönung für Livland wider Rußland auszuwirken bat. Es klingt wie Hohn, wenn an Livland damals von polnischer Seite her die Aufforderung ergeht, am Zuge gegen die Türken theilzunehmen. Auch knüpfte

ſich die traurige Erkenntniß daran, daß von preußiſcher Seite allerdings keine Hülfe zu erwarten ſtand.

Inzwiſchen aber begannen gegen Ende des Jahres 1496 und im Sommer 1497 die erſten Operationen der Ruſſen gegen Narva und gegen Livland überhaupt. Es war noch kein Krieg, aber eine Reihe einzelner Feindſeligkeiten, ein aufziehender Gewitterſturm, deſſen erſte kurze Schläge das kommende Unwetter ankündigen. Man trug ſich außerhalb Livlands, wo der Meiſter nichts verſäumte, um das Land wehrhaft zu machen, und von aller Herren Ländern her Söldner ſich zu ſammelr begannen, mit faſt möchte man ſagen abenteuerlichen Plänen, um zu helfen, ohne ſich ſelbſt dabei in Unkoſten zu ſtürzen. So tauchte z. B. der Plan auf, daß Kaiſer Maximilian einen Georgsorden zum Kampf gegen die Ruſſen gründen ſolle. Als ob in jenen Tagen, da die beſtehenden Orden dem Untergange zuneigten, Raum für derartige Schöpfungen geweſen wäre? Die Hanſeſtädte ſchickten im Januar 1498 eine Geſandtſchaft von drei Perſonen nach Moskau, um einen Frieden zwiſchen Rußland und Livland zu vermitteln — ſie wurden, wie man hätte vorausſehen müſſen, mit leeren Worten abgefunden, der Hochmeiſter Hans von Tiefen aber war, wie wir geſehen haben [1]), als Opfer der abenteuerlichen Politik Johann Albrechts gefallen und ſein Nachfolger Herzog Friedrich von Sachſen, der im April 1498 zum Hochmeiſter gewählt worden war, ſtellte ſich in der Frage wegen des Huldigungseides, den er Polen leiſten ſollte, in ſo ſchroffen Gegenſatz zu König Johann Albrecht, daß man jeden Augenblick einen Bruch erwarten konnte. Endlich traten am römiſchen Hofe der Bitte Livlands um eine Cruciate Schwierigkeiten entgegen, welche aus allerkleinlichſtem Eigennutz hervorgingen. Papſt Alexander VI. wollte den Geldbeutel der Gläubigen für das bevorſtehende Jubeljahr ungeſchwächt laſſen und verſtand ſich nur dazu, durch Schreiben an Dänemark und Littauen für das bedrängte Livland einzutreten.

Unter ſolchen Verhältniſſen trat am 9. September 1498 ein Landtag in Walk zuſammen. Der Erzbiſchof, die Biſchöfe von Dorpat, Kurland, Reval, Vollmächtige des Biſchofs von Oeſel, das erzbiſchöfliche und die biſchöflichen Kapitel, der Meiſter mit elf Gebietigern, die geſtrenge, ehrbare und wohltüchtige Ritter- und Mannſchaft, die Delegirten der Städte Riga, Dorpat, Reval, Pernau und Narva waren erſchienen. Um ſieben Uhr Morgens feierte man gemeinſam die Meſſe, um neun Uhr verſammelte man ſich in der Kirche „auf des Ordens Seite," und der Erzbiſchof eröffnete die Verſammlung, um ihr mitzutheilen, daß der Landtag berufen ſei, weil dem Meiſter Nachrichten zu Handen gekommen ſeien, welche Bedrückung, Wehmuth und Ueberfall ankündigen. Geld und Volk ſei nöthig; um beides zu erlangen, gäbe es nur ein Mittel, eine allgemeine Schätzung.

Der Verſuch, die Verſammlung zu einem raſchen Entſchluß fortzureißen,

1) Band I pg. 610.

mißglückte jedoch vollständig. Man einigte sich schließlich dahin, in drei Curien auseinanderzugehen, gesondert zu berathen und dann die Sache zu beschlafen. Am nächsten Morgen um sieben Uhr wollte man wieder zusammen kommen. Und nun besann sich jede Körperschaft auf ihre Sonderprivilegien. Die Städte erklärten, eine Schätzung sei ihnen nicht erträglich, auch seien sie dazu nicht bevollmächtigt. Ihre Wälle wollen sie vertheidigen, auch einige Mannschaft stellen, wie sie es in den letzten Jahren gethan, nicht mehr und nicht weniger.

Auch die allgemeine Versammlung des folgenden Tages verlief resultatlos. Die Mannschaft erklärte sich zwar bereit, von jedem Gesinde (bäuerliche Ansiedlung) eine Mark zu zahlen, aber Plettenberg und Erzbischof Michael, die einmüthig zu einander hielten, wiesen darauf hin, daß damit nicht geholfen sei. Um viertausend Mann auch nur ein Jahr lang zu halten, seien mindestens vier bis sechs Mark vom Gesinde erforderlich. So ging man wieder auseinander, um die Frage bis zum nächsten Morgen zu beschlafen.

Der dritte Tag endlich brachte eine Entscheidung. Man hielt den Städten vor, daß es des Kaufmanns wegen zum Kriege gekommen sei, und der Erzbischof zeigte an einem Beispiel, was man von den Russen zu erwarten habe. Ohne jede Kriegsankündigung seien die Pleskauer in Rossiten und Ludsen eingefallen, und auf dreimalige Anfrage hätten sie endlich die folgende spitzige Antwort gegeben: wißt ihr denn nicht, daß unser Herr, der Großfürst, der mächtigste Herr unter der Sonne ist und Städte über See gewonnen hat, ihr alle aber in Livland sitzt, wie Schweine in eurem Schweinekoben. Das Land gehört ihm und „er will alle Hofleute mit Ruthen aus dem Lande jagen.“ Auf die Frage des Erzbischofs, ob nicht wegen dieses Schimpfes ein Rachezug in Feindesland zu unternehmen sei, erfolgte zwar verneinende Antwort, aber es kam schließlich doch ein Receß zu Stande, in welchem die Stände sich dahin einigten, „daß zu Erhaltung der Lande und auf daß sie zu Gelde kommen, dessen man hastig bedürfte, um fremdes Volk ins Land zu ziehen, von jedem besetzten estnischen Gesinde, so wie von jedem besetzten lettischen Haken eine Mark rigaisch gezahlt werden solle. Von je fünfzehn Gesinden in Estland und von je zwanzig Gesinden in Lettland soll ein guter deutscher Knecht gestellt werden. Riga, Dorpat und Reval holen die Meinung ihrer Aeltesten wegen der Schatzung ein, und erbieten sich, nach ihrem Vermögen dem Lande zu dienen. Reval soll Volk nach Narva schicken.

Findet ein plötzlicher Ueberfall der Russen statt, so soll alles Volk dahin ziehen, wo Erzbischof und Meister sich befinden.“

Es war nicht eben viel, was Plettenberg hier erreicht hatte, und doch von größter Wichtigkeit, daß sich überhaupt eine Einigung hatte erzielen lassen. Das gute Einvernehmen, in welches er von vornherein zu Erzbischof Michael getreten war, hatte nicht unwesentlich dazu beigetragen.

Es blieb nun das Weitere übrig, die für einen Krieg unentbehrlichen

Allianzen zu beſchaffen. Und da ſchienen die Dinge ſich zum Beſſeren zu wenden. König Hans von Dänemark hatte in Schweden Fuß gefaßt und war dadurch zu einer Rußland feindlichen Politik genöthigt. Die Richtung ſeiner politiſchen Intereſſen hatte ſich mit einem Schlage verändert. Plettenberg ließ die günſtige Gelegenheit nicht ungenutzt vorüberziehen. Seit Anfang 1499 finden wir ihn in Verhandlungen mit Dänemark und Schweden und als er im September des Jahres abermals die livländiſchen Herren und Stände auf einem Landtage zu Walk um ſich verſammelte, konnte er ihnen den Entwurf zu einem Angriffsbündniß mit Dänemark gegen Rußland zur Berathung vorlegen. Griff auch hier die bedächtige Vorſicht der Städter wieder hemmend ein, ſo ſetzte der Meiſter doch ſchließlich ſeinen Willen durch. Man bot dem Könige ein Bündniß, in welchem beide Theile ſich verpflichteten, gemeinſam Krieg zu führen und gemeinſam Frieden zu ſchließen. Livland wollte mit ganzer Macht gegen Pleskau ziehen, der König gegen Nowgorod, unter keinen Umſtänden ſolle ſich ein Part vom andern abſondern. Die Boten, welche man nach Dänemark ſchickte, erhielten Vollmacht, unter obigen Vorausſetzungen ein Bündniß auf ein halb, ein, zwei, drei Jahre oder bis zu völliger Beendigung des Krieges zu ſchließen.

Ende November erfolgte die Antwort des Königs. Er ſchien bereit, auf die livländiſchen Anträge einzugehen, aber die ganze Negociation zerſchlug ſich, als Johann den in Schweden gewonnenen Boden wieder verlor und der Großfürſt von Moskau mit Allianzanträgen an ihn herantrat. Es ging das nicht grundloſe Gerücht, Iwan wolle ſich mit einer däniſchen Prinzeſſin vermählen. So ging in ſteten Verhandlungen unter Rüſtungen und Kriegsgeplänkel auch noch das Jahr 1500 hin, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſichere Hülfe zu erlangen. Auch die päpſtliche Cruciate war zu Ende des Jahres noch nicht ertheilt worden, man ſcheute ſich in Rom ſogar nicht, Livlands Kräfte für eine allgemeine Türkenſteuer in Anſpruch zu nehmen. Da boten endlich die ruſſiſch-littauiſchen Händel, die ſich bereits zu völligem Bruch zugeſpitzt hatten, Ausſicht auf wirkſame Unterſtützung. Nur traten gerade jetzt die Gegenſätze preußiſcher und livländiſcher Ordenspolitik ſcharf genug hervor. Dem Hochmeiſter Friedrich von Sachſen mußte jede Schwächung Littauens als eine Förderung ſeiner auf Löſung von der polniſchen Abhängigkeit gerichteten Politik erſcheinen. Ihm wäre eine Niederlage der Littauer nur lieb geweſen und er rieth daher Plettenberg vom Abſchluß eines Bündniſſes dringend ab. Der Meiſter antwortete mit der Frage, ob er in ſeinem Kampfe mit Rußland auf ſichere Hülfe von Seiten Preußens rechnen könne. Als, wie zu erwarten ſtand, keine bindenden Zuſagen erfolgten, zögerte er nicht, die von Littauen ihm zugeſtreckte Hand zu ergreifen.

Die Entſcheidung fiel auf dem Landtage, der am 17. Januar 1501 zu Wolmar zuſammentrat. Der Verlauf der hier gepflogenen Verhandlungen iſt zu charakteriſtiſch, als daß wir ihn hier übergehen dürften.

Die Delegirten der Städte hatten ſich auf das Schloß zum Meiſter ver-

fügt, der, von sieben seiner Gebietiger umgeben, ihnen die Lage des Landes auseinandersetzte. Der Großfürst von Moskau wolle nach Pleskau und von da aus die Düna gewinnen. Ob sie darüber gedacht und ob sie Vollmacht (zum Abschluß des Bündnisses mit Littauen) hätten. Darauf antworteten die von Riga, ja, gnädiger Herr, in gebührlichen Sachen, die von Reval antworteten desgleichen ja, mit Vorbehalt ihrer Privilegien und alten Gerechtigkeiten.

Diese Antwort nahm der Heermeister mit „verkehrtem" (entstelltem) Antlitz an, und die Gebietiger riefen dazwischen, jetzt sei man über die alten Privilegien hinausgekommen, es gelte das Land und die Christenheit zu entsetzen. Hätten sie keine Vollmacht, so hätten sie zu Hause bleiben können! Zuletzt wurde beschlossen, die Sache bis zum nächsten Tage zu verschieben und dann darüber zu entscheiden, ob das Bündniß anzunehmen oder abzuschlagen sei. Noch im Zwielicht des anderen Morgens (18. Januar) kamen die Städter in der Herberge Dorpats zusammen. Alle beriefen sich auf ihre Privilegien, von einem Kriegszoll wollten sie nichts wissen. Nur dahin einigten sie sich, vom Meister den Wortlaut des Bündnisses zu erbitten und ihm zu erklären, die Städte würden sich nach redlichem Vermögen erweisen, das werde Geld und Gut kosten, zweier Tode könnten sie nicht sterben.

Dabei aber blieb es, zu klar formulirten Verpflichtungen ließen sie sich nicht bewegen, so sehr auch die anderen Stände in sie drangen. Zum Bündniß mit Littauen waren Ritterschaften und Prälaten geneigt, wenn es gegen Pleskau gehen solle, nach Littauen wollten sie nicht ziehen. Die Hauptverhandlung fand in gemeinsamer Versammlung aller Stände statt. Nachdem der Erzbischof sich dafür ausgesprochen hatte, daß der Krieg zu Wasser und zu Lande geführt werde und genauere Daten über die Beschaffung der Kriegskosten verlangt hatte, ließ Plettenberg durch seinen Secretär Johann Hildorp seine Meinung verlesen. Daß man sich noch diesen Winter mit Littauen verbinde und zusammen kriege, könne nicht geschehen, weil das Land noch ungeschickt und ungesetzt sei. Doch dürfte der Krieg nicht länger als bis zum Sommer verschoben werden, sonst sei zu befürchten, daß Littauen inzwischen zu ewigem Untergang käme. Die wendischen Städte hätten zwar Hülfe zugesagt, würden aber gewiß nicht viel beitragen, das Schwerste werde man selbst tragen müssen. Ueberlege man alles recht, so stehe nicht wohl an, ohne fremdes Volk zu beginnen. Schaffe man aber zwei bis dreitausend Mann herbei, so werde der Monatssold zu theuer, da man das Volk mindestens ein Jahr lang halten müsse. Am gelegensten wäre Jahressold und zwar zehn bis zwölf rheinische Gulden, freie Kost und Kriegsbeute für jeden Mann. Nun sei zu erwägen, daß es allzuviel kosten würde, die ganze Mannschaft nach Lübeck zu berufen und von dort aus nach Livland zu führen. Es wäre besser, in den verschiedenen Seestädten Schiffe bereit zu halten, und die Söldner, sobald sie eingetroffen, in Gruppen von hundert bis dreihundert Mann zu verschiffen. Auch gehe es nicht an, daß man sie in Livland beisammen

laſſe. Man müſſe ſie theilen und einem jeden nach ſeinem Vermögen zuſchicken. Zu Jacobi (am 25. Juli) wäre es gut, ſie beiſammen zu haben und dann gleich mit ihnen in Feindes Land zu ziehen. Ueber alle dieſe Punkte ſowie über die Zahl des vorhandenen Geſchützes, die Beſchaffung der Geldmittel und dergleichen mehr verlangte der Meiſter Auskunft.

Es macht einen wenig erhebenden Eindruck zu verfolgen, wie die Stände an dieſer nach keiner Seite hin die Grenze des Möglichen überſchreitenden Forderung herumzerrten. Während man die von den wendiſchen Städten zu erwartende Hülfe viel zu hoch anſchlug, meinte man mit zweitauſend Knechten auskommen zu müſſen. Die Städte aber beharrten nach wie vor bei ihrer ablehnenden Haltung. Während die Verhandlungen in dieſer hochwichtigen Angelegenheit noch hin und her gingen, traf am 25. Januar der littauiſche Bote Albert Janewicz in prächtiger Ausrüſtung ein. Der Meiſter empfing ihn allein und verſammelte am folgenden Morgen die Stände auf dem Rathauſe. Hier wurden ihnen der littauiſche Bündnißantrag ſowie die Urkunden über die Abſagung des Friedens und der Kreuzküſſung zwiſchen beiden Großfürſten vorgelegt. Zur Vergleichung ward darauf der Text des früheren Bündniſſes mit Dänemark hervorgeholt und nach Prüfung der Vollmachten — nur die des Biſchofs von Dorpat, der Elect war, und die der Städte fehlte — wurde einhellig beſchloſſen, das Bündniß, wie es der Meiſter vorgeſchlagen hatte, einzugehen und die von ihm für nöthig erkannten Leiſtungen zu tragen. Nur die Städte blieben bei ihrem früheren Schluß und erregten durch Berufung auf ihre Privilegien aufs Neue einen Sturm der Erbitterung. Auch am folgenden Tage hatten ſie ſich keines Beſſeren beſonnen. Sie beſtanden darauf, den Vertrag nicht mit zu unterſiegeln, da ſie dazu nicht bevollmächtigt ſeien. Am 26. Morgens wurde dann vor ganzem Landtage der littauiſche Bote entlaſſen. Nachdem er nochmals erklärt hatte, keine weiteren Anträge zu haben, ließ ihm der Meiſter folgenden Beſcheid dolmetſchen:

„Ehrbarer, edler und wohltüchtiger lieber Herr. Der hochwürdige, mein gnädiger Herr Meiſter, hat von der Bedrängniß des Großfürſten, von den gewonnenen Landen, Schlöſſern und Burgen, der Wegführung des Volkes, von dem Hohn, Spott und der Schmach, ſo wie von der Unterdrückung des römiſchen Glaubens wohl vernommen und iſt ihm darum ganz leid. Er kann aber auf dieſes Mal eine beſtimmte Antwort nicht geben, aber um das Bündniß feſtzumachen, wird er zwiſchen hier und Faſtelabend (21. Februar) ſeine Botſchaft an den Großfürſten ſchicken. Und läßt ihm ſagen, er ſolle nicht verzagen, ſondern einen friſchen Muth haben und ſein Volk ermuntern, und läßt dem Großfürſten bieten Heil, Glück und Geſundheit.“ So nahm der littauiſche Bote ſeinen Abſchied und die Verſammlung ritt auseinander.

Der Landtag war damit geſchloſſen und es blieb der Geſchicklichkeit und Energie des Meiſters vorbehalten, aus dem, was ſich ihm an Kriegsmitteln bot, zu machen, was irgend möglich war. Vor allem verſäumte er keine Zeit, die definitive Einigung mit Littauen zu erreichen. Großfürſt Alexander

verpflichtete ſich, in zehn Jahren keinen Frieden mit Rußland abzuſchließen, ſobald die Zeit gekommen ſei, mit Plettenberg gleichzeitig in Feindesland einzufallen, und ſich durch nichts an der Ausführung dieſes Vertrages behindern zu laſſen.

Am 3. März 1501 wurde dann auf dieſer Grundlage das Bündniß endgiltig abgeſchloſſen und am 21. Juni zu Wenden von Plettenberg das Bundesinſtrument ausgeſtellt.[1]) Er wußte damals nicht, daß wenige Tage vorher ein Ereigniß eingetreten war, das alle ſeine auf Littauens Hülfe gegründeten Berechnungen zu Schanden machen ſollte. Am 15. Juni war König Johann Albrecht von Polen plötzlich geſtorben. Alexander ließ darauf hin ſeine Pflichten gegen Littauen und ſeine Livland geſchworenen Bundeseide ſchnöde im Stich, um ſich der Königskrone zu verſichern. Als Plettenberg auf die erſte Kunde hiervon ſich nochmals an Alexander wandte, erklärte dieſer unter den neuen Verhältniſſen zwar nicht ſeine ganze Macht gegen Rußland aufwenden zu können, aber 5000 Söldner wolle er ſchicken, dazu den ſtreitbaren Adel des Diſtrictes Plock. Um Johannis Enthauptung (29. Auguſt) ſollten die littauiſchen Hülfsvölker mit dem Meiſter zuſammentreffen, wo dieſer befehle. Aber auch dieſe Zuſage iſt nicht gehalten worden.

Den Kampf um ſeine Exiſtenz mußte Livland gegen die ganze Macht Rußlands allein beſtehen.

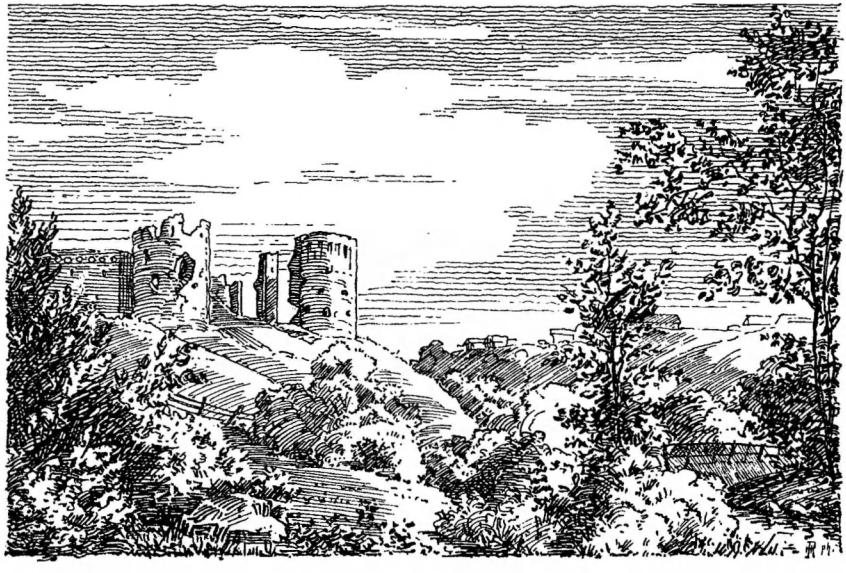
Die Knechte waren inzwiſchen dank der Energie Plettenbergs wirklich eingetroffen. Mit dem livländiſchen Aufgebot waren es 4000 Reiter und 2000 Landsknechte, dazu ein ungeheurer Troß von Undeutſchen, im Ganzen gegen 80 000 Mann. Bei Neuhauſen hatte man ſich am 26. Auguſt der ruſſiſchen Grenze genähert; der Biſchof von Dorpat gab dem Heere, das der Meiſter ſelbſt führte, und bei dem auch der alte Erzbiſchof Michael ſich befand, die Benediction und theilte das hochwürdige Sacrament aus. Schon am folgenden Tage ſtieß man auf eine reich mit Proviant verſehene und zum Einfall in Livland beſtimmte Schaar von 30—40 000 ruſſiſchen Reitern. Nach heftigem Geſchützkampf und lebhaften Reitergefechten ergriffen die Ruſſen die Flucht, alles zurücklaſſend, Kriegszeug, Proviant, Wagen, Karren und Büchſen. Drei Meilen weit fand man die Spuren der wilden Eile, mit der es ſie fortgetrieben hatte. Die Verluſte der Livländer waren gering, nur daß der Meiſter die vierzig geſattelten Hengſte eingebüßt hatte, die ſeinem Sattel folgten.

Plettenberg drang nun raſch weiter in Feindesland vor. Isborsk wurde nur flüchtig beſchoſſen, er eilte nach Oſtrow, wo der Vereinbarung gemäß die Littauer zu ihm ſtoßen ſollten. Das mächtige, in der Wilikaja liegende Doppelſchloß, an welches ſich eine weit ausgedehnte Siedelung lehnte, wurde am 7. September angegriffen, die Stadt zerſtört und die Burg noch bis zum

1) Dieſe Ereigniſſe ſind bereits kurz berührt worden. Vgl. Bd. I. S. 350—351. Es iſt unumgänglich, hier nochmals auf dieſelben zurückzukommen.

14. unter ſtarken Verluſten auf ruſſiſcher Seite belagert. Erſt als man Kunde erhielt, daß die Littauer treulos ausgeblieben waren, entſchloß man ſich zur Umkehr. Auch trug zu dieſem Rückzuge bei, daß durch vergiftete Speiſen Krankheit im Heere ausgebrochen war und die Nachricht von einem Einfalle der Ruſſen in Livland anlangte, bei welchem der Hauscomtur von Riga gefallen war.

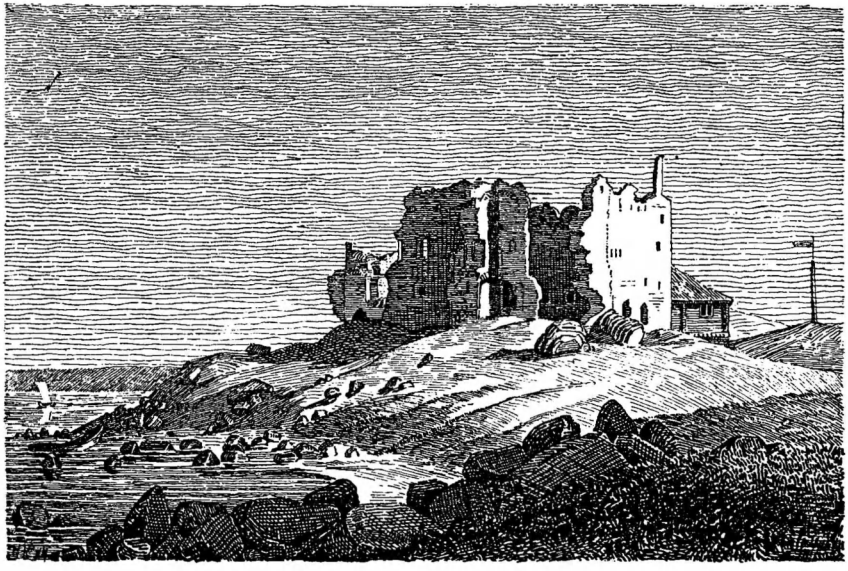
Trotz der erſten Erfolge Plettenbergs war ſeine Lage durch das Ausbleiben der littauiſchen Hülfe eine um ſo kritiſchere geworden, als gleich,



Ruine Neuhauſen an der Pleskau'ſchen Grenze.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1826.

nachdem er wieder livländiſchen Boden berührt hatte, ihn eine faſt tödtliche Krankheit überfiel, die zugleich einen anſehnlichen Theil ſeines Heeres wegraffte. Es war ein Glück, daß der Meiſter den Anfall der Krankheit raſch überwand. Schon Mitte October war er wieder bei Kräften; aber ſeine Truppen lagen verſtreut im Lande umher, als gänzlich unerwartet am Allerheiligentage (1. November) 90 000 Ruſſen und Tataren in drei Heerhaufen in Livland einbrachen. Bei Neuhauſen und Marienburg überſchritten ſie die Grenze, und mit Mord und Brand verwüſteten ſie, ohne irgendwo auf geordneten Widerſtand zu ſtoßen, das ganze Stift Dorpat und das reiche Gebiet von Marienburg. Die böſen Wege und Herbſtüberſchwemmungen machten es dem Meiſter unmöglich, ſein Volk gegen ſie zu ſammeln. Die Ruſſen lagerten ſich an der Grenze zwiſchen zwei Flüſſen, ſo daß ihnen nicht bei-

zukommen war und rückten beim erſten Froſt mit ganzer Macht bis ſechs Meilen vor Wenden. Es hieß, ſie hätten Befehl in Livland zu überwintern, und ſich vom Lande zu nähren. Plettenberg wandte ſich mit der dringenden Bitte um Hülfe an den Hochmeiſter in Preußen und an die littauiſchen Hauptleute in Polock und Wilna, war aber zunächſt nur auf die eigenen Kräfte angewieſen. Vor ſeinen allmählich ſich ſammelnden Streitkräften begannen dann die Ruſſen, nachdem ſie die Gebiete von Marienburg, Weſenberg, Tolsburg, Narva, Nyſlot und das Stift Dorpat zu Grunde verheert



Ruine Tolsburg an der Oſtſee.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1810.

hatten, mit 40 000 Gefangenen ihren Rückzug. Bei Weißenſtein holte Plettenberg ſie ein, ſie hielten aber nicht Stand, ſondern zogen ſich auf ruſſiſches Gebiet zurück. Dorthin aber durfte er ihnen in ſeiner ungenügenden Aufrüſtung nicht zu folgen wagen. Zu wirklichem Kampfe war es nur am 25. November vor Helmet gekommen. Hier waren dreihundert biſchöfliche dörptiſche Knechte, die ſich von den Harriern und Wirländern, mit denen ſie gemeinſam operiren ſollten, getrennt hatten, von der Uebermacht der Feinde nach tapferer Gegenwehr erſchlagen worden.

Ueberſchaut man nochmals die Ereigniſſe des Jahres 1501, ſo können ſie trotz aller Verluſte, welche Livland erlitten hatte, im Ganzen als günſtige bezeichnet werden. Nur die über alles Erwarten unzuverläſſigen Bundesgenoſſen, die unzeitige Krankheit des Meiſters und endlich das böſe Wetter

hatten dem Angriff Plettenbergs die Spitze abgebrochen und eine erfolgreiche Vertheidigung unmöglich gemacht. Aber es war doch etwas, daß am Weihnachtstage 1501 wenigstens kein Feind mehr auf livländischem Boden stand.

So kam das Jahr 1502 heran. Plettenbergs Plan war wieder auf ein gemeinsames Vorgehen mit den Littauern gegründet. Am 1. Januar sollte man mit vereinigten Kräften in Rußland einfallen, die Hülfe blieb aber aus und der Feldzug mußte aufgegeben werden. So blieb fürs Erste nur Raum für kleinere Unternehmungen. Der Comtur von Reval zog von Nyslot aus gegen Iwangorod, warf eine Schaar von 1600 geharnischten Elitetruppen auseinander, erschlug ihrer 200 und verfolgte sie bis nach Jamgorod, das ganze russische Vorland von Iwangorod ging dabei in Flammen auf, nur das Schloß selbst blieb stehen.

Fast gleiche Erfolge trug der Ordensmarschall Johann Plater, der die Truppen aus Lettland und dem Stift Riga befehligte, davon. Konnte er auch das von ihm dreimal bestürmte Krasnogorod nicht einnehmen, so heerte er doch sieben Tage und sieben Nächte in russischem Gebiet und verhinderte einen hier drohenden Einfall der Feinde.

In Preußen verfolgte man diese Ereignisse mit äußerster Spannung. In allen Aemtern wurde täglich ein Psalm für das Glück der livländischen Waffen gebetet. Man glaubte dort, Polen habe Livland absichtlich in den Krieg getrieben und dann im Stich gelassen, um, falls eine Schlacht verloren gehe, sich selbst Livlands zu bemächtigen.

Wie schwierig die Lage Plettenbergs auch in Bezug auf die inneren Verhältnisse des Landes war, zeigt der merkwürdige Bericht der Gesandten des Hochmeisters, die am 23. Januar 1502 in Riga eintrafen. Sie erfuhren dort, daß die Russen sechs Wochen im Lande gelegen hätten, ehe es dem Meister gelungen sei, Gehorsam von seinen Gebietigern zu erlangen. Der Vorgänger Platers im Marschallamt und der Comtur von Goldingen hätten sich geweigert zu schlagen, und die Russen, die der Meister zweimal in Händen gehabt, seien ihm dadurch entkommen. Die stiftische Ritterschaft trage sich mit dem Plan, den Erzbischof wieder zum Haupt des Landes zu machen, und sei darin mit den Prälaten eines Sinnes. Als die Boten am 28. den Meister in Wolmar treffen, kann er ebenfalls nur schlimme Kunde geben. Alles schreit um Hülfe. Die Bauern drohen, mit Weib und Kind zu den Russen überzugehen, der Bischof von Dorpat schreibt, wenn nicht bald Ersatz komme, werde er thun, was dem Orden nicht lieb sei. Da Plettenberg fürchtete, daß er sich zu den Russen schlagen könne, blieb ihm nichts übrig, als einen Theil seiner ohnehin geringen Mannschaft zur Bewachung der Dorpater Grenzfesten zu verwenden. In bitteren Sorgen klagte Plettenberg über die Prälaten. Je weniger ihrer im Lande wären, desto besser sei es für den Orden. „Sie sind ungetreu und wenn sie gleich neunmal schwören, halten sie es doch nicht.“ Aber auch der harrisch-wierischen Ritterschaft, welche sich weigerte, außerhalb Livlands Heeresfolge zu leisten, war er nicht sicher. Daß gerade

ihre Gebiete am meiſten vom Feinde gelitten hatten, ließ ſie, wie ſo oft in früherer Zeit, nach Dänemark ausſchauen, auch drohten ſie, beim Hochmeiſter Klage zu erheben. Und bei alledem blieb die polniſche Hülfe und die verſprochene Cruciate, welche das Geld zur Kriegsführung ſchaffen ſollte, nach wie vor aus.

Die Verhältniſſe waren wohl dazu angethan, auch einen muthigen Mann niederzudrücken.

Unter dieſen Umſtänden war es ein Glück, daß die beiden oben erwähnten Streifzüge wenigſtens für einige Zeit Luft geſchafft hatten. Der drohende Angriff der Ruſſen auf Narva war vereitelt, und während mit unentwegter Energie die Kräfte des Landes vom Meiſter neu geſammelt wurden, gingen wieder Verhandlungen nach Preußen und Littauen, um endlich wirkſame Unterſtützung zu erhalten. Die Antworten waren troſtlos genug. Der Hochmeiſter verſprach zwar Hülfe zu ſchicken, rieth aber, mit Rußland Frieden zu ſchließen, Polen war wie immer mit Zuſagen freigebig, aber Plettenberg wußte, daß es bereits mit Rußland zu unterhandeln begann. Kam es zu einem Frieden, ſo war Livland zweifellos das Opfer desſelben. So entſchloß ſich denn Plettenberg in Uebereinſtimmung mit dem Erzbiſchof, noch einmal ſelbſt die Offenſive zu ergreifen.

Ende Auguſt ſammelte er ſeine Truppen in Kirempä; es waren, Fußvolk, Bauern und Troß nicht mitgerechnet, 2000 Reiter, die den wirklich zuverläſſigen Kern ſeiner Streitmacht bildeten. Der uns erhaltene Bericht des Hauptmanns der revaler Knechte zeigt in äußerſt draſtiſcher Weiſe, wie mühſam dieſe geringe Truppenzahl zuſammengebracht wurde. Von fünfunddreißig Wagen Proviant, die er dem Meiſter zuführen ſollte, brachte er drei hin, die übrigen kehrten auf halbem Wege um und ebenſo war ein Theil der Knechte fortgeblieben. Trotzdem zog der Meiſter mit dieſer geringen Macht vor Pleskau, wo er „zum dritten Male vergeblich“ auf den Zuzug der Littauer wartete.

Ueber die nun folgenden Ereigniſſe hat ſich, ſoviel bekannt iſt, kein einziger urkundlicher Bericht erhalten. Außer den im Ganzen ziemlich aphoriſtiſchen Angaben der gleichzeitigen ruſſiſchen Chroniken beſitzen wir aber eine zuverläſſige Darſtellung in der ſogenannten „Schonnen Hiſtorie,“ deren Erzählung hier mit einigen Kürzungen folgen mag:

„Als nun die guten Herren in Feindes Lande nach anderen Kriegsläuften ſich vor die große Stadt Pleskau gelegt hatten, und aber zum dritten Male nichts vernahmen von Ankunft der Littauer trotz der mündlichen Gelübde, wurden zwei alte Ruſſen mit greiſen Bärten aus Schickung des allmächtigen Gottes gefangen und nach ihrem Begehr vor den Herrn Meiſter zu Livland gebracht. Dem offenbarten ſie mit Verbürgung ihres Lebens, wie große Verſammlungen ruſſiſchen und tatariſchen Volkes verordnet wären von ihrem Großfürſten aus allen ſeinen Landen. Das Volk erſchien, wie ſich nachher erwies, zu beſtimmter Zeit in aller Aufrüſtung ſo ſtark, daß die Ruſſen

meinten, es wäre nicht nöthig zu kämpfen, man werde die Livländer ohne Schwertſchlag fangen, binden und ihrem Großfürſten zuſenden, danach aber ausziehen, um das entvölkerte und machtloſe Livland einzunehmen. Da erwog der Herr Meiſter alle Umſtände mit reifem Rathe und begab ſich mit ſeinem ganzen Heere von Pleskau fort auf ein offenes Feld, um die Ruſſen zu beobachten und ihnen Stand zu halten. Gar wenig dachte er an die Menge der Feinde, denn er ſtellte mit Judas Maccabäus und anderen ſieghaften Kriegsfürſten ſeine Zuverſicht auf den allmächtigen Gott. Als nun acht Tage vor Kreuzeserhöhung (12. September) die Feinde kamen, zog der Meiſter mit ſeinen Reiſigen den Feinden unter Augen. Sie aber verwunderten ſich ſeiner Kühnheit ſehr und umſchloſſen in kurzer Friſt die Livländer von allen Seiten. Während des Kampfes aber, der von allen Seiten entbrannte, entfernte man ſich ſo weit aus dem Geſichtskreiſe des Fußvolkes und der livländiſchen Bauern, daß dieſe nicht anders meinten, denn die gedachten Herren und Reiſige ſeien überwunden und von ihnen fortgeführt und die Ruſſen würden in Kürze kommen und ihrer auch mächtig werden.

„Da hat ſich begeben, daß, als gedachte Herren und Reiſige aufs Beſte durch die Feinde gebrochen und ſich mit Macht dreimal hin und wieder durchgeſchlagen und ſie ſo in die Flucht gebracht hatten, und nun wieder zu den Ihrigen zurückkehrten, ſie alſo mit Blut und Staub, beide, Roß und Reiter, bedeckt waren, daß man keine Farbe an ihnen erkennen mochte. Deß waren die Ritter und Pferde ſo ermüdet, daß ſie den Feinden nicht weiter zu folgen vermochten, ſonſt hätten ſie der Nachjagd nicht vergeſſen. Sie warteten aber noch drei Tage auf dem Schlachtfelde, ob die Feinde wohl wieder kommen würden, um nochmals und beſſer zu ſtreiten. In dieſer Schlacht wurden viele Ruſſen erſchlagen; ihre Zahl aber kann man nicht eigentlich wiſſen, denn es iſt ihre Sitte, daß ſie die Todten meiſt mit ſich zu führen pflegen, oder ſie in haſtiger Flucht an die Schweife der Pferde binden und ſo mit ſich ſchleppen. Die Livländer verloren nicht all zu viele; doch wäre der Erzbiſchof von Riga vielleicht in der Feinde Gewalt gekommen, wenn ihn der ehrwürdige Landmarſchall, Herr Johann Plater, der ſeine Gefahr bemerkte, nicht mit ſeinem Banner gerettet hätte.“

Aus den ruſſiſchen Quellen erfahren wir, daß die Schlacht an der Smolina ſtattfand, daß drei Fürſten Schuiski, der Fürſt Iwan Gorbatoi und ein Tatar Tabat Ulanow nebſt Anderen den Oberbefehl führten und daß ein Theil des Troſſes von den angreifenden Pleskauern nieder gemacht wurde. Im Uebrigen ſtimmen die vom entgegengeſetzten Parteiſtandpunkte aus feindlichen Lagern geſchriebenen Berichte durchaus.

Es war ein großartiger Erfolg und wenn der demüthige Wunderglaube der Zeit den wunderbaren Sieg der Hülfe unſerer lieben Frauen zuſchrieb und der Erzbiſchof den Tag der Kreuzerhöhung fortan den heiligen Oſtern gleich zu feiern anordnete, ſo war darum in den Augen der ganzen katholiſchen Welt der Ruhm Livlands und Plettenbergs nicht geſchmälert.

Der Sieg an der Smolina hatte das Land frei gemacht. Zwölftausend Ruſſen, die zum Einfall bereit bei Narva ſtanden, machten eilends kehrt, aus eigener Kraft hatte der Meiſter den übermächtigen Feind geſchlagen. Die Littauer hatten eher Schaden als Hülfe gebracht, nicht einen Mann hatten ſie für Livland geopfert.

Man würde übrigens irren, wollte man annehmen, daß nun alle Gefahr beſeitigt geweſen ſei. Es ſtand noch eine lange Reihe trüber und ſorgenvoller Jahre bevor. Zunächſt liefen die Glückwünſche derer ein, welche nächſt Livland die Früchte von Plettenbergs Siegen ernten ſollten. König Alexander ſchreibt am 9. October, er wünſche Glück zu „unſerer beiden Feindes Zerſtörung, Todtſchlagung und ritterlicher Geſchichtung.“ Der Hochmeiſter Friedrich ſagt, er ſei der „ritterlichen That und glückſeligen Victorien“ hoch erfreut, aber der hinkende Bote folgte von beiden Seiten nach. Alexander wollte den Sieg Plettenbergs dazu benutzen, um ſich einen günſtigen Frieden zu erkaufen und der Hochmeiſter wußte nichts Beſſeres zu rathen, als daß Plettenberg gleichzeitig mit dem Könige um den Frieden mit Moskau verhandele.

Plettenberg empfand die Nothlage, in welche er verſetzt wurde, ungemein ſchwer. Um einen Frieden bei dem hochmüthigen Großfürſten von Moskau betteln zu müſſen, der ſich nicht entblödet hatte, den Sieger an der Smolina einen Bauern zu ſchelten, zu ſehen, wie die Frucht ſeiner Mühen den unzuverläſſigen und treuloſen Littauern zufiel, das kam ihm ſchwer an. Aber wenn er noch geſchwankt hätte, der Verlauf des Landestages, zu welchem er auf heilige drei Könige 1503 die livländiſchen Stände in Wolmar verſammelte, mußte ihn überzeugen, daß er keine andere Wahl hatte. Ohne hier näher auf den für die livländiſche Provinzialgeſchichte hochbedeutſamen Verlauf des Landtages einzugehen, müſſen doch, wenn anders die ſpätere Handlungsweiſe Plettenbergs recht verſtanden werden ſoll, die hauptſächlichſten Momente hervorgehoben werden. Es fällt bei Durchſicht des im Referat der Revaler Sendeboten erhaltenen Berichtes vor allem die trübe und erbitterte Stimmung des Meiſters auf. Nicht wie ein Landesherr, der zum erſten Mal nach glänzenden Erfolgen ſeine Stände um ſich verſammelt, tritt er auf, ſondern wie ein Mann, der den beſten Theil ſeiner Arbeit geſcheitert ſieht, der in bitterem Zorn erkennt, daß er der Feſſeln, welche die Verhältniſſe um ihn geworfen haben, ſich nicht entledigen kann. Gleich bei der erſten Audienz, die er den Städtern ertheilt, erhebt er bittere Klage darüber, daß die überſeeiſchen Städte, die es an Zuſagen nicht hätten fehlen laſſen, ſo wenig Wort gehalten. Wenn Livland darüber zu Grunde gehe, ſollten ihre Kinder es wohl ſpüren, Troſt habe er allein von den drei livländiſchen Städten gehabt, obgleich auch ſie hätten mehr leiſten können.

Als er darauf in der gemeinſamen Verſammlung die Gründe darlegte, welche ihn beſtimmt hätten, die Entſcheidung des Landes darüber zu vernehmen, ob man Frieden ſuchen oder den Krieg fortführen ſolle, betonte er

auf das Nachdrücklichste, daß es nicht der Herrschaft von Livland, sondern des Königs von Polen Schuld sei, wenn man nicht Größeres erreicht habe.

Er stellte dann dem Landtage drei Fragen zur Entscheidung. 1) Ob man in gleicher Form wie der König Frieden wolle, oder ob man fürder fehden solle, 2) ob man wie der König Botschaft an den Moskowiter senden und 3) wenn man senden wolle, welches dann die Werbung und wer die Boten sein sollten.

Die Verhandlung war eine höchst stürmische. Ad 1 beschloß man den Frieden zu betreiben, ad 2 Boten zu senden und ad 3 daß der Kanzler Johann Hildorp und Claus Holstefer zu senden seien. Die Berathung über die Instruction der Boten führte zu neuen Weiterungen. Das Stift Dorpat stellte das Ansinnen, daß die Prälaten als selbständige Landesfürsten obenan im Friedebriefe genannt werden sollten. Der Meister wies den Antrag mit „bitterem Muthe" zurück und nur mühsam gelang es, in dieser Frage die Eintracht herzustellen. Uebrigens machten weder Plettenberg noch der Erzbischof sich über den Erfolg der Botschaft Illusionen. Man hielt es nicht für unmöglich, daß Polen einen Frieden erlange, Livland aber abgewiesen werde und beschloß, für diesen Fall sich Polen gegenüber auf den Wortlaut des Bundesvertrages zu berufen. Der Erzbischof meinte sogar, es sei denkbar, daß der Moskowiter die Boten überhaupt gar nicht anhöre. Schließlich einigte man sich dahin, zwei Credenzschreiben auszufertigen, sowohl an den Großfürsten von Moskau, als an den König von Polen, und zwar so, daß der Meister in seinem, der Gebietiger und des Landes Namen, der Erzbischof von wegen der Prälaten schreiben solle.

Bis zur Rückkehr der Boten solle das Land in Kriegsrüstung stehen. Zu Fabiani (30. Januar) hätten die Revalenser sich zu Weißenstein, die Rigischen in Wolmar, der Erzbischof in seinem Stifte und der Orden an der Grenze einzufinden. Damit keine Zeit verloren gehe, wurden die Boten sogleich abgefertigt, schon am 19. Januar trafen sie in Pleskau ein, aber zehn Tage darauf hatten sie noch kein Geleite erhalten und der Bericht, den sie dem Meister zuschickten, ließ befürchten, daß der Großfürst mit Livland weiter kriegen wolle und ein erträglicher Friede schwer zu erlangen sein werde. Ueber die schmähliche Behandlung, die den livländischen Boten später in Moskau zu theil wurde, ist im Zusammenhange mit den russisch-littauischen Händeln berichtet worden.[1]) Welchen Eindruck jener nothdürftig errungene sechsjährige Beifriede in Livland und namentlich bei dem Meister hervorrief, zeigt ein Schreiben desselben an den Hochmeister vom 9. Mai 1503. „Von unseren Gesandten, schreibt Plettenberg, die vermöge der Hülfe des Allmächtigen wieder zu uns gelangt sind, haben wir verstanden, daß sie von dem Großfürsten zu Moskau und seinen Herren viel Widerwärtigkeit, Frevel und Schmach haben erdulden müssen wegen des Bündnisses zwischen Königlicher

1) Vgl. Bd. I. S. 353—354.

Majeſtät und uns, wodurch der Gewinn der ruſſiſchen Lande des Fürſtenthums Littauen behindert worden ſei. Jedoch mit großem Fleiß, Mühe und Arbeit iſt es mitſammt den Boten königlicher Majeſtät zu einem Beifrieden auf ſechs Jahre gekommen. Er iſt aber noch nicht vollbracht, wir müſſen unſer Boten auf Petri und Pauli (29. Juni) nach Nowgorod ſenden, den Frieden zu befeſtigen. Als wir von unſeren Boten unterrichtet worden, haben ſie von den Boten königlicher Majeſtät keinen Frommen, noch Rath, Troſt, Hülfe oder Beiſtand gehabt, ſondern mehr Frevels denn Beifall, der großen Treue und Hülfe, welche Königliche Majeſtät von uns und dieſen Landen geſchehen, haben ſie nichts genoſſen, und einen jämmerlichen, ſchweren, unerträglichen Frieden, der kläglich zu hören iſt, ſchließen müſſen, durch welchen der Großfürſt zur Moskau alle Waſſer, Städte und Schlöſſer, die er dem Fürſtenthum abgedrungen, jene ſechs Jahre hindurch behalten ſoll. Wir und dieſe Lande ſind mit Gottes und e. f. g. Hülfe in keinem beſchwert und ſollen bei Waſſer und Landen bleiben nach dem Allen, aber man ſoll auf der Grenze Tage halten und allen kläglichen Sachen Recht geben. Nun pflegen die Ruſſen Recht in Unrecht zu verkehren, ſo daß man ihres Ueberfalls ſtets befürchten muß.“ Im weiteren Verlauf dieſes Briefes theilt Plettenberg mit, wie er erfahren habe, daß der König von Polen ſich mit aller Macht gegen den Hochmeiſter wenden wolle, um die Huldigung zu erzwingen, und falls er ihn nicht willig finde, ihn und Livland mit Krieg zu überziehen und nicht abzulaſſen, bis weder der Hochmeiſter, noch ein Bruder deutſchen Ordens im Lande ſei.

Das war polniſcher Dank für die Hülfe in der Noth, und wenn Plettenberg ſich auch bereit erklärte, mit ganzer Macht für Preußen einzuſtehen, iſt doch begreiflich, daß er rieth, zu temporiſiren, um das Aeußerſte fern zu halten. Mußte er doch, trotz des Beifriedens, in ſteter Kriegsbereitſchaft bleiben.

Die livländiſchen Boten zogen nun, wie vereinbart war, nach Nowgorod, der ſechsjährige Friede ward befeſtigt und beſchworen, aber Plettenberg hatte den Eindruck, daß es keine beſtändige Freundſchaft geben werde. Die Landtagsverhandlungen dieſes und der folgenden Jahre laſſen darüber keinen Zweifel aufkommen. Man ging ſtets mit der Vereinbarung auseinander, wenn die Ruſſen ins Land fallen ſollten, mit ganzer Macht an vorher beſtimmter Stelle ſich zuſammenzufinden. Im Uebrigen arbeitete Plettenberg mit voller Energie und Entſchiedenheit daran, die Schäden, welche während der letzten Kriegsjahre hervorgetreten waren, zu beſeitigen. Scharfe Klage wurde wider diejenigen erhoben, welche trotz des erlaſſenen Verbotes von Reval oder von anderen Enden „den Ruſſen zu Troſte und zur Stärkung ihrer unchriſtlichen Macht“ Waaren nach Wiborg geſchickt hatten. Der Meiſter erklärte, er werde in ſolchem Falle in Zukunft ſelbſt richten, was wohl ſo zu verſtehen iſt, daß er Kriegsrecht in Anwendung bringen werde.

Auch das hob der Meiſter hervor, wie Lübeck verſprochen habe, daß die

Hanseaten ihre Knechte nach Narva schicken würden. Ihr Gelöbniß aber hätten sie nicht gehalten, sondern gehandelt, als ob die Herren vom Orden und von den Ritterschaften ihre Söldner und Reiter wären. Der Versuch, den Riga machte, die Noth der Zeit auszunützen, um sich den 1491 übernommenen Verpflichtungen zu entziehen, wurde von Meister und Erzbischof gemeinsam zurückgewiesen. Die Rigenser wollten den ihnen gesetzten Erzvogt nicht annehmen, und weigerten sich, das Ordensschloß, wie sie dazu verpflichtet waren, wieder aufzubauen. Sie seien bereit, Kalk, Steine und Geld zu schaffen, den Bau selbst aber könnten sie nicht errichten. Dazu kam noch, daß Riga dem Erzbischof das Recht bestritt, über das Hospital St. Jurgenshof zu verfügen und Vorsteher desselben zu ernennen. Man hätte der Sache wohl geringere Wichtigkeit beigelegt, wenn sie nicht ein Zeichen des wiedererwachenden Trotzes der mächtigen Stadt gewesen wäre. Wie gefährlich und rücksichtslos derselbe werden konnte, wußte Plettenberg ja aus eigener Erfahrung. Hier war mit aller Entschiedenheit durchzugreifen, sonst stand Schlimmeres zu befürchten.

So erließ denn am 3. April Erzbischof Michael von Ronneburg aus ein drohendes Schreiben an Riga, das einmal die volle Einigkeit zwischen Erzbischof und Meister in Sachen des Kirchholmer Vertrages betonte und dann in schärfster Form die Erfüllung seiner Bestimmungen verlangte. Er, der Erzbischof, werde sie verurtheilen und ihre Namen als die von Meineidern in den wendischen und in anderen Städten verkündigen lassen; helfe das nicht, so werde er sein geistliches Schwert brauchen cum censuris. „Ihr wollt — schließt der Erzbischof — alle Tonnen ein neues Getränke brauen, und könnt keinen Frieden halten, sondern sucht Unfrieden und Unwillen, wie das hier offenbar blicket und vor Augen ist. Wir haben bereits lange genug von euch gelitten . . . je freundlicher wir euch unter Augen gehen, um so mehr stellt ihr euch contrarie zu uns. Darum stellet das ab und lasset einen jeglichen bei dem Seinen."

Ebenso wenig war der Meister gesonnen, das schmähliche Verhalten der Harrisch-Wierischen Ritterschaft ungerügt zu lassen. Sie wurden ausdrücklich verpflichtet, fortan gleich allen anderen Parten des Landes sich einzustellen und den Feinden „unter Augen" zu ziehen, sobald ein gemeinsamer Feldzug beschlossen sei. Diejenigen Ritter, welche in dem letzten Kriege ihre Lehensgüter nicht selbst verdienstet (d. h. nicht Heeresfolge geleistet) noch durch andere hatten verdienstet lassen, wurden zwar begnadigt, doch wurde beschlossen, daß sie im Wiederholungsfalle unverzüglich ihrer Lehen verlustig sein sollten. Endlich wurden Maßnahmen zum Schutz der Bauern getroffen und die Geistlichkeit ermahnt, mehr als bisher geschehen sei, für das Seelenheil der bäuerlichen Bevölkerung Sorge zu tragen. Der Erzbischof, der dem Meister vollkommen beipflichtete, stellte ein Provinzialconcil in Sicht, doch ist es zu demselben seiner Zeit nicht gekommen.

Inzwischen aber drückte die schwere Handelskrisis, welche seit der Schließung

des Nowgoroder Hofes begonnen und ſich in den Kriegsjahren noch geſteigert, ſchwer auf Handel und Wandel. Riga litt verhältnißmäßig am wenigſten. Die günſtige Lage an der Düna hatte die Stadt von jeher weniger nach Norden, als nach Oſten und Süden gewieſen, dagegen wurden Reval und Dorpat arg geſchädigt. Der Großfürſt von Moskau hatte auch für die Dauer des ſechsjährigen Beifriedens den Handel mit den Hanſeaten verboten und in Folge deſſen waren neue Handelswege aufgekommen, von denen namentlich Finnland, Schweden und Littauen Vortheile zogen, während die einſt ſo blühenden Geſchäftshäuſer in Reval und Dorpat zu veröden begannen. Man fürchtete dort nicht mit Unrecht, daß das Contor in Nowgorod während jener ſechs Jahre „allerdings unter die Füße gebracht und vernichtet werde.“ Nur gab man ſich in ſtädtiſchen Kreiſen noch immer Illuſionen in Bezug auf die letzten Ziele der moskauiſchen Politik hin. Man wollte nicht einſehen, daß es ihr darauf ankam, vor allen Dingen den Einfluß der Hanſa zu brechen und zu direktem Handel mit dem Auslande zu gelangen. Während man in fruchtloſe Verhandlungen mit den Statthaltern in Nowgorod trat, welche zwar die ihnen dargebrachten Geſchenke entgegennahmen, aber nur ſpitzige und höhniſche Antwort gaben, und vergeblich verſuchte, zu einer Sperrung der nach Littauen und Wyborg führenden Handelswege zu gelangen, ſank der Wohlſtand Dorpats und Revals immer mehr. Aus den Revaler Stadtbüchern ergiebt ſich, daß eine ganze Reihe alter Handlungshäuſer in jenen Jahren bankerott wurde. Andere zogen fort und der völlige Untergang ſchien bevorzuſtehen, wenn nicht bald Abhilfe geſchafft werde. Unter dieſen Verhältniſſen faßte man den Entſchluß, von einer Wiedereröffnung des Nowgoroder Contors fürs Erſte ganz abzuſtehen und zu verſuchen, ob es nicht möglich ſei, durch Vermittelung des Meiſters — denn von ſtädtiſcher Botſchaft wollte man in Moskau nichts wiſſen — eine Verlegung des Stapels ruſſiſcher Waaren nach Narva und Dorpat zu erlangen, und dort den Hanſeaten den Zugang wieder zu eröffnen. Es war aber von Moskau eine Antwort nicht zu erlangen, doch machte das faktiſche Bedürfniß nach gegenſeitigem Handelsverkehr ſich bald auf beiden Seiten ſo ſtark geltend, daß eine Umgehung des Verbotes in größtem Maßſtabe ſtattfand. Während der Großfürſt in Iwangorod weite Anlagen zu Handelszwecken errichten ließ und namentlich bemüht war, den ſchwediſchen Handel dort zu concentriren, ging zwiſchen Narva und Nowgorod ein lebhaftes Schmuggelgeſchäft und auch in Reval und Dorpat fanden ſich Mittel und Wege, den Handelsverkehr, wenn auch unter größerem Riſiko, ſo doch mit entſprechend größerer Ausſicht auf Gewinn wieder ins Leben zu rufen. Um 1508 finden wir, daß Pernau und Riga ihre Waaren nach Dorpat ſenden, um ſie dort an ruſſiſche Händler zu verkaufen, und daß Dorpat dafür von je hundert Mark Umſatz einen Ferding erhebt. Dieſe Wandlungen in der livländiſchen Handelswelt ſtehen übrigens in direktem Zuſammenhange mit der großen Politik und wurden durch ſie bedingt. Der Großfürſt von Moskau — jetzt Waſſili Iwanowitſch — wollte

zweierlei; einmal und vor allem, daß Livland das Bündniß mit Littauen aufgebe, dann directe Verwendung mächtiger Potentaten für Livland. Letzteres wohl, um ſich dieſen gefällig zu erweiſen und dann auch ſeinerſeits Gegendienſte beanſpruchen zu können. So finden wir in den Jahren 1504, 1505 und 1506 kaiſerliche Botſchaften in Moskau, die namentlich darauf dringen, daß die unglücklichen livländiſchen Gefangenen frei gegeben werden. Waſſili war dazu bereit, aber nur um hohen Preis. „Wenn," ließ er dem kaiſerlichen Geſandten Jodocus von Gertingen ſagen, „wenn Maximian, der römiſche König, mit uns im Bündniß brüderlicher Liebe ſein wird und in Freundſchaft, und in abgeſchloſſener Kreuzküſſung, wie er es mit Iwan, unſerem Vater, von Gottes Gnaden Kaiſer von ganz Rußland und Großfürſten, geweſen iſt und der livländiſche Meiſter, und der Erzbiſchof und die Biſchöfe und alle Livlande von unſerem Feinde, dem Littauer, abſtehen, und ſenden das Haupt zu ſchlagen nach Groß-Nowgorod in unſer väterliches Erbe, zu unſeren Statthaltern von Nowgorod und zu unſerem väterlichen Erbe, nach Groß-Nowgorod und nach Pſkow, und unſerem väterlichen Erbe Nowgorod und Pſkow in allen Dingen gerecht werden, ſo wollen auch wir, in Rückſicht auf ihr Hauptſchlagen und ihre Beſſerung, und Maximians und anderer wegen unſerem Statthalter von Nowgorod befehlen für unſer Vatererbe Nowgorod und Pſkow mit den Livländern Frieden zu machen, wie es tauglich ſein wird, und dann wollen wir jene Gefangenen frei geben."

Während ſo von ruſſiſcher Seite her die Löſung des livländiſchen Bündniſſes mit Littauen verlangt wurde, war andererſeits Polen unentwegt darauf bedacht, einen Bruch zwiſchen Livland und Moskau herbeizuführen. 1506, 1507 und 1508 kamen erſt von Alexander, dann von Sigismund Anträge, die unter Berufung auf Hülfe von den Perkopſchen Tataren und von Kaſan dahin zielten, an den Meiſter heran. Da nun gerade damals die Spannung zwiſchen dem Hochmeiſter und Polen einen immer bedenklicheren Charakter annahm, fand zu Lätare 1507 eine Zuſammenkunft Plettenbergs mit dem Hochmeiſter ſtatt, in welcher ſich beide dahin einigten, daß ſie einander im Falle daß Preußen von Polen, oder Livland von den Ruſſen angegriffen werde, mit ganzer Macht zu Hülfe kommen ſollten, daß Livland aber unter keinen Umſtänden den Frieden mit Rußland von ſich aus brechen ſolle. Ganz in dieſem Sinne entſchied dann auch eine Verſammlung der livländiſchen Ordensgebietiger, die zu Anfang 1508 in Ruyen zuſammentrat und im Juni desſelben Jahres einigte ſich das ganze Land auf dem Landtage zu Wolmar dahin, die Politik des Meiſters als die rechte anzuerkennen. König Sigismund hatte damals einen Wilnaer Domherrn und den Hauptmann von Kowno mit mündlicher Werbung nach Livland geſchickt. Man antwortete nach einmüthiger Beliebung den Boten, das Bündniß mit König Alexander, an das ganz Livland Gut und Blut geſetzt, habe gar wenig Dank eingetragen. Jetzt aus dem ſechsjährigen Frieden mit dem Moskowiter zu treten, ſei wider Gott, Ehre und Recht. Nach Ablauf des Friedens ſei man aber nur dann bereit

ein Bündniß mit Littauen gegen Rußland zu ſchließen, wenn der König die Garantien bieten könne, daß ſeine Zuſagen auch eingehalten würden. Plettenberg ſprach es unumwunden aus, was zu dieſem ſchroff ablehnenden Verhalten nöthigte. Polen ging darauf aus, Livland möglichſt tief in ruſſiſche Händel zu verwickeln, um dann über den iſolirten deutſchen Orden in Preußen herfallen zu können.

Uebrigens lag dieſer einzig richtige Entſchluß durchaus nicht ſo nahe, als man vielleicht annehmen mochte. Es war zu befürchten, daß Polen-Littauen in Folge jener Abweiſung das Bündniß kündige, und daß dann im Fall eines ruſſiſchen Angriffes Livland wieder ganz auf die eigenen Hülfsmittel angewieſen bleibe. Und gerade damals fanden in Nowgorod Truppenconcentrirungen ſtatt, die das Schlimmſte befürchten ließen. Plettenberg ſchrieb deswegen an die Fürſten Waſſili und Danilo Waſſiljewitſch (Schuiski) nach Nowgorod, um eine Auskunft über die Bedeutung jener Rüſtungen zu erhalten. Er erklärte dabei aufs Entſchiedenſte, ſeinerſeits wolle er Frieden halten und fragte zugleich um ſicheres Geleite für eine merkliche Botſchaft an, die er nach Moskau ſenden wolle. Denn die ſechs Jahre des Beifriedens waren nach wenigen Monaten abgelaufen.

Vierzehntes Kapitel.

Plettenbergs Walten bis zur Reformation.

Man kann ſich die äußeren und inneren Schwierigkeiten, mit denen Plettenberg rechnen mußte, nicht groß genug vorſtellen. Trotz aller Anſtrengung hatte nur wenig geſchehen können, um Livland der drohenden Kriegsgefahr gegenüber nicht ganz vereinzelt entgegenzuſtellen. Die erſehnte Cruciate war endlich im Jahre 1508 eingetroffen und damit die Ausſicht eröffnet, daß es möglich ſein werde, die unentbehrlichſten Geldmittel für einen etwaigen Krieg zu beſchaffen, aber außer dem ſelbſt bedrohten Preußen hatte Livland keinen einzigen Freund. Polen hatte ſchon Friedensverhandlungen mit Waſſili in Angriff genommen, alle Verſuche aber im Voraus zu erfahren, was Rußland zu thun gedenke, blieben erfolglos. Von dem Moskowiter, ſchrieb Plettenberg noch im Januar 1509, beſorgen wir fährliche Hinterliſt. Schon am 17. Januar wurde die Botſchaft wegen des Friedens nach Moskau abgefertigt. Plettenberg hatte den vielbewährten Johann Hildorp und ſeinen Kanzler Johann Oldenſee geſchickt, und am 25. März war es ihnen gelungen, einen vierzehnjährigen Frieden zu erhalten, vorbehaltlich der noch vom Meiſter und vom Erzbiſchof ausſtehenden „Beküſſung“ und Beſiegelung desſelben. Selten war ein Friedensſchluß nothwendiger und ſelten die Unzufriedenheit über den Frieden, wie er einmal erworben war, eine allgemeinere. Polen ſah ſeine

Pläne gescheitert, die Hanse wußte es nicht zu verschmerzen, daß ihrer gar nicht gedacht war, dem Kaiser und dem Papst mußten Erklärungen zugefertigt werden, um die Nothwendigkeit des Friedensschlusses zu erweisen, das Stift Dorpat, das geflissentlich in dem Friedensinstrument übergangen war, dachte mit Sorgen daran, daß der Großfürst schon 1503 das ganze Stift als sein väterliches Erbe in Anspruch genommen hatte und wer die Zähigkeit russischer Politik kannte, durfte nicht zweifelhaft sein, daß dieser Anspruch nie förmlich aufgegeben, im geeigneten Augenblicke wieder drohend auftreten werde, die livländischen Städte endlich meinten, in ihren berechtigten Handelsinteressen aufs Aeußerste geschädigt zu sein.

In dieser Stimmung traten am Sonntag den 22. Juli 1509 die Städte auf Verschreibung des Meisters in Wenden zusammen.

Der Meister machte kein Hehl daraus, daß der Friede ein schlechter sei, man hätte aber abschließen müssen, da das Land zum Kriege nicht gesetzt sei. Eines Jeden Wünsche zu befriedigen, hätte außerhalb des Bereiches der Möglichkeit gelegen. Er wisse wohl, daß man ihn mit Worten und Spottliedern antaste, weil er den Verband mit Littauen aufgegeben habe, er habe ihn aber nur nicht verlängert. Nach zwei Jahren sei er abgelaufen und dann habe er freie Hand, sich zu verbinden, mit wem er wolle. Hildorp gab danach ein Referat über den Gang der Verhandlungen. Als der Großfürst von Littauen verlangte, er solle sich verpflichten, die Polen nicht zu unterstützen, habe er, Hildorp, als Gegenleistung die Zusage erbeten, daß Rußland dann dem Könige oder etwaigen anderen Feinden Livlands nicht helfe, aber die hochmüthige Antwort erhalten, der Großfürst denke Niemandem zu helfen, auch begehre er Niemandes Hülfe, außer der Hülfe Gottes, seine Feinde werde er mit eigener Gewalt wohl stillen. Ueberhaupt sei die Friedensverhandlung dadurch ganz besonders schwierig geworden, daß Wassili dabei blieb, er wäre nie von der Kreuzküssung abgetreten, wohl aber sei Livland in derselben sträflich befunden.

Der Friede, den die Gesandten um jeden Preis zu beschaffen instruirt gewesen, wäre wohl nie zu Stande gekommen, wenn die Polen mit ihren Friedensanträgen in Moskau rascher bei der Hand gewesen wären. Höchst ungerecht sei es deshalb ihn zu schelten, wie es in Dorpat und anderen Orten geschehen sei.

Namentlich bestürzt war man in den Städten wegen des Verbotes der Einfuhr von Salz nach Rußland, sie alle, besonders aber Reval seien zum größeren Theil von den Erträgen des Salzhandels erbaut worden. Der Großfürst war trotz aller Mühe, die man sich in dieser Angelegenheit gegeben, fest bei seinem ersten Entschluß geblieben. Er habe Salz genug in seinem Lande und wolle kein Wort im Kreuzbriefe geändert wissen; es stehe ja den Livländern frei, den Frieden nicht abzuschließen. Als nun die Städte meinten, selbst ein unglücklicher Krieg hätte keinen härteren Schlag zur Folge haben können, antwortete Hildorp, sie möchten reden, was sie wollten, wenn

die Russen während des sechsjährigen Beifriedens allen Handel hätten niederlegen wollen, so wäre wenig dawider zu thun gewesen und Plettenberg sprach, er sehe nicht, wie man es anders hätte machen sollen. Ihm sei es von Herzen leid, daß sie, die Städter, so ungeschickt zum Kriegen seien, wollten sie jedoch mit den Russen eine Fehde anschlagen, so solle es an ihm nicht fehlen.

Man empfand den bitteren Vorwurf und den Hohn, der in diesen Worten des Meisters lag, so wohl, daß es darüber beinahe zu einem Bruch gekommen wäre, wenn nicht Hildorp darauf hingewiesen hätte, daß wenn erst der Frieden da sein und der Handel wieder begonnen habe, es möglich sein müsse, auch in der Frage des Salzhandels wieder Boden zu gewinnen. Namentlich die Pleskauer, deren Nahrung davon abhänge, seien ganz bereit, ihrerseits in dieser Beziehung zu helfen. Die übrigen Artikel des Friedens mußten in gleicher Weise vom Meister Punkt für Punkt vertheidigt werden. Es ließ sich nicht läugnen, daß fast jeder derselben einen Fallstrick enthielt, um im geeigneten Augenblicke Livland darin zu fangen, aber die Erkenntniß schlug durch, daß man sich in die Verhältnisse finden müsse, daß der Meister gethan habe, was irgend möglich sei, und so erhielt er unter dem Vorbehalt nochmaligen Versuches, die den Städtern lästigen Artikel zu beseitigen, Vollmacht zum Abschluß der Kreuzküssung. Noch im August 1509 haben dann die russischen Gesandten in Wenden das Kreuz auf den Friedensschluß geküßt, die den Handel betreffenden Artikel aber wurden zunächst noch ausgeschlossen, man hoffte durch eine Gesandtschaft der Städter noch bessere Bedingungen erlangen zu können. Erst 1512, resp. 1514, nach Gesandtschaften und Verhandlungen, über deren Verlauf hier zu berichten allzuweit führen würde, hat eine Erneuerung des livländisch-russischen und des russisch-hanseatischen Handels stattgefunden. Nur daß an die Stelle jener alten russischen Kaufmannsfamilien in Nowgorod und Pskow das schnöde Volk getreten war, welches der Großfürst an ihre Stelle gesetzt hatte und schon dadurch der Handel, übrigens nicht zum Nachtheile Livlands, das sich jetzt rasch von der früheren Krisis erholte, einen anderen Charakter gewann.

Entscheidend für die Haltung Plettenbergs war auch dieses Mal das immer gespanntere Verhältniß zwischen dem deutschen Orden in Preußen und Polen, das im März 1510 wieder zu einem Kriege zu führen schien, während in offenbarem Zusammenhange damit der Großfürst von Pleskau aus trotz des Friedens einen Einfall vorzubereiten schien. Es erregte Besorgniß, daß er allen Hafer in Pleskau hatte aufkaufen lassen, und wie vor Abschluß des Friedens mußte man in steter Bereitschaft auf einen Ueberfall gefaßt sein. Als nun am 14. December 1510 der Hochmeister Friedrich starb, ging Plettenbergs Rath dahin, vor allem die Polen durch eine Gesandtschaft so lange hinzuhalten, bis ein neuer Hochmeister gewählt sei und inzwischen die Ordensschlösser in sorgfältiger Wacht halte, damit keine Verrätherei ihr Spiel treibe.

Die preußiſchen Regenten hielten unter dieſen Umſtänden für nöthig, einen beſonderen Boten zu Plettenberg zu ſenden, um genauer über ſeine Pläne unterrichtet zu werden und namentlich um zu erfahren, ob er die in Sicht genommene Wahl Albrechts von Brandenburg zum Hochmeiſter billige. Plettenberg verſammelte ſogleich ſeine Gebietiger zur Berathung und einigte ſich mit ihnen dahin, daß die Wahl des Markgrafen Albrecht dringend zu empfehlen, und für den Fall eines unerwarteten Angriffs der Polen auf Preußen dreihundert Reiter von Livland zu ſtellen ſeien. Weitere Hülfe könne er erſt nach Berufung eines allgemeinen Landtages mit Sicherheit zuſagen. Ein polniſch-däniſches Bündniß ſei zur Zeit nicht zu befürchten.

Gleich nach Ankunft der Antwort Plettenbergs trat dann Markgraf Albrecht in den deutſchen Orden, und am 6. Juli 1511 erfolgte ſeine Wahl zum Hochmeiſter. Die ungemein complicirte Lage, welche mit der Uebernahme des hochmeiſterlichen Amtes durch den Markgrafen Albrecht geſchaffen wurde, kann hier nur raſch ſkizzirt werden, obgleich Livland in nicht unweſentlicher Weiſe durch dieſelbe beeinflußt wurde und Albrechts politiſche Action meiſt im Einverſtändniſſe mit Plettenberg, zu dem er bald in ſehr intime Beziehungen trat, ſtattfand. Das eine Zeitlang drohende Geſpenſt eines ruſſiſch-polniſchen Bündniſſes gegen den deutſchen Orden in Livland und Preußen, wurde durch Michael Glinski, der in geheimer Verbindung mit dem Orden ſtand, glücklich abgewendet. Daran ſchloß ſich die uns aus der polniſchen Geſchichte im Weſentlichen bekannte Action Kaiſer Maximilians für den Orden [1]), und als der ruſſiſch-littauiſche Krieg ausbrach [2]), änderte die Lage ſich ſo vollkommen, daß Polen die Hülfe des Ordens gegen den Moskowiter in Anſpruch nahm. Plettenberg, der von den Plänen Moskaus ſchon im Voraus unterrichtet geweſen iſt, verfolgte, da es ſich für ihn darum handelte, Polen und Moskau, die ihm ja im Grunde gleich feindlich geſinnt waren, möglichſt durch einander unſchädlich zu machen, die Politik, unter Berufung auf den vierzehnjährigen Beifrieden mit Rußland den Polen jede Unterſtützung zu verweigern, gleichzeitig aber ſich ſelbſt gegen einen etwaigen Ueberfall von der einen oder der anderen Seite durch ſtete Kriegsbereitſchaft zu ſichern. Rußland gegenüber diente die von Polen, dem Könige gegenüber die von Moskau her drohende Gefahr als Entſchuldigung dieſes Verhaltens. Die Unzuverläſſigkeit beider Nachbarn nöthigte zum Laviren, und Plettenberg lavirte mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit. Der Hochmeiſter konnte, wie nun einmal ſein rechtliches Verhältniß zu Polen war, ſich nicht gleich ablehnend verhalten, aber auf Plettenbergs Rath machte er ſeine Unterſtützung der polniſchen Kriegsmacht von einer Verſchiebung der Verhandlungen über den von ihm verlangten Lehnseid und von der Zuſtimmung ſeiner Stände abhängig. Dann mußte die Berufung an Kaiſer, Papſt und an das damals

1) Vgl. Bd. I S. 624 ff.
2) Vgl. Bd. I S. 369 ff.

tagende lateranische Concil zur Entschuldigung dienen. Diese zögernde und hinhaltende Politik des Hochmeisters ließ sich aber nur so lange behaupten, als er in Kaiser Maximilian eine Stütze hatte. Da nun der wankelmüthige Kaiser in jener vielbesprochenen Zusammenkunft zu Wien im Juli 1515 den Orden Preis gab, wurde die Lage Albrechts und zugleich die Livlands eine ungemein kritische.[1]) Vier Jahre lang wurde trotzdem der Friede künstlich behauptet, bis zu Ende des Jahres 1519 jener Krieg ausbrach, der 1525 zur Auflösung des deutschen Ordens in Preußen und zur Entstehung des Herzogthums Preußen als polnischen Lehnstaates führte. Es ist nothwendig, sich den Verlauf dieser Ereignisse kurz ins Gedächtniß zurückzurufen, damit die Haltung Plettenbergs in jenen Jahren der Krisis verstanden werde. Aber noch ein Anderes ist unumgänglich, will man den großen Staatsmann recht verstehen. Auch die inneren Verhältnisse Livlands machten eine Krisis durch und zu steter Rücksichtnahme auf dieselbe genöthigt, war es für Plettenberg nicht möglich, einfach nach den Eingebungen seiner besseren Erkenntniß zu handeln. War es ihm auch gelungen, den Erzbischof Michael Hildebrand ganz für seine Politik zu gewinnen, im Einverständniß mit ihm die Widerstandskraft Rigas zum Besten des Landes zu lähmen, und dadurch thatsächlich den Orden zur Vormacht der livländischen Conföderation zu machen, so war der Selbständigkeitstrieb der übrigen Herren in Livland, der Bischöfe von Dorpat, Oesel, Reval und Kurland doch keineswegs gebrochen, und nur durch peinlichste Beobachtung jener althergebrachten Formen für gemeinsame Verhandlung von Landesangelegenheiten und durch Förderung eines Zusammenhaltens der Stände — Ritterschaften und Städte — gegenüber den Bischöfen gelang es ihm meist seinen Willen durchzusetzen. Freilich nicht ohne Opfer und nicht ohne stete Vermittelung zwischen den Parteien, die hart aneinander stießen, sobald die Interessen des Eigennutzes der einen oder der anderen Gruppe in Frage gestellt wurden. Die Stadt Dorpat und ihren Bischof hat der Meister bis an sein Lebensende für unzuverlässig gehalten, und nie mit Sicherheit auf sie rechnen können. In den Städten war die Rücksicht auf Handelsvortheile stets meist maßgebend, und in ritterschaftlichen Kreisen machte eben damals die Frage wegen der Stellung der Bauern, die in den Städten Aufnahme fanden und von ihnen nicht ausgeliefert wurden, böses Blut.

Wir haben in die ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts die Verschlechterung der rechtlichen Stellung des Bauernstandes bis zu fast völliger Leibeigenschaft zu setzen. Die Thatsache findet ihre Erklärung darin, daß in den bösen Kriegsjahren durch Wegführung von Bauern in die russische Gefangenschaft, aus der sie nicht wieder frei kamen — wir wissen, daß es einmal 40,000 Seelen waren — und in Folge der Lücken, welche Schwert und Krankheit gerissen hatten, die bäuerliche Bevölkerung arg zusammengeschmolzen war. Viele Aecker lagen wüst und die deutschen Grundbesitzer achteten nun

1) Vgl. Bd. I S. 625—629.

mit ängstlicher Sorge darauf, daß die auf ihrem Gebiete ansässigen Bauern auch auf demselben blieben. Mit der Verminderung der Arbeitskräfte aber wuchs in gleichem Verhältniß die Ausnutzung der bäuerlichen Arbeitskraft und das Bestreben der Bauern, sich durch Uebersiedelung auf anderen Grund und Boden harten Herren zu entziehen, oder durch Ansiedlung in einer Stadt sich die persönliche Freiheit zu erwerben, welche städtisches Recht verlieh. Die Städte nahmen derartige Ueberläufer gerne auf, da sie ihrer als Knechte, Hafenarbeiter und in allen für einen Deutschen nicht üblichen Beschäftigungen nicht entbehren konnten. Hatte doch Riga zu Meister Mengedes Zeiten zu einem Drittel undeutsche Bevölkerung. In den Tagen Plettenbergs aber muß das Verhältniß ein noch ungünstigeres gewesen sein. Der Meister war nun bemüht, durch Auslieferungsverträge, die zwischen den verschiedenen Herrschaften geschlossen wurden, dem Uebel abzuhelfen. Schon im Juni 1508 hatte er eine dahin zielende Uebereinkunft mit dem Bischofe Johann von Oesel geschlossen, eine zweite Einigung fand im nächsten Jahre zwischen dem Orden, dem Bischof von Reval und der Harrisch-Wierischen Ritterschaft statt. Zwei Hakenrichter[1]) wurden eingesetzt, um die Gerichtsbarkeit über verlaufene, besitzliche und nichtbesitzliche Bauern zu üben, die Gerichtsbarkeit der Herren an Hals und Hand ihrer Bauern ausdrücklich bestätigt, jedoch so, daß die Zuziehung zweier rechtskundiger Ordensbeamten eine gewisse Garantie gegen Parteilichkeit und Ungerechtigkeit bot: „Welcher seine Leute an Hals und Hand richten will, der soll dazu nehmen zwei des Herrn Meisters Männer, denen das wissentlich ist, daß das Recht nach einem Landgerichte gerichtet sei oder werde.“ Besonders hart war die Bestimmung, der zu Folge alle unter dreißig Jahren verkaufenen Bauern den Herren zurück gestellt werden mußten. Noch mehr Anlaß zu Bitterkeit und Zwietracht gab jedoch ein anderer Punkt: „Ob einem Gudemann sein Bauer entgegenkäme, der ihm entlaufen wäre, den mag er greifen und die Herrschaft aufbieten, auf wessen Lande er ihn greifet; und ist die Herrschaft nicht zur Stelle, so soll er dann den Zehntner aufbieten, so soll die Herrschaft mit dem Zehntner (Amtmann) und das ganze Land dafür stehen, daß der Zehntner ihn zum Burgen nimmt. Und nimmt die Herrschaft oder der Zehntner ihn nicht zum Burgen, so mag er weg nach Hause fahren und bricht daran nicht.“ Obgleich hier von den gegenseitigen Beziehungen der deutschen Grundbesitzer in ihrem Wechselverhältniß zu den Bauern die Rede ist, und die Städte gar nicht erwähnt werden, suchte doch die harrisch-wierische Ritterschaft 1513 die Einigung auch den Revalensern aufzudrängen, indem sie als altes Recht beanspruchte, was doch nur Neuerung war und der städtischen Praxis, sowie dem lübischen Rechte durchaus widersprach.

Wir besitzen über den Verlauf dieser Streitigkeiten, die sich bis in das Jahr 1516 ziehen, den sehr eingehenden und interessanten Bericht des Revaler

1) Je einer für Harrien und Wirland, später tritt ein Dritter für Jerwen hinzu.

Secretairs Otto Manow. Die gegenſeitige Erbitterung war ſo groß, daß, als im September 1513 der Meiſter ſeinen Einritt in Reval hielt, die Bürger in Befürchtung einer Ueberrumpelung von Seiten der Ritterſchaft die Stadtpforten ſchloſſen, ihre Straßen mit Balken, Ketten und Rennbäumen befeſtigten, und ihre Thürme und Mauern mit Mannſchaft und Geſchütz beſetzten. Wohl nicht ohne Grund, denn wenige Tage vor des Meiſters Einzuge waren der Stadt Warnungen zugegangen, ſie ſollte ſich vorſehen. In der Gildſtube hatten einige der Ritter beim Gelage geſungen:

wy wollen de borger up de koppe slan,
dat blot schall up der straten stan etc.

und einer der angeſehenſten Ritter, Herr Hermann Zöghe, hatte ſich in des Stadtvogtes Hauſe vernehmen laſſen, es werde nicht eher beſſer, „bis die Weihe über die Kücken fliege.“

Die Gegenſätze waren eben nicht auszugleichen; die Ritterſchaften verlangten, daß ihnen Reval alle Bauern, die Land beſäßen oder beſeſſen hätten, ſie ſeien jung oder alt, beweibt oder unbeweibt, ohne Verzug und Argliſt ausliefere. Ebenſo diejenigen, welche der Herrſchaft Zins oder Zehnten gegeben hätten, mit alleiniger Ausnahme ſolcher Bauern, die dreißig Jahre in der Stadt geſeſſen oder nachweislich an Kindesſtatt aufgezogen wurden. Nur Lostreiber, die kein Land gehabt, ſollten ausgenommen werden. Die Stadt machte dagegen geltend, daß ſie ſich ohne Volk den Angriffen auswärtiger Feinde, der Dänen, Schweden oder der unmilden abgeſonderten Reußen, gegenüber nicht behaupten könne. Auch würden die Bauern nicht gerufen, ſie kämen von ſelbſt. Reval habe eine alte Gewohnheit vorgefunden, der zu Folge dem fremden Volke freiſtand zu kommen und zu gehen. Seit Menſchengedenken ſeien die Bauern nie, wie die Gudemannen verlangen, gebunden und gefangen, ausgeliefert worden; das könne auch nach lübiſchem Rechte, mit dem die Stadt privilegirt ſei, nimmer geſchehen. Gleich wie in Lübeck ſpreche man in Reval Recht über arm und reich, über Weltliche und Geiſtliche, Bürger und Bauer, den Höchſten und den Niedrigſten auf eines Jeden Belangen u. ſ. w.

Nur mit großer Mühe nach fruchtloſen Verhandlungen auf mehreren Landtagen iſt es Plettenberg gelungen, durch einen Schiedsſpruch hier auszugleichen, und wenn auch nicht ein Einverſtändniß, ſo doch eine Art Waffenſtillſtand herbeizuführen, demgemäß Bauerwirthe, welche in die Stadt ziehen, auf Antrag ihrer Herrſchaft nach richterlicher Erkenntniß ſo lange bei Waſſer und Brod — auf des Klägers Koſten — gefangen gehalten werden ſollten, bis ſie ſich freiwillig entſchließen, ihrer Herrſchaft zu folgen. Nach Jahr und Tag aber ſolle jeder Anſpruch erloſchen ſein.

Mit Ausnahme von Kurland, wo wie es ſcheint, die bäuerlichen Verhältniſſe günſtiger lagen, treten uns dieſe Schäden und der unerquickliche damit verknüpfte Hader überall entgegen. Immerhin iſt es aber Plettenberg gelungen, durch ſeine zähe und ſtets auf den inneren Frieden zielende Politik

das Aeußerste abzuwehren und eine Stimmung herbeizuführen, in welcher beide Theile auf dem Boden eines Gewohnheitsrechtes sich verständigten.

Eine andere Schwierigkeit, mit welcher der Meister stets rechnen mußte, war das schon mehrfach berührte Verhältniß zur Geistlichkeit, namentlich zum Erzbischof und zu den Bischöfen. Waren sie doch Landesherren wie er, und wenn auch Reval und Kurland in faktischer Abhängigkeit vom Orden standen, Dorpats und Oesels konnte man nie sicher sein und das Verhältniß, in welchem Plettenberg zum Erzbischof Michael stand, war vor allem auf Charaktereigenschaften Michaels und den persönlichen Einfluß, den der Meister ausübte, begründet. Es scheint nun, daß das Domkapitel befürchtete, Plettenberg könnte versuchen, nach des Erzbischofs Tode von Rom aus, wie es so oft geschehen war, den erzbischöflichen Stuhl mit einem dem Orden genehmen Candidaten besetzen zu lassen. Um hier vorzubauen, hatte das Kapitel sich bei Papst Julius II. um Erneuerung seines ausschließlichen Wahlrechtes bemüht, und am 5. April 1508 auch eine Bulle erhalten, welche allen Ansprüchen der Rigaer Prälaten genügte und den Orden für den Fall, daß er die freie Wahl hindern sollte, mit geistlichen Censuren bedrohte. Als nun am 5. Februar 1509 der Erzbischof im Alter von sechsundsiebzig Jahren starb, hielt das Kapitel sechs Tage lang seinen Tod geheim, und wählte dann den Dekan der Rigaer Kirche, Jaspar Linde, einen Westfalen. Plettenberg bewährte auch hier seine versöhnliche und correcte Haltung. Der Elect konnte mit einem Empfehlungsschreiben von ihm nach Rom reisen, der Hochmeister, der anfänglich ungehalten war, wurde begütigt und es lag demnach nicht am Meister, wenn zeitweilig der alte Hader wieder auszubrechen drohte. Jaspar Linde trug sich mit ehrgeizigen Plänen, die er mit großer Zähigkeit verfolgte, aber schließlich doch nicht erreichte, da Plettenberg mit großer Geschicklichkeit seinen Anschlägen die Spitze abzubrechen verstand.

Er ging auf nichts Geringeres aus, als den Einfluß des Ordens auf die Bischofswahlen völlig zu beseitigen. Zu diesem Behuf suchte er vom Papste für alle Bisthümer eine ähnlich freie Wahl einerseits der Bischöfe, andererseits aber auch der Domherren zu erlangen, wie Riga sie eben erworben hatte und den Meister in die Stellung zurückzudrängen, die er zu Zeiten des ersten Albert eingenommen hatte. Er solle ihm „reverencie und gehorsamheit“ erweisen. Das aber sollte nur die Vorstufe zu weiterem sein. Als der erste Anlauf, den er nach dieser Richtung hin schon im Jahre 1512 machte, daran gescheitert war, daß Plettenberg eine vom Erzbischof geplante Versammlung aller Bischöfe unter dem Vorwande der Russengefahr verhinderte und eine Beschwerde des Erzbischofs am römischen Hofe keine Beachtung gefunden hatte, nahm er 1518 die Frage in einer sämmtlichen Bischöfen zur Begutachtung zugesandten Denkschrift nochmals auf. Unter Berufung auf das 1448 zwischen Papst Nicolaus V. und der deutschen Nation abgeschlossene Aschaffenburger Concordat, welches den Kapiteln freie Bischofswahl zusicherte, schlug er vor, dieses Recht auch für Livland in Anspruch zu nehmen, wo-

möglich aber zu erreichen, daß die Bestätigung der livländischen Bischofswahlen ganz ihrem Metropolitan, dem Erzbischof von Riga, übertragen werde. Die Bischöfe sollten die Regalien vom Kaiser erhalten, sei das geschehen, so ergebe sich die freie Wahl von selbst. Wirklich wurden die Regalien auch 1520 von Kaiser Karl V. erworben und 1522 erklärt, daß das Aschaffenburger Concordat auch für Livland gelte. Das Hauptziel aber ward nicht erreicht. Jasper Linde hatte die Bischöfe dadurch zu gewinnen versucht, daß er sie auf große Ersparnisse hinwies, welche es mit sich bringe, wenn sie der Bestätigung durch den Papst nicht mehr bedurften und in Rom schon 1518 für seine Pläne Boden gefunden. Da aber stieß er auf Widerstand bei den Bischöfen selbst, die sich schließlich nicht verhehlen konnten, daß das Bestätigungsrecht einen ungeheuren Machtzuwachs des Erzbischofs bedeute und bald erkannten, daß jene Ersparnisse nur ihren Kapiteln, nicht ihnen persönlich zu Gute kämen, sie vielmehr eine einmalige große Ausgabe am päpstlichen Hofe nicht würden umgehen können, um jenes zweischneidige Privileg zu erlangen. An ihrem Widerstande und wohl auch an der Gegenwirkung Plettenbergs lag es, wenn all die hochfliegenden Pläne des Erzbischofs „fast unmerklich im Sande verrannen."

Es will wahrlich viel sagen, wenn trotz alledem Plettenberg in Frieden mit den Prälaten blieb, nur ist begreiflich, daß er mit äußerster Vorsicht jeden Schritt derselben beobachtete und keinerlei Vertrauen auf sie setzte. Mußte er doch darauf rechnen, daß jeder Fehler, den er mache und jeder Verlust, der ihn traf, von jenen zur Mehrung eigener Herrlichkeit ausgenutzt werde. Im Keim mußte jede im Innern drohende Uneinigkeit und jeder Umsturzversuch erstickt werden, sollte nicht das ganze Land darüber zu Grunde gehen. Denn der Zündstoff war nach wie vor derselbe. Das zeigten namentlich die ihrer Zeit vielbesprochenen Wettberg-Zöghe'schen Händel.



Siegel des Geschlechtes der Rosen.



Siegel des Geschlechtes der Uexküll.



Siegel des Geschlechtes der Zöghe.

Der Zusammenhang dieser äußerst verwickelten Angelegenheit ist in Kürze der folgende.

Wir haben schon oben gesehen, daß von den livländischen Vasallenfamilien die vier mächtigsten sich im Jahre 1414 das Recht der samenden Hand erworben hatten, demzufolge Güter, welche einmal in den Besitz dieser Familien

gelangt waren, ihnen nicht mehr verloren gehen konnten. Da nun der Verkauf von Lehnsgütern durch Erzbischof Silvesters Gnade freigegeben war, bot sich ihnen bei ihrem großen Reichthum die Möglichkeit, durch steten Ankauf oder durch Heirathsallianzen jenen Familienbesitz stetig zu vergrößern. Die Tiesenhausen, Ungern, Rosen und Uexküll waren so zu ungeheurem Landbesitz gelangt, der zwar meist im Erzstifte lag, aber allmählich sich über alle Livlande auszudehnen begann. Es ist verständlich, daß sich hiergegen unter den übrigen Rittergeschlechtern der Stifter, wie Harrien und Wirlands, eine Opposition zu regen begann, aber man vermochte nicht durchzudringen, das Recht stand hier bei den Mächtigen. Einer der ersten Vorkämpfer gegen jene factische Vorherrschaft der Familien Samender Hand war jener Hermann Zöghe oder Soye, wie das Geschlecht sich damals nannte. Es ist derselbe, auf den das geflügelte Wort von der Weihe und den Küken zurückging, das in Reval so viel böses Blut gemacht hatte. Soviel wir aus den erhaltenen Urkunden zu erkennen vermögen, ist er ein hochfahrender, händelsüchtiger und intriguanter Mann gewesen. In den Acten, welche uns die richterlichen Erkenntnisse des harrisch-wierländischen Rathes erhalten haben, tritt uns sein Name immer wieder entgegen, und es fällt die Zähigkeit auf, mit welcher er jeden einzelnen Fall gleich durch alle Instanzen jagt. Dieser Mann war nun mit einem der Rosen aneinandergekommen, dem ein ursprünglich Zöghesches Gut durch Erbschaft angefallen war. Er behauptete näheres Recht zu haben, verlor jedoch seinen Proceß erst vor dem harrisch-wierischen Rathe, dann durch Spruch des Meisters. Im Zorn darüber wandte er sich an den damals noch regierenden Hochmeister Friedrich und verschrieb ihm das strittige Gut, während er sich gleichzeitig gegen Hans von Rosen in Drohungen erging, er werde sich seiner bemächtigen und ihn in fremde Herrschaft führen. Dann ließ er verlauten, wollte die Ritterschaft ihm treu sein, so wolle er sie zum Herrn des Landes machen. Auch scheint es, daß er schon damals mit Dänemark und Polen hochverrätherische Verbindungen anknüpfte. Plettenberg, der durch den Comtur von Reval und durch Rosen von diesen Plänen wohl unterrichtet war, ließ, als er erfuhr, daß Zöghe im Begriff sei, mit acht bis zehn Pferden außer Landes zu reiten, ihn in Reval aufheben und ins Gefängniß werfen. Er gab ihn nur frei, nachdem eine Reihe der angesehensten Geschlechter sich dafür verbürgt hatte, daß Zöghe sich dem Spruch des Meisters stellen werde. In Fellin trat das Gericht zusammen,



Wappen des Geschlechtes der Ungern.

der Meiſter mit ſeinen Gebietigern und zwölf Gudemannen aus Harrien und Wirland. Weil Zöghe das gewöhnliche und befeſtigte Recht verachtet und ſonder Willen und Wiſſen des Meiſters, gemeiner Ritterſchaft und des ganzen Landes zu gebrauchen abgeſchlagen und den Meiſter unziemlicher verfolgt habe — ſo erkannte das Gericht —, ſollte er am Höchſten, das heißt an Leib und Leben, gerichtet werden. Nun begnadigte ihn Plettenberg zwar auf Fürbitte der harriſch-wieriſchen Ritterſchaft, aber er ließ ihn Urfehde ſchwören, daß weder er noch ſeine Söhne und Erben je dieſer Handlung gedenken würden.

Zöghe ſchwor, war aber entſchloſſen, den Schwur nicht zu halten. Wir finden, daß ein nicht geringer Anhang zu ihm ſtand und daß er die Pläne, mit denen er ſich trug, keinen Augenblick fallen ließ. Zur Verwirklichung derſelben ſollte ihm die Unzufriedenheit dienen, welche im Stift Oeſel über das Regiment des alten, mehr als neunzigjährigen Biſchofes herrſchte. Johann Orges lebte den ehrgeizigen Herren ſeines Bisthums zu lange, auch war man nicht zufrieden, daß er bisher mit Plettenberg Hand in Hand gegangen war. Das mit den Vaſallen in engen verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtehende Kapitel beſchloß, einem aus ſeiner Mitte die Nachfolge zu ſichern und erkor dazu den Decan des Stiftes, Herrn Johann Wettberg. Er wurde reich mit Geldmitteln verſehen und beauftragt, perſönlich ſeine Wahl in Rom zu betreiben. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß auch der Erzbiſchof mit dieſen Dingen zu ſchaffen hatte. Mit dieſem Manne nun trat Zöghe in Verbindung. Im Sommer 1513 thaten ſie ſich zuſammen, um der eine gegen ſeinen Eid in Dänemark gegen den Meiſter zu wühlen, der andere, um ſich in Rom ohne Wiſſen des Meiſters und der Lande zum Coadjutor wählen zu laſſen. Der Augenblick war günſtig, da Chriſtian von Dänemark höchſt verſtimmt war wegen der Unterſtützung, die Schweden von Livland aus zu Theil wurde. Wir könnten an der Hand der in dieſer Angelegenheit zahlreich erhaltenen Urkunden die weitere Thätigkeit beider Männer bis in das Detail hinein verfolgen. Das Weſentlichſte läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß beide in Samaiten von Leuten des Hochmeiſters ergriffen und gefangen genommen wurden, darauf entkamen und nochmals in Gefangenſchaft geriethen, aber nachdem ſie die bündigſten Verſicherungen ertheilt hatten, auf Grund von Fürſprachen, welche aus Polen und Dänemark — alſo von den Feinden des Ordens — eintrafen, freigegeben wurden. Beide eilten nun nach Rom, Zöghe unter dem Vorwande eines Gelübdes, Wettberg, um ſich die Coadjutorſchaft zu erwerben. Hier machinirten ſie nun in höchſt gefährlicher Weiſe gegen den Orden. Zöghe ſuchte einen Proceß gegen den Hochmeiſter und gegen Plettenberg anhängig zu machen, und Wettberg hätte ſein Ziel vielleicht erreicht, wenn ſeine Geldmittel gelangt hätten. Er verdarb Alles dadurch, daß er, um Geld zu erlangen, Urkunden fälſchte, und wurde nach Entdeckung des Betruges unſchädlich, Zöghe aber ſtarb, nachdem er vorher noch alles Mögliche aufgeboten hatte, um ſicheres Geleite zur Rückkehr nach Livland zu erlangen, im

Sommer 1516, und damit war auch seine Partei, die theils im Erzstifte, theils in Harrien und Wirland saß, zersprengt. Am 20. März 1523 aber thaten sich die Patkul, Pahlen, Plater, Hastfer, Koskull, Aderkas, Nötken, Viethinghof, Wrangel, Mengden, Hahn und andere nicht zur samenden Hand gehörenden Familien zusammen und bestimmten für sich und ihre Nachkommen, daß sie keines ihrer Güter fortan durch Verkauf, Vererbung, Heirath oder Verpfändung an eine der vier großen Familien bringen würden. Auch zwei Uexkülls, die offenbar nicht der Hauptlinie dieses Namens angehörten, schlossen sich der hier getroffenen Vereinbarung an.

Die ganze an sich in ihren Folgen unbedeutende Angelegenheit ist aber insofern wichtig, als sie zeigt, wie wenig zuverlässig die Elemente waren, mit denen Plettenberg in kritischer Zeit rechnen mußte. Die trotzige Selbstherrlichkeit der livländischen Vasallen war stets bereit, alles in Bewegung zu setzen, wo es galt, die eigenen Interessen zu wahren. Der spätere Bischof von Reval und Dorpat charakterisirt die Livländer jener Zeit in einem Schreiben an den Hochmeister sehr treffend folgendermaßen: „So viel ich E. G. Sachen in diesem Lande verstehen und abmerken kann, bedünket mich, daß E. G. mit Güte wohl das Meiste erlangen werde, denn die Leute hier sind eines starken Gemüthes, und wenn einst eine Verbitterung in sie kommt, ist sie schwerlich wiederum zu mildern." Die „starken Gemüther" aber traten Plettenberg auf Schritt und Tritt entgegen, wenn es galt, allgemeine Interessen zu wahren, die nun einmal ohne Verletzung von Privatinteressen nicht durchzuführen sind. Nur die Summe dieser kaum irgendwo in gleicher Verkettung auftretenden Schwierigkeiten giebt den Schlüssel zur Politik, die Plettenberg verfolgen mußte, weil sie unter den gegebenen Verhältnissen die einzig mögliche war. Mit Güte und Zähigkeit ließ sich viel erreichen. Er ist von denkbarster Langmuth gewesen.

Die Schilderung der inneren Schwierigkeiten, mit welchen der Meister ununterbrochen zu ringen hatte, ließe sich noch durch eine lange Reihe charakteristischer Thatsachen ergänzen. Sie gehören der Landesgeschichte an und überschreiten den hier gesetzten Rahmen. Die Sorgen, welche die Pestilenz mit sich führte, die 1515 Livland und Ostpreußen decimirte, die mancherlei Schwierigkeiten welche das versteckte Spiel des Erzbischofs und der Bischöfe verursachte, unter welchen der frühere Procurator des Ordens, Johann Blankenfeld, seit dem 20. October 1514 Bischof von Reval und seit dem 29. Juli 1518 Bischof von Dorpat und Reval, immer entschiedener in den Vordergrund trat, trugen ihrerseits dazu bei, dem Meister die freie Bewegung zu erschweren.

So lagen die Verhältnisse, als zu Ende des Jahres 1515 der Hochmeister Plettenberg zu einer Zusammenkunft in Memel aufforderte. Der Erzbischof, dem der Meister davon Mittheilung machte, rieth dringend ab, ein Ueberfall von Seiten der Russen sei im Anzuge. Die Abwesenheit Plettenbergs könne die schlimmsten Folgen haben. Aber Albrecht von Brandenburg

ſtand unmittelbar vor dem Bruch mit Polen und wollte ſich der Hülfe des erfahrenen und von ihm hochgeſchätzten livländiſchen Meiſters um jeden Preis verſichern. Er ſchickte ſeinen Vertrauten Dietrich von Schönberg mit ſo dringenden Anträgen nach Wenden, daß Plettenberg nachgab. Das Anerbieten des Hochmeiſters, nach Grobin zu kommen, wies er aus Höflichkeit zurück und am 24. Februar 1516 traf er mit hundertvierzig Pferden in Memel ein. Der Hochmeiſter hatte ihm ſein eigenes Gemach einräumen wollen, Plettenberg lehnte natürlich ab, aber die Thatſache iſt bezeichnend für die gefliſſentliche Aufmerkſamkeit, die ihm während der zwölf Tage — Plettenberg hatte auf nur zwei Tage gerechnet — zu Theil wurde, die er in geheimen Verhandlungen mit dem Hochmeiſter in Memel verbrachte. Mit vierzig Pferden waren zwei Ordensgebietiger und Albrechts vertrauter Rath Dietrich von Schönberg dem livländiſchen Meiſter entgegengeritten. „Geliebter Bruder und lieber Freund," das war der Gruß, mit welchem der Hochmeiſter Plettenberg empfing. Und aus den gleich an demſelben Tage gepflogenen Verhandlungen tritt uns der gleiche Ton aufrichtiger Verehrung und Zuneigung entgegen. „Gott vom Himmel," ſagte der Hochmeiſter, „danken wir das, daß er unſerm Orden einen ſolchen tapferen Mann beſcheert," und wieder, „wir werden auch E. L. die Zeit unſers Lebens an unſers leiblichen Bruders ſtatt lieben, ehren und fördern."

Das Weſentliche der Verhandlungen aber läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß zunächſt beide, Hochmeiſter und Meiſter von Livland, „ſo wahr ihnen Gott helfe und die Heiligen," ſchworen, über das, was verhandelt werde, zu ſchweigen bis ins Grab. Der Orden, führte Albrecht aus, ſei von Papſt, Kaiſer, gemeinem Reich und deutſchem Adel verlaſſen, und obgleich man ihn bisher mit Weisheit und Mannheit gegen Ruſſen, Polen und Littauer vertheidigt habe, ſei zu befürchten, daß nun das Ende herannahe. Erbärmlich wäre es, wenn gerade ſie beide es erleben ſollten. Der Friede zwiſchen Rußland und Polen ſei in der Mache, und nun ſtehe zu befürchten, daß der Orden gezwungen werde, jenen „beweglichen" Frieden zu ſchwören, der ſeinen Untergang bedeute und Preußen wie Livland gleich verderben werde. Da ſei es beſſer, Leben und Tod vor dem Feinde zu nehmen.

Noch habe er, außer Dietrich von Schönberg und ſeinem Bruder, dem Kurfürſten von Brandenburg, keinem Menſchen von dieſer Handlung zu verſtehen gegeben, der Kurfürſt werde helfen, jetzt, wenn Plettenberg zuſage, ſei er entſchloſſen, den Krieg anzuheben.

Aber Plettenberg ſchaute ſorgenvoll drein. Er wies darauf hin, daß, wenn der Krieg beginne, die Prälaten und Gebietiger in Livland wegen der ſtets bedrohlichen Nachbarſchaft Rußlands und Polens nicht außer Landes ziehen noch geſtatten würden, Leute hinaus zu ſenden. Es ſei ſchwer, einen Rath zu ertheilen. Der König von Polen und die Stadt Danzig ſeien in gutem Verſtändniß mit Riga, Reval und Dorpat, welche Stadt dem Orden ſehr ungetreu ſei, ſo daß man ſich ihrer nichts Gutes verſehen könne. Habe

aber der Orden Hülfe vom Papſt, den Ständen des Reichs und ſonderlich von den Verwandten des Hochmeiſters, ſo wolle er, Plettenberg, zwar Leib und Gut daran ſetzen, aber ohne Wiſſen der Prälaten, der Gebietiger und der Landſchaft könne er nur für des Ordens Hülfe einſtehen. Ein Krieg ſei gar bald angehoben, aber er wiſſe aus bitterer Erfahrung, daß auch das Ende zu bedenken ſei. Auch ſchätze man die Gebietiger in Livland für reich, es ſei aber leider nichts vorhanden; das viele Volk, das man halten müſſe, verzehre alles. Aber er wolle gern Genaueres über die Pläne des Hochmeiſters hören und dann danach handeln.

Es gingen nun einige Tage in ſchriftlichen und mündlichen Verhandlungen hin. Am 4. März legte der Hochmeiſter ſeinen Kriegsplan vor. Der Orden in Preußen könne 8000 Knechte und 2000 Reiter ſtellen und neben des Ordens Unterthanen über Jahr und Tag erhalten. Die Markgrafen würden den halben Theil des Krieges für die Zeit von acht Monaten tragen. Uebers Jahr ſolle der Anfang gemacht werden. Dänemark ſei dahin zu beſtimmen, daß es dem Feinde über See keinen Proviant und kein fremdes Volk zuführen laſſe oder dem Orden, was er brauche, billigen Kaufes geſtatte. Vom Deutſchmeiſter dürfe man mindeſtens 200,000 Gulden erwarten, für Proviant und Geſchütz ſei geſorgt. Wenn die Söldner beiſammen ſeien, müßten die preußiſchen Streitkräfte Danzig belagern, die livländiſchen Samaiten nehmen, nach Heilsberg ziehen und, wenn die Stadt ſich nicht ergebe, brennen und verwüſten und ſich danach vor Danzig mit den anderen Truppen vereinigen. Hier müſſe man erſt die Schiffe verbrennen, danach die Stadt mit Sturm nehmen und ebenſo Thorn zu Fall bringen. Seien dieſe beiden Städte erobert, ſo müßten Elbing und Marienburg, weil ſie keinen Strom hätten, aus Ohnmacht fallen. Dann wolle er mit Mord, Raub und Brand die Polen alſo verderben, daß Küche und Keller ihnen Preußen zu überziehen verbieten.

Livland müſſe vorher den Frieden mit Rußland „etwas kräftiger“ beſchließen und die Prälaten zum Verſprechen bewegen, ſich gegen alle Feinde des Ordens gebrauchen zu laſſen. Jede Unternehmung Livlands gegen Littauen und jede Eroberung auf Koſten desſelben werde er, der Hochmeiſter, unterſtützen.

Plettenberg nahm dieſen Kriegsplan nicht ſehr hoffnungsfreudig an. Nur wenn *alle* Vorausſetzungen eintrafen, von welchen der Hochmeiſter ausging, bot er Ausſicht auf Erfolg. *Ein* Mißlingen mußte das ganze Unternehmen zu Fall bringen. Wie ſollte der Meiſter Rathſchläge ertheilen, welche gegenſtandslos wurden, ſobald eine der Vorausſetzungen Albrechts nicht zutraf; wie verſprechen, da er doch wußte, daß jene „ſtarken Gemüther,“ mit denen in Livland zu rechnen war, von divergirenden Intereſſen beſtimmt, feſt entſchloſſen waren, nur da mit zu thaten, wo ſie mit gerathen hatten? Er rieth zuerſt zum Frieden. Der Orden ſei zum Kriege ungeſchickt und es ſei, wie die Dinge lägen, doch noch am beſten, wenn der Friede beſchworen werde mit Dämpfung oder Auslaſſung der beſchwerlichen Artikel. Durch des Hoch-

meisters Freunde werde sich das erreichen lassen. Noch müßte die Entscheidung hinausgeschoben werden.

Doch der Hochmeister wurde immer dringender. „Lieber Freund und Bruder," meinte er, „Ihr bewegt die Sache tiefer, als wohl von Nöthen ist; wir merken aber noch zum Theil nicht, was Euer Rathschlag ist."

Da antwortete Plettenberg, der Hochmeister habe seine Meinung oftmals gemerkt, wie sehr die Zustimmung der Prälaten, der Gebietiger und der Landschaft ihm unentbehrlich sei. Wisse aber der Orden einige Hülfe, so wolle er Leib, Leben und Gut in Gehorsam daransetzen und auf dem Felde vor Danzig gern sein Blut vergießen. Wenn also das Glück ihm hold sei, werde er mit nicht weniger als 100 Reitern und 2000 Knechten erscheinen.

Diese bedingte Zusage wurde dann vom Hochmeister mit eigener Hand zu Papier gebracht und mit Danksagung empfangen. Er wollte sich darauf gewißlich verlassen.

Am Donnerstag nach Lätare (6. März) fand endlich die schließliche Einigung dahin statt, daß, sobald die Hülfe von Brandenburg und von des Hochmeisters Freunden sicher sei, eine Botschaft nach Livland gehen werde, um die Ordnung des Krieges zu vereinbaren und einen festen Frieden zwischen Livland und Moskau zu sichern. Von Stunde an werde dann der Meister sich zum Kriege rüsten, die ganze Angelegenheit aber bis auf weiteren Bescheid des Hochmeisters nur zweien seiner Rathsgebietiger mittheilen und die Prälaten inzwischen zur Eintracht mit dem Orden führen. Binnen Jahresfrist solle der Krieg angehoben werden, „Gott helfe ihn zu gnädigem Ende führen."

Mit diesem Bescheide gingen unter lebhaften Bezeugungen gegenseitiger Freundschaft die beiden Meister auseinander, um die Vorbereitungen zu der großen Entscheidung zu treffen.

Der Eindruck, den wir von den Verhandlungen zu Memel gewinnen, über welche uns drei ausführliche Aufzeichnungen erhalten sind, ist doch der, daß Albrecht von Brandenburg sich über die Aussichten des Ordens trügerischen Hoffnungen hingab. So anmuthend auch der patriotische Zorn des Hochmeisters und das lebendige Gefühl für die Ehre des deutschen Namens aus seinen Reden und Entwürfen zu uns herüberklingt, Plettenberg hat mit seinen Bedenken Recht behalten, denn keine der Erwartungen Albrechts hat sich als zutreffend erwiesen. Wo er festen Zusagen gegenüberzustehen meinte, begegnete er im besten Falle halber Hülfe, im schlimmeren entschiedenem Treubruche. Der Einzige, der nicht mehr versprochen hatte, als er halten konnte, war Plettenberg, der auch, soviel an ihm lag, sein Möglichstes that, die Voraussetzungen herbeizuführen, an welche er in richtiger und klarer Erwägung der einmal vorhandenen politischen Verhältnisse seine Hilfeleistung geknüpft hatte. Es ist höchst lehrreich, zu verfolgen, wie er Schritt für Schritt seinem Ziele näher zu kommen suchte. Der Landtag, der am 29. Juni des Jahres in Wolmar zusammentrat, zeigt deutlich, wie der Meister bemüht war,

vor allem die inneren Gegensätze auszugleichen. Eintracht, betonte der Meister einmal über das andere, thue diesen Landen sonderlich mehr Noth denn anderen Landen, und er selbst gab das gute Beispiel, in einer principiellen Frage von großer Wichtigkeit ohne jede Weiterung sich der Ansicht der Stände zu fügen. Der Erzbischof hatte auf strittigem Gebiete an der russischen Grenze eine Burg, Villack, zu errichten begonnen. Der Großfürst von Moskau war darüber ungehalten und erhob zugleich Ansprüche auf dörptisches Gebiet sowie auf Ordensland im Marienburgischen und Rossitenschen. Plettenberg rieth in Anbetracht des zwischen Rußland und Littauen bevorstehenden Friedens zur Vorsicht. Als jedoch Ritterschaften und Städte sich dem Wunsche des Erzbischofs anschlossen, erklärte er auf das Bestimmteste, daß der Bau der Burg zu Ende geführt und Gewalt mit Gewalt zurückgewiesen werden solle. Seit langer Zeit zum ersten Male zeigten sich alle Glieder der livländischen Conföderation in einer Frage gleichen Sinnes; wie hätte er da nicht nachgeben sollen? Auch Narva wurde mit Besatzung verstärkt und trotz des ewigen Friedens, der im Juni 1514 mit Littauen abgeschlossen war, festgesetzt, daß auf die littauische Grenze scharf zu achten sei. Erst kürzlich waren littauische Edelleute auf livländisches Gebiet eingedrungen, wie denn überhaupt der ganze Landstrich von der samaitenschen Grenze an bis nach Polock hinauf der Schauplatz sich ewig wiederholender Ueberfälle und Gewaltthaten war. Die Stimmung gegen Littauen war daher eine fast gleich erbitterte wie gegen Moskau, und das konnte den Wünschen des Meisters nur entsprechen.

Auch die Stellungnahme Livlands zu dem dänisch-schwedischen Conflict kam zur Berathung. Im April war von König Christian II. Dr. Detlev Smiiter nach Polen, Preußen, Danzig und Livland geschickt worden, um thatkräftige Unterstützung oder wenigstens neutrale Haltung für den bevorstehenden Krieg zu erlangen. In Livland kam es dabei besonders auf die Haltung Revals an, das bei dem Handel nach Schweden hin meist interessirt war. Andererseits mußte der Meister, ohne darüber reden zu dürfen, die Eventualität eines preußisch-polnischen Krieges im Auge behalten, bei welchem, wie wir wissen, der directen oder indirecten Unterstützung Dänemarks eine nicht unwesentliche Rolle zugewiesen war. Beides combinirt, ergab die Nothwendigkeit einer zwar freundlichen, aber nicht bindenden Antwort, und in diesem Sinne erfolgte schließlich auch die Resolution des Landtages, auf welchem die Städte entschieden nach Schweden hin neigten.

Es geht daneben durch diesen Landtag ein merkwürdiger Zug, der den Plänen Plettenbergs, welche auf Isolirung der unzuverlässigen Prälaten hinzielten, förderlich war. Erzbischof Jasper hatte gleich zu Beginn seiner Amtsverwaltung sich mit Fragen kirchlicher Reform beschäftigt und in löblicher Weise eine Verbesserung des sehr rudimentären Volksschulwesens — wenn dieser Ausdruck überhaupt gebraucht werden darf — in Angriff genommen. Einen Hauptschaden sah er in der mangelhaften Vorbildung der livländischen

Geiſtlichen. Er wollte zu dieſem Behuf eine Hochſchule gründen, ſtieß aber auf entſchiedenen Widerſpruch von Seiten der Städte und Ritterſchaften, und es zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit, wie wenig beliebt die „Pfaffen“ im Lande waren. Man begann laut über die Sittenloſigkeit derſelben zu klagen, beſonders über den Prunk, mit welchem die Zuhälterinnen, oder, wie man in Livland ſagte, die „Meyerſchen,“ der Prälaten auftraten. Aeußerſt charakteriſtiſch iſt die Antwort, welche der Erzbiſchof (im Auguſt 1513) vor verſammeltem Landtage ertheilte. Es ſeien, ſagte er, gar wenig Prieſter im Lande, ſo daß ſchon jetzt die armen Undeutſchen ungelehrt blieben. Jener Antrag aber werde zur Folge haben, daß die wenigen Prieſter auch wegziehen und das Chriſtenthum im Lande geſchwächt werde. In Köln, Utrecht und anderen Orten, wo doch viele Prieſter ſeien, dulde man die Meyerſchen, der heilige Vater und die Cardinäle duldeten ſie auch. Die Ritterſchaft aber, von der die Klage ausgegangen war, erklärt darauf, gegen die Meyerſchen als ſolche wolle ſie nichts einwenden, denn die Prieſter ſeien auch Menſchen,



Silbermünze von Jaſper Linde, Erzbiſchof von Riga und Walter von Plettenberg, Heermeiſter der Kreuzbrüder. Originalgröße. (Berlin, königl. Münzkabinet.)

Im Felde der Vorderſeite die Bruſtbilder des Erzbiſchofs mit der Mitra und des Ordensmeiſters mit dem Ordenskreuze auf der Bruſt. Unter jedem ſein Wappenſchild; der Biſchof führt eine Linde im Wappen. Umſchrift: MO(neta) NO(va) ARCHIEPI(scopi) ET · MAGISTRI · LIV(oniae). Im Felde der Rückſeite Maria mit dem Kinde und dem Scepter in einer Strahlenglorie ſtehend; Umſchrift: CON : SERVA : NOS : DOMINA : MARI(a); unten † 1516 †.

aber den rittermäßigen Prunk jener Weiber wollten ſie nicht dulden. Das half nun freilich nichts, da der Erzbiſchof erklärte, er müſſe es geſchehen laſſen; aber je mehr Jaſper den Weg der Reform einſchlug, um ſo mehr wandte ſich die Stimmung des Landes gegen die Prälaten. Als nun 1516 der Erzbiſchof auf die Nothwendigkeit hinwies, die baufälligen Landkirchen zu reſtauriren, antworteten die Städte kurzweg mit einem lakoniſchen „Kirchen und Kirchherren kümmern uns nicht;“ dagegen einigten alle Stände ſich dahin, daß ſie in Zukunft keinen geiſtlichen Bann dulden wollten, und ſollten ſie darüber Leib und Leben verlieren.

Es iſt noch nicht möglich, in dieſer Frage zu einem klaren Urtheil zu gelangen, weil uns die Acten in Stich laſſen; doch ſcheint nach dem bisher zugänglichen Material Plettenberg mit dem ehrgeizigen Johann Blankenfeld,

der ſich in Ausſicht auf weitere Beförderung zur Zeit noch zum Orden hielt, in geheimem Einverſtändniſſe geweſen zu ſein, ſo daß wir in der Juni 1519 erfolgten Erhebung desſelben zum Biſchof von Dorpat eine Belohnung ſeiner ordensfreundlichen Haltung zu ſehen hätten. Die Vorbereitungen zum preußiſch-polniſchen Kriege nahmen mittlerweile ihren Fortgang. Die Verhandlungen, welche Albrecht von Brandenburg mit Moskau angeknüpft hatte, führten am 10. März 1517 zum Abſchluß eines ruſſiſch-preußiſchen Angriffsbündniſſes wider Polen, und es iſt eine jener hiſtoriſchen Coincidenzen, daß von demſelben Tage die Bulle datirt, durch welche Papſt Leo X. allen chriſtlichen Fürſten einen fünfjährigen Stillſtand zum Zweck gemeinſamer Bekämpfung der Türken auferlegte. Die Dinge gingen ihren Gang weiter trotz jenes Verbotes, und ſchon im Juni 1517 ſehen wir den Hochmeiſter in directer Correſpondenz mit dem Comtur von Goldingen behufs Zerſtörung der von den Samaiten errichteten Hinderniſſe, welche beſtimmt waren, die Verbindung zwiſchen Livland und Preußen auf dem Landwege unmöglich zu machen. Das Geheimniß der Zuſammenkunft zu Memel ließ ſich nicht länger aufrecht erhalten, und im September 1518 war Plettenberg ſo weit gediehen, daß er die Angelegenheit den Ordensſtänden zur Entſcheidung vorzulegen beſchloß. Er berief die Ritterſchaften aus Harrien und Wirland und das erſt kürzlich mit ihnen verſöhnte Reval zu einem Tage nach Fellin. Von ſeinen Gebietigern waren nur die eſtländiſchen um ihn, der Comtur von Reval und der Vogt von Weſenberg.

Plettenberg eröffnete die Verſammlung mit einer klaren Darlegung der Nothlage, in welcher ſich der Orden befinde. Erſt kürzlich habe der Hochmeiſter ihn mit ſeiner merklichen Botſchaft beſchickt und kund gethan, daß er aus Mitrath, zugeſicherter Hülfe und Zuthat römiſcher kaiſerlicher Majeſtät, der Herren Kurfürſten und anderer mehr ſeiner verwandten Herren und Freunde, den Entſchluß gefaßt habe, ſich wieder in Beſitz des alten Ordenslandes Preußen zu ſetzen. Da er trotz aller Verſuche dieſes Ziel in Güte nicht habe erreichen können, müſſe er zu Kriegsgeſchäften greifen, um das vormals ſeinem Orden abgedrungene wieder zu erlangen, und deshalb habe er auch ihn, den Meiſter von Livland, zu Hülfe gerufen und eine merkliche Summe von Pferden und Geld begehrt. Nach reiflicher Erwägung mit den Gebietigern, habe er, Plettenberg, fürs Beſte erkannt, den Hochmeiſter in ſeinen Nöthen nicht zu verlaſſen, und ſo weit ohne Schwächung des Landes möglich ſei, zu unterſtützen. Dazu brauche er die Hülfe ſeiner Ritterſchaften und Städte. Er begehre daher inſtändig und fleißig, daß Reval ihn nicht verlaſſe und zweihundert Mann ein Jahr lang auf der Stadt Koſten halte. Die Sendeboten möchten es reiflich überlegen und Niemandem als den Herren vom Rath davon Mittheilung machen. Darauf nun erklärten die Boten nicht eingehen zu können, da wo es ſich um Geldbewilligungen handle, die Gemeinde hinzugezogen werden müſſe. Und dabei blieb es, trotz aller Bemühungen Plettenbergs mehr zu erlangen, und als die Boten heimgekehrt waren, antwortete der Rath ganz in demſelben Sinne.

Je näher nun in Preußen die endliche Entscheidung heranrückte, um so deutlicher trat hervor, wie wenig jene Versprechungen Stich hielten, auf deren Erfüllung der Hochmeister sein ganzes Unternehmen gegründet hatte. Johannes Voigt hat im neunten Bande seiner Geschichte Preußens diese Dinge und den Verlauf des Ende 1519 beginnenden Krieges recht beweglich und in aller Ausführlichkeit erzählt. Wir müssen auf ihn verweisen und können an dieser Stelle nur hervorheben, was für die weitere Entwicklung der livländischen Verhältnisse von Bedeutung geworden ist. Da fällt nun zunächst auf, wie gering die thatsächliche Hülfe Livlands gewesen ist. Die Prälaten haben nichts gethan, man mußte zufrieden sein, daß sie wenigstens nicht hindernd in den Weg traten. Die Leistungen der Städte scheinen — soweit sich an dem zugänglichen Material nachweisen läßt — auf Proviantlieferung beschränkt geblieben zu sein. Die Ritterschaften als Stand hielten sich vom Kriege fern, doch haben einzelne livländische Edelleute nicht unrühmlich in preußischen Diensten gefochten, wie z. B. jener Joachim Viereck, der das brennende Schloß von preußisch-Eilau gegen die anstürmenden Polen vertheidigte. Im Ganzen sind unsere Nachrichten aber nach dieser Seite hin höchst lückenhaft.



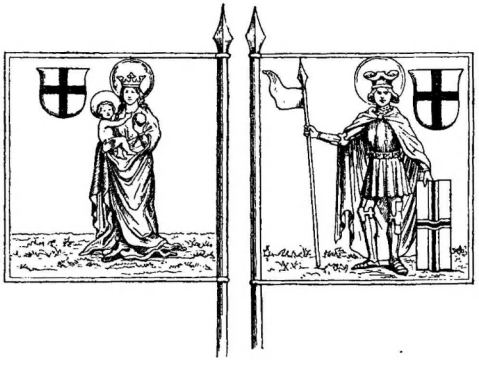
Siegel des Markgrafen Albrecht von Brandenburg als Hochmeister.

In einem durch das Ordenskreuz gevierteten halbrunden Schilde der brandenburgische Adler, der pommersche Greif, der Nürnberger Löwe und der Hohenzollersche geviertete Schild. Umschrift: Albrecht von gottes ✻ gnade ✻ Teyschordenhohemaister. margraf ✻ zu ✻ Bradeburg. An einer Urkunde vom 16. Februar 1525. Estländisches Ritterschafts-Archiv. Reval.

Der Orden endlich half, soweit es in seinen Kräften lag, in dreifacher Weise, diplomatisch, militärisch und pecuniär. Ein Bündniß, das Livland mit Dänemark schloß, um Albrecht Hülfe zu schaffen, die wenn auch widerwillige, doch stetige Unterstützung der Verhandlungen Albrechts mit Moskau, Vorstellungen an die Markgrafen von Brandenburg und an den Deutschmeister und die immer wiederholte Ermahnung an den Hochmeister, den — wie die Verhältnisse einmal lagen — völlig aussichtslosen Krieg abzubrechen und den Frieden um jeden Preis zu suchen, kennzeichnen die eine Seite dieser Thätigkeit. Die militärische Unterstützung ist sehr gering gewesen, sie hat in den ersten Jahren höchstens einige hundert geharnischter Reiter betragen und wurde wesentlich beeinträchtigt durch die großen Schwierigkeiten, welche das

durch Verhaue, Gräben und Mannschaft fast unzugänglich gemachte Samaiten dem Durchzug der Ordenstruppen entgegenstellte. Die Geldunterstützung fand zweimal statt, gleich zu Anfang des Krieges traf eine Rate ein, deren Höhe wir nicht kennen, später folgten dreißigtausend Horngulden und gegen eintausendsiebenhundert Mark Silber, eine Summe, die für den livländischen Orden sehr hoch war, bei den ungeheuren Kosten aber, welche die Erhaltung der Söldner verlangte, nicht eben viel bedeutete.

Und alle diese Leistungen sind außerdem nicht etwa aus uneigennütziger Theilnahme an dem Verzweiflungskampfe des Hochmeisters dargebracht worden. Plettenberg und seine Gebietiger rechneten sehr genau und ließen sich ihre Dienste durch die Verleihung werthvoller Privilegien bezahlen. Es war eine sehr nüchterne und sehr reale Politik, die hier getrieben wurde.



Die Deutsch-Ordens-Fahne.

Schon im Sommer 1520 ist Plettenberg der Ueberzeugung, daß die ganze Unternehmung des Hochmeisters einen unglücklichen Ausgang nehmen müsse. Sollte Livland trotzdem seine Kräfte daransetzen, so mußte ihm zweierlei gesichert werden, einmal die endliche Anerkennung und Vollziehung jener Urkunde Ludwigs von Erlichshausen, durch welche dieser auf Harrien und Wirland zu Gunsten des livländischen Zweiges deutschen Ordens verzichtet hatte — unter Verhältnissen, die eine überraschende Aehnlichkeit mit denen des Jahres 1520 zeigen —, dann die Sicherung vor ferneren Eingriffen Preußens in das innere Leben Livlands, namentlich in die Wahl eines Meisters. Beides wurde durch Urkunde des Hochmeisters vom 9. August 1520 angebahnt, welche wegen der „mannigfaltigen und herzfleißigen Treue," die Plettenberg „in diesen bedränglichen Nöthen" durch Darstreckung einer Summe Geldes und Zuschickung etliches Kriegsvolkes zu Rosse gethan, und in Betracht des Trostes und der Hülfe, die von ihm und seinen Gebietigern noch künftig zu erwarten sei, die freie Wahl des livländischen Meisters sicherte und die Verschreibung Erlichshausens ausdrücklich bekräftigte.

Man war jedoch in Livland mit der Form, in welcher diese Urkunde ausgestellt war, höchst unzufrieden. Der Hinweis auf künftige weitere Hülfe, an Mannschaft und Geld gefiel keineswegs, auch nahm man daran Anstoß, daß die Urkunde nicht mit dem Majestätssiegel des Hochmeisters, sondern mit dem kleinen Siegel bekräftigt war, auch das Conventssiegel fehlte. Der Hoch-

meister entschuldigte letzteres mit der Unmöglichkeit, im Drange des Krieges allen Kanzleiformen zu genügen, benutzte aber das Verlangen der Livländer, um neue Leistungen von ihnen zu erhalten. Diese Hülfsleistungen haben denn im Herbste 1520 auch wirklich stattgefunden. Kleinere Haufen von zweiunddreißig, hundert, vierzehn Reitern wurden im October und November des Jahres nach Preußen abgefertigt, auch Getreide und Geld folgten, bis der Waffenstillstand vom April 1521 vorläufig den Bedürfnissen des Hochmeisters an Mannschaft ein Ende machte.

Um so dringender aber wurde sein Verlangen nach einer Geldunterstützung, Livland sollte dem Orden die 35000 fl. schaffen, welche Markgraf Joachim von Brandenburg zur Löhnung der Söldner vorgestreckt hatte. Erst nachträglich mußte Plettenberg erfahren, daß ohne sein Wissen und Willen dem Markgrafen Joachim für sein Darlehn Livland verschrieben war und zwar durch zwei hohe Ordensbeamte, den Grafen Wilhelm zu Eisenbergk und den Großcomtur Niclas Bach. Es war von Joachims Standpunkte aus ganz in der Ordnung, wenn er für den Fall der Nichtanerkennung jener Schuld sich an den livländischen Orden und dessen Lande zu halten drohte. Hatte nun auch Plettenberg durch den am 1. September 1521 zwischen Pleskau und Dorpat abgeschlossenen zehnjährigen Frieden sich nach Osten hin einigermaßen gesichert, so mußte jetzt vor allen Dingen sein Augenmerk darauf gerichtet sein, die Ansprüche Preußens und Brandenburgs abzuwehren. Ihm lag besonders daran, von Harrien, Wirland und Reval auf Grund jener vom Hochmeister ausgestellten Urkunde den Lehnseid zu empfangen, und er berief, um sich der vorläufigen Zusage der Ritterschaften und der Stadt zu versichern, dieselben auf den 20. Januar 1522 nach Wenden.

Die beiden Ritterschaften und Reval hatten sich jedoch, bevor sie zum Meister gingen, auf einer Vorversammlung zu Kagel dahin verständigt, den Eid nicht eher zu leisten, als bis sie von dem Hochmeister mit genügenden Entlassungsbriefen versehen seien. Plettenberg vermochte daran nichts zu ändern, erst als er unter Vorlegung des Drohbriefes, den er vom Markgrafen Joachim erhalten hatte, den Verdacht laut werden ließ, man habe vielleicht an ihm kein Genügen und begehre fürstliche Herrschaft, erhielt er eine ihn befriedigende Antwort: sie baten ihn höchlichst, sein Mißdünken abzustellen, ihren Aeltesten und ihnen genügte an seiner Gnaden und dem Orden wohl, sie gedächten darüber keinen Herren auf Erden zu haben, wollten sich auch in keiner Weise davon absondern. Sie baten allein um Zeit und Stunde, um sich von ihrem vorigen Herrn, dem Hochmeister, zu scheiden, damit sie und ihre Nachkommen Glimpf und gutes Gerücht für künftige Zeiten behalten und unbesungen bleiben. Sollte der Hochmeister diese Lande überfallen, so sei er ihnen kein Herr, sondern ein „Gewaldener," d. h. einer, der mit Gewalt fremdes Eigen antastet.

Damit konnte Plettenberg sich zufrieden geben. Er erklärte sich bereit, den Einzug in Reval der Huldigung wegen aufzuschieben, wollte aber seiner-

seits keine Schritte wegen des Entlassungsbriefes thun, da der Hochmeister das nur benutzen werde, um die Lande wegen der geforderten 35000 fl. zu drängen.

Die Verhandlungen in dieser Angelegenheit zogen sich noch einige Jahre hin, ehe sie zum Abschluß gelangten. Den Versuch des Hochmeisters, Livland zu Anfang des Jahres 1523 für die Wiederaufnahme des polnischen Krieges zu gewinnen, scheiterte an der entschiedenen Weigerung Plettenbergs, der keinerlei Aussichten für einen günstigen Verlauf desselben erkennen konnte. Dagegen erbot er sich, statt der 35000 Gulden 20000 Horngulden zu zahlen, wenn Albrecht eine rechtskräftige Verschreibung über die Entlassung Harriens und Wirlands von der Oberherrschaft des Hochmeisters ausstelle. Ueber die Höhe der Summe hat dann ein wenig erquickliches Feilschen von beiden Seiten stattgefunden, bis endlich am 14. Januar 1525 Plettenberg 24000 Horngulden in rheinischem Golde nach Grobin schickte und dagegen den vielbegehrten Entlassungsbrief erhielt. Der Hauscomtur von Memel, Michael Drahe, hat die Schlußverhandlungen geführt, und es lohnt wohl, bei denselben noch einen Augenblick zu verweilen. Zu Neujahr war er in Wenden eingetroffen und am 3. Januar vor allen Gebietigern und den fünf Secretären des Meisters empfangen worden. Man theilte ihm mit, die 24000 Horngulden wären da, da er aber die Verschreibung wegen Harrien und Wirland nicht mitgebracht habe, könne Livland nicht zahlen, und in einer Privataudienz, welche Plettenberg dem Gesandten am folgenden Tage ertheilte, beklagte sich der Meister bitter über die unsichere und unklare Form, in welcher der Hochmeister bisher seine Verschreibungen ausgestellt habe. Da heiße es immer, „thun sollen und wollen," auch mit seinem immer lebendiger gewordenen Verdacht wegen der bevorstehenden Säcularisation Preußens hielt er nicht zurück: „Lieber Herr Hauscomtur," sagte er, „man sagt uns für wahr, unser gnädiger Herr will ein Weib nehmen und wir werden von dem Rath von Lübeck gewarnt, daß wir uns vorsehen wollten, man gehe damit um, daß man ein Fürstenthum aus Livland machen wolle, und will uns austilgen wie die Templer und das soll der Markgraf und der Fürst soll unser gnädiger Herr Hochmeister sein. Sollte ein Fürst in Livland regieren, so will er alles unterhaben. Man würde wenig Volks halten und das Land eilig überfallen werden von Russen, Littauen oder Samaiten, die um uns herum liegen. Dann könnte man nirgends Hülfe an Leuten erlangen, als aus deutschen Landen; ehe die dann kämen, wäre das Land verloren. Davor wollen wir sein, dieweil wir leben, und ehe das Land zu einem Fürstenthum gemacht sollt werden, wollen wir eher alle die Hälse verlieren! Lieber Herr Hauscomtur, habt ihr auch etwas davon gehört?" Drahe, der die Pläne Albrechts sehr wohl kannte, leugnete auf das Bestimmteste. Unter dem gemeinen Volke gehe wohl die Rede, der Hochmeister solle des Königs von Polen Tochter zur Frau nehmen. Das werde aber nimmer geschehen, denn der Orden habe die Schlösser inne, und geschehe solches ohne sein Wissen, so wolle man es dem Hochmeister in keine

Wege einräumen, sondern das Land dem Orden zum Besten verwahren, den Hochmeister aber mit dem Weib nach Franken ziehen lassen. Darauf antwortete Plettenberg: „Ja, ja, wenn der König will, was wollt ihr denn thun?“

Die Lübecker, fuhr Drahe fort, seien des Hochmeisters Feinde, man möge ihnen deshalb keinen Glauben schenken, und es gelang ihm wirklich, den alten Livländischen Meister durch seine Betheuerungen irre zu führen. In einem Briefe an Albrecht von Brandenburg rühmt sich Drahe dessen mit mehr als naiver Offenheit: „Ich meine, schreibt er, das heißt den Fuchs gestreichelt, aber er zog den Schwanz durch die Finger. Hätte da ein Zahn gewackelt, das Geld hätten sie behalten.“ Nach langem Hin- und Herreden kam man endlich zu folgendem Schluß: Drahe solle die Verschreibung und die Entlassungsurkunde nach Grobin bringen, dann solle ihm dort das Geld und der Reversbrief auch überantwortet werden. Am Sonntag vor Fabiani (14. Januar 1525) ist dann dieser Handel perfect geworden. Der Hochmeister verzichtete darauf, die Regalien für Livland zu empfangen, und Plettenberg wurde jetzt thatsächlich der alleinige Herrscher von Harrien und Wirland. Wahrscheinlich am 21. März hielt er seinen Einritt in Reval, wo er an den nächst folgenden Tagen den Eid der Harrisch-wirischen Ritterschaft und der Stadt Reval entgegennahm.

Fast um dieselbe Zeit ist ein anderer Eid geleistet worden. Albrecht von Brandenburg schwor dem Könige von Polen, und aus dem Hochmeister deutschen Ordens wurde so der erste preußische Lehnsherzog Polens. Auch für Livland beginnt damit eine neue Entwicklungsperiode. Es ist die Vorbereitung zum Untergang der livländischen Conföderation.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Reformation in Livland.

Der eigenartige Bau der livländischen Conföderation brachte es mit sich, daß hier geistliche und weltliche Fragen in noch ganz anderer Weise in einander übergriffen als im deutschen Reiche. Die Geschichte der livländischen Reformation giebt dafür Zeugniß und ist eben aus diesem Grunde ganz besonders schwierig zu verstehen, wenn man nicht stets die complicirten Verhältnisse zwischen den einzelnen Gruppen im Auge behält.

Wir erinnern uns, wie es den livländischen Bischöfen gelungen war, vom Kaiser die Regalien zu erlangen. Der Versuch dieselben zur Geltung zu bringen, namentlich das Bestreben der Bischöfe von Dorpat und Oesel, ihre Rechte als Lehnsherren wieder voll auszuüben und den Verkauf oder die Verpfändung von Lehngütern von ihrer Zustimmung abhängig zu machen,

führte zu einem Bruch zwischen ihnen und den Ritterschaften, und hatte, nachdem schon am 9. April 1522 die Ritterschaft des Stiftes Dorpat mit der Stadt Dorpat ein älteres Bündniß zu Schutz und Trutz erneuert hatte, zur Folge, daß auf dem Landtage, der im Juni 1522 zu Wolmar zusammentrat, die Ritterschaften und Städte sich verbündeten, um gemeinsam den Ansprüchen der Prälaten entgegenzutreten. Sie hielten an dieser Vereinigung auch fest, nachdem der streitbare Bischof von Dorpat in der Hauptsache, der Frage der Lehnsgüter, seinen Rückzug angetreten hatte, und legten dem Landtage eine Reihe von Artikeln vor, von denen namentlich zwei die Erbitterung der Prälaten im höchsten Grade erregten. Sie lauten in dem von den Ritterschaften und Städten vereinbarten Entwurfe wörtlich: „Eine achtbare Ritterschaft und die ehrsamen Städte haben für nützlich und nothwendig gefunden: wenn ein Herr Prälat hier im Lande in Gott mit Tode abgegangen, daß der neue Herr von allen deutschen Ständen des Stiftes an die Stelle des verstorbenen wieder gekoren und gesetzt werden soll. Den so gewählten wollen sie vor aller fremden Anfechtung zu handhaben und zu beschirmen mit dem Höchsten verbunden und verpflichtet sein.

„Wäre es auch Sache, daß Jemand von ausländischen Fürsten, oder wes Standes er sei, diese Lande wider ihre freie Wahl, sowohl des löblichen deutschen Ordens, als der Stifter und Kirchen zu Livland mit römischen oder anderen Processen, oder mit Gewalt anzufechten sich unterstünde, daß alle Stände der Lande solches zu steuern und die freie Wahl mit sammt den Personen, die im würdigen Orden nach löblicher alter Gewohnheit und Gebräuchen, und in den Stiftern von allen Parten der Stifter, wie berüht, gekoren werden, mit aller Macht zu beschirmen pflichtig sein sollen." Die Bischöfe von Oesel und von Dorpat ritten in großem Zorn davon und ließen sich vernehmen, man werde sie in den nächsten zehn Jahren auf keinem Landtage wiedersehen. Nur das dringende Bemühen des Erzbischofs und des Rigaer Kapitels bewog die verbündeten Stände insoweit zum Nachgeben, daß sie sich bereit fanden, das Wahlrecht der Kapitel anzuerkennen, jedoch nur für den Fall, daß dieselben einen Mann wählen, der dem Stifte, den Stiftsständen und dem Lande nützlich und erträglich ist. Im Uebrigen blieb es bei der früheren Fassung und Ritterschaften und Städte einigten sich schließlich noch dahin, daß selbst, wenn ihre Gnaden diesen Beschluß nicht versiegeln sollten, sie dennoch an demselben festhalten würden.

Diese politische Opposition der Ritterschaften und Städte hatte aber auch einen religiösen Hintergrund. Schon 1520 hatte Blankenfeld, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht [1]), in Dorpat reformatorische Anklänge bemerkt. Als darauf in Deutschland das Edict von Worms erlassen wurde, hatte er es in seinem Gebiete verkündigen lassen, aber namentlich in Reval war er auf eine entschieden ablehnende Haltung gestoßen. Wir vermögen, schreibt die Stadt dem

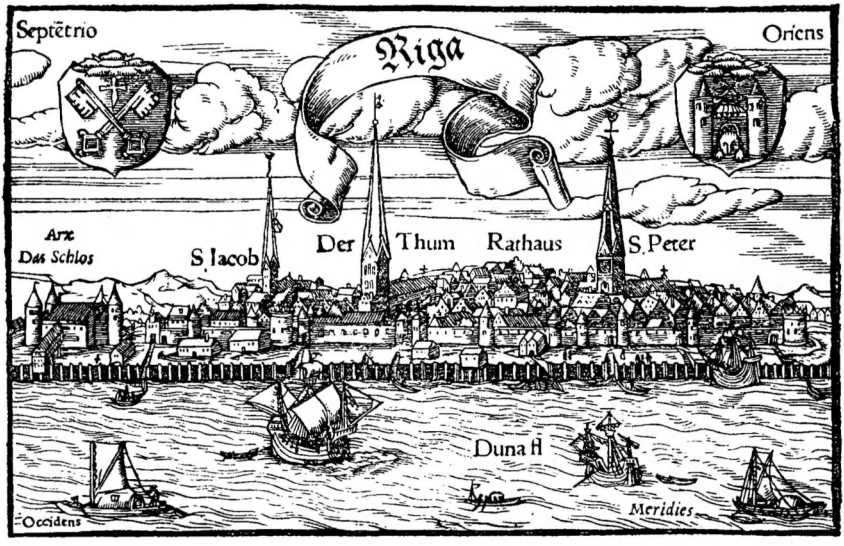
1) Vgl. meine Arbeit über die Reformation Livlands, die hier benutzt worden ist.

Biſchof am 7. März 1522 — alſo noch vor dem Dorpater Bündniſſe und vor dem Landtage zu Wolmar — wir vermögen nicht zu vermerken, welcher Nutzen daraus entſtehen möchte, beſorgen vielmehr, daß nicht geringe Zwietracht, Mißhelligkeit und Parteiung zwiſchen der Geiſtlichkeit und den Laien erweckt werde. Sie wüßten von Niemandem, der bei ihnen der Lehre Martin Luthers anhänge, und ſeien nicht geſonnen, ſich ſolch ein Verbannen und Abſondern, deſſen ſie ſich alle unſchuldig wüßten, gefallen zu laſſen. In einem zweiten Briefe heißt es gar, daß ſie die Verkündigung des Verdammungsdecretes für ſchädlich halten, da die bisher unbekannt gebliebenen verdammten Artikel der lutheriſchen Lehre dazu angethan ſeien, wenn ſie erſt bekannt würden, „nicht geringe Urſache des Aergerniſſes, fremder ſchädlicher Bekümmerniß und zweifelmüthigen Mißdünkens zu geben.“ Nur was Billigkeit und Gerechtigkeit erfordere, ſeien ſie bereit zu thun.

Dieſe Haltung der Stadt Reval ſcheint auch auf dem Landtage zu Wolmar beſtimmend geweſen zu ſein, nur daß die Ablehnung in noch präciſerer Form ſtattfand. Als die geiſtlichen Herren darauf antrugen, daß die Lehre Luthers ausdrücklich verworfen werde, erfolgte als Antwort folgender Beſchluß: Doctor Martin Luthers halber iſt einer achtbaren Ritterſchaft und der Städte Meinung, daß man die Sache hier im Lande von allen Parten ſo lange in Ruhe hängen und bleiben laſſe, bis ſie außer Landes ... durch ein Concil oder andere bequeme Wege und Mittel entſchieden und ausgeſprochen werde. Da aber dieſe Lande nicht mit dem Bann, ſondern mit dem weltlichen Schwerte erobert und gewonnen ſind, wollen wir derhalben auch nicht mit dem Banne regiert werden.“ Es war, wenn auch nicht eine poſitive Parteinahme für die Reformation, ſo doch eine entſchiedene Abwehr jeden Eingriffes in die perſönliche Glaubensfreiheit des Einzelnen. Und das that noth, denn bereits leuchtete die Fackel evangeliſcher Wahrheit, wie Martin Luther ſie in Wittenberg entzündet hatte, hinüber nach Livland, und namentlich in Riga begann ſie in einer Weiſe aus dem Dunkel hervorzuſcheinen, daß man ſie unmöglich überſehen konnte.

Wann und wie die erſten Keime der Reformation nach Riga verpflanzt worden ſind, iſt eine noch ungelöſte Frage. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon vor dem Sommer 1520. Es lebte damals in Riga ein Domherr der St. Peters- und Paulskirche, Jacob Knopken, der ſeinen Bruder Andreas als Prediger in ſeine Kirche eingeſetzt hatte. Als nun nach zweijähriger Thätigkeit in dieſem Berufe den jungen Prediger das Verlangen ergriff, weiter zu ſtudiren, erlaubte ihm der Bruder nach Treptow in Pommern zu ziehen, wo Johann Bugenhagen, der hier eine vielbeſuchte Schule hielt, ſeit die Schrift Luthers von der babyloniſchen Gefangenſchaft der Kirche erſchienen war, in entſchiedenem Anſchluß an den Wittenberger Reformator für ſeine religiöſen Ideale Partei ergriff. Wir wiſſen nicht, wie lange Andreas Knopken hier verweilte. Aus dem Schüler war ein Lehrer geworden, als der Biſchof von Kammin, dem die Geiſtesrichtung, die von hier aus ging, gefährlich ſchien,

die Schule ſchloß. Andreas Knopken kehrte darauf, wie die Ueberlieferung will, auf den Ruf ſeiner livländiſchen Schüler nach Riga zurück und erhielt, ohne irgend welche Schwierigkeiten, ſeine frühere Stellung als Prediger zu St. Peter wieder angewieſen. Ein Jahr lang predigte und wirkte er hier in lutheriſchem Sinne und es gelang ihm, in der Stadt eine Anzahl hochgeſtellter und einflußreicher Perſonen für ſeine Anſchauungen zu gewinnen. Der ſpätere Bürgermeiſter Dürkop und der Rathsſecretär Lohmüller, derſelbe, der auf dem Landtage zu Wolmar das Protocoll führte und ſpäter, wie wir ſehen werden, eine höchſt zweideutige Rolle ſpielte, traten ihm bei, und nachdem er in öffentlicher Disputation die Richtigkeit ſeines Glaubens erhärtet



Anſicht von Riga um 1550.
In Sebaſtian Münſters Cosmographie. Gedruckt zu Baſel durch Henricum Petri. Anno 1550.

hatte, wurde er von Rath und Gemeinde zum Archidiaconus der Petrikirche gewählt. Vom 23. October 1522, an welchem er in ſeiner neuen amtlichen Stellung die Antrittspredigt hielt, darf man den Beginn der Reformation in Riga und wohl auch in Livland datiren. Weder Plettenberg, noch auch der alte Erzbiſchof Jasper griffen hier ein, und nun flammte die reformatoriſche Bewegung überall im Lande auf. Johann Blankenfeld, der als das Haupt der Anhänger des alten Ritus gelten kann, mußte erleben, daß in ſeinen beiden Metropolen, in Dorpat wie in Reval, die neue Lehre mächtig um ſich griff.

Ein förmlicher Bruch des Raths und der Gemeinden beider Städte mit der alten Lehre fand übrigens noch nicht ſtatt, aber es gährte gewaltig in ihnen, und Riga gab das Beiſpiel immer entſchiedeneren Vorgehens. Am

Charfreitag 1523 zogen die Mönche in feierlicher Proceſſion mit fliegenden Fahnen aus den Thoren der Stadt, und ſchon im Auguſt des Jahres konnte Luther jenen berühmten Brief „an die Chriſten in Riga, Reval und Dorpat“ richten, in welchem man mit Recht eine der Fundamentalurkunden der livländiſchen Reformation ſieht.

Inzwiſchen ging aber insgeheim ein Intriguenſpiel zwiſchen Dorpat und Riga hin und her, das dahin zielte, der erſchreckten und durch die Haltung der Ritterſchaften und Städte eingeſchüchterten Partei der Prälaten ein Haupt und eine Stütze an jenem Johann Blankenfeld zu geben, den wir fortan ſtets im vorderen Plan finden, wo es gilt, der neuen Lehre entgegenzutreten.

Erzbiſchof Jaſper war alt und ſchwach geworden, in Livland wie in Rom gab man ihm Schuld, daß den Neuerern nicht mit größerer Energie entgegengetreten werde. Man hoffte durch eine energiſche Perſönlichkeit den verlorenen Boden wiedergewinnen zu können. Da nun bei der ungewöhnlichen Schwierigkeit, welche die Leitung der livländiſchen Angelegenheiten bot, ein Ausländer nicht wohl zum Erzbiſchof erhoben werden durfte, konnte nur einer der livländiſchen Prälaten als Candidat für den erzbiſchöflichen Stuhl in Betracht kommen. Keiner aber durfte unter dieſen Umſtänden mehr dazu geeignet ſcheinen, als Johann Blankenfeld, der Biſchof von Dorpat. Schon mehrfach iſt uns der energiſche und kluge Prälat entgegengetreten. In Berlin, wo ſeine Familie zu den Geſchlechtern gehörte, um 1471 als Sohn des Bürgermeiſters Thomas Blankenfeld geboren, hatte er in Italien ſtudirt und in Bologna den Doctorhut erhalten. Dann war er in den Dienſt des deutſchen Ordens getreten, und hatte ſich als ein „gelahrter Doctor der Rechte, ſonderlich geſchickter und beim Hofe zu Rom und am kaiſerlichen Kammergerichte geübter Herr“ ſo wohl bewährt, daß er zum Caplan des Hochmeiſters und zum Ordensprocurator in Rom gemacht wurde. Als er ſpäter an Chriſtians Stelle den biſchöflichen Stuhl in Dorpat beſtieg, hatte er auch dort mit großem Geſchick ſich eine einflußreiche und mächtige Stellung zu ſichern gewußt. Namentlich das Eine wird in unſeren Quellen hervorgehoben, daß er „alle Wege gute Nachbarſchaft mit den anſtoßenden Amtleuten der moskowitiſchen Reußen ſowohl als mit anderen gehalten, ſchleunig gut Recht denſelben gepfleget und wiederum genommen. Derhalb der Großfürſt und dieſelben ſeine Amtleute ein gut Gefallen an dieſem ihrem Nachbar getragen.“ Er verfolgte eben die Dorpater Tradition, Rußland gegenüber eigene Politik zu treiben, und ſich in möglichſter Unabhängigkeit von der Ordenspolitik zu erhalten. Auch in den Städten, namentlich aber in Riga, ſuchte er ſich eine Partei zu ſichern. Sein Ehrgeiz ſtrebte, ſeit er einmal in Livland feſten Fuß gefaßt hatte, auf den erzbiſchöflichen Stuhl hin. Er war zu dieſem Behuf in nahe Verbindung mit einer Perſönlichkeit getreten, welche in der Geſchichte der livländiſchen Reformation ſehr mit Unrecht gefeiert worden iſt, mit dem uns bereits bekannten Magiſter Johann Lohmüller, ſeit 1517 Kanzler beim Erzbiſchof Jaſper und ſeit 1520 Secretär des Rigaer Rathes. Blankenfeld

hatte gleich nach seiner Ankunft in Livland Lohmüller mit etlichen Last Korn jährlicher Zusteuer zu seiner Haushaltung versorgt, und war dafür von diesem mit politischen Nachrichten über den Stand der Dinge in Riga bedient worden. Obgleich nun Lohmüller sich gleich anfangs der neuen Lehre angeschlossen hatte, glaubte der Bischof seiner so weit sicher zu sein, daß er ihm im tiefsten Geheimniß von seiner Bewerbung um den erzbischöflichen Stuhl Mittheilung machte und ihn beauftragte, bei Rath und Gemeinde für Anerkennung derselben zu wirken. Als nun am 29. November 1523 Papst Clemens den Bischof mit ausdrücklicher Zustimmung des Erzbischofs und des Rigaer Kapitels zum Coadjutor des Erzstifts und zum eventuellen Nachfolger Jasper Lindes ernannte, stieß, dank den Bemühungen Lohmüllers, die Wahl in Riga auf keinen Widerstand. Es lohnt zu hören, wie der Rigaer Rathssecretär und eifrige Protestant darüber etwa anderthalb Jahre danach berichtet: „Ich bekenne," schreibt er dem Bischof von Samland, „daß mich die große Verwandtniß (das sind die jährlichen Kornlieferungen) mit demselbigen Blankenfeld gereizet, seine Gottlosigkeit vortzusetzen, und habe es dahin gebracht, daß Bewilligung in seine Person der Wahl halber vornehmlich vom ehrsamen Rathe geschehen: darüber wurden schriftlich ausgeschriebene und besiegelte Receße aufgesetzt, und die Ritterschaft des Stiftes zu Riga zur Huldigung gebracht."

Im Erzstift erfolgte die Huldigung, auch Riga erkannte ihn an, und als am 24. Juni 1524 Jasper Linde starb, durfte Blankenfeld auf ausdrückliche päpstliche Genehmigung sich sofort aller erzbischöflichen Rechte und Insignien, mit alleiniger Ausnahme des Palliums, bedienen.

Diese päpstlichen Gunstbezeugungen hatten ihren guten Grund. Man wußte in Rom, daß man einen zu allem entschlossenen Gegner der Reformation an die Spitze des livländischen Clerus setzte, und es ist in höchstem Grade wahrscheinlich, daß ein 1524 auf der Rückreise aus Rom aufgegriffener Mönch, Antonius Bomhouwer, welcher Pönaledicte gegen die Anhänger der Reformation in Livland mit sich brachte, in geheimem Einvernehmen mit Blankenfeld stand. Aus aufgefangenen Briefschaften erfuhr man, daß der Mönch dem Papste gerathen hatte, „die Stadt Riga und alle Livländer, die in Ketzerei gefallen seien, ihrer Gerechtigkeiten und Privilegien zu berauben, und weil sie als Ehrlose und Ungetreue zu betrachten seien, sollte Niemand verbunden sein zu bezahlen, was er ihnen schulde, noch ihnen Eintracht und Eide zu halten." Auch war es in Dorpat zu offenem Kampf zwischen den lutherisch gesinnten Bürgern und dem Dom gekommen.

Der Stiftsvogt Peter Stakelberg, der, wie die Bürger behaupteten, sie überfallen hatte, war mit den Seinen zurückgeschlagen worden, und in der Hitze des Kampfes haten die Dorpatenser sich des bischöflichen Schlosses bemächtigt, das nun über ein Jahr lang in ihren Händen blieb. Reval hatte keinen Anstand genommen, durch Zusendung etlicher Knechte Dorpat dabei zu unterstützen. Denn auch in Reval drang mit unwiderstehlicher Gewalt, trotz der anfangs kühlen und vorsichtigen Haltung des Raths, die neue Lehre

immer mehr vor. Was Knopken und neben ihm Sylveſter Tegetmeyer für Riga waren, wurden für Reval Johann Lange, Hermann Marſow und Zacharias Haſſe. Der evangeliſche Gruß, den wir an der Spitze der officiellen Correſpondenz Revals und Dorpats finden, „Gnade und Friede in Chriſto unſerem Herrn," legt Zeugniß davon ab, daß auch der Rath in ſeiner Majorität der geläuterten Lehre zugefallen war.

Plettenberg fand die Lage bedenklich. Luther muß von Lohmüller getäuſcht worden ſein, wenn er im Januar 1522 in einem Brief an Spalatin ſagt, der Meiſter habe ihn durch Lohmüller bitten laſſen, er möge ſeinen Völkern ein Büchlein ſchreiben. Das widerſpricht der ganzen ſpäteren Handlungsweiſe Plettenbergs, der die Gefahr, welche die religiöſe Spaltung dem auf geiſtlicher Grundlage erbauten livländiſchen Staatsweſen bringen mußte, von vorn herein ſcharf erkannte. Ein Schreiben, das er am 19. April 1524 an Reval richtete, ſprach von der „unförmlichen Prädication" und verlangte Abſtellung. Die ſehr charakteriſtiſche Antwort Revals hat ſich erhalten: Sie hätten, ſchreibt der Rath dem Ordensmeiſter, den Inhalt ſeines Briefes wohl verſtanden und bäten ihn ganz dienſtlich zu wiſſen, „daß wir ſammt einer chriſtlichen Gemeinde dieſer Stadt, aus vielen mannigfaltigen Sermonen jener Prediger, nichts Ungebührliches vernommen haben. Sie ſtrafen darin nicht nur des geiſtlichen Standes Fehler, ſondern auch die Mißbräuche aller anderen, ohne Anſehen und Ausſonderung der Perſon, nachdem ſie die Unterweiſung im wahren evangeliſchen Glauben haben vorausgehen laſſen. Auch halten ſie insgemein, nach eines jeden Standes Gelegenheit, ihn zu chriſtlicher Beſſerung, brüderlicher Liebe, zu Friede, Eintracht und gebührlichem Gehorſam gegen alle von Gott geordnete Obrigkeit an." Wenn man ihnen nachweiſe, daß ſie wider die evangeliſche Wahrheit handelten, ſo wollten ſie, um ihrer Seelen Seligkeit willen, es gerne abſtellen. Was aber die Klage des ehrwürdigen Herrn von Dorpat und Reval (Blankenfeld) beträfe, daß die Seinigen in Reval verfolgt würden, ſo ſei ihnen davon nichts bekannt, und ſie bäten, daß man doch die einzelnen Schuldigen nenne und nicht der ganzen Gemeinde einen Vorwurf mache. Auch das ſei unwahr, wenn der Biſchof ſie beſchuldige, keiner Obrigkeit zu achten; ſie hätten ihre Unterthanen- und Eidespflicht weder gegen Plettenberg noch gegen den Orden verletzt, ſondern ſich ſtets als ſolche gezeigt, die ſich in beharrlichem, getreuem Gehorſam, wie es Unterthanen geziemt, hätten finden laſſen, und auch fürder zu thun nach allem Vermögen befliſſen ſein wollen.

Einen bedeutſamen Schritt vorwärts that die Bewegung, als vom 17. bis zum 25. Juni 1524 die Stände ohne die Gebietiger des Landes zu Reval in gemeinſamer Sitzung tagten. Der Anſtoß dazu war von dem „Haupte der achtbaren Ritterſchaft zu Oeſel," dem Herrn Jürgen von Ungern, ausgegangen. Es waren, abgeſehen von dem vollzählig verſammelten Revaler Rath, zweiundzwanzig Perſonen, und zwar ſiebzehn Glieder der Ritterſchaften, neben fünf Vertretern von Riga und Dorpat.

Klagen über die Biſchöfe wurden von allen Seiten laut. Dorpat beſchwerte ſich wegen der Gewaltthätigkeit Blankenfelds, der gegen Eide und Gelübde ihre Gerechtſame beeinträchtige, der Bürgermeiſter von Riga berichtete, wie einige Bürger von Riga und Dorpat eidlich bekannt hätten, daß Blankenfeld hatte verlauten laſſen, die Geſandten der Stadt Riga hätten ihn zu Sagnitz (wo ſich nachweislich der Biſchof Mitte September 1522 aufgehalten hat, alſo zu einer Zeit, in welche wahrſcheinlich ſeine geheimen Verhandlungen mit Lohmüller fielen) gebeten, er möge doch die Herrſchaft über die Stadt Riga annehmen. Die ſtädtiſchen Geſandten hätten das beſtritten, und ſogleich dem Biſchof deswegen geſchrieben. Der aber habe Alles geleugnet und erklärt, die ganze Sache ſei eine von Dorpat ausgegangene Verleumdung. Weniger gravirend waren die Klagen Revals wider die Amtleute des Biſchofs von Oeſel, um ſo entſchiedener aber die Beſchwerde, welche Ungern wider ſeinen Landesherrn, den Biſchof Johann Kiewel, im Namen der Ritterſchaft des Stiftes Oeſel vorbrachte. Er bat dabei die Stände um guten Rath und Hülfe, damit der Biſchof veranlaßt werde, ſeine Ritterſchaft nach Billigkeit in ihren Rechten zu erhalten. Dagegen erboten ſie ſich wiederum bei den anderen Ständen als getreue Bundesgenoſſen zu bleiben, Leib und Gut und alles Vermögen daran zu ſetzen. Ungern legte zugleich Briefe des Meiſters vor, der ſich erbot, für die Ritterſchaft beim Biſchof einzutreten, und der Bürgermeiſter von Riga berichtete, wie Plettenberg durch ſeinen Secretär Ludwig Gratzau dem Rathe habe anſagen laſſen, er möge ſich durch Abſendung ſeiner Boten zu der gegenwärtigen Tagfahrt nicht in Aufruhr einlaſſen, ſondern nur zum Beſten der gemeinen Lande wirken.

Im Sinn dieſer Mahnung wurde denn auch beſchloſſen, „dieſe Sache alſo in fleißiges Bedenken zu nehmen, damit das Beſte dieſer Lande mit Friede und Einigkeit, ſo viel möglich, unvergeſſen bleibe.“

In demſelben Geiſte der Mäßigkeit und des Zuſammenſtehens trat man auch an die religiöſe Frage heran. Blankenfeld hatte die Dorpatenſer genöthigt, ihren Prediger, Hermann Marſow, zu entfernen, denn ſeine Gnaden wäre nicht geneigt, ihn zu dulden. Er gedächte fünf Finger, oder ſo es von Nöthen, zehn daran zu ſetzen. Dagegen habe nun die Gemeinde vom Rathe verlangt, den Hermann wiederzubringen, „denn ſie das göttliche Wort länger zu entbehren gar nicht geſinnt wären.“

Nun erklärten die Städte ſogleich, ſie würden Dorpat nicht verlaſſen, und wollten mit Liebe und gutem Beiſtand in der Sache des heiligen Evangelii helfen. Doch ſei es gut, zuerſt den Meiſter zu bitten, daß er den Biſchof ermahne, ſeinen Verſprechungen nachzukommen. Im Uebrigen vereinigten ſich alle drei Städte, in allen rechtmäßigen Sachen einander beizuſtehen, namentlich aber das heilige Evangelium mit Leib und Gut aufrecht zu erhalten und nicht zu verlaſſen. Dieſer Einigung ſchloſſen ſich darauf auch die Ritterſchaften an, und durch ihren Sprecher, Jürgen von Ungern, rühmten ſie dabei namentlich die Stadt Riga, weil ſie die erſte geweſen,

welche die Offenbarung des wahren Gotteswortes hier in Livland angenommen habe. Erst wenn die zu erwirkende Vermittelung des Meisters unfruchtbar bleibe, wollten alle Stände ernstlich daran denken, durch weitere und schärfere Mittel der Ritterschaft ohne langen Verzug zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Auch in der Bomhouwerschen Angelegenheit ergriffen alle Stände gemeinsam für Riga gegen den Erzbischof Partei. Die harrisch-wirländische Ritterschaft gab der allgemeinen Meinung Ausdruck, indem sie durch Claus Polle erklären ließ, „daß diese gemeinen Lande den geistlichen Bann nicht leiden können noch wollen, und derjenigen, die Bannbriefe oder dergleichen Processe hier ins Land brächten, rechter Lohn wäre, daß man sie in den Sack stecke und über die Seite bringe." Die Stadt Riga möge ihn nicht ausliefern, sondern bis zum nächsten Landtage verwahren, damit er auf demselben von allen Ständen einhellig gerichtet werde.

So war in der Frage der Reformation von allen Ständen der Livlande eine klare und einmüthige Stellung eingenommen worden. Es fragte sich, ob es gelingen werde, den Widerstand der Landesherren zu brechen.

Auch machten sich die ersten Folgen jener in der livländischen Geschichte so seltenen Einmüthigkeit bald geltend. Blankenfeld hielt es jetzt für gerathen, mildere Saiten aufzuziehen. Er trat mit Dorpat in gütliche Verhandlung, Antonius Bomhouwer blieb in seinem städtischen Gewahrsam, und Bischof Johann von Oesel sah sich genöthigt, seiner Ritterschaft am 15. December 1524 ein Privilegium zu verleihen, durch welches sowohl in politischer wie in religiöser Beziehung die Freiheiten der stiftischen Ritterschaft gesichert wurden.

Das Actenstück ist von so großer Bedeutung für das Verständniß der inneren Verhältnisse Livlands, daß wir es seinem wesentlichen Inhalte nach in Kürze hier reproduciren müssen.

Das Privileg bestimmte zunächst, daß die Ritterschaft auf Oesel und in der Wiek gleiche Grade und gleiches Erbrecht gebrauchen solle wie die Ritterschaften der Stifter Riga und Dorpat. Nur was seit 1472 bischöfliches Tafelgut gewesen, solle nach Lehnrecht der Kirche verfallen.

Das Wort Gottes und die Pastore in den Kirchspielskirchen betreffend, ist der Bischof wohl zufrieden, daß das gnadenreiche Wort des heiligen Evangelii, nach Inhalt des Alten und Neuen Testamentes, sonder Menschen Satzung wie es Christus unser Herr und seine heiligen Apostel gepredigt, unverfälscht gepredigt und gelehrt werde. Auch wolle er nach seinem Vermögen darauf trachten, daß gute Pastore auf die Kirchspielskirchen verordnet werden, die allda den armen Bauern den christlichen Glauben lehren, das Evangelium predigen und dem Kirchspiele ohne jeden bösen Hader redlich thun. Der Ritterschaft wie den Kirchspielsleuten wird das Recht der Präsentation von Pfarrern eingeräumt und verfügt, daß die Bauern nicht mehr als billig geschatzt werden.

Bischof und Kapitel können zu Recht und Gericht vorgeladen werden, vor die vier geschworenen Räthe des Kapitels und zehn geschworenen Räthe

aus der achtbaren Ritterschaft, die da Recht thun sollen, einem jeden Parten nach Gebühr. Vorbehalten bleibt einem jeden an römische kaiserliche Majestät im Kammerrecht zu appelliren, wobei jedoch die „Bescheltung" des so gefällten Urtheils der Ritterschaft vor gemeinem Landtage frei steht.

Jährlich hat mit Genehmigung der vier Kapitelsräthe und der zehn ritterschaftlichen Räthe ein Manntag stattzufinden, vor den ein jeder kommen mag, um nach stiftrigischem Rechte sein Recht zu fordern. Dabei solle man es so halten: Nachdem der bischöfliche Vogt und Ritterschaftshauptmann Frieden geboten, soll ein Jeder sein Waffen abbinden, von Stunde ab. „Und der dann ungehorsam und gebrechlich (schuldig) gefunden wird, den soll man strafen nach Stiftsrecht, er sei fremd oder Stiftsmann. Wir wollen auch verschaffen, daß die Wacht zwischen den beiden Parten nach dem Alten soll gehalten werden, dieweil wir und unsere Räthe sitzen, die sollen Unordnung kehren. Ein Jeder soll sich am Recht genügen lassen und seine Sache mit Glimpf, christlich, sonder Betastung führen. So sich jemand durch das Urtheil beschwert fühlt, der soll seine Beschwerde, während das Gericht sitzt, schriftlich einreichen und auf dem nächsten Manntage Antwort erhalten. Was aber mit Recht auf dem Manntage geurtheilt wird, soll unser Mannrichter, sonder Entschuldigung . . . binnen sechs Wochen ausrichten . . . Des Stiftes Mannrichter sollen auch freie Gewalt haben, das Stiftsrecht zu brauchen und wo sie dazu gefordert werden, sollen sie ohne Weigerung jedem Recht thun, sowohl Geistlichen als Weltlichen. Dagegen soll kein Schreiben von uns, noch Fürbitte helfen. Auch soll unser Hakenrichter sowohl den Geistlichen als den Weltlichen, wenn er gefordert wird, sonder Verzug Recht thun nach stiftischem Recht." Von besonderer Bedeutung war es dann, daß fortan in Land- und Kirchensachen nichts ohne die Ritterschaft und ihre Aeltesten (die zehn) beschlossen werden sollte.

Die freie Bischofswahl blieb dem Kapitel gesichert, doch sollte in Zukunft gleich nach dem Tode eines Bischofs die Ritterschaft verschrieben werden, damit sie ihren Consens zu der geschehenen Wahl ertheile und ihre Siegel an das decretum electorium hänge. Dem so, von dem Kapitel einmüthig Gewählten und von der Ritterschaft Angenommenen, sollen dann laut Landtagsreceß die Kirchen, Schlösser und Burgen eingeräumt werden, jedoch so, daß der Elect zwei Kapitelsräthe und etliche aus der Ritterschaft bei sich behalte, um mit ihnen zu rathen, bis er vom Papste oder vom Kaiser, wie die Christenheit das ordnen und halten wird, confirmirt werde.

Die letztere Bestimmung ist ungemein wichtig. Sie giebt uns die Erklärung für die schwankende Haltung der Ritterschaften in späterer Zeit. Man wartete trotz aller Sympathie für die Anschauungswelt der Reformatoren wie in Deutschland auf ein allgemeines Concil, um sich endgültig zu entscheiden, und hielt es nicht für unmöglich, daß dasselbe das ganze hierarchische Gebäude der katholischen Kirche, wie es bislang bestanden hatte, über den Haufen

werfe. Es war zugleich, ohne jene trügeriſche Erwartung, der Standpunkt, den im wohlverſtandenen Intereſſe Livlands Plettenberg einnahm.

Es zeigte ſich auch hier, wie noch die politiſchen und die religiöſen Fragen in Livland mit einander verknüpft waren, und die endgültige Entſcheidung für die Reformation konnte erſt fallen, wenn in der Colliſion der politiſchen und religiöſen Lebensfragen letztere die Ueberhand behielten. Die religiöſe Frage aber führte bald zu politiſchen Gegenſätzen zwiſchen den Städten und den Ritterſchaften, welche das Bündniß der Stände löſten und für längere Zeit einen großen Theil der Ritterſchaft in das Lager der Anhänger des Alten führten.

In Reval fand am 13. September 1524 ein Bilderſturm ſtatt, der zwar durch das weiſe und maßvolle Vorgehen des Rathes auf nur einen Tag beſchränkt blieb, aber doch zur Folge hatte, daß die katholiſche Kirchenordnung aus den Fugen ging. Noch ſchlimmer war der durch den bekannten Schwärmer Melchior Hoffmann, den „Laienpelzer", wie ihn Luther in Anſpielung auf ſein Kürſchnergewerbe nennt, hervorgerufene Bilderſturm in Dorpat. In Riga aber hatten ſchon vorher in Folge der Predigten Sylveſter Tegetmeyers ähnliche Ausſchreitungen ſtattgefunden. Suchten nun auch in allen drei Städten die Herren vom Rath mit mehr oder minder Erfolg die Ordnung wieder herzuſtellen, das Eine lag zu Tage, daß es bei der bisherigen unklaren rechtlichen Stellung zwiſchen denen, die an der alten Lehre feſthielten, und den Anhängern Luthers ſein Verbleiben nicht haben könne. Unter dieſem Druck entſtanden die Ordnungen des evangeliſchen Kirchenregimentes, Feſtſetzungen deſſen, wie es mit Leitung und Verwaltung der chriſtlich-evangeliſchen Gemeinden zu halten ſei. Den Anfang hat auch hier Riga gemacht, doch iſt uns die älteſte Kirchenordnung der Metropole Livlands nicht erhalten. Dagegen danken wir einem glücklichen Funde der letzten Jahre unſere Kenntniß von dem Gang und Inhalt der Revaler Kirchenreform, und es iſt von mehr als localem Intereſſe, ſie näher zu betrachten. Wir ſahen bereits, wie Reval in Johann Lange, Zacharias Haſſe und dem ſpäter ausgewieſenen Hermann Marſow ſeine Reformatoren gefunden hatte. Dieſe Männer verſtanden es nicht nur, einen wahrhaft evangeliſchen Geiſt in ihren Gemeinden zu erwecken und aufrecht zu erhalten, ſie zeigten ſich auch der ſchwierigen Frage gewachſen, der äußeren Organiſation des evangeliſchen Gemeindelebens Geſtalt zu geben. Namentlich Johann Lange war eine nicht gewöhnliche Perſönlichkeit. Er hatte das Kloſter verlaſſen, und kam, wir wiſſen nicht wann, als Prediger nach Reval. Hier machte man den verlaufenen Mönch zum erſten ſtädtiſchen Superintendenten, und unter ſeiner Leitung ward nun das Kirchenregiment von Grund aus neu geordnet: alle rein geiſtlichen Angelegenheiten wurden dem Superintendenten unterſtellt, der keine andere Controle als die ſeines Gewiſſens hatte, während alle Verwaltungsfragen ausſchließlich in den Händen des Raths und der Gemeinde ruhten. Es war eine in der evangeliſch-lutheriſchen Kirche beiſpielloſe ſtrenge Scheidung der Spiritualien und Tem-

poralien. Nur Calvin in Genf hat Aehnliches geschaffen. Hier hatte ein entschiedener Bruch mit dem Alten stattgefunden; eine Revolution auf verfassungsmäßigem Wege war vor sich gegangen, aber es war nicht möglich gewesen, dieselbe durchzuführen, ohne wohlbegründete Rechte zu verletzen, die nun einmal von dem Wesen der katholischen Kirche nicht zu trennen waren. Um der Gesammtheit die evangelische Freiheit zu geben, ward die Freiheit der Einzelnen auf das Empfindlichste beeinträchtigt.

Man begann damit, den Mönchen das Eifern gegen die neuen Prediger zu untersagen. Der Prior des Dominicanerklosters war vor den Rath citirt worden und hatte den Befehl erhalten, durch seine Mönche den undeutschen Bauern fortan nicht mehr predigen zu lassen. Auch sollten die Mönche in ihren deutschen Predigten das lautere Wort Gottes verkündigen, „sonder jenigerlei Zusatz menschlicher Lehre und Gesetze," eine Zumuthung, die jedem gläubigen Katholiken als ein ketzerischer Frevel erscheinen mußte. Es kam einem Verbot der Predigt in katholischem Sinne gleich, wenn der Rath schließlich erklärte, daß wer darüber hinaus, der göttlichen evangelischen Schrift nicht gemäß predige, dem solle damit von Stunde an das Predigtamt niedergelegt und verboten sein.



Secretsiegel des Revaler Domkapitels. Originalgröße.

In einem Vierpaß, dessen Grund mit Kleeblättern ornamentirt ist, der Apostel Andreas; links unten ein vierstrahliger, rechts oben ein sechsstrahliger Stern. Umschrift: † SECRETV CAPITVLI REVALIES · AT CAVSAS · An einer Urkunde vom 5. Januar 1495. Reval, Raths-Archiv.

Die Klosterbrüder sahen nun wohl, daß ihres Bleibens in Reval nicht lange sein werde, und begannen in der Stille ihre Schätze bei Seite zu bringen. Aber ihr Thun blieb nicht verborgen, und auf Antrag der Gilden, die überhaupt als das treibende Element erschienen, wurde am 12. Januar 1525 von Rath und Gemeine die Ausweisung der Mönche angeordnet. Dann untersagte die Stadt jedermann in ihrem Weichbilde den Besuch der katholisch gebliebenen Domkirche und des Jungfrauenklosters, und wenn in offenbarer Rücksichtnahme auf die harrisch-wirländische Ritterschaft auch Maßregeln zum Schutze der Jungfrauen getroffen wurden, so fehlte es doch nicht an Eingriffen, welche alle diejenigen, die bei der alten Lehre geblieben waren, und solche gab es selbst nach sechs Jahren noch im Schoße des Rathes, auf das Aeußerste erbittern mußten. Als vollends mehrere Nonnen das Kloster verließen, um Revaler Bürger zu freien, sagten sämmtliche Glieder des Ordens im Revalschen, sowie die Ritterschaft zu Harrien und Wirland jenen Bürgern ab, so daß sie nicht wagen durften, die Stadtmark zu verlassen. In ritterschaftlichen Kreisen hatte, das trat bei diesem Anlaß klar zu Tage, die Reformation noch lange nicht den Boden gefunden, wie in den Städten, auch kam hinzu, daß man sich durch

die Ehe der dem alten Adel entſproſſenen Nonnen mit Revaler Bürgern in ſeinem Standesbewußtſein verletzt fühlte. Nach den Anſchauungen der Zeit waren es eben in jeder Beziehung Mißheirathen.

Die Lage ſpitzte ſich aber noch mehr zu, als die Entſcheidung in Preußen eingetreten war und in nächſter Nachbarſchaft Livlands der ehemalige Oberherr als proteſtantiſcher Landesherr und Lehnsmann Polens daſtand. Es trat damit an den Meiſter die Sorge heran, daß Herzog Albrecht ſich der proteſtantiſchen Städte annehmen und letztere in landesverrätheriſche Verbindung mit ihm treten könnten. Und in der That waren Dinge im Schwange, die hart an Landesverrath grenzten.

Zwiſchen Riga und dem Erzbiſchof Blankenfeld waren wegen der entſchieden katholiſchen Haltung desſelben die Beziehungen immer geſpanntere geworden. Die Stadt beſchloß „einträchtig und endlich den Blankenfeld, und überhaupt keinen Biſchof oder Erzbiſchof, zu ewigen zukünftigen Zeiten als Herrn zu empfangen.“ Sie wandte ſich daher an Plettenberg, bat ihn um Schutz und Beſchirmung und erbot ſich fortan, in ihm ihren einzigen Herrn zu erkennen. Der Meiſter und der Orden wieſen anfänglich dies Anſinnen zurück, als aber Riga am 24. Auguſt 1524 erklärte, daß etliche ausländiſche Herren und Fürſten ſich erboten hätten, der Stadt Riga Schutzherren zu ſein, zögerte der Meiſter nicht länger. Er verſprach, die Stadt Riga nicht zu verlaſſen und Leib und Gut mit ſeinem ganzen Orden daranzuſetzen. Er erreichte dadurch, daß die durch eben jenen Lohmüller, der früher Parteigänger des Erzbiſchofs geweſen war, mit Albrecht von Preußen angeknüpften Verhandlungen nicht offen hervorzutreten wagten. Die Thatſache aber, daß jene Verhandlungen in Gang waren, nöthigte Plettenberg nach Mitteln auszuſchauen, wie er Riga unſchädlich machen könne. Er näherte ſich daher wieder dem ebenfalls durch ſein Verhalten verdächtigen Erzbiſchof und ſuchte Riga, wie er ſagte, um des lieben Friedens willen, thatſächlich wohl, um beide, deren Gegenſatz ja nicht auszugleichen war, durch einander in Schach zu halten, mit ihm zu verſöhnen. Als aber dieſer Verſuch an der Hartnäckigkeit ſcheiterte, mit der Riga auf dem Standpunkt von 1524 beharrte, ging ſeine Politik dahin, beide Parteien durch einander unſchädlich zu machen. Es ſcheint nun, daß Plettenberg ſeinen Aufenthalt in Reval im April 1525 benutzte, um das Bündniß der Städte mit den Ritterſchaften zu ſprengen, die Unzufriedenheit mit dem radicalen Vorgehen der Städte bot ihm die erwünſchte Handhabe.

Als nun Blankenfeld vom Meiſter einen Landtag verlangte, wurden die Stände auf den 2. Juli nach Wolmar berufen. Man glaubte in Riga, daß der Meiſter ſich auf dieſem Landtage zum alleinigen Herrn der Stadt erklären werde, und Lohmüller ſuchte dieſem Ereigniß den Boden dadurch zu bereiten, daß er dem Ordensmarſchall Johann Plater am 12. Juni ein Schreiben überreichte, das auch allen Gebietigern zugeſtellt wurde und aus der Schrift den Nachweis führte, „daß Papſt, Biſchöfe und geiſtlich Stand kein Land nnd Leute beſitzen, vorſtehen und regieren mögen.“

In diesem Memoir heißt es am Schluß: „daß aber der löbliche deutsche Orden hier ins Land gefördert, ist ohne Zweifel aus göttlicher Vorsehung und Ordnung und nicht aus ihrem Willen hergekommen . . . deshalb ist der Herr Meister pflichtig, sich der Sache anzunehmen, weil seine Gnaden allein als eine verordnete Obrigkeit von Gott vermerkt und erkannt wird, auch die göttliche Vorsehung, sein Wort und Evangelium es fordert und dahin drängt."

Wenn sich seine Gnaden dessen weigern sollte, widersteht er Gottes Wort . . . „so aber mein gnädiger Herr Meister noch zu kleinmüthig und zu schwach sein sollte, also geschwind in den Sachen zu verfahren, so ist dieses der rechte Rath und das Mittel, daß seine Gnaden, wie es bereits allewege gehalten worden, das lautere göttliche Wort an allen Orten dieses Landes frei und ungehindert predigen lasse, welches dann nicht ohne Frucht ausbleiben kann, so wird sich die Sache selbst mit der Zeit wohl finden." Sollten aber die Bischöfe Gewalt brauchen, so sei der Meister verpflichtet, zur Vertheidigung des Landes sein Bestes zu wenden und an die Gottlosen frei und tapfer zu tasten."

Es war doch eine sehr kurzblickende Weisheit, welche aus dieser Denkschrift sprach. Sie trug nur den Interessen der Städte Rechnung, Plettenberg aber hatte das Beste des ganzen Landes zu wahren, und ließ er der städtischen Politik freien Lauf, so ging, darüber kann kein Zweifel obwalten, das ganze Land aus den Fugen. Das waren die Auspicien, unter welchen der Landtag zu Wolmar zusammentrat. Es ging äußerst stürmisch auf demselben her. Riga hatte in einer Vorversammlung den beiden anderen Städten erklärt, wie es sich vom Erzbischofe losgesagt und sich allein unter den hochwürdigen und großen Herrn Meister begeben habe. Reval und Dorpat versprachen Rath und Hülfe, und die „alte verwandte Freundschaft" zwischen den Dreien wurde erneuert, wie sie vor drei Jahren zu Wolmar und vor einem Jahre zu Reval geschlossen war. Als dann die Stände zu gemeinsamer Berathung zusammentraten, ließ Plettenberg durch seinen Kanzler Magister Petrus Robel erklären, er habe sie berufen, um den Zwist im Lande beizulegen. Die Stimmung war aber auf allen Seiten wenig versöhnlich. Sowohl der Erzbischof als die Städte wollten von keinem Nachgeben wissen, und der religiöse Gegensatz kam bei Gelegenheit der kirchlichen Feierlichkeiten zu scharfem Ausdruck. Riga hatte den Prediger Silvester Tegetmeyer mit nach Wolmar geschickt und dieser öffentlich mit Genehmigung des Meisters gepredigt. Schon die von ihm gewählten Texte zeigen den Geist seiner Predigt. Am ersten Tage legte er Math. 19, 27 aus, danach Math. 21 v. 13. „Es stehet geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht." Da ließ ihn der Meister beschicken: er solle ja keinen Aufruhr machen, man sähe wohl, wie die Bauern aufständen gegen ihre Herren. Tegetmeyer aber setzte „mit unerschrockenem Geiste," wie Lohmüller berichtet, sein Predigen fort und erregte besonderen

Anstoß durch seine Auslegung des ersten Kapitels des Propheten Jesaia. Und in der That, vor solcher Versammlung mußte der Text wie eine Aufforderung zur Empörung gegen die geistlichen Herren und ihren Gottesdienst klingen: „deine Fürsten sind Abtrünnige und Diebesgesellen, sie nehmen alle gern Geschenke und trachten nach Gaben; den Waisen schaffen sie nicht Recht, und der Wittwen Sache kommt nicht vor sie. Darum spricht der Herr: ich werde mich trösten durch meine Feinde und mich rächen durch meine Feinde .... und dir wieder Richter geben, wie zuvor waren ... daß die Uebertreter und Sünder mit einander zerbrochen werden, und die den Herrn verlassen umkommen."

Am dritten Tage dieser Predigt brachten die Edelleute aus Harrien und Wirland einen schwarzen Mönch mit und hießen ihn vor Tegetmeyer auf die Kanzel steigen, und der Mönch hob an: In nomine patris etc., da begann das Volk zu „kurren" und Silvester sprach zu ihm: „Bruder, steig ab, ich will zuerst predigen, predige du danach" und bestieg die Kanzel. Die Harrisch-Wirischen aber rissen ihn von der Kanzel herab, bedrohten ihn mit Messer und Faust und sprachen: „Du Verräther, du Betrüger, du willst uns bald um Land und Leute bringen. Deine Schalkheit soll nun aufhören. Pfy, pfo dy an!"

Nur dem Markus Haen, einem guten Evangelischen in des Meisters Diensten, hatte Tegetmeyer es zu danken, daß er gerettet wurde.

Die Katholischen wollten nun Allarm schlagen, und hatten schon die große Trommel aus dem Schloß auf die Zugbrücke gebracht, da verließ Silvester die Stadt und predigte unter großem Zudrange des Hofgesindes der Bischöfe und des Ordens auf freiem Felde über Jesaia 1 v. 11 und folgende: „Was soll mir die Menge euerer Opfer, spricht der Herr ... das Rauchwerk ist mir ein Greuel ... und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blutes."

Der Eindruck seiner Reden war ein gewaltiger und viele wurden gewonnen, an dem Verlauf der Verhandlungen aber mochten sie nur wenig ändern.

Als die Stadt Riga jetzt darauf antrug, den Erzbischof von aller weltlichen Herrschaft auszuschließen, stieß sie auf den entschiedenen Widerstand des Meisters und des Ordens. „Wir hätten," schreibt Lohmüller, „eher gemeint, daß die Sonne und das ganze Firmament sollte zergangen sein, ehe dann der Herr Meister und sein Orden die gutwillige Zuneigung der Städte ausgeschlagen haben sollten." Aber Sonne und Firmament blieben in ihrem Stand, als Plettenberg den Städten erklärte, der Orden habe mit den Bischöfen und ihren Ritterschaften ein Bündniß auf sechs Jahre geschlossen und begehre nun zu wissen, wessen er sich von den Städten zu versehen habe. Der Inhalt des Bündnisses aber ging im Wesentlichen dahin, daß Orden, Prälaten und Ritterschaften sich gegenseitig ihre Rechte und ihren Besitz

garantirten, was die Städte eingenommen hatten, gerichtlicher Erkenntniß anheimstellten, jede weitere Neuerung bis zur Entscheidung des nächsten Concils, das von kaiserlicher Majestät und den gemeinen Ständen des heiligen römischen Reiches gehalten werde, untersagten und durch ein ad hoc einzusetzendes Gericht das Landesrecht aufrecht zu erhalten beschlossen. Den Städten wurde der Beitritt zu diesem Bündniß offengehalten. Wie aber sollten sie demselben beitreten? Ihrer Meinung nach waren die Artikel desselben dem Worte Gottes ganz zuwider; sie protestirten daher und nahmen damit ihren Abschied, in der Hoffnung, auf diese Weise das Bündniß zu sprengen. Erst an dem zu ihrer Abreise bestimmten Morgen erfuhren sie, daß ein Receß verfaßt und untersiegelt worden sei. Es gelang ihnen, den Wortlaut desselben zu erhalten, und nun erklärten sie dem Meister, sie hätten nie in diesen Receß gewilligt, wollten es auch nicht thun, da er ihnen an Leib und Seele beschwerlich sei.

Dazu der Herr Meister gesprochen: „Die Lande müssen in Eins sein, warum seid ihr es nicht mit eingegangen?“ Dabei aber blieb es; der Sturm, den Riga durch die Beseitigung des Erzbischofs zu erregen im Begriff gestanden hatte, war glücklich beschworen, und in zwei Gruppen standen sich die Stände Livlands gegenüber.

Auf der einen Seite Orden, Prälaten und Ritterschaften, auf der anderen die Städte, über beiden der alte Meister, zügelnd und mäßigend, so daß die Gegensätze, die sich nicht beseitigen ließen, wenigstens nicht auf einander platzten. Der Versuch der Städte und namentlich die Bemühungen Lohmüllers, eine gewaltsame Reformirung durchzusetzen, waren gescheitert, wohl aber war innerhalb der Grenzen, welche die Erhaltung des ganzen Staatswesens gebieterisch forderte, die Glaubensfreiheit des Einzelnen rechtlich gesichert. Der Predigt des Evangeliums wurde nicht gewehrt, und wenn gegenüber dem stürmischen Andringen der Gilden und Gemeinden der gewaltsamen Ausdehnung des neuen Kirchenregimentes Einhalt geschah, so gereichte das der Sache des Lutherthums nur zum Segen: der revolutionäre Character war ihr genommen, und sie hätte jetzt in geordnete Bahnen einlenken können. Die auch sonst in der Geschichte der Reformation uns entgegentretende Thatsache, daß eine gewiße Laxheit des politischen Gewissens in Folge der ausschließlichen Betonung des religiösen Moments unter den Anhängern der Reformation um sich griff, hat aber die lutherische Gruppe gleich nach dem Landtage Riga zu einem Schritt veranlaßt, der von den verhängnißvollsten Folgen sein sollte.

Auf die Nachricht, daß Albrecht von Brandenburg „seinen Stand verändert“ hatte, war zwischen ihm und Plettenberg eine Reihe von Briefen gewechselt worden. Die Correspondenz zwischen Livland und Preußen ging in größter Eile hin und her, und Albrecht hatte zuletzt eine Botschaft abgefertigt, die vor versammeltem Landtage die Thatsache der Säcularisation des Ordensstaates in Preußen entschuldigen sollte. Der Bote, Friedrich, Herr zu Heideck, war aber in Wolmar zu spät eingetroffen. Doch war es ihm nach vorausgegangener Audienz beim Meister geglückt, in Wenden mit den vier

Bürgermeistern von Riga eine geheime Verhandlung zu pflegen, in welcher er ihnen mittheilte, wie er erfahren habe, daß der Meister, der die Stadt zuvor in seinen Schutz genommen, sie auf dem Landtage in Stich gelassen und sich sammt seiner Ritterschaft mit dem Erzbischof und allen Bischöfen vereinigt habe. Die Artikel des Bündnisses seien den drei Städten zu sonderlicher Beschwerung, vornehmlich aber gegen Riga und die Anhänger des Evangeliums gerichtet. Deshalb sei Herzog Albrecht, dem dies als einem Anhänger des Evangelii schwer zu vernehmen, gern bereit, den livländischen Städten und sonderlich Riga tröstlich und hülfreich zu erscheinen. Nun würden sich die Bürgermeister erinnern, daß der Herzog, zur Zeit, da er noch Hochmeister gewesen und außerhalb des heiligen Evangelii gesessen, ihnen insgeheim durch den Vogt von Tilsit, Eberhard von Freiburg, sich als einen Schutzherrn gegen Jedermann, ihren Landesherrn nicht ausgeschlossen, erboten und sie, die Bürgermeister, sich durch Eberhard dienstlich bedankt, auch das Geheimniß gut bewahrt hätten. Das sei früher gewesen, um so größerer Zuneigung könne die Stadt sich jetzt vom Fürsten versehen, da er evangelisch geworden. Albrecht erbiete sich daher, „ihrer Person und Stadt, nachdem sie also verlassen von weltlichem Schutz wider gottlose Widersacher stünden," alles Gute in Gnaden zu erweisen.

Lohmüller, der den Verlauf dieser Unterredung in einem Schreiben an Heideck recapitulirt, bemerkt dazu, daß weil aus obigen Ursachen die Lust zum Orden sich bei den Städten merklich lindere, Albrechts gnädiges Ansinnen gute Zuneigung zu ihm gebären werde. Es komme nur darauf an, daß die vier Bürgermeister und er in der Gemeinde für den Herzog weiter wirkten, so könnten die Folgen nicht ausbleiben.

Es scheint nun, daß trotz des tiefen Geheimnisses, mit dem die verrätherische Verhandlung geführt wurde, Plettenberg die drohende Gefahr erkannte. Schon die Thatsache, daß der Bruder Herzog Albrechts, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, sich darum bewarb, zum Coadjutor des Erzbischofs gewählt zu werden, mußte ihn stutzig machen. Er nahm daher die Verhandlungen mit Riga, welches nach wie vor von Blankenfeld nichts wissen wollte, wieder auf, und jetzt führten sie zu einer Einigung. Plettenberg übernahm für sich und seine Nachfolger im Meisterthum die alleinige Oberherrschaft über Riga und versprach, die Stadt in ihren Freiheiten und Privilegien zu schützen gegen Jedermann. Als ein „gewaltiger einiger Herr" konnte er seinen Einritt in Riga halten und den Huldigungseid entgegennehmen. Er stellte dagegen am 21. September 1525 eine Urkunde aus, in welcher er die beiderseitigen Verpflichtungen formulirte und namentlich der lutherischen Kirche in Riga die weitgehendste Freiheit sicherte. Er versprach, die Stadt zu erhalten „bei dem heiligen Worte Gottes und seinem heiligen Evangelio, das rein und klar verkündigt und angehört werden soll in der Stadt und in der Stadtmark, nach Inhalt und vermöge der heiligen biblischen Schriften alten und neuen Testamentes, dazu auch bei demjenigen, was in Kraft desselben gött-

lichen Wortes verändert, geneuert und aufgerichtet werden ſollte, zur Ehre Gottes und der Seelen Seligkeit, wenn man es mit kräftiger, heiliger, klarer Schrift beweiſen, wahr machen und vertheidigen könne und möge."

Der Kirchholmer Vertrag aber wurde kurze Zeit darauf in aller Form vom Meiſter aufgehoben.

Es liegt auf der Hand, daß Plettenberg ſich durch dieſes Vorgehen in Gegenſatz zu Blankenfeld ſtellte, der von ſeinen Schlöſſern aus mit Erbitterung hören mußte, wie die Rigenſer ſich des erzbiſchöflichen Hofes in der Stadt bemächtigt, die Bemannung desſelben gefangen genommen und Fenſter und Thüren zugemauert hatten. Die Kleinode der Domkirche waren eingezogen und die Häuſer der Domherren theils mit Beſchlag belegt, theils abgebrochen worden, weil man Verrath von ihnen fürchtete. Blankenfeld hielt es unter dieſen Umſtänden für erlaubt, ſich nach auswärtiger Hülfe umzuſchauen. Wir finden, daß er in Beziehungen zu Polen trat, die den Verdacht des Meiſters erregten. Auch nach Rom und an den Hof des Kaiſers gingen ſeine gegen die beſtehende Ordnung gerichteten Intriguen. Das Alles hätte man wohl noch in Geduld hingenommen und durch Gegenmaßregeln auf diplomatiſchem Wege unſchädlich zu machen geſucht. Ganz anders aber faßte Plettenberg die Lage auf, als er ſich überzeugen mußte, daß der Erzbiſchof auch geheime Verhandlungen mit den Ruſſen in Nowgorod und Pleskau, ja auch direct mit dem Großfürſten von Moskau angeknüpft hatte. War auch der Friede mit Rußland am 1. September 1521 auf zehn weitere Jahre erneut worden, der Meiſter wußte wohl, daß man in Moskau jeden Anlaß benutzen werde, um ſich über denſelben hinwegzuſetzen. In keinem Falle durfte er ein Einverſtändniß zwiſchen dem Landesfeinde und dem vielgewandten Erzbiſchof dulden. Als er daher ſichere Kunde erhielt, daß Blankenfeld eine ruſſiſche Botſchaft in Neuhauſen empfangen habe, um über den Abſchluß eines gegen den Orden gerichteten Bündniſſes zu verhandeln, ließ der ſonſt ſo langmüthige Fürſt jede Rückſicht fallen. Die Kunde, daß Blankenfeld das Land verrathen und verkaufen wolle, verbreitete ſich überall hin, auch Dorpat ſagte ſich jetzt vom Erzbiſchofe los, und auf Plettenbergs Aufforderung beſetzte die ſtiftiſche Ritterſchaft die Häuſer und Burgen Blankenfelds und nahm ihn ſelbſt am 22. December 1525 auf ſeinem Hauptſchloß Ronneburg gefangen. Plettenberg hielt die Gefahr für ſo dringend, daß er ſofort in Deutſchland, Böhmen und Schleſien Reiter und Knechte werben ließ und Herzog Albrecht von Preußen, aber höchſt characteriſtiſcher Weiſe vergeblich, erſuchte, denſelben freien Durchzug durch ſein Gebiet zu geſtalten. Man ſprach davon, daß der Orden das ganze Erzſtift gemeiner Chriſtenheit und dem Römiſchen Reich zum Beſten einnehmen ſolle. Bann und Acht, welche Blankenfeld beim Kaiſer und in Rom gegen die Anhänger der ketzeriſchen Lehre Martin Luthers in Livland erwirkt hatte, brachte unter dieſen Umſtänden einen ganz anderen Eindruck hervor, als der Erzbiſchof erwartet haben mochte. Man einigte ſich, ohne einen förmlichen Beſchluß zu faſſen, dahin, „daß man die Briefträger und

Pfaffendiener in ſothanen Sachen, wo man ihrer habhaft werde, aus dem Wege ſchaffen und unter den Thoren der Stadt aufhängen ſollte.“ Die Ritterſchaft des Erzſtiftes hielt ihren Herrn in ſtrengem Gewahrſam, und gleichzeitig wurden die Vorbereitungen getroffen, ſich ſeiner und der geiſtlichen Oberherrlichkeit für immer zu entledigen.

Das geſchah auf den denkwürdigen Landtagen zu Ruyen und zu Wolmar im Frühjahr 1526.

Die Verſammlung in Ruyen war vorbereitend. Auf Geheiß des Meiſters waren die Stände zuſammengetreten, um über die Maßregeln zu berathen, die gegen Blankenfeld zu ergreifen ſeien. Die Städte und die Ritterſchaften waren alle vertreten und böſe Reden wurden namentlich von Seiten der Städte laut. Der Erzbiſchof ſei ſchwerer That bezüchtigt und berüchtigt. Schon wegen viel geringerer Dinge habe man Miſſethäter vom Leben zum Tode am Galgen geführt und mit dem Rade gerichtet. Das ſei auch hier in Betracht zu ziehen.

So wurde der Abfall von Blankenfeld allgemein und die Städte erklärten, daß es durchaus von Nöthen ſei, die Lande gleichmäßig unter eines Herrn Regiment zu bringen. Man fühlt den Verhandlungen auch in dem geſchäftlich trockenen Referat, welches uns erhalten iſt, an, daß eine große Entſcheidung ſich vorbereitete. Der Bürgermeiſter von Riga ſprach es geradezu aus, ſie ſeien gekommen, um dieſe Lande unter ein Regiment, Friede und Einigkeit zu bringen. Nicht wenig aber wurde die Stimmung dadurch gehoben, daß ein Schreiben Lübecks verleſen werden konnte, in welchem die alte Führerin der Hanſa ihre Freude darüber ausſprach, daß man darüber handele, den hochwürdigen Herrn Meiſter zum alleinigen Herrn des ganzen Livland zu machen.



Siegel von Johann VII. Blankenfeld, Erzbiſchof von Riga, Biſchof von Dorpat. Originalgröße.

Im Felde ein Tabernakel, unter welchem der Erzbiſchof, die Rechte zum Segen erhoben, in der Linken den Krummſtab; in jedem der beiden Seitenchöre ein betender Engel. Darüber die Krönung Marias, zu deren Seiten ebenfalls betende Engel. Im Abſchnitt ein getheilter zwei Mal geſpaltener Schild; in den Feldern 1 und 5 das Wappen des Erzſtiftes Riga, 2 und 6 das des Stiftes Dorpat, 3 und 4 das Familienwappen des Biſchofs: die Trenſe eines Pferdezaumes zwiſchen zwei Sternen. Umſchrift: ·: SIGILLVM † D † IOHANNIS † ARC · EP - - - RIGE † EPISCHO † TARPAT ††† An einer Urkunde von 1526. Toll'ſche Sammlung.

Zu Wolmar, ſo ſchien es, mußte die Entſcheidung fallen.

Am Donnerstag vor Judica (15. März 1526) trafen die Rathsſendeboten und die übrigen Abgeordneten der Städte in Wolmar ein. Plettenberg

war bereits dort und ertheilte ihnen am Sonnabend Audienz. Aber S. F. G. eigentliche Meinung konnten die Städte dabei nicht vermerken. Man beſchloß zunächſt, nicht weiter in ihn zu dringen und zu warten, bis die Sache des Erzbiſchofs abgethan ſei. Vor allem aber vereinigte man ſich nochmals darauf, bei dem Worte Gottes zu bleiben, dabei zu leben und zu ſterben.

Auch die übrigen Stände aus Eſtland, Livland, Kurland, Prälaten und Ritterſchaften, trafen alleſammt ein.

Den Gang der äußerſt intereſſanten Verhandlungen können wir hier nur in Kürze wiedergeben. Die Stimmung gegen den Erzbiſchof war aufs Aeußerſte erbittert, oder wie es in der Landtagsrelation heißt, „einigermaßen hart.“ Die Vollmächtigen, die Blankenfeld geſchickt hatte, achtzehn gute Männer, wurden vor den Ständen vom Meiſter im großen Remter empfangen. Sie baten die Zeugenausſagen gegen den Erzbiſchof nicht vor den gemeinen Ständen zu entdecken, ſondern eine freundliche Verhandlung vorzunehmen, zu der ſie Vollmacht hätten. Man fand die Vollmacht, in welcher der Erzbiſchof ſich gegen jede Verkürzung an Ehren, Stand, Land, Gütern und Regiment zu ſichern ſuchte, unzureichend, und erſt als die Abgeſandten ſich dafür verbürgten, daß die von ihnen getroffenen Vereinbarungen auch eingehalten werden ſollten, erklärte man ihnen, daß, da ihr Herr keinen Glauben verdiene (lonelos) die Verhandlung nur auf Wiedererſtattung des durch ihn erlittenen Schadens und Beſetzung der Grenzſchlöſſer gehen könne. Man begann darauf mit dem Zeugenverhör; die Hauptbeſchuldigungen gegen den Erzbiſchof fanden aber nicht vor verſammelten Ständen ſtatt, ſondern vor einem engeren Rath, der ſich verpflichtete, bei Verluſt Leibes und Gutes nichts von dem zu vermelden, was allda im Verborgenen geſchehe.

Das Geheimniß iſt ſo gut gewahrt worden, daß wir auch heute nicht im Stande ſind, ein klares Urtheil über die Anſchläge des Erzbiſchofs zu gewinnen. Am 24. März trafen dann in der Angelegenheit des Erzbiſchofs Boten vom Herzog von Preußen und andere vom Biſchof von Wilna ein. Dann erfuhr man, der Erzbiſchof ſelbſt ſei unterwegs geweſen, aber auf die Nachricht, daß der Meiſter ihm nur Geleite gegen Gewalt und Ueberfall, nicht aber gegen Recht und rechtliche Erkenntniß zuſage, wieder mit ſeinem Hofgeſinde nach Schloß Ronneburg zurückgekehrt.

Nach längeren Verhandlungen trugen darauf die Prälaten der Stifter Oeſel und Reval darauf an, „daß die achtbare Ritterſchaft des Stiftes Riga, da dem Herrn Erzbiſchofe wenig Glauben gegeben werde, das Stift in guter Acht und Bewahrung halten, und ihren Herrn dahin bringen ſollte, ſich aller auswärtigen Rechtshülfe zu begeben, und was bereits an päpſtlichen und kaiſerlichen Höfen und Regimenten oder bei ſonſt welchen Herren und Fürſten außer Landes vielleicht vorgenommen, begonnen und im Werke, abzuſchreiben, zu widerrufen und ganz abzuſtellen, und ſich auch aller Feindſeligkeit, wegen rechtlicher und thätlicher Unternehmung, wegen der Berüchtigung und Gefangennehmung gänzlich zu begeben, und die Sache hier im Lande nach Laut

des jüngſtgemachten Receſſes zur Erkenntniß zu ſtellen.“ Damit waren aber die Stände nicht zufrieden. Der Erzbiſchof habe jenen Receß ſelbſt gebrochen, daher ſei man nicht pflichtig, ihm zu folgen. Das Verhör der Hauptzeugen gegen den Erzbiſchof nahm ſeinen Fortgang.

Das Anerbieten Dorpats, ſich ihm in ähnlicher Weiſe zu unterwerfen, wie Riga es gethan hatte, lehnte Plettenberg ab. Er habe gelobt, die Ritterſchaft des Stiftes Dorpat zu beſchirmen, die aber liege in Streit mit der Stadt. Es würde nur zu Unluſt und Aufruhr im Lande führen, wenn der Meiſter es übernähme, einen Stand gegen den anderen zu unterſtützen. Es ſei daher nöthig, daß vorher die Händel zwiſchen beiden Parten beigelegt ſeien.



Stadtſiegel von Dorpat. Originalgröße.

Im Felde eine gezinnte Mauer mit einem Haupt- und zwei Nebenthoren. An erſterem zwiſchen dem aufgezogenen Fallgitter und einem die Seitenſchwellen des Thores verbindenden Bogen ein ſechsſtrahliger Stern. Ueber der Mauer Schlüſſel und Schwert. Umſchrift: SIGILLVM CIVITATIS TARBATENSIS.

Nachdem dann noch über die Gründung einer Schule in den drei Zungen (Hebräiſch, Griechiſch, Lateiniſch) verhandelt worden war, nahmen die Städte ihren Abſchied. Der Meiſter behielt ſich vor, ſie, ſobald es nöthig ſein ſollte, wieder zuſammen zu berufen.

Eine Entſcheidung war gegen alle Erwartung nun doch nicht gefallen.

Man hat aus dieſer Thatſache dem Meiſter einen ſchweren Vorwurf gemacht. Die ganze Zukunft Livlands habe in ſeinen Händen gelegen und nur von ihm hätte es abgehangen, ſich zum weltlichen Herrn des Landes zu machen

Bei näherer Betrachtung erweiſt ſich dieſer Vorwurf doch als höchſt un-

gerecht. Die Eintracht des Landes war nur eine ſcheinbare. Plettenberg, der jetzt über den Parteien ſtand, beide vor einander ſchützend, hätte als Parteihaupt, und nur als ſolches konnte er an die Spitze treten, das halbe Land und alle ſeine Nachbaren zu Feinden gehabt. Mit einem Schlage mußte ſich die Situation verändern. Dem proteſtantiſchen Landesherrn gegenüber — und nur ein ſolcher war denkbar — hätte das Vorgehen Blankenfelds ſogleich in den Augen der entſchiedenen Anhänger des Alten die Aureole der Legalität, ſein Dulden den Glanz des Märtyrerthums erhalten. Noch war die lutheriſche Kirche keineswegs die herrſchende im Lande. Unzählige Intereſſen ſtützten die alte Verfaſſung und die alten Mißbräuche in Glauben und Lehre. Die Biſchöfe mit ihrem Anhang, die mächtigen Domherren, die mit den edlen Familien des Landes verwandt und verſchwägert waren, eine ſtarke Partei innerhalb der Ritterſchaften und des Ordens und endlich Plettenberg ſelbſt, der, ſoweit wir ſehen können, weit davon entfernt war, für ſich die Reformation in der vollen Folgerichtigkeit ihrer Lehren anzunehmen. Gerade damals hatte ſie wieder zu Ausſchreitungen geführt, die ihm im höchſten Grade verhaßt waren. Melchior Hofmann war nach Dorpat zurückgekehrt und hatte einen wüſten Bilderſturm erregt, in Kurland hatte ein Ordenspriester eigenmächtig den Orden von ſich geworfen und damit ein gefährliches Beiſpiel gegeben, unter den Bauern gährte es — kurz, wohin der Meiſter blickte, nirgends ſah er die Gewähr für friedliche und ruhige Entwickelung unter der Herrſchaft der Reformation.

Faſt noch gewichtiger waren die Gründe gegen eine Säculariſirung Livlands, die ſich aus Rückſichten auswärtiger Politik ergaben.

Der König von Polen als Schutzherr des Erzbisthums Riga hätte den erwünſchten Anlaß gefunden, in die livländiſchen Dinge einzugreifen, der Großfürſt von Moskau nicht gezögert, als Rächer des Erzbiſchofs aufzutreten. Brandenburgs Beziehungen zu Riga und die Anſprüche des Markgrafen Wilhelm dauerten fort, das Verhältniß zu Schweden und zu Dänemark war geſpannt und durch gegenſeitiges Mißtrauen bedingt, und wenn die Hand von Kaiſer und Papſt auch nicht direct nach Livland reichte, ſie war ſtark genug die aller Gegner Plettenbergs zu ſtützen.

Der Meiſter wußte ſehr wohl, was er that, als er dem Wunſch der Städte, das weltliche Oberhaupt Livlands zu werden, aus dem Wege ging. Er erreichte eine Einigung des ganzen Landes, ohne Bruch mit den Grundlagen der ſtaatlichen Tradition Livlands.

Der Landtag zu Wolmar hatte dem Erzbiſchof gezeigt, daß er nunmehr völlig iſolirt ſtehe. Kam noch über ſeinen Kopf hinweg die Ausſöhnung zwiſchen Dorpat und der ſtiftiſchen Ritterſchaft zu Stande, ſo hatte er vollends allen Boden unter den Füßen verloren. Unter dieſen Umſtänden fand er es doch gerathſam, bei Plettenberg einen Ausweg aus ſeiner troſtloſen Lage zu ſuchen. Er bat ihn, einen ſeiner Gebietiger an ihn abzufertigen, und nach einigem Zögern ſchickte ihm der Meiſter ſeinen Kanzler. Dieſem gegenüber

erbot ſich Blankenfeld, ſich als Erzbiſchof von Riga und Biſchof von Dorpat auf nächſtfolgendem, gemeinem Landtage dem Orden mit Rath und Eidespflichten zu unterwerfen, ſeine Suffragan-Biſchöfe (Oeſel, Reval und Kurland) auch dahin zu perſuadiren, und darüber eine Confirmation von Papſt und Kaiſer in eigener Perſon aufzubringen.

Plettenberg nahm das Anerbieten, das wohl in dieſer Form urſprünglich auf ihn zurückgeht, an, ſchrieb für den Juni 1526 einen zweiten Landtag nach Wolmar aus, zu welchem jedoch die Städte nicht berufen wurden, und hier kam am 15. Juni der Receß zu Stande, durch welchen jene Pläne thatſächlich ins Leben traten.

Der Orden verſprach den Erzbiſchof, die Biſchöfe, Kapitel und Ritterſchaften in ſeinen Schirm und Schutz zu nehmen und dieſe leiſteten ihm dafür den Lehnseid, der ſie zur Heeresfolge, zu Rath, Hilfe und Gehorſam verpflichtete. Alle inländiſche Feindſchaft ſolle fortan in Freundſchaft oder durch gerichtliche Entſcheidung beigelegt werden, der Erzbiſchof verpflichtete ſich, gegen Riga nichts ohne Wiſſen und Willen des Meiſters vorzunehmen, und bei Verluſt der Ehre und des Lebens wurde Jedermann verboten, die umliegenden Landſchaften oder andere ausländiſche Fürſten anzurufen. Auch verpflichtete ſich Blankenfeld eidlich, ſich bei Papſt und Kaiſer um Beſtätigung dieſer Vertragsurkunde zu bemühen.

Zwar Wort hat er nicht gehalten. Sobald er irgend konnte, verließ er Wolmar. Nur kurze Zeit noch weilte er in Ronneburg und bereits am 3. Auguſt verließ er Livland, um bei Kaiſer und Papſt Löſung von ſeinen Eiden und Aufhebung der Wolmarer Einigung zu erlangen. Ende des Jahres war er in Rom, wo er bis zur Erſtürmung der Stadt durch den Connetable von Bourbon, am 6. Mai 1527, blieb. Dann hat es ihn raſtlos weitergetrieben. Wir begegnen ihm in Venedig, Salzburg, Neumarkt, zuletzt in Spanien und dort iſt er in der Nähe von Palencia am 9. September 1527 geſtorben und daſelbſt begraben worden.

Sein letzter Gedanke galt Riga. Er empfahl den Herzog Georg von Braunſchweig-Lüneburg, damals Domprobſt zu Köln und Straßburg, zu ſeinem Nachfolger. Der, hoffte er, würde die frühere Macht des Erzbisthums wieder herſtellen.

Das iſt nun freilich nicht geſchehen; trotz einer von Kaiſer Karl V. ausgegangenen Empfehlung vermochte Plettenberg das Rigaer Domkapitel dazu, am 6. Februar 1528 einen Einheimiſchen, Thomas Schöning, Domprobſt der Rigaer Kirche, zum Erzbiſchof zu wählen und die Ritterſchaft des Erzſtiftes ihn anzuerkennen. Die Hoffnung des Meiſters aber, in ihm einen willfährigen Genoſſen zu finden, beſtätigte ſich nicht. Unter dem Vorwande, die Anerkennung ſeiner Wahl zu betreiben, zog Schöning mit dem ihm vom Kapitel ertheilten Auftrage ins Reich, das Erzſtift wieder zu ſeinem vorigen Stand, das heißt, in volle Unabhängigkeit vom Meiſter und in den Beſitz von Riga zu bringen. Gelinge ihm das nicht, ſo ſolle er ſich einen Coad-

jutor aus fürſtlichem Geſchlechte wählen. Da er nun in dieſem Sinne in Deutſchland gegen Riga und den Orden wühlte, hielt der Meiſter es für gerathen, zu dulden, daß in Lübeck, wo Schöning ſich damals aufhielt, durch Lohmüller Verhandlungen mit ihm angeknüpft wurden, die am 30. Juli 1529 zu einem ſechsjährigen Anſtande führten. Der Erzbiſchof ſolle bis zu endlicher Entſcheidung, die durch weitere Verhandlungen herbeizuführen ſei, ſeinen Sitz in Riga haben, ihm und dem Kapitel wiedererſtattet werden, was die Stadt an Häuſern und Gütern eingezogen habe, keiner der beiden Vertragſchließenden aber ſich auf irgend welche Weiſe in die Streitigkeiten des Anderen miſchen, der Rath die dem Erzſtift gehörigen Befeſtigungen Rigas in ſeine Obhut nehmen, dagegen verſprach Schöning, der freien Verkündigung des Evangeliums keine Hinderniſſe in den Weg zu legen. Da nun Lohmüller in dieſem Vertrage, der die Wolmarer Einigung ihrem Weſen nach aufhob, ſeine Vollmachten weit überſchritten hatte, proteſtirten, trotz eines die Annahme des Vertrages empfehlenden Schreibens Martin Luthers, ſowohl die Stadt Riga als der Meiſter, und gegen Lohmüller wurde eine Klage auf Landesverrath erhoben. Auch war der Verdacht gegen ihn entſchieden nicht ungerechtfertigt, da ſeine höchſt zweideutigen Beziehungen zu Brandenburg nach wie vor fortdauerten, und Erzbiſchof Thomas gleich nach Abſchluß des Vertrages ſich erſtens an den Kaiſer gewandt hatte und ihn um Beſtätigung des zum neuen Coadjutor gewählten Fürſten Johann von Henneberg bat, der das Stift gegen den Meiſter ſchützen ſolle, dann aber nach Preußen zog und ſich von Albrecht bewegen ließ, den Markgrafen Wilhelm zum Coadjutor, den Herzog ſelbſt aber zum Conſervator des Erzſtiftes zu machen und ein Schutzbündniß mit ihm gegen alle Feinde des Erzſtiftes zum Abſchluß zu bringen. Das war um ſo gefährlicher, als Erzbiſchof Thomas dem Markgrafen ſieben ſeiner Schlöſſer, darunter Ronneburg, mit den zugehörigen Gebieten verſchrieb.

Die Stadt Riga antwortete darauf unter ausdrücklicher Berufung auf ähnliche Bündniſſe der deutſchen Fürſten, mit einem Bündniß, das ſie zum Schutz des öffentlichen Bekenntniſſes der evangeliſchen Lehre mit Rath, Hauptmann und gemeiner Ritterſchaft des Stiftes Oeſel am 29. October 1529 abſchloß.

Plettenberg ließ die Anzeige der Wahl Wilhelms ohne jede Antwort und beharrte auf dem Wolmarer Receß von 1526. Seine Lage aber wurde immer ſchwieriger, als Thomas Schöning ſich an Polen und an den Papſt wandte, um die Lübecker Einigung thatſächlich durchzuſetzen. Es würde zu weit führen, hier den Gang dieſer ungemein verwickelten Angelegenheit, bei welcher alle Feinde Livlands den Erzbiſchof unterſtützten, in die Einzelheiten hinein zu verfolgen. Der Erzbiſchof hatte, um ſeine Action gegen den Orden mit mehr Erfolg zu betreiben, ſeinen Geheimſecretair Anton Morgenſtern nach Deutſchland geſchickt, damit er ſich dort Pönalmandate erwirke, die den Meiſter und die Stadt Riga zur Wiederherſtellung der vollen Autorität des Erzbiſchofs, wie ſie in früheren Zeiten beſtanden hatte, nöthigen ſollten. Für den

Fall, daß jenen Mandaten nicht Folge geleiſtet würde, waren Citation vor das Reichskammergericht und Achterklärung in Sicht genommen. Daneben gingen dann die Intriguen Albrechts von Preußen wegen der Coadjutorſtellung ſeines Bruders, eine Action, von der man in Livland meinte, ſie ziele dahin, das ganze Land unter die Krone Polen zu bringen. Im Sommer 1530 gelang es nun dem Meiſter, der alle Straßen, die nach Livland führten, unter ſcharfer Bewachung hielt, ſich einer Sendung Briefe zu bemächtigen, die an den Erzbiſchof gerichtet war und die Pläne klarlegte, mit welchen er, Polen und Preußen ſich trugen. Es war der geheime Vertrag, der zwiſchen Albrecht und dem Erzſtift wegen des Coadjutors aufgerichtet war, die Abſchrift eines Schreibens an den König von Polen in dieſer Angelegenheit, nebſt allen Briefen, welche Herzog Albrecht einem Domherrn eingehändigt hatte, um ſie dem Erzbiſchof zukommen zu laſſen.

Der Meiſter rief, mit dieſen Beweisſtücken verſehen, die erzſtiftiſche Ritterſchaft zuſammen, und nöthigte ſie durch Drohungen zum Verſprechen, den Markgrafen als Coadjutor nicht anzunehmen und aufs Höchſte gegen ihn zu wirken. Ein Geſandter des Erzbiſchofs, der beauftragt war, ihn zu entſchuldigen, wurde „langſam und wenig“ gehört, ſo daß Schöning für gut fand, mit ſeinen Räthen, unter denen Georg von Ungern auf Pürkel hervorragte, auf das feſteſte ſeiner Schlöſſer, nach Kokenhuſen, zu flüchten. Nur mit Mühe verhinderte der Meiſter einen Sturm gegen Kokenhuſen; er verſchrieb auf den Sontag vor Faſtnacht (20. Februar 1530) die anderen Prälaten, alle Gebietiger und die ganze Landſchaft uud bemühte ſich darum, nochmals ein allgemeines Bündniß herzuſtellen, deſſen Spitze gegen den Erzbiſchof und den Markgrafen gerichtet ſein ſollte.

Zu dieſem Bündniß aber kam es nicht. Der Erzbiſchof ſowohl als Herzog Albrecht hatten ſich den Boden ſo gut vorbereitet, daß an der Haltung der erzſtiftiſchen Ritterſchaft und der Stadt Riga die Einigung ſcheiterte. Thomas Schöning hatte ſich Pönalmandate Kaiſer Karls V. erwirkt, welche auf Anerkennung des Lübecker Vergleiches drangen, und Herzog Albrecht es verſtanden, die erzſtiftiſche Ritterſchaft für die Anerkennung ſeines Bruders zu gewinnen. In gleichem Sinn hatte Lohmüller gewirkt und das Vorgehen Rigas, das ja meiſt intereſſirt war, beſtimmte auch Reval und Dorpat, eine dem Markgrafen günſtige Haltung einzunehmen. Dazu kam endlich noch die aufdringliche Interceſſion all der zahlreichen Conſervatoren des Erzbisthums Riga, die aus ſehr verſchiedenen Beweggründen für Thomas und Wilhelm eintraten: die Könige von Polen und Dänemark, Brandenburg, Preußen, Pommern und Mecklenburg. Nur bei vollſter Einmüthigkeit wäre es möglich geweſen, dieſem Drucke Widerſtand zu leiſten.

So blieb denn nichts übrig, als den in Vorſchlag gebrachten Schiedsſpruch der Biſchöfe von Dorpat und von Oeſel-Reval (Jürgen von Tiefenhauſen) anzunehmen; das Bündniß, das Plettenberg 1526 zu Wolmar mit den Ständen und Prälaten aufgerichtet hatte, wurde „getödtet und entzwei

geschnitten" und mit den von der Urkunde geschnittenen Siegeln fiel auch alles was an Entwürfen und Hoffnungen mit jenem Landtage verbunden gewesen war.

Erzbischof Thomas erhielt die halbe Oberherrlichkeit über Riga wieder angewiesen und zu Dalen, drei Meilen von Riga, nahm er die Huldigung der Stadt entgegen (am 14. August 1530). Wenige Monate darnach traf auch, trotz aller Hindernisse, die ihm Plettenberg noch im letzten Augenblicke in den Weg zu legen bemüht war, der Coadjutor Markgraf Wilhelm in Livland ein. Am 13. October huldigte ihm die Ritterschaft, und der neue Machthaber hielt Umschau, um ein geeignetes Feld für seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz zu finden. Er war höchst verstimmt, daß es ihm nicht möglich gewesen war, sich rechtzeitig zum Nachfolger des am 2. October des Jahres gestorbenen Bischofs Tiesenhausen postuliren zu lassen, entzündete aber einen wilden Hader in Livland, als er sich gegen Ende des Jahres 1532 auf Betreiben des uns bekannten Jürgen von Ungern zum Bischof von Oesel an Stelle Reinholds von Buxhöwden wählen ließ, der mit seinem Kapitel und seiner Ritterschaft zerfallen war. Dauernde Erfolge hat er aber auch hier nicht errungen. Schließlich behielt Bischof Reinhold die Ueberhand und in Fehden und Processen wurde der unerquickliche Handel fortgesetzt, bis endlich Buxhöwden freiwillig zurücktrat, um einem Anderen, nicht dem Markgrafen Wilhelm, Raum zu lassen. Auch die Hoffnungen Rigas hat der Coadjutor nicht erfüllt. Er blieb äußerlich bei der katholischen Kirche und hat weder in positivem noch in negativem Sinn Bedeutung für die Ausbreitung der Reformation in Livland. Es ist kein hoher Ehrgeiz, der ihn nach Livland geführt hat, Geld und Land, damit war er zu befriedigen, an staatsmännischen und kriegerischen Gaben weder seinem Bruder, noch auch dem alten Meister gewachsen, verstand er es nach keiner Seite hin, weder bei den Katholiken, noch bei den Protestanten Boden zu gewinnen. Seine Wirksamkeit war eine zersetzende, nicht eine aufbauende, Plettenberg aber hatte seine letzten Jahre hindurch die traurige Aufgabe, das in Folge der religiösen Wirren politisch demoralisirte Land zusammenzuhalten, so gut es eben gehen wollte. Auch ihm hat man einen deutschen Fürsten zum Coadjutor aufdrängen wollen. Er hat ihn abzuwehren verstanden und scheint gegen Ende seines Lebens noch mißtrauischer als vorher jeder Neuerung gegenüber, die den gährenden Stoff aus dem die livländische Conföderation bestand, in verderbliche Bewegung hätte bringen können. Der Ausbreitung der Reformation setzte er weiter keine Hindernisse in den Weg. Auch Thomas Schöning wurde bewogen sich zu ihrer Duldung in Riga zu verpflichten nnd für die Zukunft allen ausländischen Bündnissen zu entsagen. Mit Rußland erneute der Meister 1531 den Frieden auf weitere zwanzig Jahre für sich. Die Prälaten und alle Stände des Landes Livland verpflichteten sich, in Zukunft nicht mehr zu Polen und Littauen zu treten, und erhielt dagegen die üblichen Zusicherungen freien Handels und Verkehrs.

Eifrig bemüht war der Meiſter um das materielle Wohl des Landes, das denn wie niemals vorher und nachher emporblühte. Die inneren Quellen



Grabmal des letzten Erzbiſchofs von Riga, Wilhelm Markgraf von Brandenburg.
Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg im Jahre 1826 aufgenommenen Zeichnung.

des kommenden Verderbens, Ueppigkeit und rückſichtsloſen Egoismus der Einzelnen wie der Stände, vermochte er nicht zu beſeitigen. Die Entſcheidung über die Zukunft Livlands lag bereits in den Nachbarſtaaten, deren Eingriffe

er ſorglich abzuwehren bemüht war, die aber über kurz oder lang den Kampf um Livland ausfechten mußten. Waren dann die Livlande nicht einig, wie Plettenberg es immer und immer wieder anzubahnen beſtrebt war, ſo mußten ſie dem einen oder dem anderen der Nachbarn zum Raub fallen. Polen oder Rußland — das war die Frage der Zukunft.

In ſolchen Sorgen iſt der Meiſter am 28. Februar 1535 nach einundvierzigjähriger Regierung zu Wenden geſtorben, „in gutem Alter — ſo berichtet unſere Quelle — ſitzend auf einem Stuhle und umgürtet mit ſeinem Schwerte.“ In Wenden iſt er dann auch beſtattet worden und noch hat ſich der Stein erhalten, der ſein Grabmal deckt. Sein Erzbild in der Walhalla zu Regensburg zeigt, daß die deutſche Nation noch heute in ihm einen der Männer verehrt, auf welche der Ruhm des deutſchen Namens ſich gründet.



Stadtſiegel von Wenden und Pernau. Originalgröße.

Wenden: Im Felde eine gezinnte Mauer mit ſechs Thürmen, über welche ein Mann mit rundem Schilde und erhobenem Schwerte ſchreitet. Umſchrift: SIGILLVM CIVITATIS DE WENDA. — Pernau: Im Felde ein von der rechten Seite hineinragender Arm, welcher ein Kreuz hält; daneben ein Schlüſſel. Umſchrift: SECRETVM CIVIVM DE PERONA.

Iwan der Schreckliche
und ſeine Zeit.

Erſtes Kapitel.

Helena Glinski und die Zeit der Bojarenherrſchaft.

Die ruſſiſche Welt, wie ſie ſich auf altſlaviſchen Grundlagen an der Hand byzantiniſcher Rechtgläubigkeit, unter dem Drucke des Tatarenjoches und im Kampf gegen dasſelbe zu einem eigenartigen Staatsweſen herausgebildet hatte, fand ihren Mittelpunkt in dem harten und klugen Geſchlecht jener Großfürſten von Moskau, das ſeit den Tagen Iwan Kalitas es verſtanden hatte, mit dem ruſſiſchen Staatsgedanken eins zu werden. Die Sammlung des Reiches um Moskau hatte einen Vernichtungskrieg gegen alle Sondergewalten zur nothwendigen Folge gehabt: Theilfürſten und freie Städte waren in den Staub geſunken vor Moskau, und in dem ganzen weiten Reiche gab es keinen Willen, der ſich dem des allgewaltigen Großfürſten hätte entgegenſetzen dürfen. So wenigſtens ſchien es noch zu Zeiten Waſſilis, der, wenn auch ſelbſt nicht ſo gewaltig wie Iwan III., doch keinen der Fäden aus Händen gelaſſen hatte, an denen ſein Vater mit bohrender Nachhaltigkeit und rückſichtsloſer Energie die Geſchicke ſeines Volkes leitete.

Die Vorſtellung von der Unumſchränktheit der Macht des Großfürſten war gleichſam zum politiſchen Dogma des Volkes geworden und es hat an demſelben feſtgehalten gleich zäh wie an dem religiöſen Erbe, das es von den Vätern überkommen zu haben meinte. Dieſer religiöſe Gedanke durchdrang ſich mit dem monarchiſchen ſo ſehr, daß in der Vorſtellung der Zeitgenoſſen ſie faſt identiſch erſcheinen. Wer ſich gegen den Großfürſten erhebt, frevelt am Glauben und umgekehrt, wer von den alten Kirchenſatzungen abfällt, vergeht ſich an der Majeſtät des Herrſchers. Das iſt, trotz der Tünche, welche die folgenden Jahrhunderte darüber zu decken verſuchten, im Weſentlichen auch heute nicht anders und die Erkenntniß dieſer Thatſache iſt eine Vorbedingung zum richtigen Verſtändniß der Geſchichte Rußlands.

Das moskowitiſche Rußland konnte daher ſeine Kriege nur unter der Form von Religionskriegen führen, wie denn im Bewußtſein des Volkes ein Unterſchied zwiſchen der mohammedaniſch-tatariſchen Welt und den chriſtlichen Staaten des Abendlandes kaum beſtand. Werden die Einen die Unreinen (pogannyje) genannt, ſo ſind die Katholiken und ſpäter die Proteſtanten dem Volke Un-

chriſten (nechristy); im Kampfe gegen das katholiſche Polen und gegen Livland glaubte man einer gleichen Chriſtenpflicht zu genügen, wie bei Bekriegung der Tataren. Hier wie dort ſtand man einem Anderen gegenüber, als dem, was man zu Hauſe verehrte, Beides war daher gleich verwerflich, die abweichende chriſtliche Confeſſion faſt noch verhaßter als Heidenthum und Islam.

Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ſind nun beide Fundamente ruſſiſcher Weltanſchauung, von innen heraus und von außen her, auf die Probe geſtellt worden: die oberſte weltliche Macht ging nach dem Tode Waſſilis in die Hände jenes Kindes über, das zu Iwan dem Schrecklichen erwuchs und ſeine Macht mißbrauchte, wie ſie nie ſchlimmer von einem Herrſcher mißbraucht worden iſt, das andersgläubige Ausland aber drang, nachdem der Verſuch, es Rußland zu aſſimiliren, in blutigen Kriegen geſcheitert war, nun ſeinerſeits erobernd und mit dem Anſpruch, eine dauernde politiſche und religiöſe Herrſchaft auszuüben, in Rußland ein. Gegen die großfürſtliche Unumſchränktheit konnte eine Zeitlang die Willkür des ruſſiſchen Bojarenthums ihre Orgien feiern, als ſie in Blut erſtickt war und endlich das Herrſcherhaus ſelbſt ſeinen Sünden erlag, folgte eine neue Kriſis, die, wie es den Anſchein hatte, Rußland dem Auslande zur Beute geben ſollte. Gegen die Großruſſen erhob ſich das polniſche Slaventhum, gegen die ruſſiſch-griechiſche Kirche der vom Gedanken der Gegenreformation getragene Katholicismus. Er iſt zeitweilig ſo weit geweſen, ſeinen Sitz im Kreml zu Moskau aufſchlagen zu können — eine Erhebung des Volkes, bei der der national-monarchiſche wie der religiöſe Charakter gleich ſtark hervortraten, brachte die Wendung herbei. In der Dynaſtie der Romanow erſtand im Jahre 1613 das alte Rußland von Neuem.

Und doch, wie anders lagen die Verhältniſſe ſeit dem 17. Jahrhundert. Eine Welt fremder Gedanken war als Sauerteig von Weſten her in dieſen ruſſiſch-orientaliſchen Gewaltſtaat eingedrungen. Ohne eigentlich von ihm aufgenommen oder abſorbirt zu werden, gingen ſie nebenher: vom Volke mit Mißtrauen angeſehen, der Geiſtlichkeit verhaßt, den Wenigen, die ihre Bedeutung zu würdigen wußten, ein Werkzeug, das recht betrachtet ſchließlich doch wieder zu Zwecken benutzt wurde, die jener fundamental-ruſſiſchen Staats- und Weltanſchauung dienen ſollten.

Es iſt gut, dieſe allgemein-hiſtoriſchen Geſichtspunkte vorauszuſchicken, wenn man die an Wechſelfällen und überraſchenden Wendungen reiche Zeit des vierten Iwan an ſich vorüberziehen läßt. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts bedeutet eine acute Kriſis für das öſtliche Europa. Die drei Staaten, welche den Vorwurf unſerer Betrachtung bilden: Rußland, Polen und Livland, ſind alle drei voll in dieſelbe hineingezogen worden, ſtets gehen die Fäden hinüber und herüber, aber ſie haben auch das weſtliche Europa in Mitleidenſchaft gezogen. Seit den Tagen Iwans des Schrecklichen wird Rußland ein weſentlicher Factor der europäiſchen Politik.

Der Großfürſt Waſſili hatte, wie wir geſehen haben, als am 3. Dezember 1533 der Tod an ihn herantrat, noch Zeit gefunden, ſein Haus und ſeinen

Staat zu bestellen. Von seinen beiden minderjährigen Söhnen sollte der Aeltere, Iwan, zwar Reich und Krone erben, die Vormundschaft über den dreijährigen Knaben aber war seiner Mutter zugewiesen worden, jener Helena Glinski, die trotz ihrer offenkundigen ehelichen Treulosigkeit es verstanden hatte, den alternden Gemahl an sich zu fesseln. [1])

Seit den sagenhaften Zeiten der heiligen Olga hatte keine Frau über Rußland geherrscht, und wenn auch nach den Satzungen der Russkaja prawda der Wittwe die Vormundschaft über ihre unmündigen Kinder zukam, es war doch höchst anstößig, eine Frau an die Spitze eines Reiches zu stellen, in welchem diejenige für nicht ehrbar galt, die aus dem Schatten ihrer Gemächer an die Oeffentlichkeit trat. Selbst der griechischen Sophia, welche den Glanz der byzantinischen Kaiserkrone nach Moskau brachte, hatte man es nicht verziehen, daß sie den freieren Sitten des Abendlandes und weiblichem Einflusse in politischen Fragen Raum schuf, sie wurde gehaßt bis über ihren Tod hinaus. Um wie viel größer mußte die Abneigung gegen die zwar russisch-rechtgläubige, aber doch landfremde polonisirte Tatarin sein, deren Geschlecht seine Bedeutung einem begnadigten Verräther und einer Ehe dankte, deren Rechtmäßigkeit angestritten wurde und deren Treue mehr als verdächtig war.

Aber es gab Niemanden in Rußland, der hätte wagen dürfen, ihr offen entgegenzutreten. Die beiden Brüder des verstorbenen Großfürsten galten Dank der Politik Wassilis kaum mehr als die Bojaren und verfügten nicht über selbständige Machtmittel, die Theilfürsten waren verschwunden, der an Gehorsam gewöhnte Kreis der Bojaren aber war auch dem Willen seines verstorbenen Herrn gegenüber willenlos. So ist denn keinerlei Widerspruch laut geworden und unbehindert konnte Helena Glinski ihr Regiment antreten. Ein Bojarenrath, in welchem ihrem Oheim Michail Glinski eine hervorragende Stellung zugedacht war, trat ihr zur Seite. „Du aber, Fürst Michail," hatte der sterbende Großfürst gesagt, „sollst für meinen Sohn, den Großfürsten, und für meine Großfürstin Helena dein Blut vergießen und deinen Leib zerreißen lassen." Er scheint auf die Treue des nächsten Blutsfreundes seiner Gemahlin besonders fest gerechnet zu haben. Der Factor, den Wassili nicht in Betracht gezogen hatte, war aber der Buhle der Regentin, Fürst Iwan Telepnew Obolensky, dessen Geschlecht auf Michael den Heiligen von Tschernigow, einen directen Nachkommen Ruriks, zurückging. Voller Ehrgeiz und von entschiedener Thatkraft, glaubte er, daß Helena weiterer Berather nicht bedürfe. Schon die ersten Tage der Regentschaft zeugten von der Gewaltthätigkeit und dem Mißtrauen des neuen Machthabers. Auf das Gerücht hin, daß der Schwager Helenas, Juri Iwanowitsch, den Versuch gemacht habe, einen der angesehensten Bojaren, Andrej Schuisky, zu sich hinüberzuziehen, ließ man ihn

1) Herberstein erzählt, daß Wassili sich ihr zu Liebe den Bart habe scheeren lassen: quod umquam ab aliquo principe factum. Für moskowitische Verhältnisse allerdings ein unerhörtes Liebeszeugniß.

mit all ſeinen Bojaren verhaften und in den Kerker werfen. Dort hat Juri dann $2^1/_2$ Jahre darauf den Hungertod ſterben müſſen. [1])

Es ſteht vielleicht im Zuſammenhange damit, daß im Sommer 1534 der Fürſt Michail Glinski als zweites Opfer fiel. Er ſoll der Nichte ihren anſtößigen Verkehr mit Obolensky vorgeworfen haben. Als Vorwand zu ſeinem Sturz diente die Anklage, daß er mit Michail Semonowitſch Woronzow die Regierung — d. h. wohl die Leitung der Reichsgeſchäfte im Bojarenrath — habe an ſich reißen wollen. Im Volke aber hieß es, daß er den verſtorbenen Großfürſten vergiftet habe. Welches Ende Glinski nahm, wiſſen wir nicht, jedenfalls iſt er im Kerker umgekommen; ob man ihn wirklich, wie Tatiſchtſchew wiſſen will, erſt geblendet und darauf zu Tode gemartert hat, können wir heute nicht feſtſtellen. [2])

Die Folge des lähmenden Schreckens, den dieſe Gewaltthaten hervorriefen, war die Flucht zweier angeſehener Großen nach Littauen und eine Reihe weiterer Verhaftungen; ja die Regentin und ihr Günſtling glaubten nicht eher ſicher zu ſein, als bis ſie auch den zweiten Bruder des verſtorbenen Großfürſten unſchädlich gemacht hatten. Das Mißtrauen Helenas machte ſich zunächſt darin fühlbar, daß ſie dem Fürſten Andrej die Ueberweiſung derjenigen Städte verweigerte, die Waſſili ihm teſtamentariſch vermacht hatte. Sie ſuchte ihn mit koſtbaren Geſchenken abzufinden und ließ ihn, noch bei Lebzeiten Juris, eine Urkunde ausſtellen, die ihn ganz unſchädlich machen ſollte. [3]) Er verpflichtete ſich eidlich, nicht nur keinerlei Geheimniſſe zu haben und Alles dem Großfürſten und der Regentin Schädliche, das ihm zu Ohren komme, mitzutheilen, ſondern er mußte dazu noch ausdrücklich verſprechen, weder Fürſten, noch Bojaren, noch überhaupt freie Leute in ſeinen Dienſt zu nehmen.

Das war eine Verpflichtung, die den Charakter des Ungewöhnlichen trug. Sie tritt uns hier zum erſten Mal entgegen. Auch das war ungewöhnlich, daß man die ganze Bevölkerung von Nowgorod, die Statthalter mit eingeſchloſſen, neu vereidigte. Wenn irgendwo in Rußland, war dort noch der Boden zu einem Widerſtande gegen das Moskauer Regiment vorhanden und

---

1) Wie weit der Verdacht gegen Juri begründet war, läßt ſich nicht feſtſtellen. Die Berichte der Chroniken, von denen immer im Auge zu behalten iſt, daß ſie der Regentin feindſelig waren, widerſprechen einander, und an urkundlichen Quellen fehlt es.

2) Herberſtein ſagt nur infelix moritur.

3) Sammlung von Staatsurkunden I, 163 mit dem falſchen Datum 1537, das in alle Darſtellungen übergegangen iſt. Daß die Urkunde ſehr bald nach Waſſilis Tode ausgeſtellt wurde, zeigt folgende Stelle: „Was ich aber Böſes hören ſollte von irgend Jemandem, ſei es von meinem Bruder oder von deinen Bojaren ꝛc., das will ich dir, Großfürſt Iwan, ſagen.“ Juri mußte alſo damals nicht nur am Leben, ſondern in Verhältniſſen ſein, die ihm möglich machten, mit dem Bruder zu verkehren. Nun wurde Juri am 11. Dezember 1533 gefangen genommen und am 3. Auguſt 1536 umgebracht. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß gerade die Verhaftung Juris, die, wie wir ſahen, durch die Abſicht, Schuisky an ſich zu ziehen, begründet wurde, den Anlaß zu jener Urkunde gab.

wirklich iſt Andrej ſchließlich dahin gebracht worden, an dieſer vermeintlichen Selbſtändigkeit der Nowgoroder eine Stütze zu ſuchen. Durch Zwiſchenträgereien hatte ſich der Gegenſatz zwiſchen ihm und Helena verſchärft. Bald nahm das Gerücht die Schritte vorweg, die ihm zu ſeiner Rettung noch übrig blieben, wollte er dem Schickſal ſeines älteren Bruders entgehen. Es hieß, er wolle fliehen, und die darüber zwiſchen ihm und der Regentin gepflogenen Verhandlungen mußten ihn im Glauben beſtärken, daß er ſein Heil nur noch in der Ferne finden könne. So kam es, daß Andrej Iwanowitſch wirklich am 2. Mai 1537 mit ſeinem Anhange nach Nowgorod zog. In Erinnerung an längſt verklungene Zeiten erließ er einen Aufruf, der zu offenem Abfall von Helena aufforderte: „Der Großfürſt iſt jung, die Bojaren herrſchen! Bei wem ſollt ihr dienen? Reitet ihr aber zu mir, mir zu dienen, ſo will ich euch mit Freuden gnädig ſein!“

Es ſcheint uns wunderbar, daß wirklich zahlreiche Bojarenkinder und Gutsbeſitzer dem rebelliſchen Fürſten zuzogen, lauter Nowgoroder; aber die Stadt ſelbſt und der Statthalter wollten von dem gefährlichen Abenteuer nichts wiſſen. Noch nie, ſo lange die Erinnerung reichte, war ein Aufſtand gegen den rechtmäßigen Großfürſten von Erfolg gekrönt worden. Andrej fand die Thore Nowgorods geſchloſſen, den Statthalter und die Bevölkerung beſchäftigt in aller Eile ihre Befeſtigungen zu verſtärken.

Ueberraſchend ſchnell iſt dann der ſchlecht vorbereitete Aufſtand in ſich zuſammengebrochen. Als Telepnew Obolensky mit dem moskauiſchen Heere ihm nachjagte, zeigte Andrej ſich durchaus unfähig, erfolgreichen Widerſtand zu leiſten. Zu einem Kampfe iſt es überhaupt nicht gekommen. Der Fürſt gab ſich und ſeine Sache verloren und war froh, als Obolensky ſich eidlich für ſeine volle perſönliche Sicherheit verbürgte, nicht einmal für diejenigen, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, wußte er Gnade und Verzeihung zu erbitten. Der unnahbare Vater und der harte Bruder hatten längſt jede Spur nachhaltigen Willens in ihm erſtickt. Die Ehrbegriffe aber, die wir unter ähnlichen Verhältniſſen im Weſten zu finden gewohnt ſind, darf man auf dieſem Boden nicht ſuchen.

Würdelos und faſſungslos iſt Andrej wie in eine Falle nach Moskau gezogen. Es war nach der Moral der Zeit kaum nöthig, daß Helena noch die Komödie aufführte, als zürne ſie Obolensky, weil er ſeine Vollmachten überſchritten habe. Andrej und ſein Anhang wurden gefangen genommen, ſeine Bojaren und Diener mußten auf die Folter, ihn ſelbſt warf man ins Gefängniß und nach ſechs weiteren Monaten iſt er umgebracht worden. An der Nowgoroder Straße aber hingen die Leichen von 30 unglücklichen Bojarenſöhnen, welche ſo thöricht geweſen waren, dem Rufe des ſchwachen Fürſten Folge zu leiſten.

Für Helena mochte zur Entſchuldigung dienen, daß damit die letzten möglichen Gegner beſeitigt waren, die ſich ihr und ihrem Sohne entgegenſtellen konnten. Sie iſt ſonſt nicht grauſam geweſen und hatte durch die Entſchiedenheit

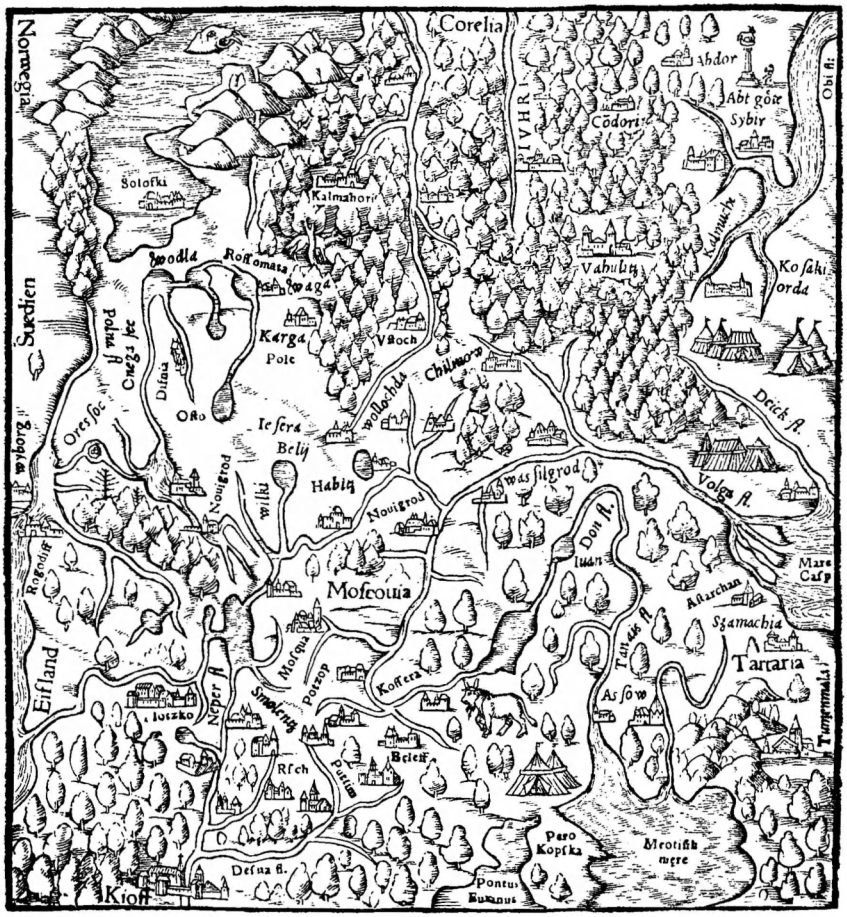
ihrer Schläge Schrecken und entſprechend auch Gehorſam gefunden. Auch nach außen führte ſie die Politik Waſſilis mit Kraft und Geſchick weiter.

Das zeigte ſich beſonders in den Beziehungen zu Polen. König Sigismund hatte, der letzten Schläge eingedenk, Frieden gehalten, ſo lange Waſſili lebte. Nach ſeinem Tode aber trat er mit Forderungen hervor, die auf die Tage Kaſimirs zurückgriffen und der factiſchen Machtſtellung beider Staaten nicht mehr entſprachen: alle Eroberungen Iwans und Waſſilis ſollten herausgegeben werden. Es konnte nicht fehlen, daß es darüber zum Bruch kam. Wir verfolgen den Krieg nicht in ſeinen Einzelheiten; er nahm den Verlauf, der uns in dieſen ruſſiſch-littauiſchen Beziehungen immer wieder entgegentritt. Die tatariſchen Bundesgenoſſen Sigismunds wurden durch die von Moskau mit überlegener Geſchicklichkeit ausgenutzten inneren Mißhelligkeiten gelähmt, die littauiſchen Truppen aber verſpielten im letzten Augenblick ihre früheren Erfolge. Es blieb ihnen zuletzt nichts übrig, als eine Verſtändigung mit Moskau zu ſuchen, und nach langen Verhandlungen kam man ſchließlich zu einem Stillſtande, der 1537 zu Mariä Verkündigung auf fünf Jahre abgeſchloſſen wurde. Wie üblich, wurden dabei die ſchwebenden Gegenſätze nicht ehrlich ausgetragen. Jeder Theil hielt feſt an ſeinen Anſprüchen und war entſchloſſen, ſie bei nächſter Gelegenheit durchzuführen.

Die krimſche Horde wurde eine Zeitlang durch den zwiſchen Saip und Iſlam Girei ausgebrochenen Bürgerkrieg, in welchem Rußland für Iſlam Partei ergriff, in Schach gehalten; als aber Iſlam noch vor Abſchluß des Stillſtandes mit Littauen erſchlagen wurde und ſo Saip freie Hand bekam, drohte neue Gefahr. Saip hielt den Zeitpunkt für geeignet, um alle tatariſchen Lande zu einem Ganzen zuſammenzufaſſen. Vor Allem hatte er dabei Kaſan im Sinne, gegen welches Moskau gerade damals den alten Schig-Alei als Prätendenten gegen Safa Girei ausſpielte, der eben durch eine blutige Revolution auf den Thron gelangt war. Helena zögerte nicht, den veränderten Verhältniſſen Rechnung zu tragen. Um eine Verbindung Kaſans mit der Krim zu verhindern, ließ ſie ihren Candidaten fallen. Ohne weiter der Beleidigungen und des Schadens zu gedenken, den Safa Girei ihr angethan hatte, ſchloß ſie ihren Frieden mit ihm und verhinderte ſo glücklich den Ausbruch des gleichzeitig im Oſten und Süden drohenden Brandes. Auch mit Livland und Schweden wurden die Stillſtände verlängert. Hier wie Littauen gegenüber hielt die moskauiſche Politik zäh an ihren Anſprüchen feſt. Man verſchob nur den Augenblick, ſie geltend zu machen.

So waren die Hoffnungen, welche die Nachbarn Rußlands und der Ehrgeiz der Großen an ein Frauenregiment knüpften, nicht in Erfüllung gegangen. Nach außen war nichts vergeben und durch eine Reihe von Feſtungsanlagen ſpäteren Angriffen ein Stützpunkt geſchaffen. Im littauiſchen Kriege waren die Grenzfeſtungen Sebeſh und Weliſch entſtanden, deren Bedeutung erſt in den folgenden Kriegen recht zur Geltung kam. Im Innern iſt eine Reihe von ſtädtiſchen Anlagen theils neu begründet, theils verbeſſert worden.

So wurde in Ausführung eines Planes, mit dem ſchon Waſſili ſich getragen hatte, ein Theil von Moskau, der ſog. Kitaigorod, mit Mauern und Thürmen befeſtigt. Wladimir, Jaroſlaw und Twer, die durch Feuersbrünſte, wie ſie in orientaliſchen Städten periodiſch aufzutreten pflegen, zerſtört waren, erſtanden



Das Moskowiter Land.
Facſimile aus Sebaſtian Münſters Cosmographie vom Jahre 1550.

aufs Neue, Uſtjug und ein Theil Nowgorods erhielten Mauern, Wologda wurde erweitert, Mokſchan, Buigorod, Balachna, Pronsk neu gegründet. Auch coloniſatoriſch iſt die Regentin thätig geweſen. Die aus Littauen herbeigezogenen Einwanderer hatten die Bedeutung eines Culturelementes; zahlreiche Gefangene befreite Helena aus der Knechtſchaft der Tataren und ſehr weſentlich

waren die Verdienſte, welche ſie ſich um Regelung des in ſchlimmſte Verwirrung gerathenen Münzweſens erwarb. Aus einem Pfund Silber prägte man fortan 6 Rubel und mit äußerſter Strenge verfolgte man die Falſchmünzer.

So dürftig unſere Quellen auch fließen, ſie zeigen doch, daß von einer Mißregierung unter Helena nicht die Rede ſein kann. Die Thatſache einer Frauenherrſchaft war verhaßt, nicht die Art, wie ſie geführt wurde. Namentlich wenn man die Entwickelung der nächſtfolgenden Zeit in Betracht zieht, kann man es nur als ein Unglück bezeichnen, daß die Regentin am 3. April 1538 völlig unerwartet ſtarb. Das außerhalb Rußlands verbreitete Gerücht, daß ſie vergiftet worden ſei, entbehrt jedes Anhalts und iſt an ſich unwahrſcheinlich. Seit lange war man in Moskau gewöhnt, auch die mißliebigſte Regierung als eine Schickung Gottes zu ertragen. Wer die Macht in Händen hatte, dem gehörte der Gehorſam des Volkes. Auch weiß keine unſerer ruſſiſchen Quellen von der angeblichen Vergiftung. Die Nachricht geht auf Herberſtein zurück und ausſchlaggebend dürfte der Umſtand ſein, daß Iwan ſelbſt in ſeinen Klagen über das Unrecht, das die Bojaren ihm und ſeinem Hauſe zugefügt hatten, den Tod ſeiner Mutter nicht erwähnt.

Die Wandlung, die nach dem Tode der Regentin eintrat, hat keineswegs den Charakter einer Veränderung des herrſchenden Verwaltungsſyſtems oder der altüberlieferten Grundſätze moskowitiſcher Politik getragen. Nach wie vor blieb die Leitung der Reichsgeſchäfte in Händen des Bojarenrathes. Das perſönliche Regiment Helenas hatte ſeinen Ausdruck in dem überwiegenden Einfluß gefunden, den ſie einem der Bojaren des Rathes, ihrem Günſtling Obolensky, einräumte. Thatſächlich, nicht rechtlich, traten die Uebrigen in den Hintergrund. Jene oberſten Zwanzig führten auch nach ihrem Tode unangefochten die Regierung weiter. Nur daß ein Streit über die leitende Stellung in der Duma ausbrechen mußte, da Obolensky nicht geſonnen war, von der einmal erklommenen Höhe hinabzuſteigen. Auch meinte er in dem Umſtande, daß ſeine Schweſter Agrafena Wärterin des jetzt ſiebenjährigen Großfürſten war, eine äußere Handhabe zur Sicherung ſeiner leitenden Stellung zu beſitzen.

Aber nur ſieben Tage lang dauerte die Herrlichkeit. Unter den zum großfürſtlichen Rath gehörenden Männern waren die Schuisky's längſt mit dem Einfluß unzufrieden, welchen die Gunſt Helenas Obolensky gewährt hatte. Sie ſtammten von den ſuſdalſchen Fürſten ab, die noch zu Zeiten des Großfürſten Waſſili Dmitrijewitſch ihre politiſche Selbſtändigkeit behauptet hatten, und das Haupt dieſer Familie, Waſſili Waſſiljewitſch Schuisky, durfte wohl meinen, vor Anderen berufen zu ſein, die Zügel der Regierung zu führen. Man hatte ihm den Beinamen „der Schweiger“ gegeben, weil er ſeinen Ehrgeiz und ſeine Pläne in ſich verſchloß. Schon in den Tagen Iwans III. hatte er ſich hervorgethan. Wir finden ihn 1501 und 1502 in den ruſſiſchen Heeren, welche Plettenberg niederwarf, und als 1504 Waſſili zur Regierung kam, hat er das beſondere Vertrauen desſelben genoſſen. Wenn der Großfürſt ins Feld zog, iſt er ſtets an ſeiner Seite geweſen und auch in den letzten Lebensſtunden

Waſſilis iſt Schuisky ſein Vertrauter und Berather geweſen. Ihm hatte der Sterbende die leitende Stellung im Bojarenrathe beſtimmt und nur unwillig hatte der ehrgeizige Mann ſich in die Bevorzugung Obolenskys gefunden. Mit dem Tode Helenas war der langerſehnte Augenblick gekommen, am Gegner Rache zu nehmen. Ohne daß ſich Jemand für ſie erhoben hätte, konnte er den Günſtling und ſeine Schweſter ergreifen und im Kerker den Hungertod ſterben laſſen. Und nun bemächtigte ſich der Schweiger mit ſtarker und rückſichtsloſer Hand der Regierung. Obgleich er ſchon weit über 50 Jahre alt war, vermählte er ſich mit einer Verwandten des Großfürſten, der kaſanſchen Prinzeſſin Anaſtaſia Petrowna Kuidagul,[1]) um den Schein eines Rechtstitels für ſeine uſurpirte Regentenſtellung zu finden. Seine von Helena in den Kerker geworfenen Verwandten erhielten ihre Freiheit wieder und traten ihm als Stützen zur Seite. Durch ihren Anhang verſtärkt, wurde es ihm möglich, einen Anſchlag des Fürſten Iwan Bjelski, der mit dem Metropoliten zum Sturz des neuen Gewalthabers conſpirirte, niederzuwerfen. Bjelski wurde ebenfalls gefangen geſetzt und nur der unerwartete Tod Waſſili Schuiskys, im Oktober 1538, bewahrte ihn vor Schlimmerem. Zunächſt aber erlangte Bjelski ſeine Freiheit nicht wieder. Iwan Waſſiljewitſch Schuisky, der Bruder Waſſilis, trat als Erbe desſelben auf und verſtand in kürzeſter Zeit, ſich Furcht und Anſehen zu ſichern. Der Metropolit von Moskau mußte ins Kloſter, ſein Nachfolger, Joaſaf Skripizin, der ehemalige Abt des Sergiusklоſters, war eine Perſönlichkeit, deren der neue Regent ſicher zu ſein glaubte. Es iſt nicht recht klar, welche Abſichten die Schuisky verfolgten. Man hat wohl gemeint, in ihnen noch einmal den Geiſt des alten Theilfürſtenthums wiederzufinden, das ſich gegen die Alleinherrſchaft Moskaus aufbäumte. Die Glinski und Bjelski aber ſollen den politiſchen Einheitsgedanken vertreten haben.

Von Alledem findet ſich aber in unſeren Quellen nichts. Sie zeigen uns nichts mehr, als den eigennützigen rohen Mißbrauch der Gewalt, die auch in frecher Rückſichtsloſigkeit vor der Perſon des jungen Großfürſten nicht zurückſchreckte. Tiefere politiſche Gedanken treten uns nirgends entgegen. Ebenſo haben die littauiſchen Fürſten nicht andere als perſönliche Intereſſen vertreten. Es handelte ſich bei dieſen wie bei jenen um die eigene Herrlichkeit, hinter der alles Andere zurückſtehen mußte. Man lebte dem Genuſſe des Augenblickes und ließ die Reichsverwaltung in völlige Verwirrung gerathen. Wie am Hofe ſelbſt, ſo herrſchte auch in den entlegenen Mittelpunkten der Provinzialverwaltung rohe Willkür, gegen die es kein Recht gab. „Grauſam wie Löwen“ — ſo klagt die Pleskauer Chronik — „waren die Statthalter und ihre Leute wie wilde Thiere gegen die Bauern. Falſche Zeugen traten auf wider die guten Leute, ſo daß ſie in andere Städte flüchteten und die ehrbaren Aebte aus den Klöſtern nach Nowgorod zogen.“

Dem Abendlande zeigte man, wo irgend die Gelegenheit ſich bot, den

1) Ihre Mutter war eine Tochter des Großfürſten Iwan III.

alten Uebermuth, von den Tataren aber duldete man unwürdige Behandlung, wie ſie der Herr dem Knechte gegenüber ſich erlauben darf. Das waren freilich ganz die Ueberlieferungen altmoskowitiſcher Politik. Noch nie aber war einem unmündigen Großfürſten geſchehen, was Iwan erdulden mußte. Während nach außen hin er der Schild war, mit welchem die Regenten ihre Willkürherrſchaft deckten, während ihm überall, wo er öffentlich ſich zeigte, die größte Demuth und knechtiſche Unterwürfigkeit begegnete, mußte er, wo er allein den Gewalthabern gegenüberſtand, ſich Schimpf und Kränkung gefallen laſſen. Noch 25 Jahre nach dieſen Ereigniſſen hat der vom Knaben zum Manne erwachſene Großfürſt in tiefem Grimm die Unbill geſchildert, die ihm damals geſchehen iſt. Wie Iwan Schuisky ihn nicht gegrüßt, und in ſeinem Schlafgemach die Füße auf die Bettſtelle ſeines Vaters gelegt, wie der Schatz ſeines Vaters und ſeines Oheims in die Hände der Bojaren überging und das goldene und ſilberne Tafelgeräth des Großfürſten mit ihren Namenszügen bezeichnet wurde. Solche Eindrücke hafteten tief in ſeiner Seele, und wenn er ſeinen kindlichen Zorn in ſich verbeißen mußte, geſchah es, um Rache zu nehmen, wenn ſeine Zeit gekommen ſei.

Merkwürdig iſt nun, wie ſorglos dieſe Herrſchaft der Schuisky geführt wurde, und wie unſicher ſie in ihren Fundamenten war. Eben jener Metropolit Joaſaf wandte ſich von ihnen ab und ſetzte hinter ihrem Rücken die Befreiung Bjelskis durch. Es ſcheint, daß er den damals zehnjährigen Iwan als Werkzeug benutzte. Iwan hat ſich wenigſtens ſpäter ſeiner Theilnahme an dieſen Ereigniſſen gerühmt. „Als ich heranwuchs“ — heißt es in ſeiner Correſpondenz mit Kurbsky — „und nicht länger unter ſklaviſcher Gewalt ſtehen wollte, habe ich den Fürſten Iwan Waſſiljewitſch Schuisky von mir geſchickt in den Dienſt und den Bojaren, Fürſten Iwan Feodorowitſch Bjelski, zu mir gerufen.“ Wie weit der eigene Wille des Knaben mitſpielte, iſt freilich heute ſchwer zu ermeſſen. Den Vorwand zur Entfernung Schuiskys bot die drohende Haltung der Tataren von Kaſan an der Oſtgrenze des Reiches. Immerhin muß die Machtſtellung Schuiskys noch ſo feſt geweſen ſein, daß es nicht gerathen war, ganz mit ihm zu brechen. Man hielt für nöthig, jener Verbannung die Form einer Auszeichnung zu geben, und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des Heeres. War er nur vom Hofe entfernt, ſo durfte ſein Einfluß gebrochen ſcheinen, denn die Ueberzeugung, daß alle Macht abhängig ſei von der Gunſt des Großfürſten, bildete nun einmal den Kernpunkt in der Denkweiſe der moskowitiſchen Ariſtokratie.

Wirklich hat nun auch Bjelski zwei Jahre lang an der Spitze der Regierung geſtanden, und ſo weit wir urtheilen können, iſt er bemüht geweſen, ſeine Stellung durch Milde und Gerechtigkeit zu behaupten. Der Vetter des Großfürſten, Wladimir Andrejewitſch, durfte mit ſeiner Mutter nach Moskau zurückkehren und dem unſeligen Dmitri Andrejewitſch, dem Enkel Waſſilis des Geblendeten, der ſeit 49 Jahren in ſtrengſter Haft lebte, wurden die Ketten abgenommen und ein etwas hellerer Kerker gewährt. Von einem beſonderen

Einfluß Bjelskys auf den heranwachsenden Großfürsten hören wir nichts, dagegen deuten einige Nachrichten darauf hin, daß die Verwaltung des Reiches wieder erträglicher wurde. Feste Stützen für seine Stellung verstand er aber nicht zu finden. Es bedurfte nur des Entschlusses, um ihn zu stürzen.

Schuisky, der nicht gesonnen war, ewig in Wladimir auf der Wacht zu stehen, hatte durch seine Anhänger längst Alles zu einem Staatsstreiche vorbereiten lassen. Während in Moskau zwei Fürsten Kubensky, der Fürst Paletzky und der Schatzmeister Tretjakow alle Unzufriedenen um sich schaarten, wußte Schuisky sich der Offiziere seines Heeres zu versichern. Sie schworen, die Gefahren einer Erhebung treu mit ihm zu theilen. Auch Nowgorods wußte man sich zu versichern. Dann schickte Schuisky in den letzten Tagen des Jahres 1541 seinen Sohn Peter und einen seiner entschiedensten Anhänger, den Fürsten Iwan Wassiljewitsch Scheremetjew, mit 300 Mann nach Moskau. In der Nacht vom 2. auf den 3. Januar drang diese Schaar in den Palast des Großfürsten, Bjelski wurde ergriffen und gleich in den Kerker geworfen und um 3 Uhr Morgens standen die Verschworenen vor dem Schlafgemach Iwans. Hier scheint sie doch einen Augenblick die Scheu vor der Majestät des Herrschers übermannt zu haben. Sie wagten nicht einzudringen und stimmten, um den Großfürsten zu wecken, den beim Morgengottesdienst üblichen Gesang an. Die folgenden Ereignisse lassen sich nicht mit voller Sicherheit feststellen. Eine andere Schaar war in die Gemächer des Schuisky verhaßten Metropoliten gedrungen, dieser flüchtete, von Steinwürfen verfolgt, zu Iwan. Aber auch der konnte keinen Schutz bieten. Bis in die Dreifaltigkeitskathedrale folgten ihm Schuiskys Spießgesellen, nur mühsam rettete er sein Leben.

Jetzt erst trat auch der Fürst Iwan Wassiljewitsch Schuisky auf; er hatte in der Nähe den Erfolg seines Staatsstreiches abgewartet und erklärte, nun die Regierung wieder übernehmen zu wollen. Eine so gewaltsam begründete Herrschaft durfte naturgemäß nicht schonend vorgehen. Bjelski wurde nach Bjeloosero verschickt und bald darauf umgebracht; den Metropoliten ließ man durch Nowgoroder Bojarenkinder vor den Thüren der Dreifaltigkeitskathedrale mißhandeln, dann ward auch er nach Bjeloosero verbannt und ins Kyrilloskloster gesperrt. Keine Hand erhob sich, ihn zu vertheidigen. Der Großfürst „war voller Furcht" und wagte keinen Widerspruch zu erheben. Aber er bewahrte das Gedächtniß dieser Tage in zorniger Erinnerung und sein Grimm fraß um so tiefer, als er ihn in sich bergen mußte. Freilich lernte er zugleich, wie viel dieses Volk sich bieten ließ. Eine so formlose Beseitigung des Oberhauptes der russischen Geistlichkeit war selbst unter den früheren Großfürsten nicht vorgekommen und gleich formlos erfolgte die Ernennung des bisherigen Erzbischofs von Nowgorod Makarius zum Nachfolger Joasafs. Auch das hat Iwan nicht vergessen, wie Nowgorod nun schon zum zweiten Mal die Stütze von Verräthern wurde, das Mißtrauen gegen die trotz Allem noch eigenwillige Stadt hat ihn nie wieder verlassen.

Doch auch dieſe Herrſchaft, die willkürlichſte von allen, dauerte nicht lange, ſchon 1543 ſtarb der neue Regent, vorher aber hatte er Fürſorge getroffen, daß die Gewalt bei ſeinem Geſchlechte blieb. Wieder ſtanden drei Schuiskys an der Spitze und eiferſüchtig achteten ſie darauf, daß Niemand neben ihnen zu Einfluß gelange. Als es ſchien, daß der Großfürſt einen der Räthe, Fedor Woronzow, beſonders bevorzuge, fielen ſie in Gegenwart ihres jungen Gebieters über ihn her, mißhandelten ihn mit Ohrfeigen, zerriſſen ſeine Kleider und hätten ihn getödtet, wenn nicht der Metropolit auf Iwans Bitten ſie daran verhindert hätte. Die Gewalthaber begnadigten ihn zur Verſchickung nach Koſtroma, die Bitte Iwans, Woronzow in das nahe Kolomna zu ſchicken, fand keine Beachtung.

Es ſcheint nun, daß dieſe Thatſachen dem damals dreizehnjährigen Großfürſten Moskau verleideten. Er zog in das Dreifaltigkeitskloſter und blieb dort vom September bis zum November. Etwa einen Monat nach ſeiner Rückkehr ließ er in plötzlich aufflammender Wuth den Fürſten Andreas Schuisky ergreifen und von ſeinen Hundewärtern auf den Straßen Moskaus, vor den Augen des Volkes mißhandeln und grauſam ermorden.

„Von der Zeit ab," erzählt eine Chronik, „begannen die Bojaren den Goſſudar zu fürchten und ihm zu gehorchen." Die Schuisky und ihre Anhänger mußten nun weichen. Sie, vor denen bisher Alles gezittert hatte, konnten verbannt und beſeitigt werden. Einige, wie z. B. der Hofbeamte Buturlin, dem man die Zunge ausſchnitt, wurden verſtümmelt, aber wenn man auch an den erſten Anfängen des perſönlichen Regiments ſtand, konnte ſich dieſes doch nur ſtoßweiſe geltend machen. Iwan war ein Knabe und konnte nicht ſelbſt regieren. So iſt auch eine weſentliche Aenderung der Verhältniſſe nicht eingetreten: nach wie vor beſorgte der Bojarenrath die Geſchäfte des Reiches, von einem Heranziehen Iwans zu denſelben war um ſo weniger die Rede, als er ſelbſt keinerlei Verlangen danach zeigte. Man ließ ihn ſeinen Vergnügungen nachgehen und dieſe zeigten eine Freude an roher Grauſamkeit, welche die Bojaren wohl hätte bedenklich ſtimmen müſſen. Hatte der zwölfjährige ſich daran ergötzt, Thiere aus der Höhe des Kremls hinabzuwerfen, um ſich am Blut und an den Qualen der Zerſchmetterten zu erregen, ſo ritt der fünfzehnjährige mit jungen Geſellen, die er um ſich ſchaarte, durch die Straßen Moskaus, um niederzuſtoßen und zu verwunden, was ihm in den Weg trat. Ein ruchloſes Treiben, das auch dann kein Ende nahm, als der Großfürſt zum erſten Male (1546) mit ſeinem Heere ins Feld ritt.

Man befürchtete gerade einen Einfall der Krimer und hatte wie ſtets in gleicher Gefahr die Truppen bei Kolomna concentrirt. Da jedoch der Feind nicht kam, waren die drei Monate, welche Iwan hier verbrachte, für ihn nur eine Schule neuer Rohheiten. Dabei iſt dann der erſte offene Widerſtand entgegengetreten, bezeichnender Weiſe von Nowgorodern. Einige fünfzig Nowgoroder Schützen, deren Klagen Iwan nicht anhören wollte und die er auseinander zu treiben befahl, ſetzten ſich zur Wehr. Zwiſchen ihnen

und dem Jagdgefolge des Großfürsten kam es zu einem förmlichen Treffen, in welchem auf beiden Seiten etwa zehn Mann fielen. Iwan ließ nun eine Untersuchung anstellen, nicht über die Beschwerden der Nowgoroder, sondern darüber, wer sie aufgewiegelt habe. Man nannte einen Fürsten Kubensky und eben jenen Woronzow, dem er einst durch seine Bitten das Leben gerettet hatte. Ohne den Beiden auch nur Gehör zu geben, ließ Iwan sie hinrichten und doch hatte er gerade in letzter Zeit Woronzow besonders bevorzugt, so daß dieser sich für den Freund Iwans hielt. Wir stehen hier vor einer charakteristischen Eigenthümlichkeit des Großfürsten: die ihm Zunächststehenden waren ihm im Grunde ebenso gleichgültig, wie die Masse seines Volkes. Freundschaft hat er nie gekannt. Ebenso wenig aber läßt sich ein Zug in ihm nachweisen, der als Beleg dafür dienen könnte, daß das Bewußtsein von seiner Stellung eine Art Pflichtgefühl in ihm entwickelt hätte. Die Chroniken heben vielmehr ausdrücklich hervor, wie er auf seinen Zügen durch die großen Städte des Reiches alles Geschäftliche von sich wies. Nur für die Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes zeigte er Interesse, den Andachtsübungen in Kirchen und Klöstern lag er mit großem Eifer ob. „Er zog" — sagt eine Pleskauer Chronik — „von uns nach Moskau, ohne das Geringste besorgt zu haben. Der Großfürst jagte die ganze Zeit über in Schlitten und that den Christen Leid und Schaden an."

Es ist kein Wunder, daß bei solchem Regiment die aggressive Tendenz, so sehr sie sonst zum Wesen der russischen Staatskunst gehörte, ruhen mußte. Wir hören von steten Anfällen der Krimer, Kasaner und sonstigen Tataren, welche die östlichen und südlichen Grenzen des moskowitischen Reiches inne hatten. Bedeutendes ist auf beiden Seiten nicht geschehen, nur daß die Wojewoden Iwans sich kaum stark genug erwiesen, die Feinde abzuwehren. Wenn es bei den üblichen Verheerungen des russischen Landes blieb, ist das mehr der inneren Zerfahrenheit dieser Barbaren als der Ueberlegenheit Moskaus zuzuschreiben. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß damals die ersten directen Beziehungen zum Sultan stattfanden.

Mit Littauen wurde 1542 einer jener Stillstände erneuert, der die alten Gegensätze offen ließ, factische Einbußen hat Moskau auch nach dieser Seite nicht erlitten. Nicht die Thätigkeit der Glinski oder Schuisky, sondern die politische und militärische Apathie der Nachbarstaaten hatte vor Verlusten geschützt. Auch bedeutete die an blinden Gehorsam gewohnte Masse der unter Moskaus Oberhoheit geeinigten russischen Slaven schon durch ihr Gewicht eine Gefahr, die man nur ungern heraufbeschwor. Die große Zukunftsfrage war, ob der allmählich zu reiferen Jahren heranwachsende Großfürst, trotz der schmählichen Vernachlässigung seiner moralischen und geistigen Erziehung, die Kraft zeigen werde, um die Waffen zu brauchen, welche seine in ihren Grundlagen nicht erschütterte Stellung ihm in die Hände legte.

Unumschränkt, wie nur je ein Khan in Sarai es gewesen ist, konnte er sein Regiment antreten.

Zweites Kapitel.

Selbstherrschaft und Wandlung.

Als Iwan in sein 17. Lebensjahr getreten war, faßte er den Beschluß, selbst zu regieren. Die erste Mittheilung machte er dem Metropoliten. Er erklärte ihm, er sei gesonnen, zu heirathen und sich zum Zaren krönen zu lassen, d. h. er wolle den Zarentitel annehmen. Wie die Heirath dem Bewußtsein Ausdruck geben sollte, daß er nunmehr zum Manne gereift sei, der keiner vormundschaftlichen Leitung weiter bedürfe, barg die geplante Annahme des Titels Zar einen politischen Anspruch von größter Tragweite. Zar war der Titel, den die Beherrscher jener tatarischen Reiche führten, die aus den Trümmern der goldenen Horde emporgewachsen waren; ein Titel, der demjenigen, der ihn führte, die Allgewalt verlieh, welche in orientalischen Staatenbildungen dem Fürsten eingeräumt zu werden pflegt.

In Moskau, wo man dem Titel- und Formenwesen höhere Bedeutung beilegte als sonst irgendwo, wo man die einmal erhobenen Ansprüche mit beispielloser Zähigkeit festzuhalten verstand, war man sich wohl bewußt, daß die Zarenwürde eine weitere Erhebung des Großfürsten seinen Verwandten und Unterthanen gegenüber bedeute und daß sie einen Gegensatz zu der Selbständigkeit von Kasan, Astrachan und der Krim in sich schloß.

„Mit großer Freude," erzählen die Chroniken, „nahmen die Bojaren vom Metropoliten die Verkündigung der Absichten ihres Herrn entgegen." Wir können wohl hinzufügen, es geschah nicht ohne Furcht. Hatten sie doch die wilde und rücksichtslose Leidenschaftlichkeit Iwans mehr als einmal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Ueberraschend schnell hat dann der junge Großfürst seine Absichten ausgeführt.

Unter religiösen Feierlichkeiten, welche der Handlung in den Augen des Volkes noch besondere Weihe geben mußten, fand am 16. Januar 1547 die Krönung Iwans zum Zaren statt. Er nahm durch diesen Act den Feinden des christlichen Glaubens, den Tataren, den Titel, auf welchen sie Ansprüche gründeten; der Großfürst von Moskau als Erbe des Khans trat in ihre Ansprüche ein. Schon als der unglückliche Dmitri zum Nachfolger seines Großvaters bestimmt wurde, war von Iwan III. der Titel Zar für ihn in Anwendung gekommen; wie die Zeitgenossen damals damit die ausschweifendsten Ansprüche verbanden, und aus der Apokalypse den Beweis holten, daß alle Herrschaften der Welt bestimmt seien, in das neue Zarthum überzugehen, so tauchten alle diese Gedanken jetzt wieder auf. Auch die Erinnerung an die alten Beziehungen zu Byzanz wurde lebendig. Die Legende von den Krönungsinsignien, welche angeblich Kaiser Alexius dem Großfürsten Wladimir Monomach zugeschickt haben sollte, wurde ausdrücklich in Erinnerung gebracht. Welchen Werth Iwan diesem Umstande beilegte, geht daraus hervor, daß er



Thronbesteigung des von seinem Vater dem Großfürsten Wassili Iwanowitsch gesegneten Zaren Iwan Wassiljewitsch.

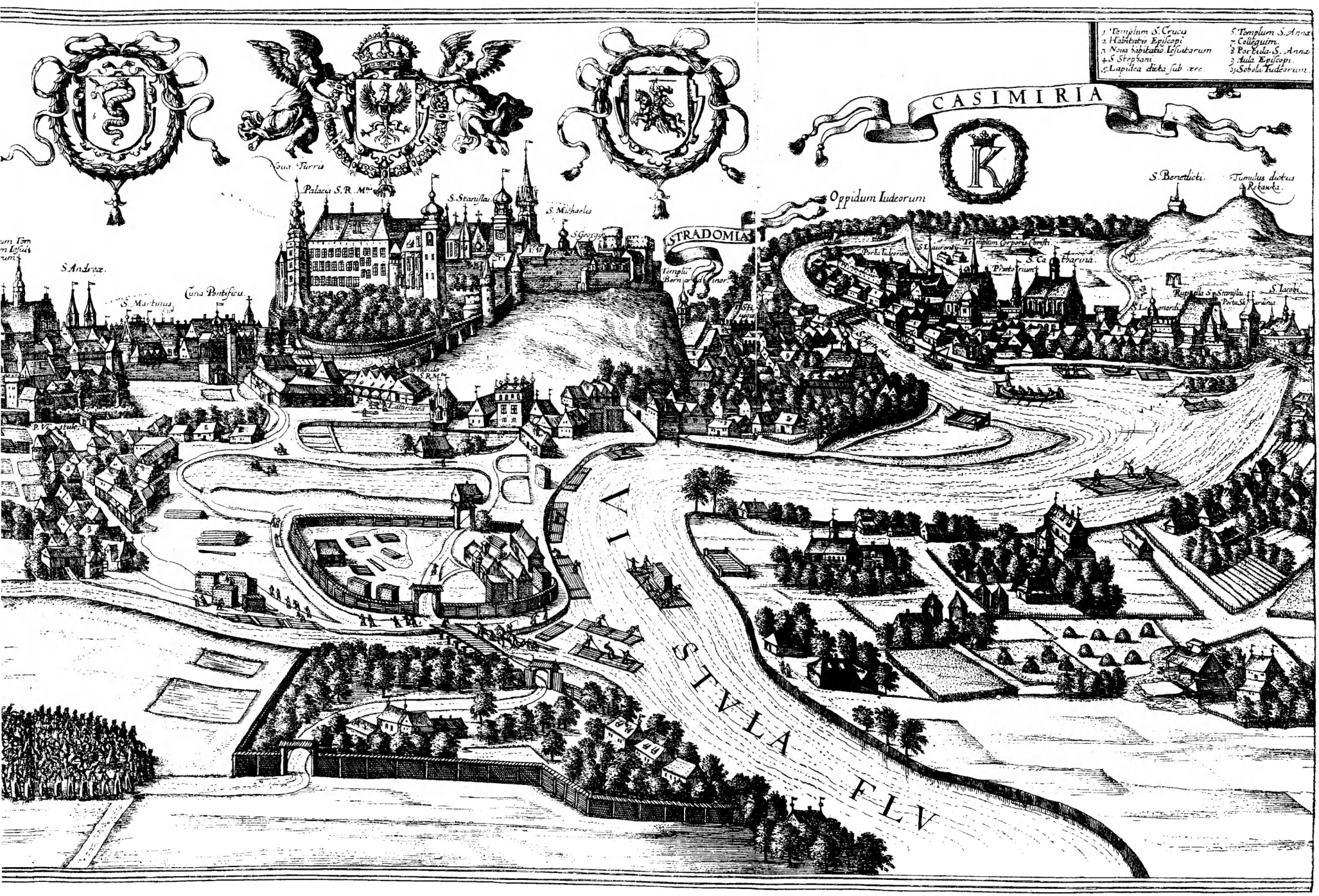
Facsimile der Darstellung in einer alten russischen Chronik.

bei gebotener Gelegenheit sich im Jahre 1561 vom Patriarchen von Konstantinopel ausdrücklich seine Verwandtschaft mit dem byzantinischen Kaiserhause und sein Recht auf die Kaiserkrone bestätigen ließ. Iwan hatte darauf gedrungen, daß der Patriarch diese Bestätigung nicht nur von sich aus persönlich, sondern durch ein ad hoc berufenes Concil vornehmen ließ, und hatte die Freude, daß sein Wunsch voll erfüllt wurde. Seither betrachtete er sich als den rechtmäßigen Nachfolger der byzantinischen Kaiser, als den Beherrscher des dritten Rom, nachdem das zweite (Konstantinopel) in die Hände der Ungläubigen gefallen war. Eine nochmalige Krönung durch den im September 1562 eingetroffenen Abgesandten des Patriarchen aber wies er zurück, um nicht dadurch den Schein zu erregen, als gebühre dem Patriarchen eine ähnliche Stellung, wie sie der Papst dem Kaiser gegenüber beanspruchte. „Nicht nur die Ueberlieferung glaubwürdiger Menschen" — urkundete damals Patriarch Josaphat —, „sondern auch die Chroniken bezeugen es, daß der jetzige Herrscher von Moskau von der unvergeßlichen Zarin Anna, der Schwester des Kaisers Porphyrogenetos, abstammt, und daß der Metropolit von Ephesus in Vollmacht des Concils von Byzanz den Großfürsten Wladimir zur Zarschaft gekrönt hat." Für die Beziehungen Moskaus zum orientalischen Christenthum war diese Bestätigung des Zarentitels von allergrößter Bedeutung. Der in die Kirchengebete aufgenommene Name des Zaren galt für den eines Schutzherrn. „Alle Völker des rechtgläubigen Orients begannen auf den moskauischen Zaren zu blicken als auf das Haupt und den Vertreter ihrer Kirche, als auf ihren einzigen und thatsächlichen Schirmer und Schutzherrn. Die von den Türken unterjochten Stämme erwarteten von ihm die Herstellung ihrer früheren Freiheit und Unabhängigkeit." Eine Perspective von unübersehbarer Tragweite eröffnete sich. Keiner der Nachfolger Iwans hat sie aus den Augen verloren. In Rußland selbst aber überwog die Auffassung, welche dem Zarentitel eine gegen die Tataren gerichtete Bedeutung verlieh. Die Nowgoroder Chronik bemerkt in diesem Anlaß: „und er nannte sich Zar und Großfürst und erwies sich als mächtiger Alleinherrscher des ganzen großen Rußland und Furcht überkam alle heidnischen Lande. Er war aber über die Maßen weise, tapferen Herzens und von starker Hand. Sein Körper war kräftig und seine Füße leicht, einem Pardel gleich wie sein Großvater, der Großfürst Iwan Wassiljewitsch; keiner seiner Ahnen vor ihm hat es gewagt, sich zum Zaren zu erheben und sich mit diesem neuen Namen zu nennen, denn sie fürchteten den Neid und daß die Heiden sich gegen sie erheben könnten."

Der Krönung folgte die Vermählung auf dem Fuße. Eine Brautschau, wie sie gelegentlich auch im byzantinischen Reiche stattfand, versammelte die Schönen Rußlands vor dem prüfenden Blicke des jungen Zaren. Gnade vor seinen Augen fand Anastasia, die Tochter des Okolnitschi (Kammerherr) Roman Jurjewitsch Ssacharin, eines Mannes, dessen Geschlecht nicht Anspruch erheben durfte, sich den vornehmen Bojaren- und Fürstenfamilien gleich zu



Ansicht von Krakau im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Facsimile des Kupferstiches in:



Facsimile des Kupferstiches in: Braun und Hogenberg, Civitates orbis terrarum; 1576.

ſchätzen. Unter Alexander Newsky waren ſie „aus Preußen“ [1]) nach Moskau gezogen, eine politiſche Rolle ſpielte erſt der Oheim Anaſtaſias, Michail Jurgewitſch, der einer der Vertrauten des Großfürſten Waſſili Iwanowitſch war. Die Hochzeit des Zaren fand ſchon am 3. Februar ſtatt und die Chroniſten ſind des Lobes der jungen Fürſtin voll. Von einem Einfluß Anaſtaſias auf ihren Gemahl aber ließ ſich nichts bemerken. Neben geiſtlichen Uebungen, die über äußere Kirchlichkeit nicht hinausgingen, dauerte das, man muß wohl ſagen, ruchloſe Treiben der letzten Jahre fort. Die Staatsgeſchäfte blieben den Glinski überlaſſen, und wo Klagen über die Mißregierung bis zum Zaren gelangten, erfolgte nicht Abhilfe, ſondern Mißhandlung und Gewaltthat.

Erſt eine Reihe erſchütternder Ereigniſſe brachte eine Wandlung hervor. Am 12. und am 20. April 1547 verwüſteten ſchreckliche Feuersbrünſte Moskau. Am 3. Juni ſtürzte — den erſchreckten Zeitgenoſſen ein böſes Omen — die große Glocke herab und vollends ergriff Entſetzen das Volk und den Zaren, als am 21. Juni eine dritte Feuersbrunſt ausbrach, welche ſchrecklicher als alle früheren die ganze Stadt in Aſche legte. 1700 Erwachſene kamen in den Flammen um, die Kinder hat Niemand gezählt, der Palaſt des Zaren verbrannte, er ſelbſt und der Metropolit geriethen in die äußerſte Lebensgefahr. Wie ſtets bei ſolchen Gelegenheiten, wurde das Unheil böſem Zauber zugeſchrieben. Die Gegner der Glinski ſprengten aus, das Geſchlecht jener verhaßten Machthaber trage Schuld an dem entſetzlichen Unglück. Die Großmutter des Zaren, erzählte ſich das Volk, Anna Glinski, habe den Todten das Herz aus dem Leibe geriſſen, die Herzen in Waſſer geweicht, die Straßen Moskaus beſprengt und ſo den Brand erregt. Je widerſinniger die Erfindung war, um ſo mehr Glauben fand ſie. So gewaltig war die Erregung des Volkes, daß es den Oheim Iwans, den Fürſten Juri Glinski, in der Kirche ermordete und dann drohend nach Worobjowo zog, wo der Zar eine erſte Zuflucht gefunden hatte. Seine Großmutter ſolle er ausliefern, ſie und was ſonſt ihren verhaßten Namen trage, müſſe ſterben.

Es iſt ein entſchiedenes Verdienſt Iwans, daß er in dieſen kritiſchen Augenblicken keine Schwäche zeigte. In raſchem Entſchluß ließ er die Wortführer der Menge ergreifen und auf der Stelle hinrichten — voll Schrecken ſtoben die Uebrigen auseinander, denn ſtärker als Wuth und Aberglaube wirkte die angeborene Furcht vor dem Zaren.

Es darf wohl als feſtſtehend angeſehen werden, daß die Fürſten Schuisky dem Tumult die Loſungsworte gegeben haben. Sie mochten hoffen, wenn erſt die Glinski beſeitigt waren, die Erben ihrer Stellung zu werden. Dem Zaren traute man den Ernſt und die Nachhaltigkeit zu eigener Regierungsarbeit

1) Unter dieſer Bezeichnung iſt, wie neuerdings ſehr wahrſcheinlich gemacht worden iſt, zu verſtehen aus dem Nowgorodſchen. In Nowgorod gab es eine preußiſche Straße, die große Heerſtraße von Nowgorod nach Pſkow hieß die preußiſche und die Bewohner der preußiſchen Straße nannte man kurzweg „die Preußen.“ Vgl. Petrow, Geſchichte der ruſſiſchen Adelsgeſchlechter. Petersburg 1886.

nicht zu. Wie die Stimmung des Volkes einmal war, durften die Glinski nicht daran denken, wieder in den Vordergrund zu rücken, dann aber ſchien Niemand berufener als gerade ſie, die Schuisky, die Zügel in die Hand zu nehmen. Da aber trat eine völlig unerwartete Wendung ein.

Weder die Schuisky noch ſonſt Jemand aus den Reihen der Großen ſollte das Erbe antreten. Als der Rauch ſich von der Trümmerſtätte Moskaus zu verziehen begann, ſtanden zwei neue Männer zunächſt beim Zaren: der Pope Silveſter und Alexei Fedorow Adaſchew,[1]) ein kleiner, kaum beachteter Hofbeamter.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Iwan Beide ſchon lange kannte. Aber erſt die Schrecken jener Junitage brachten ſie ihm näher und boten ihnen die Gelegenheit, die durch Blut und Lüſte verrohte Seele des Zaren ihrem Einfluß zu erſchließen.

Silveſter ſtammte aus Nowgorod und ſcheint durch den Fürſten Wladimir Andrejewitſch in nähere Beziehungen zum Zarenhauſe getreten zu ſein. Seine Stellung an der Kirche Mariä Verkündigung zu Moskau bedingte ein häufiges Zuſammentreffen mit Iwan. Die Vorliebe desſelben für geiſtliche und hiſtoriſche Literatur — beide ruhten meiſt in gleichen Händen — ließ ihn den äußerſt beleſenen Prieſter ſchätzen, und als dieſer jetzt die Unglücksfälle der letzten Tage als eine Strafe Gottes hinſtellte, fand er in dem erſchütterten Gemüthe des Jünglings einen Boden, der vorbereitet war, die von ſittlichem Ernſt getragenen Ermahnungen des Prieſters anzunehmen. Auch ein myſtiſches Moment ſpielt hier mit. Silveſter drohte mit neuen Strafen des göttlichen Gerichts. Er berief ſich auf die Offenbarung, die ihm durch Viſionen geworden ſei, und bemächtigte ſich bald ſo völlig der Seele des Zaren, daß dieſer, wie er ſelbſt ſagt, ſich ihm ganz unterwarf, ohne recht zu wiſſen, warum. Wie ein Magnetiſeur den Magnetiſirten — ſagt ein ruſſiſcher Geſchichtsſchreiber treffend — beherrſchte ihn Silveſter. Keinen Schritt wagte Iwan gegen ſeinen Willen zu thun: „er aß, trank, kleidete ſich und lebte nach ſeinen Lehren.“

Eine der erſten Maßregeln jener neuen Männer war, diejenigen vom Hofe zu entfernen, deren ſchädlichem Einfluſſe der Zar bisher nachgegangen war. Man umgab ihn mit Leuten, die ſich der Geiſtesrichtung Silveſters und Adaſchews anpaßten, und bald ſchien jede Möglichkeit geſchwunden, gegen ſie aufzukommen. „Niemand,“ berichtet das Zarenbuch, „wagte ſich Silveſter zu widerſetzen, weder der Metropolit, noch die Biſchöfe, noch andere Geiſtliche, noch die Bojaren und Bojarenkinder, er vereinigte die geiſtliche und die zariſche Gewalt, obgleich er nur ein Pope war.“ Und Iwan ſelbſt ſchreibt in ſpäteren Tagen, als er ſich dieſem Zwang zum Guten längſt entriſſen hatte: „Ich war Herrſcher, aber thatſächlich hatte ich keinerlei Herr-

1) Petrow l. l. p. 83 will die Adaſchews auf das Geſchlecht der Jaroſlawſchen Theilfürſten zurückführen. Ein Zuſammenhang, der, wenn er beſtand, jedenfalls zu Zeiten Alexei Adaſchews vergeſſen war. Die Zeitgenoſſen wiſſen nichts davon.

ſchaft. Sie wollten mich nicht nur fügſam und gehorſam haben, ſondern auch beherrſchen und ſelbſt regieren, wie es ihnen behagte, ſie nahmen mir das Zarthum ab."

Wir wiſſen nur wenig von den Männern, die neben jenen Beiden ſtanden. Der hervorragendſte ſcheint der Fürſt Dmitri Kurljätew geweſen zu ſein, die übrigen kleine Leute, die weniger noch als der Bojarenrath an einen Widerſtand denken durften. Auch jetzt folgte man blind der Richtung, die im Namen des Zaren vom Hofe ausging, und wer nur die Außenſeite ſah, mußte glauben, daß thatſächlich eine neue, beſſere Seele den jungen Zaren beſtimme. Ein ehrbarer, faſt asketiſcher Zug ging durch die Hofkreiſe und überall traten bei Behandlung der inneren Reichsangelegenheiten ſittliche und religiöſe Geſichtspunkte in den Vordergrund. Die Regierung ſchien entſchloſſen, das geſammte Staatsleben auf neuen Grundlagen zu verjüngen. In Moskau traten Synoden zuſammen, denen man die Aufgabe ſtellte, die zahlreichen localen Heiligenleben zu ſammeln und auf ihre Zuverläſſigkeit zu prüfen. Für ganz Rußland geltende Feſttage ſollten endgültig beſtimmt werden, um ſo die, wie man befürchtete, aus den Fugen gehende kirchliche Einheit des Reiches herzuſtellen. Dieſe Synoden tagten 1547 und 1549 und noch in demſelben Jahre 1549 zwiſchen dem 1. September und dem 23. November wurde die Geiſtlichkeit wiederum zuſammengerufen. Diesmal aber zog man außerdem noch Vertreter aller Stände hinzu: Fürſten, Bojaren, Krieger, Abgeordnete der Städte — eine Verſammlung, von der ſich ſchwer ſagen läßt, nach welchen Geſichtspunkten ſie zuſammengeſtellt wurde. Sicher iſt jedenfalls, daß das geiſtliche Element überwog, wie denn jene Ständeverſammlung als aus den Synoden hervorgegangen betrachtet werden muß. Sie erinnert in ihrer Zuſammenſetzung und in den ihr geſtellten Aufgaben in keiner Weiſe an ſcheinbar verwandte Erſcheinungen im Abendlande. Ihr Charakter iſt ein rein moskowitiſcher und die Thatſache, daß hier zum erſten Mal eine Vertretung des Geſammtvolkes ſich zuſammenfand, begründete keinerlei Rechte des Volkes und bedeutete keine Minderung oder Beſchränkung der zariſchen Allgewalt.

Auch der Zweck der Verſammlung war in ſeiner Originalität einzig daſtehend. Eine feierliche Verſöhnung zwiſchen dem Zaren und ſeinen Unterthanen war das Ziel, das erreicht werden ſollte, die Ankündigung zugleich einer Wandlung in den leitenden Grundſätzen des Staatsregimentes.

Als an dem beſtimmten Tage das Volk auf dem Richtplatze in Moskau in äußerſter Spannung der kommenden Dinge harrte, erſchien in feierlichem Zuge, von der Geiſtlichkeit, den Bojaren und erleſenen Kriegern geleitet, Iwan. Der kirchliche Lobgeſang ward angeſtimmt. Darauf wandte ſich der Zar zum Metropoliten: „Ich flehe dich an, heiliger Biſchof — ſo begann er — ſei mir ein Helfer und wirb mir Liebe. Ich weiß, daß du alles Gute erſtrebſt. Nun iſt dir wohlbekannt, daß ich im vierten Jahre den Vater, im achten die Mutter verlor. Meine Verwandten haben mich vernachläſſigt und meine mächtigen Bojaren und die Großen im Reiche waren mir gram. Eigenmächtig

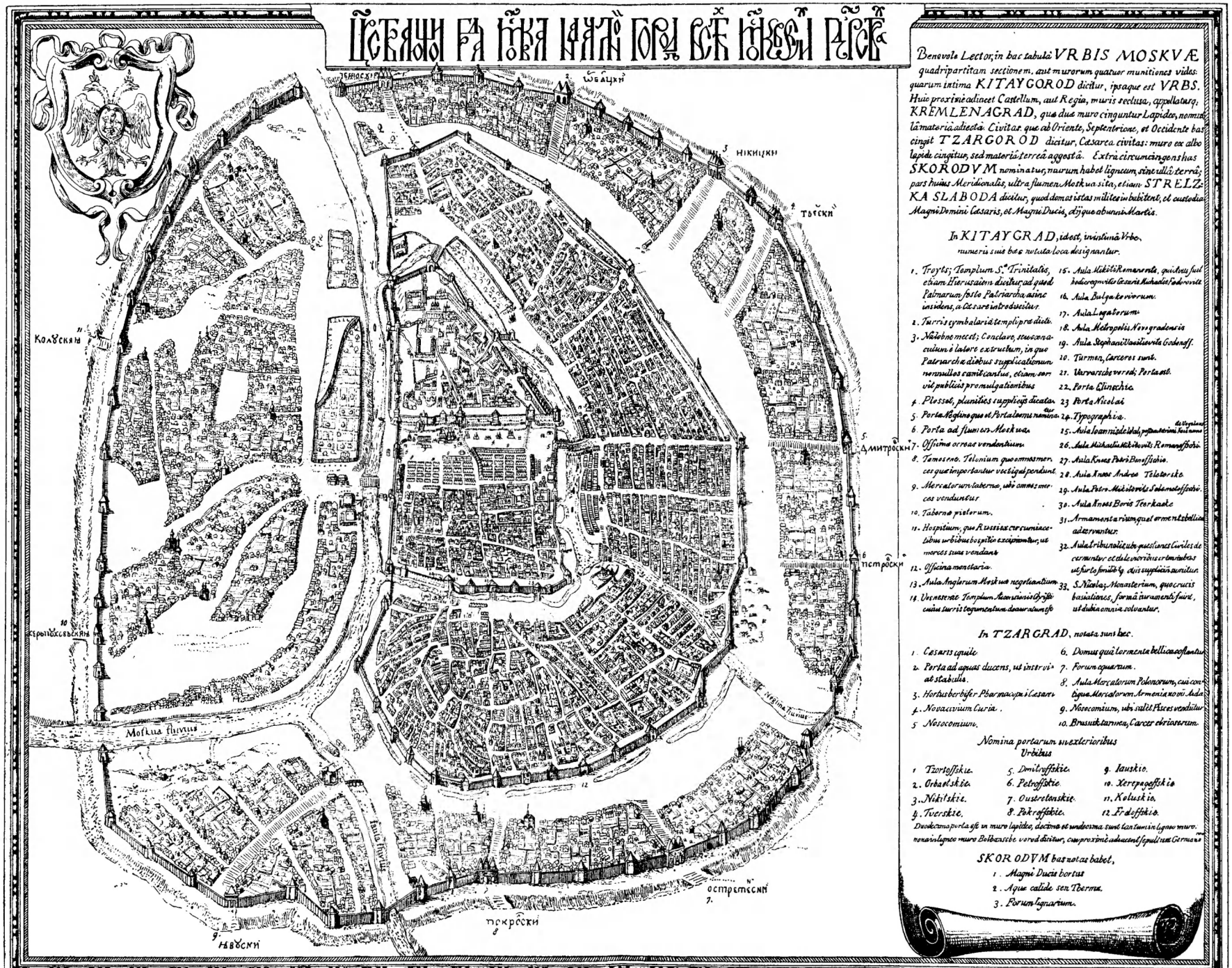
haben ſie in meinem Namen Ehren und Würden an ſich geriſſen, in Eigennutz, Raub und Uebermuth gelebt. Ich aber war taub und ſtumm und ſprach nicht recht, denn ich war jung und hilflos und ſie regierten. O, ihr abſcheulichen Böſewichter und Räuber, ihr ungerechten Richter, welche Antworten gebt ihr auf all' die Thränen, die euretwegen vergoſſen ſind? Meine Hände ſind rein von dieſem Blut, euch aber erwartet Gottes Gericht!" Darauf neigte er ſich nach allen Seiten und fuhr dann fort: „Ihr Männer Gottes, die der Herr mir geſchenkt hat, ich flehe um eueren Glauben an Gott und um euere Liebe. Das Leid, das euch geſchehen iſt, da ich jung war und hilflos durch den Frevel meiner Bojaren und Diener, durch Rechtsverweigerung und Ungerechtigkeit, durch Habſucht und Beſtechung, das kann ich nicht ungeſchehen machen. Ich flehe aber um Eines: laſſet die alten Feindſchaften fahren und vergebt einander, wo es ſich aber um große Dinge handelt und wenn neuer Streit entſteht, da will ich ſelbſt Richter ſein, ſo weit es möglich iſt, und will euch vertheidigen und das Unrecht brechen und wiedergeben, was geraubt iſt."

Iwan ſelbſt hat im folgenden Jahre den Inhalt dieſer Rede dahin zuſammengefaßt und erläutert: er habe vor allem Volk das Haupt geſchlagen und die Verſammlung habe ihn geſegnet und ihm ſeine Schuld erlaſſen. Er aber habe ſich verpflichtet, ein neues Rechtsbuch zu erlaſſen. [1])

In welcher Weiſe die von Iwan auch ſpäter mehrfach hervorgehobene Verſöhnung zwiſchen ihm und dem Volke vor ſich gegangen iſt, wird nicht ausdrücklich überliefert. Wahrſcheinlich durch tumultuariſchen allgemeinen Zuruf, an den ſich, was direct bezeugt wird, von Seiten Iwans die Erklärung ſchloß, daß auch er den Bojaren und ihren Dienern verzeihe und ihrer Frevel ferner nicht gedenken wolle.

Silveſter und Adaſchew, die geiſtigen Urheber dieſer unerhörten, aber echt ruſſiſch gedachten Kundgebung, rechtfertigten durch dieſelbe vor der Oeffentlichkeit die neue Richtung, die nunmehr die Leitung des Staates in Händen haben ſollte. Ganz Rußland erfuhr, daß die Bojaren, welche bisher dem Zaren zunächſt geſtanden hatten, ſchuld ſeien an allem Unheil der früheren Jahre, es erfuhr zugleich, daß die Stellung, welche Silveſter und Adaſchew thatſächlich einnahmen, dem Willen des Zaren entſprach und eben dadurch wurde dieſe Stellung legaliſirt. Die Erbitterung, welche Iwan gegen die Bojaren hegte, ſtimmte durchaus mit den Plänen, die Silveſter verfolgte. Nur über die Köpfe der Bojaren hinweg konnte ſein Einfluß und der ſeiner Geſinnungsgenoſſen ſich behaupten. Dann aber war nur Zweierlei möglich: entweder man ließ, wie es ſo oft vorher und nachher geſchehen iſt, jene Köpfe ſpringen oder man entwurzelte ihr Anſehen in den Augen des Volkes und hielt ſie vom Zaren fern. Gab der Zar ſie preis, ſo hatten ſie keine Stütze

1) Es ergiebt ſich daraus, daß der im Stufenbuch erhaltene Text der Anſprache Iwans nicht vollſtändig iſt. Die eigentliche Hauptſache fehlt.



Facsimile eines Planes von Moskau im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts.

Dieser Plan ist einer der ältesten von Moskau existirenden; das Jahr seiner Ausführung ist nicht mit Sicherheit anzugeben, muß aber nach 1564 fallen, da auf dem Plane unter N. 24 die „Buchdruckerei", welche in jenem Jahre gegründet wurde, angegeben ist.

weiter. Die Demüthigung, welche Iwan ſich ſelbſt durch die öffentliche Verurtheilung ſeines früheren Treibens auferlegte, wurde aufgewogen durch den Schlag, welcher die Bojaren traf.

Die Rechnung Silveſters war pſychologiſch ebenſo fein angelegt wie politiſch wirkſam. Erſt nach der Scene auf dem Richtplatze konnte Iwan, ohne Haß gegen die neuen Rathgeber wachzurufen, dem Alexei Adaſchew die wichtige Befugniß übertragen, alle einlaufenden Bittſchriften in Empfang zu nehmen und ihre Entſcheidung durch den Zaren ſelbſt vorzubereiten.

Selbſtverſtändlich iſt durch den ſtetig ſteigenden Einfluß der beiden Günſtlinge, die fortan die Seele des Zaren beherrſchen, nicht das Syſtem der moskowitiſchen Staatsverwaltung umgeſtürzt worden. Die alten Organe, vor Allem der Bojarenrath, behaupteten das überlieferte Feld ihrer Thätigkeit. Nur traten jetzt neue Perſönlichkeiten in den Vordergrund und Niemand wurde in den leitenden Kreiſen geduldet, der durch Familienverbindung oder ererbtes Anſehen ſtark genug geweſen wäre, ſich der von Silveſter und Adaſchew ausgehenden Richtung zu widerſetzen. Wir haben nicht abzuweiſende Zeugniſſe dafür, daß ſowohl der Metropolit Makarius, als die Verwandten des Zaren mit den Günſtlingen Hand in Hand gingen und dabei ihre Rechnung fanden. Der Metropolit durch die wachſende Bedeutung der Geiſtlichkeit, der die religiöſe Stimmung Iwans zu gute kam, die Verwandten durch die größere perſönliche Sicherheit, welche ihnen das neue Regiment bot.

Wirklich iſt dann auch auf dem einmal eingeſchlagenen Wege mit aller Energie weiter gearbeitet worden. Schon 1550 war die verſprochene neue Codificirung des geltenden Rechtes vollendet. Sie kündete ſich als Frucht der Bemühungen des Zaren, ſeiner Brüder (d. h. Verwandten) und Bojaren an und unterſchied ſich darin von allen früheren Beſtrebungen auf dieſem Gebiete, daß hier zum erſten Male der Verſuch gemacht wurde, ein für ganz Rußland geltendes einheitliches Verfahren zu ſchaffen. Ein ſtarker Einfluß der in Nowgorod und Pſkow trotz Allem noch übrig gebliebenen rechtlichen Zuſtände klingt durch das Ganze. Das neue Geſetzbuch beginnt mit dem Verbot von Gelderpreſſungen durch die Richter, bedroht alle Formen der Beſtechung mit Strafen und ſetzt feſte Gerichtsgebühren an. Dann folgen Beſtimmungen über den noch immer üblichen gerichtlichen Zweikampf, über den Zeugenbeweis, über Anſtellung von Klagen und über Beſtrafung der häufigſt vorkommenden Verbrechen (Diebſtahl, Raub, Mord, Hochverrath). Es ſchließen ſich hieran Ordnungen über die Befugniſſe der einzelnen Gerichtshöfe: des Bojarengerichts, des Gerichts der Statthalter in den Städten, des Gerichts über Knechte, über Streitigkeiten in Fragen des Grundbeſitzes, namentlich der Erbgüter, über die Stellung der Bauern und endlich des Gerichts in Streitigkeiten mit den Theilfürſten. Ueberall geht der Gedanke durch, daß es ſich um allgemeingültige Beſtimmungen handelt, und aus Verbot und Gebot ſieht man deutlich, wie ſchreiend die Mißſtände waren, welche bekämpft werden ſollten.

Der in 100 Paragraphen zuſammengeſtellte Entwurf iſt dann zur

Prüfung einer neuen ständischen Versammlung vorgelegt worden, die im Februar 1551 in Moskau zusammentrat.

Auch diese Versammlung, in der ebenfalls die geistlichen Elemente entschieden überwogen, zeigt jenen besonderen Charakter, der seit 1547 die Sinnesart Iwans beherrscht. Zur Besserung der Kirchenzucht, der Staatsverwaltung und aller landschaftlichen Angelegenheiten berufen, legte sie ihre Beschlüsse in einer Sammlung nieder, welche den Namen des Hundertkapitel-Buches (Stoglaw) trägt. Leider fehlt es noch an einer genügenden kritischen Behandlung dieser in höchstem Grade wichtigen Sammlung. Es steht nicht einmal fest, ob das Original oder eine spätere Abschrift vorliegt, und man hat aus einzelnen entschieden häretischen Bestimmungen des Stoglaw den Schluß ziehen wollen, daß der später so bedeutsame Raskol in den erhaltenen Texten seinen Lehrmeinungen Ausdruck gegeben hat. Wir halten das nicht für wahrscheinlich: dazu ist die Uebereinstimmung der Handschriften gerade in Betreff jener abweichenden Lehrmeinungen zu allgemein, auch stimmt es zu dem allgemeinen Bilde, das wir von den kirchlichen Zuständen des damaligen Rußland gewinnen, wenn in der allgemeinen Trübung des christlichen Bewußtseins auch die Lehre selbst mit betheiligt war. Denn das ist der charakteristische Zug, der überall aus dem Stoglaw uns entgegentritt, daß auch das kirchliche Leben nicht ungestraft die schweren dreihundert Jahre getragen hatte, in denen das Joch der Tataren und die nur auf irdisch-egoistischen Motiven aufgebaute Politik der Großfürsten von Moskau das sittliche Niveau ganz Rußlands so tief herabgedrückt.

Iwan eröffnete die Versammlung, welche diesmal im Kreml tagte, mit einer kurzen Thronrede, die er „mit hellen Augen und fröhlichem Antlitz" sprach, und ließ darauf ein sehr umfangreiches Sündenbekenntniß verlesen, das ganz wie in jener ersten Versammlung die Schuld für die Mißstände seiner früheren Regierungsjahre denen zuschob, die ihn mißbraucht hatten. Er wies darauf hin, wie alles Uebel schließlich zurückzuführen sei auf den Zorn Gottes über die Sünden Rußlands. Diesen Sünden abzuhelfen, habe er die Versammlung berufen, es sei ihre, nicht seine Schuld, wenn er damit nicht zum Ziel gelangen sollte. Eine zweite schriftliche Vorlage enthielt eine Aufzählung dessen, was in den Synoden von 1547 und 49 verhandelt worden, und daran schloß sich wieder eine Rede des Zaren, in welcher er kurz zusammenfaßte, was unter ihm bereits zur Besserung der bestehenden Zustände geschehen sei: nach jener Versöhnungsscene auf dem Richtplatze habe er das Gerichtsbuch (Sudebnik), wie er versprochen, fertiggestellt, in allen Landschaften seien Aelteste, Geschworene, Hundertmänner und Fünfzigmänner zur Handhabung der Ordnung eingesetzt worden;[1]) ein Statutenbuch sei entworfen, das mit dem Uebrigen ihrer Prüfung unterliegen solle. Worauf die Versammlung sich einige, das solle von Geschlecht zu Geschlecht nach Gottes Willen fortbestehen.

1) Es ist eine Uebertragung der Nowgoroder Ordnungen auf die Gesammtheit.

Die merkwürdige Anſprache ſchließt folgendermaßen: „Bittet den Herrn um Hilfe, unterſtützt uns in allen Nöthen, erwägt und entſcheidet und beſtätigt nach den Regeln der heiligen Apoſtel und Kirchenväter, und auf Grund der früheren Geſetze unſerer Ahnen. Auf daß Geſetz und Gewohnheit in unſerem Reiche gegründet ſeien auf Gott unter euerer geiſtlichen Leitung in Aufrechterhaltung unſerer Machtſtellung. Was aber in früheren Jahren, nach dem Tode meines Vaters, des Großfürſten Waſſili Iwanowitſch, von ganz Rußland [1]) bis auf den heutigen Tag unſicher geworden iſt durch Eigenmächtigkeit, Willkür oder Mißbrauch, wo die Geſetze in Vergeſſenheit geriethen und Gottes Gebote außer Acht gelaſſen wurden, die Schäden in der Verwaltung des Landes, ſowie die Verirrungen unſerer eigenen Seele, über alle dieſe Dinge ſollt ihr euch bereden, berathen und Mittheilung machen.

„Mit Rath und That ſollt ihr uns geiſtlich zur Seite ſtehen, denn wir wollen im Herrn mit euch Raths pflegen, und das Schlimme zum Guten wenden. Was uns aber Noth thut und die Bedürfniſſe des Landes, davon werde ich euch Mittheilung machen. Ihr aber berathet darüber auf Grund der hl. Gebote und der Kirchenväter alleſammt und einmüthig. Ich aber und meine Bojaren, wir ſchlagen das Haupt vor euch, unſeren Vätern und Brüdern.“

Man ſieht, es waren geiſtliche und weltliche Fragen, die hier ihrer Entſcheidung harrten. Die Verſammlung war zu letzteren nur wenig vorbereitet, und wenn auch das Gerichtsbuch ſeine Beſtätigung fand, wiſſen wir doch nicht, ob an demſelben Aenderungen und Ergänzungen vorgenommen worden ſind. Wahrſcheinlich iſt es keineswegs. Die weltlichen Theilnehmer der Verſammlung ſcheinen ſchlecht oder gar nicht organiſirt geweſen zu ſein, während die hierarchiſchen Ordnungen der Kirche die Geiſtlichkeit als ſelbſtändige Gruppe zuſammenfaßten. So finden wir denn, daß, als der Zar der Verſammlung eine lange Reihe von Fragen vorlegte, diejenigen, welche rein weltliche Dinge behandelten, wie z. B. die Organiſation der dienenden Leute und die beſſere Vertheilung des Dienſtlandes u. ſ. w. dem Zaren zur Entſcheidung zurückgewieſen wurde. Eine geſetzgeberiſche Initiative lag der Verſammlung überhaupt fern; man beantwortete die Fragen Iwans, die meiſt ſo geſtellt waren, daß die Richtung, in welcher die Antwort gewünſcht wurde, ſich leicht erkennen ließ. An keiner Stelle tritt uns eine abweichende Meinung entgegen. Die in den Fragen zum Ausdruck gekommenen Mißſtände wurden als ſolche anerkannt und durch weitere Ausführung der Verſammlung ausdrücklich in Gegenſatz zu den Lehren der rechtgläubigen ruſſiſchen Kirche geſtellt.

Bei dem Bilde der kirchlichen und ſittlichen Verhältniſſe Rußlands, das ſich ſo ergiebt, iſt zwar in Betracht zu ziehen, daß uns die negative, nicht die poſitive Seite jener Zuſtände entgegentritt, aber ſo ſehr man auch beſtrebt

1) Es fällt auf, daß hier die Regierung ſeiner Mutter Helena von Iwan ſtillſchweigend in die Periode der Mißregierung mit eingeſchloſſen wird.

ſein mag, es zum Beſten zu kehren, der Geſammteindruck iſt ungemein traurig. Es iſt ganz zutreffend, wenn ein ruſſiſcher Geſchichtsſchreiber ſich darüber ſo ausdrückt: „Die größten Laſter und der finſterſte Aberglaube herrſchten im gemeinen Volke und das alte Heidenthum begleitete das Leben von der Wiege bis zum Grabe.“ [1]) Die äußeren Formen des Chriſtenthums waren zwar in Fleiſch und Blut des Volkes übergegangen, aber damit vereinigte man nicht nur die heidniſchen Gebräuche altſlaviſchen und finniſchen Urſprunges, die ſich bei den großen chriſtlichen Feſttagen zu Weihnachten, zu Johanni, zu Pfingſten und am Charfreitage ungeſcheut hervorwagten, auch der Einfluß der mohammedaniſchen Tataren und der katholiſchen Nachbarn im Weſten machte ſich geltend. Ueber die Grundlehren der griechiſchen Kirche herrſchte im Volke größte Verwirrung, in der Praxis des täglichen Lebens waren Taufe und Abendmahl, Ehe und Beſtattung mit einem wilden Kranz wuchernden Aberglaubens umgeben, an dem die niedere Geiſtlichkeit gleichen Antheil hatte wie der gemeine Mann.

Der Eid galt nur wenig, die Kreuzküſſung, das Symbol desſelben, wurde in zuverſichtlicher Hoffnung auf Zaubermittel frevleriſch vollzogen, Zauberformeln und heidniſche Lieder waren in Jedermanns Munde. „Weit durch das Land ziehen Gaukler in Schaaren von 70 bis 100 Mann, ſie eſſen in den Dörfern bei den Chriſten, trinken und rauben Lebensmittel aus den Scheuern und erſchlagen die Leute auf den Straßen. Die Bojarenkinder und Diener der Bojaren und alle Nichtsthuer ſpielen Würfel und ſaufen, leiſten nicht ihren Dienſt und treiben kein Gewerbe; aber alles Böſe thun ſie: ſtehlen, rauben und verderben die Seelen. Durch Kirchſpiele und Dörfer ziehen falſche Propheten, Männer und Weiber, Mädchen und alte Frauen, nackt und bloß, mit wallendem Haar und ſie zittern und geißeln ſich, und ſagen, der heilige Freitag ſei ihnen erſchienen und die heilige Naſtaſia, und habe ihnen befohlen, den Chriſten zu predigen, daß ſie das Geſetz halten. Sie predigen aber, man ſolle am Mittwoch und Freitag nicht arbeiten, nicht ſpinnen und die Kleider nicht waſchen und keine Steine brennen, andere aber predigen gottloſe Dinge, die der heiligen Schrift widerſprechen.“ [2])

Beſonders arg ſcheint die Unſittlichkeit geweſen zu ſein, die von den Orientalen überkommenen unnatürlichen Laſter hatten in erſchreckender Weiſe um ſich gegriffen [3]) und das Treiben der ruſſiſchen Mönche unterſcheidet ſich von der ſittlichen Verkommenheit des Klerus im Abendlande nur durch die größere Rohheit und Schamloſigkeit. Dazu kam die immer mehr überhandnehmende Trunkſucht, endlich die allgemeine Unredlichkeit in Handel und

1) Vorrede zum Stoglaw. l. l.

2) Stoglaw, Kap. 40.

3) Stoglaw, Kap. 34 giebt einen Begriff von der weiten Verbreitung der Sodomie, eine Thatſache, die auch ſonſt vielfach bezeugt iſt. Die Strafen für dieſe Vergehen ſind im Gegenſatz zu denen des Abendlandes auffallend milde. Das weltliche Gericht beſtrafte ſie überhaupt nicht. Vgl. Kap. 16 den Schluß.

Wandel, in Dienſt und Beruf. In den Fragen Iwans klingt die Klage über die unheilbare Trunkſucht immer wieder durch: „In allen Klöſtern ſaufen die Aebte, die Mönche wie die Weltgeiſtlichen ganz übermäßig: wie ſollen ſie die Laien beſtrafen, wenn ſie ſelbſt in Unehren leben? Um Gotteswillen ſchafft deswegen ausreichenden Rath, damit die Hirten nicht im Trunk verderben und wir mit ihnen, indem wir es dulden.“ [1])

Wir können hier bei den Einzelheiten nicht verweilen. Man gewinnt beim Leſen dieſer hundert Kapitel den Eindruck, daß es den Frageſtellern ernſt darum zu thun war, die richtig erkannten Schäden ohne Schonung bloß zu legen. Unzweifelhaft ſpricht hier, ebenſo wie aus den Beſtimmungen des „Rechtsbuches“ ein hervorragender Kenner des Volkes, ſeiner Sitten und ſeines Rechtes. Auch die Antworten der Verſammlung gehen den Uebeln ſcharf zu Leibe. Eine Reihe von Befehlen, die im Namen des Metropoliten und des Zaren erlaſſen wurden, gab dem Ausdruck. Darunter Befehle, die, wenn ſie ausgeführt worden wären, eine Beſſerung im inneren Leben des Volkes hätten hervorrufen müſſen. „Wir haben,“ heißt es im 16. Kapitel der Antworten, „in der Verſammlung beſchloſſen, auf Rath des Zaren: In der Hauptſtadt Moskau und in allen Städten ſollen die Protopopen und älteren Prieſter, mit allen Prieſtern und Diakonen, jeder in ſeiner Stadt, mit dem Segen ſeines Biſchofes gute geiſtliche Prieſter und Diakonen auswählen und verheirathete ehrſame Diakonen, in deren Herzen die Furcht Gottes wohnt, die auch Anderen nützen können und die zu leſen und zu ſchreiben verſtehen. Bei ihnen ſoll man in den Häuſern Schulen errichten, damit die Prieſter und Diakonen und alle rechtgläubigen Chriſten in jeder Stadt ihre Kinder zum Unterricht geben.“ Handelt es ſich hier auch nicht um einen allgemeinen Schulzwang, ſo doch darum, der heranwachſenden Jugend die Anfänge der Bildung zugänglich zu machen. Man hatte dabei fürs Erſte die Ausbildung von Prieſtern im Auge, da auch ſie nur zu häufig jener elementarſten Kenntniſſe entbehrten.

Es hätte ſich nun, nachdem die Fragen des Zaren beantwortet und die Verordnungen und Geſetze erlaſſen waren, die als Frucht all' dieſer Verhandlungen reiften, darum gehandelt, geduldig und energiſch auf dieſem Felde weiter zu arbeiten. Die Folgezeit hat ergeben, daß weder das Eine, noch das Andere geſchehen iſt. Der Sudebnik ſowohl als der Stoglaw ſind nicht mehr als Verſuche geblieben, man hat ſie zur Nachachtung verkündigt, aber wohl nur in den nächſten Jahren ihnen nachzuleben verſucht. Nationale Eigenthümlichkeiten, wie ſie durch eine Geſchichte hervorgerufen waren, die nach Jahrhunderten zählte, ließen ſich nicht mit leichter Hand wegwiſchen. Nach wie vor dauerte die Unzuverläſſigkeit des Beamtenthums, die Unbildung der Geiſtlichkeit, der Aberglaube, die Völlerei und die Unſittlichkeit der Menge, vor Allem aber der knechtiſche Sinn einer Bevölkerung fort, die gewohnt war,

1) l. l. Kap. 40 § 18, vgl. auch daſelbſt § 20, 23 ꝛc.

nur eine Tugend zu üben, die des Gehorſams denjenigen gegenüber, welche die Macht in Händen hätten.

Es wird genügen, wenn wir mit kurzen Worten die weiteren Reformpläne berühren, mit denen die führenden Kreiſe in Moskau ſich während jener Jahre trugen. Der Rangſtreit unter den Bojaren, der namentlich in Zeiten des Krieges ſich läſtig fühlbar machte, weil Niemand unter einem Oberbefehlshaber dienen wollte, wenn nicht ſchon deſſen Vorfahren an Rang und Stellung die Väter aller derjenigen übertrafen, die jetzt unter ihm dienen ſollten, wurde wenn auch nicht beſeitigt, ſo doch eingeſchränkt.[1]) Die Edelleute ſollten fortan nur nach Verdienſt und im Verhältniß zu den übernommenen Pflichten Land erhalten, Kirchen und Klöſtern Erbgüter zu verkaufen wurde verboten, überflüſſige Kirchen ſollten nicht mehr gebaut werden, endlich verſuchte man in größerem Maßſtabe Ausländer ins Reich zu ziehen, Handwerker, Künſtler, Techniker und Gelehrte. Alle dieſe Dinge wurden in Angriff genommen — aber nicht durchgeführt, vor Allem wohl weil, wie ſich bald herausſtellte, der Einfluß von Silveſter und Adaſchew, die immer als die geiſtigen Urheber jener wohlgemeinten Pläne zu betrachten ſind, doch nicht ſo feſt und nachhaltig war, wie ſie wohl gehofft hatten.

Die ſittliche Anſpannung, in welcher Iwan dauernd erhalten wurde, war ſtark genug, um ihn längere Zeit hindurch ſcheinbar über ſich ſelbſt emporzuheben, eine weſentliche Aenderung in ihm hervorzurufen vermochte ſie nicht. Die Bande, welche ihn feſſelten, lockerten ſich allmählich, als er ſie plötzlich ganz abwarf, traten all die zurückgehaltenen böſen Triebe mit einer Gewalt hervor, die ihn als den zeigten, der er eigentlich immer geweſen iſt, als den bösartigſten Tyrannen, der je auf einem Throne geſeſſen hat.

Vorbereitet wurde dieſe Wandlung durch die ſehr widerwillige Theilnahme Iwans an den viel geprieſenen Errungenſchaften Moskaus den Tataren gegenüber. Es iſt eine der erſten Spuren des Einfluſſes, den Silveſter auf Iwan ausübte, daß der junge Zar zu Ende des Jahres 1547 beſchloß, perſönlich an der Spitze eines Heeres gegen Kaſan zu ziehen. Damals ſcheiterte das Unternehmen an plötzlich eintretendem Thauwetter. Erſt der Tod Sapha Gireis im März 1549 führte zu energiſcher Aufnahme der Bemühungen, endgültig die Machtſtellung Kaſans zu brechen. Durch geſchickte Benutzung innerer Wirren gelang es, den Sohn und Nachfolger Saphas gefangen nach Moskau zu bringen und den von Rußland abhängigen Schig-Alei auf ſeinen Thron zu ſetzen. Im Gegenſatze der ruſſiſchen und kaſaniſchen Intereſſen, welche Schig-Alei zu verſöhnen die unmögliche Aufgabe hatte, vermochte er ſich nicht zu behaupten. Schon zu Anfang des Jahres 1552 zog er ſich mit ſeinen Anhängern auf ruſſiſchen Boden zurück. In Kaſan aber wandte ſich das religiöſe und nationale Gefühl gegen Moskau. Die mit einem neuen von Moskau eingeſetzten Fürſten anrückenden ruſſiſchen Wojewoden fanden die

1) Hiſtoriſche Urkunden I, 154.

Thore Kaſans geſchloſſen und bald traf die Nachricht ein, daß ſowohl die nogaiſchen Tataren, wie die Aſtrachaner und Krimer die Unabhängigkeit jener nördlichſten Vorhut des Islams nach Kräften zu unterſtützen entſchloſſen ſeien.

Nun war es doch ſehr gegen die Ueberlieferungen der moskauiſchen Hauspolitik gehandelt, wenn jetzt an Iwan das Anſinnen geſtellt wurde, an der Spitze ſeiner Truppen gegen Kaſan zu ziehen. Die Großfürſten von Moskau haben es nie geliebt, ſich an offenem Kampf zu betheiligen. Dmitri Donskoi, der überhaupt als eine Ausnahme in der Reihe jener Herrſcher erſcheint, iſt der letzte geweſen, der perſönlich an einer Schlacht theilnahm. Der Zar Iwan wäre lieber in Moskau geblieben, aber noch hatte er die Kraft nicht, dem moraliſchen Uebergewicht ſeiner Rathgeber zu widerſtehen. Nur zögernd hat er ſich zum Aufbruch entſchloſſen. Am 3. Juli hatte er Kolomna verlaſſen, nachdem ſchon vorher ſeine Wojewoden den Anſturm der Krimer zurückgeworfen und die Umgebung Kaſans verwüſtet hatten. Als er in Murom war, brachte ihm ein Bote ein Ermuthigungsſchreiben, das der Metropolit Makarius für nöthig befunden hatte, ihm nachzuſenden.[1])

Es ergiebt ſich aus dieſem Schreiben, das alle Kriegshelden des alten Teſtaments aufführt, um zu zeigen, wie echter Gottesfurcht der Sieg nicht fehlen könne, daß das ruſſiſche Heer 300 000 Mann zählte. Eine ungeheure Kriegsmacht, wenn wir ſie mit den Aufgeboten vergleichen, welche um jene Zeit in den Schlachten des Abendlandes kämpften. Die Beſatzung Kaſans zählte etwa 30 000 Krieger.

Die Belagerung der Stadt, bei welcher ſich der Vetter Iwans, Wladimir Andrejewitſch, hervorthat, hat vom 20. Auguſt bis zum 2. Oktober gedauert. Die Entſcheidung wurde dadurch herbeigeführt, daß es gelang, der Stadt das Waſſer abzuſchneiden, Angreifer und Vertheidiger ſtanden unter dem Eindrucke, für ihren Glauben zu kämpfen. Wenn die Ruſſen mit dem Rufe „für uns iſt Gott"! anſtürmten, antwortete ihnen der Ruf: „Mohammed! wir wollen für unſere Jurten ſterben!" Am heftigſten wogte der Sturm vom 30. September bis zum 2. Oktober. Iwan hielt ſich, ſoweit irgend möglich war, abſeits. Während des entſcheidenden Sturmes ſuchte er Troſt in der Feldkirche. Aber ſein Wegbleiben fiel doch ſo ſehr auf, daß man nach ihm ſandte, damit er ſich an die Spitze ſeiner Truppen ſtelle. Iwan entgegnete, er müſſe den Schluß des Gottesdienſtes abwarten. Ein zweiter Bote fand ihn in Thränen und Gebet, da aber der Gottesdienſt ſchloß, fand er keinen Vorwand, länger zurückzubleiben. Noch einmal küßte er das Bild des Wunderthäters Sergius, dann trank er geweihtes Waſſer, ließ ſich das Abendmahl reichen, nahm den Segen der Geiſtlichen entgegen, bat ſie, inzwiſchen für ihn zu beten, und ſtieg ſchweren Herzens aufs Roß, das ihn zu ſeinem Leibregiment trug.[2])

1) Hiſt. Urk. I, 159, p. 287—290. Das Schreiben ans Heer d. d. 25. Mai, N. 160 an den Zaren d. d. 13. Juli. Die Antwort Iwans vom 20. Juli.

2) „Man nahm aber das Pferd des Zaren, der es nicht wollte, an den Zügeln, und ſtellte es neben dem Banner auf." Kurbsky 39.



Tatarische Rüstung. Museum Tzarskoe-Selo.
Rückansicht.

Nun aber war die Gefahr auch glücklich vorüber. Er kam gerade zur Zeit, um die Meldung entgegenzunehmen, daß die Eroberung Kaſans vollendet ſei. Man gewährte auf ſeinen Befehl keine Gnade. Bis auf den letzten Mann wurden die Bewaffneten erſchlagen. Nur Weiber und Kinder durften gefangen genommen werden.

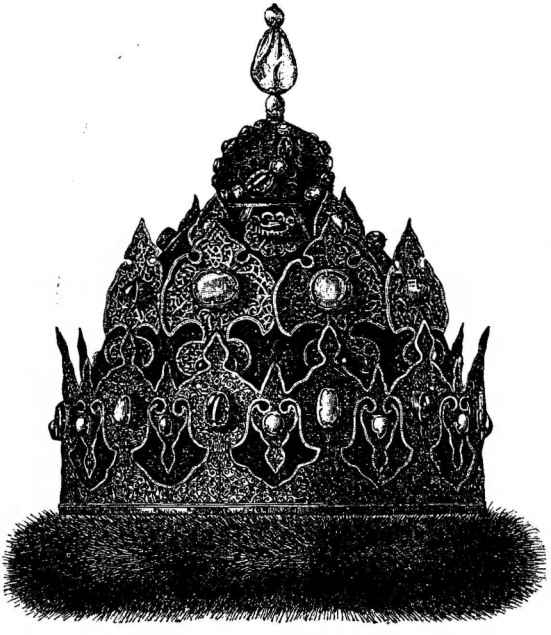
Dieſer Kaſanſche Feldzug, der den großen Vortheil brachte, daß dieſes tatariſche Raubneſt nunmehr endgültig vernichtet wurde, hatte für die innere Entwickelung Rußlands die eine ſchlimme Folge, daß Iwan über dem Siegesjubel, der ihn empfing, und trotz des Ruhmes, den er erntete, doch nicht verwinden konnte, daß man ihn zu einem Heldenthum gezwungen hatte, welches ſeiner Sinnesart durchaus widerſprach. Er hat ſpäter darüber bittere Klage erhoben, daß man ihn wider ſeinen Willen wie einen Gefangenen ins Schiff geſetzt und in das Land ſeiner Feinde, der Unchriſten, geſchleppt habe. Aber noch ein zweiter ſehr bedeutſamer Ausſpruch Iwans wird aus jenen Tagen überliefert. Einem Wojewoden, der ihn erzürnte, rief er zu: „Jetzt fürchte ich euch nicht mehr!“ Er hatte doch das Gefühl einer Steigerung ſeiner perſön-



Tatariſche Rüſtung. Muſeum Tzarskoe-Selo.
Vorderanſicht

lichen Machtstellung, seit die stets zu Einfällen bereiten Nachbarn im Osten nicht mehr zu fürchten waren.

Zunächst aber überwog doch der Eindruck des errungenen Erfolges. Auf dem Rückwege nach Moskau empfing ihn die freudige Botschaft, daß ihm ein erster Sohn, Dmitri, geboren sei, und überall begrüßte ihn lauter Jubel des Volkes: „Lang lebe der Zar, der Besieger der Barbaren, der Befreier der Christenheit!“ Der Metropolit kam ihm in feierlicher Procession entgegen und in der Rede, mit welcher Iwan die Ansprache des Oberhauptes der russischen Kirche begrüßte, klingen noch einmal die Gedanken durch, mit welchen Silvester und Adaschew seine Seele bezwungen hatten: Es muß doch ein eigenthümliches Bild gewesen sein, wie Iwan, sein Vetter Wladimir Andrejewitsch, die Bojaren und das ganze Heer sich tief zur Erde vor dem Metropoliten verbeugten: „Ich schlage das Haupt vor euch,“ sagte der Zar, „daß ihr zu Gott gebetet habt um unserer Sünden willen, und um die Erneuerung der Ordnung im Lande, damit er auf euer heiliges Gebet uns seine Gnade sende . . . uns auf den Weg der Erlösung führe, uns vor unsichtbaren Feinden behüte und nach seinem heiligen Willen uns die Stadt Kasan gebe, daß sein Name dort geheiligt, der rechte Glaube gefestigt und die Ungläubigen zu ihm geführt würden . . .“ In überschwänglicher Rede, welche Iwan mit Konstantin dem Großen, Wladimir dem Heiligen, Alexander Newski und Dmitri Donskoi verglich, antwortete der Metropolit, dann aber warf er sich zu Boden nieder vor dem Zaren und mit ihm die ganze Geistlichkeit, mit lautem Dank für die Beschwerden, denen er sich unterzogen hatte.



Russische Krone für Kasan.

Uebrigens war mit der Eroberung Kasans, so sehr sie auch die Macht der Tataren erschütterte, der Widerstand nicht gebrochen, den die zahlreichen Völkerschaften, die zum Bestande des kasanischen Reiches gehörten, der russischen Herrschaft entgegensetzten: die Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Wot-

jäken und Baſchkiren wurden nur ſehr allmählich unterjocht. Erſt fünf Jahre nach dem Falle von Kaſan konnte die Eroberung als vollzogen gelten.[1]) Die Kämpfe aber, die zu dieſem Zweck geführt werden mußten, blieben nicht ohne Frucht. Der Zugang zu Aſien, den jene tatariſchen Herrſchaften geſperrt hatten, war geöffnet und vollends, als mit geſchickter Benutzung der inneren Streitigkeiten unter den Nogaiern und Aſtrachanern die erſteren zu friedlichem Verhalten gebracht, Aſtrachan aber durch einen glücklichen Feldzug im Jahre 1557 zur Unterwerfung genöthigt wurde, ſchien die völlige Vernichtung der Tatarenherrſchaften auf europäiſchem Boden eine Frage der nächſten Zukunft zu ſein. Schon reichte der ruſſiſche Einfluß bis in den Kaukaſus und bis nach Sibirien hinein, die Krim vermochte ſich nicht zu größeren Unternehmungen aufzuraffen und Moskau fand in der Bekämpfung derſelben einen wichtigen Bundesgenoſſen in den Koſaken am Dniepr. Sie waren bereit, in ruſſiſche Dienſte zu treten und ihre Kräfte dem Austrage des Kampfes gegen die krimſchen Tataren zu weihen. Unter einem kühnen Führer, Dmitri Wiſchnewetzki, dem Staroſten von Tſcherkaſſi und Kanew, der aus perſönlichen Gründen mit dem Könige Sigismund Auguſt von Polen zerfallen war, boten die Koſaken dem Zaren ihre Dienſte an; ging es nach dem Sinne derjenigen, die bisher die äußere und innere Politik Rußlands geleitet hatten, ſo ſtand man vor einem großen, gegen die Krim gerichteten Unternehmen, das in ſeiner weiteren Durchführung auch die Aufnahme des Kampfes gegen die Osmanen bedeutete, für welchen ſich Rußland beſſere Ausſichten boten, als dem durch ſeine militäriſche und politiſche Organiſation im Oſten weniger ſchlagfertigen Abendlande. Ohne jeden Zweifel war es eine Entſcheidung von größter Tragweite, vor welcher Iwan jetzt ſtand.

Ausſchlaggebend wurde nun der Sturz Silveſters und Adaſchews, der in jener Zeit eintrat. Kaum zwei Monate nach ſeiner Rückkehr vom Kaſanſchen Feldzuge erkrankte Iwan. Das Leiden des Zaren nahm eine ſo gefährliche Wendung, daß Iwan ſelbſt für ſein Leben fürchtete. Um ſeinem Sohne, dem eben geborenen Dmitri, die Nachfolge zu ſichern, faßte er, wahrſcheinlich auf den Rath der Sacharjins, ſein Teſtament ab, deſſen Beſtimmungen beſchworen werden ſollten. Aber der Vetter Iwans, Wladimir Andrejewitſch, weigerte ſich, den Eid zu leiſten — der Hof ſpaltete ſich in Parteien und Silveſter wie Adaſchew ſchloſſen ſich Denjenigen an, welche, um einer vormundſchaftlichen Regierung zu entgehen, von der herkömmlichen Erbfolge abzuweichen wünſchten. Man fürchtete, daß die Verwandten der Zarin alle Gewalt an ſich reißen würden. Mit Wladimir Andrejewitſch aber ſtanden die Günſtlinge in den

1) Das weite Gebiet, das durch die Eroberung Kaſans in die Hände Iwans kam, wurde theils als Dienſtgut vergeben, theils ruſſiſchen Geiſtlichen verliehen und ſo das Intereſſe des Landes an Moskau geknüpft. Auch zahlreiche Bauern ſind als Anſiedler eingerückt. Ueber die Verwaltung und allmähliche Slaviſirung Kaſans vgl. Peretjätkowitſch, Das Wolgagebiet im 17. und Anfange des 18. Jahrhunderts. Odeſſa 1882 (ruſſiſch).

beſten Beziehungen, das in Angriff genommene Werk der Reform durften ſie im Einverſtändniß mit ihm durchzuführen hoffen.

Während die Sacharjin Jurjews ſich mehr im Hintergrunde hielten, traten der Fürſt Worotynsky und der Djak Wiskowaty als Führer der Gegenpartei auf. Es kam ſo weit, daß am Bett des, wie man meinte, ſterbenden Zaren die Gegner einander mit Schelten, Schmähreden und Geſchrei zu überbieten ſuchten. Erſt gegen Abend entſchloß ſich ein Theil der Bojaren, das Kreuz darauf zu küſſen, daß ſie in dem jungen Dmitri ihren Herrn anerkennen wollten, Wladimir aber weigerte ſich und auch Silveſter war bemüht, ihn mit ſeinem Anſehen dabei zu unterſtützen. Am folgenden Tage rief Iwan die Bojaren nochmals alle zu ſich und befahl ihnen, in die Hände der Fürſten Mſtiſlawsky und Worotynsky den Eid zu leiſten. Aber ſchon machte Iwan nicht mehr den Eindruck eines Sterbenden. Die Anſprache, die er von ſeinem Lager aus an die Bojaren richtete, welche den Eid bereits geleiſtet hatten, wies auf einen Willen hin, der auch die Gegner bedenklich ſtimmte: „Ihr habt," ſagte er, „mir und meinem Sohne euere Seele gebunden, daß ihr uns dienen werdet; die anderen Bojaren aber wollen meinen Sohn nicht in der Herrſchaft ſehen: wenn daher Gottes Wille an mir geſchieht und ich ſterbe, ſo ſollt ihr nicht vergeſſen, worauf ihr mir und meinem Sohn das Kreuz geküßt habt. Duldet nicht, daß die Bojaren ſich meines Sohnes bemächtigen, ſondern flieht mit ihm in ein fremdes Land, wohin Gott euch weiſt. Ihr aber, Sacharjins, worüber ſeid ihr erſchrocken? Glaubt ihr etwa, daß die Bojaren euch verſchonen werden? Ihr würdet zuerſt erſchlagen werden: deshalb ſollt ihr für meinen Sohn und ſeine Mutter ſterben und nicht dulden, daß meine Frau den Bojaren zum Spott wird." Dieſe energiſche Sprache erregte, wie das ſog. Zarenbuch erzählt, den Schreck der Bojaren. Einer nach dem Anderen leiſteten ſie nun den Eid und auch Wladimir Andrejewitſch iſt dazu gezwungen worden.

Nun aber wurde Iwan gegen alle Erwartung geſund. Mit unſäglicher Bitterkeit mochte er jener Scenen an ſeinem Krankenlager denken, wie die Bojaren gemeutert und diejenigen Männer, auf welche er zumeiſt gehört, Silveſter und Adaſchew, ſich den Gegnern angeſchloſſen hatten.

„Seit der Zeit," bemerkt eine Chronik,[1]) „begannen Feindſeligkeiten, unter den Bojaren herrſchte Zwietracht, im Reiche aber war Mangel an Allem." In banger Spannung harrte man der Dinge, die da kommen würden. Aber Iwan, der rings von Anhängern Silveſters umgeben war, hielt noch an ſich.

Um einem Gelübde gerecht zu werden, unternahm er eine Wallfahrt zum Cyrilluskloſter am Weißenſee. Er hat dabei unterwegs zwei Mönche beſucht und die Ueberlieferung will wiſſen, daß die Geſpräche, die er mit ihnen pflog, einen weſentlichen Einfluß auf ſein ſpäteres Verhalten gehabt haben.

---

1) Stolowjew VI, S. 165 aus einer ungedruckten Chronik.

Der eine war ein gräciſirter Albaneſe, Maxim, der 1515 vom Berge Athos nach Rußland berufen wurde, um ſich der ſchwierigen Aufgabe zu unterziehen, die in Rußland umlaufenden verderbten Schrifttexte zurechtzuſtellen und den auf fehlerhafter Leſung beruhenden falſchen Lehrmeinungen entgegenzutreten. Er hatte mit ungewöhnlichem Fleiß und außerordentlicher kritiſcher Befähigung ſich dieſer Aufgabe unterzogen: eine Reihe von Commentaren zur heiligen Schrift, namentlich von Chryſoſtomus, wurde überſetzt, eine ruſſiſche Uebertragung des Pſalter vollendet, die zahlreichen apokryphen Schriften, welche für echt galten, widerlegte Maxim und beim Großfürſten Waſſili Iwanowitſch wußte er ſich Anſehen und Stellung zu erringen. Als aber die Frage über die Berechtigung des Güterbeſitzes der Klöſter auftauchte und die ruſſiſche Geiſtlichkeit ſich darüber in zwei Lager theilte, vertrat er mit dem vollen Gewicht ſeiner überlegenen Gelehrſamkeit die Anſicht, daß weltlicher Beſitz der Geiſtlichen zu verwerfen ſei. Es iſt, als klängen die im Abendlande durch die Huſſiten aufgeworfenen Fragen hier wieder. Wie leicht begreiflich iſt, erregte Maxim dadurch den Zorn all' derjenigen, die für ihren Beſitz bangten, und ſeine Stellung wurde unhaltbar, als er auch die Gunſt des Großfürſten verſpielte. Sein Widerſpruch gegen die Scheidung Waſſilis von Salome brachte ihn zu Fall. Es war den Gegnern Maxims gelungen, in ſeinen zahlreichen Ueberſetzungen einige Fehler zu entdecken. Man zog ihn deshalb vor einem Concil in Moskau zur Rechenſchaft, und obgleich er die Fehler zugab [1]) und durch die Laſt ſeiner Arbeiten entſchuldigte, ward er wegen Verbreitung ketzeriſcher Lehrmeinungen zur Einſperrung in das Kloſter Wolokolamsk verurtheilt. Später hat man ihn nach Twer verſetzt und erſt nach vielfältigen Bitten dem „Ketzer" geſtattet, das Abendmahl zu nehmen. In die Heimath zurückzureiſen aber erlaubte man ihm nicht. Eine Beſſerung ſeiner Lage bedeutete es jedoch, als er in das Troitzkykloſter übergeführt wurde.

Hier hat ihn nun Iwan aufgeſucht. Er kannte den gelehrten Mönch aus mehrfachen Briefen, die dieſer an ihn gerichtet hatte. Maxim hatte dabei den Geſichtspunkt vertreten, daß die zariſche Macht durch die Bojaren zum Schaden des Reiches niedergehalten worden ſei. Als Iwan ihn jetzt aufſuchte, gab er ſich redliche Mühe, ihn von der weiten Reiſe nach Bjelooſero zurückzuhalten. Gott ſei allwiſſend und allgegenwärtig. Ein Gelübde, wie der Zar es geleiſtet habe, widerſpreche der geſunden Vernunft. Es werde Gott wohlgefälliger ſein, wenn er für die Wittwen und Waiſen der vor Kaſan Gefallenen Sorge trage, als wenn er ſich ſelbſt, Frau und Kind den Gefahren der weiten Reiſe ausſetze. Es waren dieſelben Anſchauungen, welche Iwan aus den Silveſter-Adaſchewſchen Kreiſen entgegentraten, und vollends

1) Die Ueberſetzungsfehler konnten um ſo eher entſchuldigt werden, als Maxim die griechiſchen Texte erſt ins Lateiniſche übertrug und, weil er anfänglich nicht genügend Ruſſiſch verſtand, durch einen Dolmetſcher ins Ruſſiſche überſetzen ließ. Wie leicht konnte bei der doppelten Ueberſetzung eine Ungenauigkeit mit unterlaufen. An abſichtliche Fälſchung iſt nicht zu denken.

ſtutzig mußte er werden, als im Auftrage Maxims ſein Beichtvater Andrei, der Fürſt Iwan Mſtiſlawsky, Alexei Adaſchew und der Fürſt Kurbsky ihm die Drohung überbrachten: „Wenn du mich nicht hörſt, der in Gottes Auftrag dir räth, wenn du des Blutes der Märtyrer, die von den Heiden ihres Chriſtenthums wegen erſchlagen wurden, vergißt, wenn du die Thränen der Wittwen und Waiſen nicht achteſt und im Eigenſinn auf deiner Reiſe beſtehſt, ſo wird dein Sohn unterwegs ſterben.“ Es war ein Verſuch mit den Mitteln, die ſchon ſo oft ſich wirkſam erwieſen hatten, die Herrſchaft über den Zaren zurückzugewinnen.

Aber je klarer ihm dadurch wurde, daß die Partei Silveſters mächtigen Anhang hatte, um ſo mehr beſtand er auf ſeinem Willen. Er ſetzte die Reiſe fort und in Dmitrow ſprach er einen anderen Mönch, Waſſian Toporkow, der ihm den Rath gab, nach dem ſein Herz verlangte. Waſſian war ein Gegner der herrſchenden Richtung und als Iwan die bezeichnende Frage an ihn richtete: „Wie ſoll ich regieren, um meine Großen in Gehorſam zu erhalten?“ ſoll er ihm — wenn man Kurbsky Glauben ſchenken darf — zugeflüſtert haben: „Willſt du Herrſcher ſein, ſo dulde keinen Rathgeber neben dir, der klüger iſt als du. Denn du biſt beſſer als Alle. Handelſt du ſo, dann wird deine Herrſchaft ſicher ſtehen und du wirſt Alles in Händen haben. Sind aber klügere Leute um dich, ſo wirſt du ihnen auch wider Willen folgſam ſein.“ Der Zar, fährt Kurbsky fort, küßte ihm die Hand und ſagte: „Auch mein Vater, wenn er am Leben wäre, hätte mir einen beſſeren Rath nicht geben können.“

Ohne auf die Authenticität dieſer Erzählungen beſonderes Gewicht zu legen, wird man ſie doch nicht übergehen dürfen, denn ſie zeigen uns, wie die nächſtbetheiligten Zeitgenoſſen ſich die Wandlung, die in Iwan immer deutlicher hervortrat, pſychologiſch zurechtlegten. Thatſache iſt jedenfalls, daß er jene Wallfahrt als erſte ganz ſelbſtändige Handlung gegen den Willen ſeiner Rathgeber vollzog, die doch für nöthig gefunden hatten, ſo angeſehene Perſönlichkeiten wie Kurbsky und Mſtiſlawsky zur Wahrung ihres Einfluſſes ihm als Reiſebegleiter mitzugeben. Der Umſtand, daß der junge Sohn des Zaren wirklich während der Rückreiſe im Juni 1553 ſtarb, ſcheint keinen tiefen Eindruck mehr auf Iwan gemacht zu haben, aber er mußte es anhören, daß man den Tod als Folge ſeines Ungehorſams darſtellte. Noch ſtand er nicht feſt genug, um den Druck, den er zähneknirſchend über ſich ergehen ließ, abzuwerfen. Aber ſein Haus ſchien ihm doch wieder feſter gegründet, als Anaſtaſia am 28. März 1554 eines zweiten Sohnes genas.

Ueber die inneren Ereigniſſe der nächſtfolgenden Jahre ſind wir nur ſchlecht unterrichtet. Die Bojaren begannen für ihre perſönliche Sicherheit zu fürchten und im Juli 1554 machte der Fürſt Nikita von Roſtow den Verſuch, nach Littauen zu entfliehen. Er wurde aber unterwegs ergriffen und das Verhör ergab, daß auch der Fürſt Sſemon von Roſtow, der bei der Eidverweigerung am Krankenbette Iwans eine hervorragende Rolle geſpielt hatte,

ſowie die Fürſten Labanow und Priimkow, die ebenfalls zum roſtowſchen Fürſtengeſchlechte gehörten, daran gedacht hatten, nach Littauen zu ziehen. Von dem Bojarengericht, welches Iwan zuſammenrief, wurde Sſemon, der ſich charakteriſtiſcher Weiſe mit ſeiner Dummheit entſchuldigte, zum Tode verurtheilt, aber ſehr wider ſeinen Willen [1]) ward Iwan auf die einhellige Bitte des Metropoliten und der Erzbiſchöfe genöthigt, ihn zur Verbannung nach Bjelooſero zu begnadigen. Einem Boten, der gerade damals nach Littauen abgefertigt wurde, gab man den Auftrag, wenn er befragt werde, zu ſagen, der Fürſt Sſemon ſei wegen ſeines ſchwachen Verſtandes unbrauchbar geweſen, habe trotzdem eine höhere Stellung verlangt, und als ihm das abgeſchlagen wurde, Fremden gegenüber in unziemlicher Weiſe vom Zaren und von Rußland geredet, deshalb ſei er beſtraft worden. Wenn man aber ſage, es hätten viele Bojaren und Edelleute mit Sſemon fortziehen wollen, ſo ſolle der Bote antworten: „Welcher Vernünftige hätte ſich einem ſolchen Narren angeſchloſſen? Nur ſeine Verwandten, die ebenſo dumm ſind wie er, wollten ihm folgen.“

Es war ein gleichſam unterirdiſcher Krieg des Zaren mit der Partei, die ihn bisher geleitet hatte. Silveſter und Adaſchew behaupteten ihre Stellung im Gegenſatz zu ihm und es ſcheint, daß auch die Zarin Anaſtaſia ihren Einfluß gegen ſie geltend machte. Der künſtliche Friede, der äußerlich beſtand, konnte unmöglich von Dauer ſein.

Zunächſt lenkten die auswärtigen Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit ab, vor Allem die Kämpfe gegen die Tataren, die ſich, wie wir geſehen haben, nach der Einnahme Kaſans noch eine Reihe von Jahren hinzogen. Das ruſſiſche Heer hat damals noch eine große Niederlage von Dewlet Girei erlitten und gleichzeitig hatten alte Grenzſtreitigkeiten ſeit dem Herbſt 1555 Moskau in einen Krieg mit Schweden verwickelt, in deſſen Verlauf der ſchwediſche Admiral Bagge in die Newa eindrang und den ruſſiſchen Truppen eine erſte Niederlage beibrachte. Im folgenden Jahre haben die ruſſiſchen Truppen unter Führung der Brüder Scheremetjew nicht ohne Glück um Wyburg gekämpft, ohne jedoch die Stadt erobern zu können. Man wünſchte auf beiden Seiten den Frieden. Guſtav Waſa, weil er ſich in der Hoffnung, von Livland und Polen unterſtützt zu werden, betrogen ſah, Iwan, weil gerade damals die Krimer das Reich von Neuem bedrohten. Ein thatſächlicher Friedenszuſtand trat deshalb ein, der zu Mariä Verkündigung 1557 in einen auf 40 Jahre abgeſchloſſenen Definitivfrieden auslief.

Wirklich iſt Iwan auch gegen die Tataren gezogen. Im Juni 1556 hat er in Serpuchow ſein Heer gemuſtert. Die Gefahr zog aber vorüber und unter Zurücklaſſung eines Beobachtungscorps konnte Iwan nach Moskau heim-

1) In ſeinem Rechtfertigungsſchreiben an Kurbski ſchreibt Iwan darüber: „Als der Fürſt Sſemon von Roſtow mich verrieth und ich ihn gnädig beſtrafte, hat Silveſter mit euch, ſeinen böſen Rathgebern, dieſen Hund möglichſt geſchützt und ihm alles Gute zugewandt, und nicht nur ihm, ſondern auch ſeinem ganzen Geſchlecht.“ Uſtrjälow, Kurbsky p. 166. Vgl. Anm. 270.

kehren. Die livländiſchen Angelegenheiten lagen ihm damals vor Allem im Sinn. Im Zuſammenhang mit ihnen hat der Sturz Silveſters und Adaſchews, ſowie die völlige Wandlung im Regierungsſyſtem Iwans ſtattgefunden. Wir müſſen, um dieſe bedeutſame Angelegenheit zu erledigen, dem chronologiſchen Gange der Ereigniſſe vorgreifen. Am 31. Mai 1557 hatte Anaſtaſia ihren dritten Sohn Feodor, den ſpäteren Zaren Feodor Iwanowitſch, geboren. Es ſcheint nun, daß die Sacharjins damals immer mehr zu Einfluß gelangten und Silveſter, um ſie zu bekämpfen, noch einmal die volle Kraft ſeines Willens daran ſetzte, um über ihren Kopf hinweg den Zaren wieder in ſeine Gewalt zu bringen. Vorübergehend ſcheint ihm das gelungen zu ſein. Wir ſind leider nur auf die, in ihrem Zuſammenhange nicht recht verſtändlichen, gelegentlichen Aeußerungen Iwans angewieſen.

Er ſchreibt darüber an Kurbsky: „Als der Krieg gegen Livland begonnen hatte, da hat Silveſter auch mit ſeinen Rathgebern heftig gegen uns gezürnt, und wenn ich oder die Zarin oder die Kinder krank wurden, hieß es ſtets, das ſei die Strafe Gottes für meinen Ungehorſam gegen euch. Wie gedenk' ich noch der ſchweren Rückreiſe, die ich mit der kranken Zarin Anaſtaſia von Moſchaisk nach Moskau machen mußte! Wegen eines geringen Wortes wurde ſie unnütz. Abſichtlich, durch hinterliſtigen Anſchlag wurde uns Gebet, Wallfahrt und Gelübde an heiliger Stätte vorenthalten, wie ſie Leib und Seele zu retten wohl geeignet ſind; von menſchlichen Heilmitteln und ärztlicher Hilfe durfte nicht einmal die Rede ſein. In ſolcher bitterer Noth, da ich nicht mehr im Stande war, die Laſt zu tragen, welche menſchliche Kräfte überſtieg, habe ich den Verrath des Hundes Adaſchew und all' ſeiner Rathgeber erkannt und ſie gnädig beſtraft, ſie nicht hingerichtet, ſondern an verſchiedene Orte verbannt. Als aber der Pope Silveſter ſah, daß ſeine Genoſſen in der Acht waren, iſt er freiwillig fortgezogen und wir haben ihn entlaſſen, nicht als ob wir uns vor ihm geſchämt hätten, ſondern weil wir ihn nicht hier richten wollten. Zwiſchen uns ſoll Recht geſprochen werden in jener Welt, vor dem Lamm Gottes." An anderer Stelle klagt Iwan, daß Silveſter und Adaſchew die Zarin gehaßt und mit der gottloſen Kaiſerin Eudoxia, der Verfolgerin des Chryſoſtomus, verglichen hätten; endlich beantwortet er in ſeinem zweiten Briefe an Kurbsky den Vorwurf, daß er ſeine ſittliche Reinheit verloren habe, folgendermaßen: „Aber weshalb habt ihr mich von meiner Frau getrennt? Hättet ihr mir nicht meine Hindin geraubt, ſo hätte es auch keine Opfer gegeben. Wäret ihr nicht mit dem Popen gegen mich aufgetreten, ſo wäre nichts gekommen: euere Eigenwilligkeit iſt ſchuld an Allem."

Die Rückkehr Iwans von Moſchaisk nach Moskau fand im Dezember 1559 ſtatt, bald darauf brach in Moskau wieder eine böſe Feuersbrunſt aus, am 7. Auguſt 1560 ſtarb Anaſtaſia nach kurzer Krankheit, ſchon im ſelben Frühjahr iſt Adaſchew in ehrenvoller Weiſe als Feldherr vom Hofe entfernt

1) Uſtrjälow l. l. p. 166.

worden. Ob Silveſter, der ſich in das Cyrilluskloſter zurückzog, vor oder nach dem Tode Anaſtaſias den Hof verließ, ſteht nicht feſt.

Aus Alledem ergiebt ſich wohl mit Sicherheit, daß der Gegenſatz, in den die früheren Günſtlinge zur Zarin traten, ihren endlichen Sturz herbeiführte. Es ſcheint ſogar, daß es ihnen vorher gelang, Iwan vorübergehend von ſeiner Gemahlin zu trennen, ein Ereigniß, das dann jedenfalls in die Zeit zwiſchen dem Dezember 1559 und dem Frühjahr 1560, dem Termin der Entfernung Adaſchews, fällt. Als Iwan ſich der Zarin wieder zuwandte, war ihr Sturz vollends entſchieden und mit dem Tode Anaſtaſias der Gegenſatz unheilbar geworden. Ungehört wurde Silveſter in das Solowetzkiſche Kloſter, auf einer Inſel im Weißen Meere, verbannt, Adaſchew aber in Dorpat eingekerkert, wo er bald danach ſtarb.

Suchen wir, ſoweit es an der Hand unſeres theils lückenhaften, theils von Parteileidenſchaft eingegebenen Quellenmaterials möglich iſt, zu einem abſchließenden Urtheil über Silveſter und Adaſchew zu gelangen, ſo muß vor Allem betont werden, daß in den dreizehn Jahren ihres Einfluſſes die Regierung Rußlands eine beſſere geweſen iſt, als je vorher und nachher. Nach außen zeugen glänzende Erfolge, im Inneren die Ruhe und die Anfänge einer Reform, deren Grundzüge geſetzgeberiſch feſtgeſtellt waren, von der Einſicht, mit der ſie das Staatsruder führten. Der Verſuch, den ſie machten, dem Volke einen wenn auch beſchränkten Antheil am Regimente zu gewähren, mag verfrüht geweſen ſein, die Abſicht, in der es geſchah, iſt jedenfalls löblich. Was ihnen zum Vorwurf gemacht werden kann, iſt ein pſychologiſcher Rechnungsfehler in der Behandlung Iwans. Die geiſtlichen Einflüſſe, durch welche ſie auf ihn vornehmlich wirkten, machten keinen Eindruck mehr. Seit der Scene an ſeinem Krankenbette aufs Aeußerſte verbittert, hat Iwan noch volle ſechs Jahre lang nicht vermocht, die Feſſeln ihres Einfluſſes abzuſchütteln, und dieſe ſechs Jahre waren zweifellos ein Glück für Rußland. Um ſo ſchlimmer freilich wurde die Reaction, als nach dem Tode der Gattin, die er liebte, ſoweit das bei ſeiner Natur möglich war, und nach Beſeitigung der läſtigen Sittenrichter, deren Anblick ſchon ihm ein Vorwurf war, keinerlei Schranken mehr dem böſen Willen und den noch ſchlimmeren ſinnlichen Trieben des Zaren ſich entgegenſetzten. Es giebt kein Laſter, dem er in der Folgezeit nicht gefröhnt hätte.

Es erübrigt noch, auf zwei Ereigniſſe hinzuweiſen, welche in die Periode fallen, da der Einfluß Silveſters und Adaſchews auf ſeinem Höhepunkte ſtand: einmal der Verſuch, durch die Vermittelung Hans Slittes mit der gewerblichen und wiſſenſchaftlichen Bildung des Abendlandes in Beziehung zu treten, zweitens die Entdeckung des Seeweges über das Weiße Meer nach Rußland durch die Engländer.

Wie Hans Slitte, ein Deutſcher aus Goslar, nach Moskau gekommen iſt, läßt ſich nicht feſtſtellen. Um 1547 hatte er ſich bereits dem jungen Zaren ſo weit bemerklich gemacht, daß dieſer ihn beauftragte, aus Deutſchland Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker, Künſtler und Gelehrte nach Rußland

zu ziehen und ihn, mit Geld und Vollmachten versehen, zu diesem Zwecke nach Deutschland abfertigte. Daß er den Charakter eines zarischen Gesandten gehabt hätte, wie man aus vaticanischen Papieren schließen müßte, ist an sich unwahrscheinlich und wohl nur ein Theil des Lügengewebes, durch welches der wenig glaubwürdige Mann sich ein falsches Ansehen zu geben bemüht war. Wir finden ihn Ende 1547 oder Anfang 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg, wo er Kaiser Karl V. sein Anliegen vorbrachte und sich dadurch einen besonders wichtigen politischen Anstrich zu geben wußte, daß er von der besonderen Neigung Iwans für die katholische Kirche berichtete. Nachdem er einen kaiserlichen Geleitsbrief erhalten und 123 für seine Zwecke taugliche Männer geworben waren, zog er nach Lübeck, um von dort zur See nach Rußland zu reisen. In Lübeck wurde er im Interesse der Livländer, welche mit Besorgniß auf jene Mission sahen, die, wenn sie glückte, eine Stärkung Iwans bedeutete, ins Gefängniß geworfen. Erst nach anderthalb Jahren gelang es ihm, nach Ratzeburg zu entkommen; die von ihm geworbenen Leute aber hatten sich verlaufen und er mußte sein Werk nun von Neuem anfangen. Im August 1550 finden wir ihn wieder in voller Thätigkeit, nur daß der vermeintliche Plan Iwans, sich der römischen Kirche zu unterwerfen, jetzt ganz in den Vordergrund tritt. Auf Grund ihm angeblich verliehener Vollmacht nimmt er zum Kanzler des Zaren einen österreichischen Edelmann Johann Steinberg an, der sich verpflichtete, nach Rom zu reisen und mit dem Papste über die Vereinigung der russischen Kirche mit der lateinischen zu verhandeln. Auch in Rom ließ man sich täuschen. Eine Gesandtschaft an den Zaren, die ihm für den Fall des Uebertritts die Königskrone bieten sollte, wurde beschlossen und neben jenem Johann Steinberg der Graf von Eberstein mit dieser wichtigen Mission betraut. Sie hatte selbstverständlich keinen Erfolg; von der ungeheuren Aufregung, welche die ganze Angelegenheit in Polen hervorrief, werden wir in anderem Zusammenhange zu reden haben.

Slitte hat sich inzwischen fruchtlos in Deutschland darum bemüht, eine zweite Truppe zusammenzubringen. Noch 1555 ist er in Deutschland und richtet von dort aus einen Brief an den Zaren, um Geldmittel von ihm zu erhalten. Dann taucht er 1557 wieder in Moskau auf, wo er spurlos verschwindet. Die ganze Angelegenheit ist von Bedeutung nur durch ihre negativen Resultate. Die Thatsache, daß Livländer schuld an der gescheiterten Mission Slittes trugen, steigerte die Erbitterung Iwans gegen die deutsche Colonie, die ihm den Weg zum Meere verschloß, der Widerstand, auf den die Gesandtschaft Steinbergs und Ebersteins in Polen stieß, das Mißtrauen gegen König Sigismund August. In der Vorstellung Iwans wurden sie, nicht die Tataren, die Gegner, gegen welche er zunächst seine Waffen zu wenden entschlossen war.

Die Entdeckung des nördlichen Seeweges nach Rußland ist einem glücklichen Zufall zu danken. König Eduard VI. von England hatte 1553 ein Geschwader von drei Schiffen ausgesandt, um durch das nördliche Eismeer den Weg nach China und Indien zu finden. Er hoffte so den Handels-

erfolgen der Spanier und Portugiesen eine wirksame Concurrenz machen zu können. Während eines der Schiffe unverrichteter Sache nach England zurückkehren mußte, und die Besatzung des zweiten an der lappländischen Küste zu Grunde ging, landete das dritte vom Capitän Richard Chancelor geführte in der Mündung der Dwina, wo am westlichen Arm derselben ein dem Erzengel Nicolaus geweihtes Kloster lag. Auf die Einladung Iwans kam Chancelor nach Moskau und fand beim Zaren den freundlichsten Empfang. Als er im folgenden Jahre mit einem Schreiben an den inzwischen gestorbenen König heimkehrte, bildete sich in Anlaß der von ihm überbrachten Versprechungen Rußlands in London eine nordische Handelsgesellschaft, an deren Spitze Sebastian Cabot stand. 1555 fand dann die zweite englische Expedition nach Rußland statt. Da auch sie aufs Beste aufgenommen wurde, reichen Absatz fand und vom Zaren ein äußerst vortheilhaftes Handelsprivileg erhielt, entstanden regelmäßige Beziehungen zwischen beiden Staaten, die für Rußland um so wichtiger wurden, als bald danach der Bruch mit Livland erfolgte. Iwan hatte jetzt die Möglichkeit, auch während des Krieges in Verbindung mit dem Abendlande zu bleiben. England aber spielte während des großen Kampfes um die Ostsee dieselbe Rolle, die es seither in allen europäischen Kriegen bis in die jüngste Gegenwart hinein behauptet hat: es zog, ohne seinerseits Opfer zu bringen, Handelsvortheile aus den Wirren auf dem Festlande



Vorstellung des 16. Jahrhunderts von der Gestalt Europas und der Lage Rußlands.
Facsimile aus Sebastian Münsters Cosmographie vom Jahre 1550.

Drittes Kapitel.

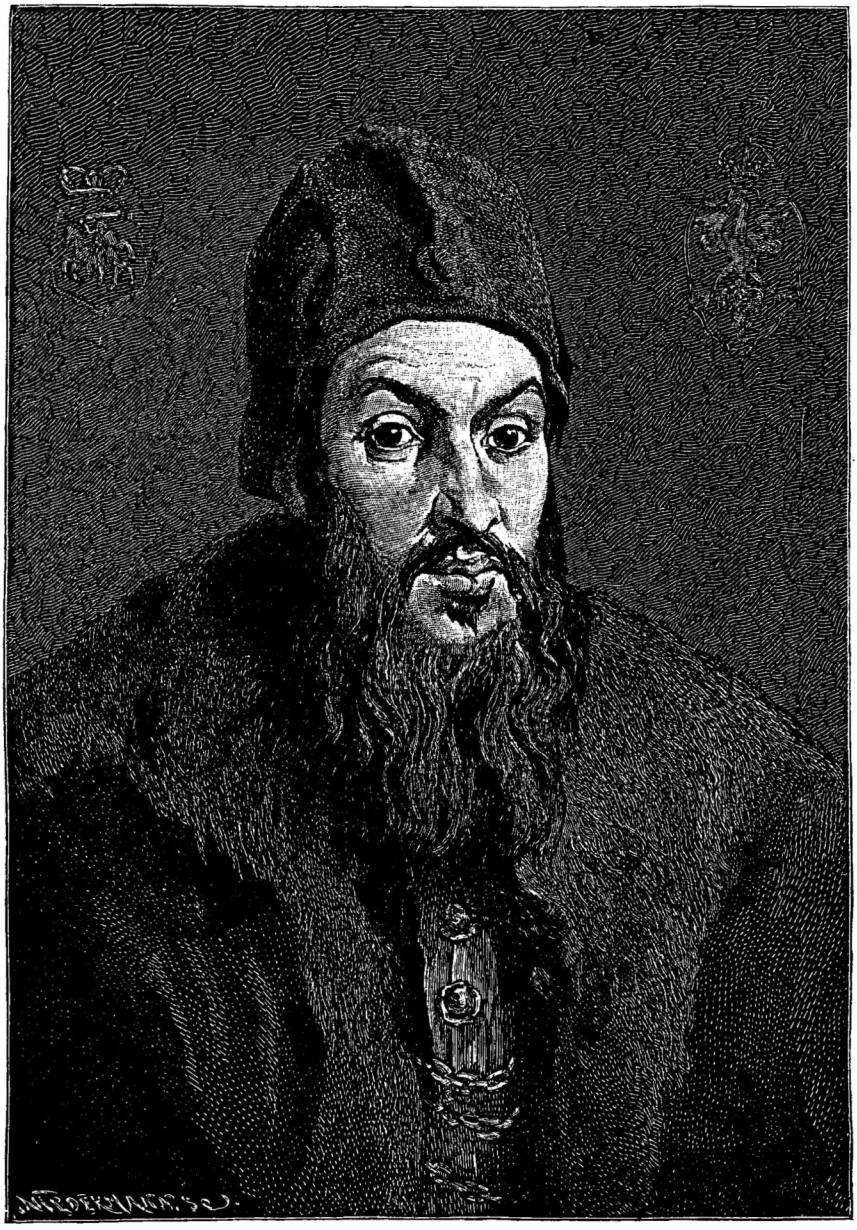
Polen und die Reformation.

Als Iwan der Schreckliche den Entschluß faßte, gegen den Rath Silvesters und Adaschews sich durch Eroberung Livlands den Weg zur Ostsee zu öffnen, lag es zu Tage, daß er nicht nur mit der livländischen Conföderation, die, wie er wohl wußte, in ihren Grundfesten wankte, zu kämpfen haben würde, sondern daß er damit an die Entscheidung einer politischen Frage schritt, welche nothwendig alle Nachbarstaaten in Mitleidenschaft ziehen mußte. Schweden und Dänemark, das deutsche Reich und Polen mußten sich ihm entgegenstellen: sie alle konnten ein selbständiges Livland dulden, nicht aber gestatten, daß der mächtige Zar von Moskau, der Führer einer orientalisch-barbarischen Macht, die man gewohnt war, in einer Reihe mit dem Türken zu nennen, zum Herrn eines Landes werde, das über drei und ein halbes Jahrhundert als Vormauer der abendländischen Christenheit im Osten sich bewährt hatte.

Vor Allem kam die Haltung Polens in Betracht, dessen alte Gegensätze zu Rußland nie ausgeglichen waren und auf dessen littauische Besitzungen Moskau von jeher Ansprüche erhoben hatte. Der in Ansehung Livlands willkürlich erfundene Anspruch konnte hier mit ganz anderem Schein des Rechtes erhoben werden und war erst Livland russisch, so mußte über kurz oder lang auch Littauen-Polen in Abhängigkeit verfallen. Als aber die Entscheidung an Polen herantrat, war es zu Allem eher bereit als zu einmüthigem Eintreten für die großen Interessen, die es zu wahren hatte. Ein tiefer Riß ging durch die Nation und die auswärtigen Fragen traten zurück vor den großen Interessen des inneren Lebens, vor dem Kampf der Szlachta gegen Magnaten und König und vor der damit aufs Engste verbundenen Frage der kirchlichen Reformation.

Wir haben die Anfänge dieser Bewegung kennen gelernt.[1]) Nicht wie in Deutschland, wo die Reformation thatsächlich im Gegensatz zu der geistigen und materiellen Vergewaltigung durch den römischen Stuhl, aus der Volksseele entsprang und alle Schichten der Bevölkerung von den Fürsten bis zu den Bauern hinab umbildete, ist in Polen die Bewegung der Geister und Gewissen entstanden. Ganz anders lagen dort die äußeren und inneren Verhältnisse. Zu einem nationalen Gegensatze gegen Rom gab es hier eigentlich

1) Vgl. außer der in Band I angeführten Literatur vornehmlich: Ljubowitsch: Geschichte der Reformation in Polen. Calvinisten und Antitrinitarier. Nach unedirten Quellen. Warschau 1883 (russisch). — Shukowitsch: Cardinal Hosius und die polnische Kirche seiner Zeit. Petersburg 1882 (russisch). — Karejew: Skizze einer Geschichte der reformatorischen Bewegung und der katholischen Reaction in Polen. Moskau 1886 (russisch). — In letzterem Werke findet man eine vortreffliche kritische Uebersicht der gesammten Literatur des Gegenstandes.



Sigismund II. Auguſt von Polen.

Nach einem Gemälde, Copie eines gleichzeitigen Originals, im Beſitz des Barons Nolken Allatzkiwwi.

keinerlei Veranlassung. Von jeher hatte sich die Geistlichkeit mehr polnisch als römisch gesinnt gezeigt und die Curie hat stets den besonderen Verhältnissen, die ihr in Polen entgegentraten, auch Rechnung zu tragen gewußt. Man duldete es in Rom, daß die Besetzung der höheren geistlichen Würden in Händen des Königs lag, und begnügte sich mit der stets zuvorkommend gehandhabten Bestätigung der vom Könige nominirten Candidaten. So ängstlich achtete man in Polen auf die nationale Selbständigkeit des Klerus, daß ein Gesetz jeden Geistlichen mit Verbannung und Gütereinziehung bedrohte, der nach Rom ging, um sich dort geistliche Würden auszuwirken. Das Concordat, welches Sigismund I. im Jahre 1525 mit Papst Clemens VII. abschloß, ist noch weit günstiger als das berühmte französische Concordat von 1516. Auch zog der römische Hof aus Polen weit weniger als aus Deutschland. Immer hat man es verstanden, einen sehr beträchtlichen Theil der für Rom erhobenen Gelder in Polen zurückzuhalten. Die kirchliche Opposition beruhte hier auf ganz anderen Momenten: sie geht auf das Bestreben der Szlachta zurück, die eigene, polnische Geistlichkeit von der Machtstellung zu verdrängen, die sie einnahm. An Rom dachte man dabei zunächst gar nicht und nur das Interesse der Szlachta ist es, das den Kampf herbeigeführt hat. Also nicht von oben her durch den König, wie etwa in England, noch von unten hervor, wie in Deutschland, gründete sich die polnische Reformation, sie ist durchaus bedingt durch die Entwickelung des polnischen Kleinadels, der Szlachta.

In der langjährigen Friedenszeit, welche der endgültigen Unterwerfung des Deutschen Ordens folgte, hatte die während der Kriege groß gewordene Szlachta ihren kriegerischen Charakter verloren. Sie wurde reich und üppig auf Kosten des immer tiefer in menschenunwürdige Knechtschaft hinabsinkenden Bauernstandes und es ist ganz zutreffend, wenn ein Zeitgenosse behauptet, daß es auf Erden keinen verachteteren Sklaven gebe als den polnischen Kmeten, oder wenn ein venetianischer Gesandter 1575 berichtet, man könne auf der Welt kein unglücklicheres und ärmeres Wesen finden als den polnischen Bauer. Nichts besitzt er zu eigen, als was sein Herr aus Gnaden ihm übrig läßt, damit er sein armseliges Leben friste. Je mehr aber der Bauer verarmte, um so üppiger wurde sein Herr, der Szlachtiz. Die lange Reihe der Schilderungen, die uns den polnischen Adel jener Tage vorführt, ist einmüthig darin, daß sie uns einen unerhörten Wohlstand und eine humanistische Bildung vorführt, in seltsamem Gegensatz zu den Zuständen, die uns in den Kreisen des gleichzeitigen deutschen Adels entgegentritt. Die Thatsache, daß die gesammte Nation den wenigen hunderttausend Edelleuten diente und sie ernährte, machte einen Luxus der Bildung und des materiellen Lebens möglich, die sich in dieser Weise auf anderem Boden nicht wiederholt haben. Jene in elegantem Latein, in französischer und italienischer Sprache gleich gewandten Edelleute, die im Sommer in Seide, und Winters in kostbarem Pelzwerk einhergingen, die in leichtlebigem Genuß ihre Tage verbrachten und von italienischen und jüdischen Wucherern beherrscht auch die Verderbtheit italienischer Cultur,

wie ſie die Königin Bona eingebürgert hatte, in ſich aufnahmen, waren wenig dazu angethan, als Träger des ſittlichen Ernſtes der Reformation, Erzieher ihres Volkes zu werden. Je mehr ſie ſich erhoben, um ſo mehr ſank die Ausſicht der anderen Stände auf Gleichheit vor Recht und Geſetz: ſchon damals iſt der Mittelſtand in den Städten, der in beſſeren Zeiten auf der Grundlage deutſchen Rechtes erwachſen war, nur noch ein ſinkender Schatten.

Als ein Beſonderes, das den Anſpruch erhob, mehr zu ſein als ſie, ſtand nur der polniſche Klerus dieſer Szlachta gegenüber. Von der allgemeinen Gerichtsbarkeit durch ſeine Privilegien eximirt, für ſich und ſeine Unterthanen des Kriegsdienſtes ledig, durch den Ertrag des Zehnten und durch unermeßliche Liegenſchaften eines fürſtlichen Einkommens ſicher, erregte er den Neid und die Erbitterung des Adels. Die geiſtlichen Fragen, welche die Reformation aufwarf, ſtellten ſich der polniſchen Szlachta als erwünſchte Waffe dar im Kampfe, den ſie um das Uebergewicht im Reiche mit der Geiſtlichkeit zu führen, ſich entſchloſſen hatte. Die religiöſe Frage ſtand daher nicht in erſter, ſondern in zweiter Linie, auch iſt ſie von außen her nach Polen importirt, nicht in Polen ſelbſt ſpontan geboren worden.

Wir haben den Gang dieſer Entwickelung und das erſte Eindringen der reformatoriſchen Ideen von deutſchem auf polniſchen Boden bis in die letzteen Tage Sigismunds des Alten verfolgt. Als er am 1. April 1548 ſtarb und nunmehr ſein Sohn Sigismund Auguſt die Regierung antrat, meinte der proteſtantiſche Theil der Szlachta, daß nun ſeine Zeit gekommen ſei. Schon während der Beerdigung des Königs zeigte ſich, daß man vor einer Kriſis ſtehe. Zur Beſtattung waren zahlreiche ausländiſche Proteſtanten, darunter Herzog Albrecht von Preußen und Markgraf Albrecht von Brandenburg, erſchienen. Das gab auch den polniſchen Proteſtanten den Muth, ihrer religiöſen Ueberzeugung offenen Ausdruck zu geben. Der Biſchof von Kamienec, Leonhard, früher Mitglied jenes Krakauer Kreiſes, verglich am 24. Juni in einer Predigt die Biſchöfe mit den Phariſäern und ſprach von ihnen als von einer Schlangenbrut, und als am 29. Juni ein Prediger an der Krakauer Kathedrale die Worte: „Auf dieſen Fels will ich meine Kirche bauen,“ auf den Primat Petri deutete und Leonhard dabei angriff, widerlegte ihn dieſer, wie die Zuhörer meinten, aufs Glänzendſte. Die ganze Szlachta nahm für ihn Partei. Sogar die Rechtgläubigkeit des Königs ſchien zweifelhaft: die Katholiken warfen ihm vor, daß er die Faſten nicht halte, Herzog Albrecht nannte ihn ſeinen Geſinnungsgenoſſen und dem Kanzler von Brieg ſchreibt unter dieſen Eindrücken ein deutſcher Theilnehmer an der Beerdigung: „Ich habe ſelbſt von den angeſehenſten Herren in Polen ſowie von gewöhnlichen Szlachtizen in den Gaſthöfen gehört, daß, wenn es in ihrer Gewalt ſtünde, nach einem Jahre nur noch wenige Papiſten im Lande übrig ſein ſollten.“

In ſolcher Stimmung trat am 18. Oktober 1548 der erſte Reichstag Sigismund Auguſts in Piotrkow zuſammen. Schon hier aber zeigte ſich, wie

sehr der Szlachta das religiöse Interesse hinter dem politischen zurücktrat. Der Streit, den die ohne Genehmigung des Senats vollzogene Vermählung des Königs mit Barbara Radziwil hervorrief, drängte alles Andere in den Hintergrund. Nun war eigentlich diese Frage der Szlachta vollkommen gleichgültig, aber es verknüpfte sich ihr damit eine andere: sie verlangte Erfüllung des 1530 von Sigismund I. gegebenen Versprechens, die „Kronrechte zur Execution zu bringen." Unter diesem unklaren Schlagwort, das fortan über ein Menschenalter Polen in Athem hielt, verstand die Szlachta die ganze Summe ihrer Wünsche: vollständige Union Littauens und Preußens mit Polen, Wiedereinziehung der verpfändeten königlichen Güter, Herstellung einer nationalen Kirche, Privilegirung des Adels auf Kosten des Bürgerthums, und was es solcher eigennützigen Träume mehr gab. 1548 verstand man darunter eine neue Bestätigung der Rechte und Freiheiten der Szlachta und die Scheidung des Königs von seiner Gemahlin.

War nun Sigismund August fest entschlossen, von Barbara nicht zu lassen, so suchte er den lärmenden Adel durch ein Privileg zu befriedigen, das zwar den meisten, aber nicht allen Ansprüchen der Szlachta genügte. Im Zorn über den halben Erfolg liefen die Landboten unverrichteter Dinge auseinander. Sie hofften, den König dadurch zu vollem Nachgeben zu nöthigen. Darin aber täuschten sie sich. Seine kühle und abwartende Weise zeigte sich ihrer Hitze überlegen.

Sigismund August verstand es, zunächst sich nach außen hin zu sichern. Stillstände mit Moskau und den Türken wurden vereinbart, ein Angriff der Tataren zurückgeschlagen und mit Oesterreich am 12. Dezember 1549 ein Bündniß geschlossen. Barbara aber führte er nach Krakau und bald suchte der eben noch protestirende hohe und niedere Adel wetteifernd die Gunst des Königspaares. Einen Reichstag berief er nicht, damit die Leidenschaften sich legten. Und in der That, die Streitfrage wegen der Eheschließung kam zum Austrage, wie er ihn wünschte.

Um so unruhiger aber flammte jetzt die religiöse Bewegung auf.

Schon 1548 waren zahlreiche böhmische Brüder in Großpolen eingewandert und dort von den Szlachtizen mit offenen Armen aufgenommen worden. Etwa um 1549 zeigten sich calvinistische Prediger in Cujavien, in Kleinpolen aber gab die Heirath eines zur Exarchie Krakau gehörenden Dorfpfarrers, Valentin, Anlaß zum Ausbruch des Kampfes. Man hatte den Mann verurtheilt, obgleich zahlreiche Edelleute für ihn eingetreten waren. Sein Beispiel aber fand Nachfolge und auf einem Landtage, der dem zum Mai 1550 nach Piotrkow berufenen Reichstage vorausging, erklärte eine so allgemein bekannte Persönlichkeit wie Orzechowski, daß er das Verbot der Priesterehe für ein Werk des Teufels halte und selbst zu heirathen gedenke. Die Aufregung darüber war eine ungeheuere. Seine Oberen ließen ihm ein ausdrückliches Verbot zugehen und luden ihn vor ihr geistliches Gericht, aber im Vertrauen auf seinen Anhang unter dem Adel schickte Orzechowski die

Ladung zurück, wobei er erklärte, daß er das geiſtliche Gericht nicht anerkenne. Dann wandte er ſich an den Reichstag und bat um deſſen Schutz.

Seine Ausſichten ſtanden nicht ſchlecht. Laien und Geiſtliche lagen in erbittertem Hader. Man verlangte Aufhebung des Kirchenzehnten, Einziehung der Kirchengüter, Aufhebung der Klöſter, in denen nur wenige oder keine Mönche ſeien, dazu noch weitere Privilegien für die Szlachta.

Nichts war natürlicher, als daß Orzechowski hier Vertheidiger fand. Man drohte, Gewalt gegen Gewalt zu ſetzen, und dem Könige blieb nichts übrig, als Orzechowski zu geſtatten, ſich vor ihm zu vertheidigen. Nun führte weder die Verhandlung vor dem Könige, noch der Verſuch, durch eine Disputation im Hauſe des Erzbiſchofs von Gneſen die Gegenſätze beizulegen, zur Verſtändigung. So ſchroff ſtanden die Parteien einander gegenüber, daß man fürchtete, der Reichstag werde darüber zerriſſen werden. Ein Scheincompromiß mußte ſchließlich helfen: gegen das Verſprechen, nicht ohne die Genehmigung des Papſtes in die Ehe zu treten, wurde Orzechowski unbehelligt gelaſſen. Die Erregung, welche ſeine Angelegenheit hervorgerufen hatte, kam aber der proteſtantiſchen Richtung ſo ſehr zu gute, daß jetzt der Bewegung nur noch der Führer zu fehlen ſchien, um ihr den Sieg zu ſichern.

In dem Mantuaner Franziscus Stankar meinte man ihn gefunden zu haben. Der von den Zeitgenoſſen überſchätzte Italiener hatte in den vierziger Jahren ſeine Heimath verlaſſen, um religiöſen Verfolgungen zu entgehen, war weit herumgeworfen und endlich 1549 zum Lector des Hebräiſchen an der Univerſität Krakau ernannt worden. Bald aber erregten ſeine allzu freimüthigen Vorleſungen Anſtoß. In den Kerker geworfen, gelang es ihm mit Hilfe einiger Szlachtizen zu entkommen. Nicolaus Olesnicki, ein Verwandter des großen Zbigniew, gewährte ihm eine Zuflucht und meinte bei perſönlicher Bekanntſchaft, in ihm den Mann gefunden zu haben, der berufen ſei, den Proteſtantismus in Polen zu organiſiren. In Pinczow berieth man über den einzuſchlagenden Weg und verſtändigte ſich ſchließlich dahin, die Kölner Reformation, welche den Zuſammenhang mit der alten Kirche am vorſichtigſten gewahrt hatte, zum Muſter zu nehmen. So entſtanden die Canones Reformationis. In Pinczow wurden ſie von Olesnicki thatſächlich eingeführt und auf einer zweiten Zuſammenkunft der Proteſtanten, an der auch zahlreiche Laien theilnahmen, veröffentlichte man dieſe polniſche Ordnung des Gottesdienſtes und feierte das Abendmahl in beider Geſtalt.

Das Krakauer Kapitel wandte ſich nun klagend an den König, und als im Dezember 1550, dank der Zähigkeit Sigismund Auguſts, Barbara zur Königin gekrönt wurde, mochte die Geiſtlichkeit hoffen eine Verurtheilung Olesnickis herbeizuführen. Aus Furcht vor dem großen Gefolge aber, mit dem er vor Gericht erſchien, wagte man kein Urtheil zu ſprechen, die Richter ſtoben auseinander und der König, an den die Sache jetzt kam, begnügte ſich mit dem Verſprechen, daß die aus Pinczow vertriebenen Mönche ihr Eigenthum wieder erhalten ſollten. Erſt nachträglich erſchien eine Reihe ſcharfer

Edicte gegen die Ketzer, so daß Stankar sich veranlaßt sah, nach Preußen zu fliehen, wo Herzog Albrecht ihn zum Professor des Hebräischen in Königsberg machte.

Die hohe polnische Geistlichkeit konnte sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß sie einen Kampf um ihre Existenz führen müsse.

Der Primas der polnischen Kirche, der Erzbischof von Gnesen, beschloß, die Anhänger des Alten um sich zu schaaren. Er berief eine Synode nach Piotrkow und schon sein Ausschreiben zeigte, wie ernst ihm die Lage schien. Er rieth den König durch außerordentliche Willigungen günstig zu stimmen, und setzte, vom Bischof von Kulm, Stanislaus Hosius, aufs Wirksamste unterstützt, durch, daß die am 8. Juni 1551 eröffnete Synode ein allgemeines Glaubensbekenntniß abfaßte, auf welches alle Mitglieder der Synode verpflichtet wurden und das alle polnischen Geistlichen beschwören sollten. Außerdem wurde Hosius beauftragt, eine ausführliche Formulirung der Glaubenssätze der katholischen Kirche abzufassen. Das ist der Ursprung der 1553 erschienenen Confessio fidei catholicae.

Aber was auf dieser Synode erreicht worden ist, war doch nächst Hosius vor Allem der niederen Geistlichkeit zu danken. Die vornehmen Prälaten waren theils indifferent, theils verdächtig. So heißt es z. B. von dem damaligen Bischof von Krakau Andrej Zebrzydowski in einer Instruction, welche dem Krakauer Kapitel zur Synode mitgegeben wurde: „Es ist das Gerücht verbreitet, daß der Bischof die großen Fasten nicht beobachtet, sondern Fleisch ißt, daß er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt billigt und, horribile dictu, Atheist sei und keinerlei Glauben und Religion anerkenne. Er soll gesagt haben, daß Moses, Mohammed und Christus die drei größten Betrüger seien, welche die Welt von ihrem Wege abgelenkt und der Vernunft beraubt hätten. Verächtlich habe er den Apostel Matthäus — als sei er ein Bauer — Macziek genannt, auch den Ruhm und die Gottheit Christi gemindert und gesagt, er sei nicht Gottes Sohn, sondern der Sohn Abrahams, Davids und Josephs." In der That, wenn so die Häupter der Kirche dachten, in deren Händen die Macht ruhte, kann es nicht Wunder nehmen, daß, trotz aller Beschlüsse, die katholische Geistlichkeit sich zu energischer Unterdrückung der neuen Lehre nicht aufzuraffen vermochte. Immer weiter griff der Abfall um sich. Da man der Hilfe der stets kampfbereiten Szlachta sicher zu sein meinte, suchte man auf protestantischer Seite nach einem Fall, der Aufsehen erregen mußte, nach einer cause célèbre — wenn das bezeichnende französische Wort erlaubt sein soll. Es fiel nicht schwer, sie zu finden.

Jener Orzechowski, der in Piotrkow das Versprechen gegeben hatte, nicht ohne päpstliche Genehmigung zu heirathen, wurde von angesehenen Protestanten, unter denen namentlich Martin Zborowski genannt wird, angestachelt, ohne weitere Rücksichtnahme in die Ehe zu treten.

Orzechowski war leicht zu überreden. Am 18. Oktober 1550 ließ er in Przemysl notariell beglaubigen, daß er seine Würden als Canonicus und

Pleban niederlege, und vermählte ſich darauf unter großem Zudrang des Adels in den Faſten des Jahres 1551 mit einem Edelfräulein Magdalena Chelmska. Erſt nachträglich verlangte er von Papſt Julius III. in entſchiedenſtem Ton die Anerkennung ſeiner Ehe.

Wenn je, ſo mußte hier das geiſtliche Gericht eingreifen. Auch zögerte Biſchof Dziaduski von Przemysl nicht mit ſeiner Vorladung. Als aber Orzechowski mit einem Umſtande von gegen 300 Edelleuten erſchien, um den Biſchof einzuſchüchtern, ſchloß dieſer die Pforten ſeines Palaſtes und nahm auch einen ſchriftlichen Proteſt nicht entgegen. Dagegen erklärte er ihn für einen Ketzer und verhängte Excommunication, Amtsentſetzung und Verbannung aus der Diöceſe über ihn.

Als dann Orzechowski an die in Piotrkow tagende Synode appellirte, wurde hier das Urtheil des Biſchofs in allen Punkten beſtätigt, der König aber beauftragte den Wojewoden von Przemysl, Peter Kmita, den Spruch in Ausführung zu bringen.

Daß Kmita nicht gehorchte, ſondern die Entſcheidung auf den nächſten Reichstag verſchob, änderte an der principiellen Lage der Angelegenheit gar nichts.

Aber die ſchwebenden Religionsproceſſe begannen ſich zu häufen und die erbitterte Stimmung der Szlachta ſteigerte ſich in gleichem Verhältniß. Auf allen Provinziallandtagen, die 1551 zuſammentraten, ſtand man unter dieſen Eindrücken und ſo wurde es möglich, daß die zum Reichstage entſandten Landboten ſämmtlich den Auftrag erhielten, nicht früher an weltliche Angelegenheiten zu gehen, als bis die geiſtliche Gerichtsbarkeit abgeſtellt ſei.

Die Geiſtlichkeit, welche auf den Landtagen nicht zu erſcheinen gewagt hatte, ſetzte alle ihre Hoffnungen auf den König. Auf dem Reichstage aber ſchienen die Verhandlungeu eine ihr ſehr ungünſtige Wendung zu nehmen. Die angeſehenſten Proteſtanten waren zu Landboten gewählt worden, Rafael Leszczinski, einer ihrer Führer, ſogar zum Landbotenmarſchall. Einmüthig verlangte man, daß der Geiſtlichkeit das Gericht über Ketzerei entzogen, und das königliche Edict aufgehoben werde, durch welches die weltliche Obrigkeit verpflichtet wurde, die Sprüche der Geiſtlichkeit zu executiren. Sogar der Senat, ſoweit er aus Laien beſtand, unterſtützte dieſe Forderungen. Trotz aller Heftigkeit der Verhandlungen konnte man doch zu keiner Entſcheidung gelangen. Die Geiſtlichkeit wollte nicht nachgeben, der König es mit keiner Partei verderben. Zuletzt fand man den Ausweg, die Wirkſamkeit der geiſtlichen Gerichtsbarkeit auf ein Jahr aufzuheben, der König aber verpflichtete ſich, Geſandte zum Concil nach Trient zu ſenden und, wenn das Concil die Hoffnungen Polens nicht erfülle, ein polniſches Nationalconcil zu berufen.

Es war noch ein Ausdruck der Stimmung des Reichstages, wenn nicht Hoſius, ſondern ein kirchlich liberaler Mann, Jan Drogojewski, zum Boten nach Trient beſtimmt wurde. Da aber gerade damals das Concil vertagt wurde, fielen die Hoffnungen, auf dieſem Wege etwas zu erlangen, in ſich zuſammen. Dagegen konnten die Proteſtanten ſich eines anderen Erfolges rühmen.

In Rom, wo man das Umſichgreifen der Ketzerei in Polen mit Argwohn und Sorge verfolgte, trug man ſich mit dem Plan, die Inquiſition auf Polen zu übertragen, und hatte als nächſte Opfer bereits die Biſchöfe Drogojewski und Uchanski ins Auge gefaßt. Hier aber griff der König ein. Er erklärte, nicht nur keinerlei Einmiſchung der Curie in polniſche Angelegenheiten dulden zu wollen, ſondern verlangte ſogar Anerkennung der Ehe Orzechowskis. Sigismund Auguſt erinnerte daran, wie noch Paul III. zugeſtanden habe, daß Niemand, ohne daß der König vorher benachrichtigt ſei, aus Polen nach Rom citirt werden ſolle.

Das Alles war den Proteſtanten günſtig. Da man die Geiſtlichkeit zur Zeit nicht zu fürchten brauchte, fanden die verſprengten Führer der Bewegung ſich wieder zuſammen: Stankar, Cruciger, Oſtrorog, und wie ſie alle heißen. Man ſchritt an die weitere Organiſation der Kirche. Der Entwurf Stankars wurde mit einigen Aenderungen in Kleinpolen angenommen, und beſchloſſen, den Proteſtantismus augsburgiſcher Confeſſion als Norm anzuerkennen. Superintendent der kleinpolniſchen Kirche wurde Cruciger.

Schon damals aber zeigten ſich tiefgehende Meinungsverſchiedenheiten in dogmatiſchen Fragen. Es war unter Anderem durchaus nothwendig, eine Verſtändigung mit der in Großpolen mächtigen Richtung der böhmiſchen Brüder zu finden. Eine Synode zu Slominki hatte am 25. November 1554 dahin zielende Beſchlüſſe gefaßt, als die Nachricht, daß ein Reichstag bevorſtehe, die Hoffnung erweckte, mit Hilfe des Königs feſte Grundlagen für die Gewiſſensfreiheit zu erkämpfen. Wußte man doch, daß Sigismund Auguſt in den Kreiſen der ſtrengen Katholiken auch ſeine vornehmſten politiſchen Gegner hatte. In den Inſtructionen für die Landtage, welche dem Reichstage von 1555 vorausgingen, hatte der König ausdrücklich betont, daß es nothwendig ſei, vor Allem im Innern Ordnung zu ſchaffen und die religiöſen Gegenſätze auszugleichen. So einigte man ſich denn überall auf den Landtagen nochmals dahin, die Verhandlung politiſcher Fragen nicht früher vorzunehmen, als bis die religiöſe Freiheit geſichert ſei. Als dann im April 1555 der Reichstag eröffnet wurde, geriethen Szlachta und Biſchöfe hart aneinander. Beſtand die erſtere in ihren Vertretern faſt ausſchließlich aus Proteſtanten, die mit ihren Klagen wider die Geiſtlichkeit leidenſchaftlich vorgingen, ſo ſuchten die Biſchöfe den Standpunkt zu vertreten, daß der Abfall vom katholiſchen Glauben die geſammte ſtaatliche Ordnung erſchüttere. Darüber iſt heftig von beiden Seiten geſtritten worden. Zuletzt trat der Wortführer der Szlachta mit dem Antrage hervor, bis zur Berufung eines allgemeinen Concils ein Interim anzunehmen. Der weſentliche Inhalt desſelben beſtimmte, daß die Geiſtlichkeit in Zukunft nicht berechtigt ſein ſollte, Laien zur Gütereinziehung und zum Verluſt der Ehre zu verurtheilen. Alle dahin lautenden Edicte ſollten aufgehoben und das „Wort Gottes“ zu verkündigen geſtattet werden. Ein Glaubensbekenntniß, das man dem Könige überreichte, ſollte den Beweis liefern, daß man nur die Ehre Gottes, nicht weltliche Dinge dabei im Auge habe. Sehr merk-

würdig ist es nun, wie weit der Reichstag die freie Predigt ausgedehnt und die Gewissensfreiheit gesichert wissen wollte. Aus den Verhandlungen gingen 9 Punkte hervor:

1) Jedermann darf in seinem Hause und in seiner Kirche Prediger halten, welche das Wort Gottes lauter und rein verkündigen.

2) Die Priester dürfen den Gottesdienst in ihrer Weise ausführen.

3) Sie dürfen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt vertheilen und zwar Jedem, der sie darum angeht.

4) Die vertriebenen römisch-katholischen Geistlichen sollen wieder aufgenommen werden. Sollten sie inzwischen gestorben sein, so soll jedem Edelmann freistehen, sich einen anderen Priester zu wählen, ohne daß er deshalb beim Erzbischof anzufragen hat.

5) Alle von Erzbischöfen und Bischöfen erlassenen Decrete sollen aufgehoben, null und nichtig sein.

6) Es soll den Geistlichen unbenommen sein, sich zu verehelichen.

7) Die Einkünfte der Geistlichen bleiben beim Alten.

8) Es ist verboten, die heilige Dreifaltigkeit und das Mysterium der Eucharistie, wie die katholische Kirche es begeht, zu lästern: ihr Gottesdienst soll frei verrichtet und nicht durch weltliche Gewalt gestört werden.

9) Alle diese Punkte soll der König bestätigen und sie sollen gelten, bis durch ein ökumenisches oder durch ein polnisches Nationalconcil die Einheit der Kirche hergestellt ist.

Der Wortlaut dieses Interims trägt den deutlichen Stempel eines zwischen der protestantisch gesinnten Majorität mit der katholischen Minorität der Szlachta geschlossenen Compromisses. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch Annahme desselben die rechtliche Stellung beider Confessionen sich völlig verkehrt hätte: die katholische Kirche wäre in die Stellung einer geduldeten, die protestantische in die der herrschenden Lehre getreten.

Sigismund August, dessen Haltung schließlich immer auf politische Erwägungen zurückzuführen ist, billigte zunächst das Interim, als aber im Senat der Widerspruch der Bischöfe durchschlug, trat er ihnen bei. Darüber stieg die Erbitterung auf beiden Seiten immer höher. Von anderen als religiösen Angelegenheiten konnte keine Rede sein und der König wurde ungeduldig. In seinem Auftrage theilte der Kanzler den Landboten mit, er habe im Senat die Frage ausreichend geprüft und werde seine Ansicht nicht ändern. Kämen sie ihm nochmals mit dem Interim, so werde er sie nicht anhören. Darüber kam man nicht hinaus. Alles, wozu der König sich schließlich verstand, war das Versprechen, aus eigener Machtvollkommenheit ein Nationalconcil zu berufen und bis dahin die geistlichen Gerichte außer Thätigkeit zu setzen. Beide Theile aber hätten Frieden zu halten. Damit mußte man sich begnügen und der Reichstag löste sich auf, weil ein besserer Bescheid nicht zu haben war.

Immerhin durften die Protestanten auf das Endergebniß als auf einen Erfolg blicken. Hatten sie auch nicht erreicht, was sie wollten, so

ſtanden der weiteren Verbreitung ihrer Lehre doch keinerlei erhebliche Hinderniſſe im Wege.

So ſchritt man denn zur Ausführung der auf der Synode zu Slominki gefaßten Beſchlüſſe. Einige Prieſter der böhmiſchen Brüder wurden nach Kleinpolen geladen. Man verſtändigte ſich dahin, daß man zwar in der Lehre übereinſtimme, beide Kirchen aber nicht vereinigen könne, weil die kleinpolniſchen Proteſtanten keinen feſtgeſchloſſenen Körper bildeten. Es war ein Bündniß, keine Union, zu der man ſich verſtand, und bald zeigte ſich, daß die Böhmen mit ihrer Zurückhaltung Recht gehabt hatten. Auf einer Synode, die bald danach in Pinczow zuſammentrat, ergab ſich, daß neben den von Cruciger geführten Proteſtanten zahlreiche calviniſtiſche Gemeinden in Kleinpolen beſtanden. Schon bildeten ſie einen Factor, mit dem gerechnet werden mußte.

Die Verbindung zwiſchen Polen und Genf geht auf Lismanini zurück, der in früheren Tagen Sigismund Auguſt nahe geſtanden hatte, in Genf aber zur calviniſchen Kirche übertrat und ſich verheirathete. Durch ihn hatte Calvin ein lebhaftes Intereſſe für die polniſche Kirche gefaßt. Wir haben ſeiner Briefe an den Prinzen Sigismund Auguſt bereits gedacht.[1]) Mit dem Könige hat er die Beziehungen aufrecht erhalten. Im Dezember 1554 führt er aus, daß der König ganz auf geſetzlichem Boden ſtehe, wenn er die Reformation der Kirche ohne Zuthun des Papſtes durchführe. Etwa ein Jahr danach dankt er für die günſtige Antwort Sigismund Auguſts, dringt nochmals auf Durchführung der Reform und behauptet, es könne nicht ſchwierig ſein, da der größte Theil des Adels der Reformation zuſtimme.

Hand in Hand damit ging ein reger Briefwechſel mit den Führern der reformatoriſchen Bewegung in Polen. Der Gedanke tauchte auf, Lismanini zurückzurufen, und wirklich iſt er Ende 1555 von Genf aufgebrochen. Im April 1556 finden wir ihn in Polen, obgleich die Geiſtlichkeit ſchon vorher ein Edict des Königs erwirkt hatte, welches ihm die Rückkehr verbot. Die eigenthümlich lavirende Haltung Sigismund Auguſts tritt dabei wieder zu Tage: er begnügte ſich mit einem allgemein gehaltenen Glaubensbekenntniß Lismaninis und geſtattete ihm darauf, in Polen zu bleiben.

In dieſer Noth wandte ſich der polniſche Klerus an den Papſt und Paul IV. fertigte als ſeinen Legaten Alois Lippomani mit dem Auftrage nach Polen ab, ſich vor Allem durch den Augenſchein von der Lage der katholiſchen Kirche zu überzeugen und den König zu gewinnen. Im Oktober 1555 traf er in Warſchau ein, zog aber ohne weitere Zögerung nach Wilna, wo Sigismund Auguſt gerade Hof hielt. Aber ſeine Hoffnung, dauernden Einfluß zu gewinnen, ſchlug fehl; der König war zu ſtrengen Maßregeln gegen die Proteſtanten nicht zu bewegen, die ganze Miſſion ſchien ſo ausſichtslos, daß der Legat um ſeine Abberufung bat und nur auf den ausdrücklichen Wunſch des Papſtes ſich zum Bleiben entſchloß. Durch eine Reihe von Mißgriffen verſchlimmerte er ſeine Lage bald noch mehr. Ein Verſuch, den Palatin von Wilna, Nicolaus

1) Bd. I, p. 650.

Radziwil, zu ſich hinüber zu ziehen, ſcheiterte vollſtändig, noch mehr aber ſchädigte eine andere Angelegenheit ſein Anſehen. Lippomani ließ eine Frau, welche beſchuldigt war, eine Hoſtie an Juden verkauft zu haben, und die auf der Folter ihr angebliches Verbrechen geſtanden hatte, auf dem Scheiterhaufen verbrennen und mit ihr einen der Juden. Drei andere, welche der König durch eilig abgeſandte Boten zu retten ſuchte, hatten das gleiche Schickſal erduldet, bevor der Bote eintraf. Da Niemand außer dem leicht erregbaren Pöbel an das Verbrechen glaubte, verlor der Legat jeden Boden in der Geſellſchaft und allen Credit beim Könige; dazu fand er in Peter Paul Vergerius einen Gegner, dem er ſich ganz unebenbürtig zeigte.

Dieſer höchſt energiſche Mann war 1494 in Capodiſtria geboren und hatte ſeine Laufbahn am päpſtlichen Hofe begonnen. 1548 wurde er Lutheraner, trat 1553 in würtembergiſche Dienſte und wurde von hier aus erſt nach Preußen, dann nach Polen berufen.

Von Königsberg aus hatte er Gelegenheit zu immer feſterer Verbindung mit der proteſtantiſchen Partei in Polen gefunden. Sogar den König hoffte er für ſich zu gewinnen. Anfang 1556 ſchickte er ihm das von Dr. Johann Brenz verfaßte und urſprünglich für das Concil von Trient beſtimmte würtembergiſche Glaubensbekenntniß in italieniſcher Ueberſetzung, mit einer Widmung, welche den König aufforderte, für die Verbreitung der reinen Lehre Sorge zu tragen. Dann ſchritt er zum Angriff gegen Lippomani. Ungeheueres Aufſehen erregte ſeine Veröffentlichung eines Briefes, den der Nuntius an den Cardinal Petrus Contarini gerichtet hatte und in welchem er über ſein bisheriges Wirken und ſeine Pläne Bericht erſtattete: wie er Radziwil für die katholiſche Kirche habe gewinnen wollen, und wie er, auf Befehl des Papſtes, dem Könige gerathen, die Köpfe der vornehmſten Ketzer ſpringen zu laſſen. Er habe denſelben Rath ſchon 1548 dem Kaiſer Karl V. gegeben, als Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen in ſeiner Gewalt geweſen.

Der geſammte polniſche Adel ergrimmte beim Gedanken, daß Jemand aus ſeiner Mitte, einer Gewiſſensüberzeugung wegen, am Leben geſtraft werden ſolle. In dieſer Hinſicht dachten Katholiken und Proteſtanten gleich. Wenn nachträglich der Nuntius den Brief für eine freche Fälſchung erklärte, fand er keinen Glauben, wie denn die Echtheit des Schreibens auch feſtſteht.

Faſt noch größeres Aufſehen aber erregte es, als kurz danach auch der Brief Lippomanis an Radziwil und des Letzteren Antwort im Druck erſchienen. Daß der mächtigſte der littauiſchen Magnaten ſich offen als Anhänger des Proteſtantismus bekannte, war ein Ereigniß von größter politiſcher Bedeutung.

In dieſe Stimmung griff die Agitation um ein polniſches Natinalconcil ein. Der Nuntius hatte keine hierauf bezügliche Inſtruction erhalten. Da aber inzwiſchen Cardinal Caraffa als Paul IV. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte und über die Geſinnungen des neuen Papſtes kein Zweifel beſtehen konnte, erklärte Lippomani ſich entſchieden gegen die Berufung eines Nationalconcils und einen gleich ablehnenden Beſcheid erhielt der Geſandte

Sigismund Auguſts Maciejewski vom Papſte ſelbſt. Ein allgemeines Concil, dem alle ſtrittigen Fragen vorliegen würden, werde auch die Beſchwerden der polniſchen Kirche in Erwägung ziehen.

Nun hatte die reformatoriſche Partei, auf die Nachricht, daß der König ein Nationalconcil bewilligen wolle, die weitgehendſten Vorbereitungen getroffen. Eine Reihe von Provinzialſynoden beſchäftigte ſich mit der Frage. Man forderte Calvin auf, nach Polen zu kommen, und bat die Stadt Genf, ihm Urlaub zu ertheilen. Schon meinte man den 24. Auguſt als Eröffnungstag nennen zu dürfen. Auch die Katholiken glaubten an das Zuſtandekommen des Concils. Ein ſo einflußreicher Mann wie der Kaſtellan von Krakau Jan Tarnowski hielt trotz aller Anhänglichkeit für die alte Kirche Zugeſtändniſſe an die Neugläubigen für unumgänglich. Daß die Gerichtsbarkeit der Geiſtlichen über Laien aufhören müſſe, galt ihm für ausgemacht. Nur unter vier Vorausſetzungen ließen ſich die religiöſen Wirren in Polen beſeitigen: wenn man die Prieſterehe freigebe, das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt zulaſſe, den Gottesdienſt in polniſcher Sprache geſtatte und die großen Faſten beſeitige. Er hat darüber ſogar mit Calvin correſpondirt.

Die Nachricht, daß auf den Widerſpruch des Papſtes hin das Nationalconcil nicht ſtattfinden ſolle, hat bei Tarnowski kaum mindere Erbitterung erregt wie bei den Proteſtanten. Man ſetzte jetzt alle Hoffnung auf den Reichstag, der am 1. Dezember 1556 in Warſchau zuſammentreten ſollte. Vergeblich hatten der Nuntius und einige Biſchöfe ihr Möglichſtes gethan, die Berufung zu hintertreiben. Wieder warf ſich ihnen Vergerius, der damals nach Wilna gekommen war, mit der vollen Wucht ſeiner Perſönlichkeit entgegen. Zwei Breve des Papſtes, das eine an Tarnowski, das andere an den Senat, boten ihm noch einmal Gelegenheit, die öffentliche Meinung aufzuregen. Er veröffentlichte beide Schreiben mit einem Commentar, der ſchonungslos die Ränke des Papſtes und die Haltloſigkeit ſeiner Verſprechungen bloßlegte. Wenn er mit der Aufforderung ſchloß, jede Verbindung mit dem Papſte abzubrechen, weil es unmöglich ſei, zugleich Chriſt und Papiſt zu ſein, brach er freilich die Brücke ab, die ihn bisher noch mit den polniſchen Katholiken verbunden hatte. So logiſch die Beweisführung ihm erſcheinen mochte, ſie überſchritt daß Maß deſſen, was ein Katholik ertragen konnte, da die endlichen Conſequenzen ſeiner Beſtrebungen zu deutlich in die Augen ſprangen. Geſchickter angelegt war die Veranſtaltung einer neuen Ausgabe der Prolegomena von Brenz. In einem an Sigismund Auguſt gerichteten Begleitſchreiben warf er die Frage auf, ob der König das Recht habe, in Verein mit den Ständen religiöſe Fragen zu entſcheiden. Die Antwort konnte ihm nicht zweifelhaft ſein und es machte Eindruck, daß Vergerius ſich ſchließlich erbot, vor dem Reichstage gegen den Nuntius drei Theſen zu vertheidigen: daß die heilige Schrift Alles enthalte, was zum Seelenheil erforderlich ſei; daß die Tradition den Evangelien nicht gleichzuſtellen ſei; daß endlich die katholiſche Kirche nicht beim Papſte ſei, ſondern bei den Proteſtanten.

Der Nuntius hat den Kampf natürlich nicht aufgenommen. Schon die Nachricht, daß Vergerius zum Reichstage nach Warſchau kommen wolle, rief einen Proteſt der Biſchöfe hervor, auch hat man ernſtlich an die Möglichkeit der Disputation kaum geglaubt.

Ueber den Verlauf des Reichstages ſind wir nur ungenügend unterrichtet. Der Verſuch der Biſchöfe, die proteſtantiſchen Geiſtlichen wiederum ihrer



Facſimile einer Karte von Polen in Sebaſtian Münſters Cosmographie von 1550.

Jurisdiction zu unterſtellen, ſcheiterte an dem einmüthigen Widerſtande der Laien. Lippomani mußte ſich gefallen laſſen, daß ihn die Landboten mit dem Zuruf: salve, progenies viperarum! begrüßten und ſich überzeugen, daß Alles in der Feindſeligkeit gegen den Klerus zuſammenſtand.

Endlich entſchloſſen ſich die Biſchöfe, einen Compromiß in Vorſchlag zu bringen: es ſolle dem Adel freiſtehen, auf ſeinem Grund und Boden und auf eigene Koſten proteſtantiſche Prediger anzuſtellen, aber nur ſolche, die von den Biſchöfen beſtätigt ſeien. Sprengel und Zehnter ſeien unverändert

beizubehalten, die beſtätigten proteſtantiſchen Geiſtlichen ſollten aber nicht nur auf die heilige Schrift, ſondern auch auf die Kirchenväter Auguſtin, Hieronymus, Chryſoſtomus und Ambroſius verpflichtet werden und zwar ſolle dabei die katholiſche Auslegung ihrer Schriften als Norm gelten. So war das Zugeſtändniß im Grunde keins und es kann nicht Wunder nehmen, daß die Proteſtanten davon nichts wiſſen wollten. Sie waren ſtark genug, um durchzuſetzen, daß der Reichstag die Beſtimmungen von 1555 weiter gelten ließ. Der Adel behielt das uneingeſchränkte Recht, Prediger zu halten, die geiſtliche Gerichtsbarkeit blieb ſuspendirt und Alles war wieder auf den nächſten Reichstag verſchoben. Nur die weitere Verbreitung der Reformation wurde durch königliches Edict vom 13. Januar 1557 verboten, mehr um die höchſt erregte Geiſtlichkeit zu beruhigen, als weil man geſonnen war, der Reformation eine Grenze zu ſetzen. Sie konnte um ſo mehr ihre Wege unbekümmert um die geiſtliche und weltliche Gewalt weiter gehen, als in den nächſten Jahren die brennende livländiſche Frage alle übrigen Intereſſen in den Hintergrund drängte.

Viertes Kapitel.

Die livländiſche Frage.

Seit dem Tode Plettenbergs haben bei ſteigendem äußeren Wohlſtande die politiſchen Verhältniſſe Livlands eine verhängnißvolle Wendung genommen. Der künſtliche Friede mit Rußland wurde unter ſteten Zugeſtändniſſen livländiſcherſeits zwar immer erneuert, zu einer wirklichen Beſeitigung der Gegenſätze aber gedieh man nicht. Die nach Weſten drängende Politik der Großfürſten von Moskau mußte über kurz oder lang einen Zuſammenſtoß herbeiführen. Da wäre nun, um im Augenblicke der Gefahr dem Feinde mit einiger Ausſicht auf Erfolg die Spitze bieten zu können, ein ſtraffes Regiment von Nöthen geweſen, das die centrifugalen Kräfte des Landes zuſammenzufaſſen und eine militäriſche Einheit zu ſchaffen gewußt hätte. Das aber war es gerade, was Livland verweigert blieb. Ganz abgeſehen davon, daß die nächſten Nachfolger Plettenbergs im Meiſterthum die Männer nicht waren, eine ſo ſchwierige Aufgabe zu löſen, lagen in der livländiſchen Conföderation die entgegengeſetzten Elemente ſo hart nebeneinander, daß auch ſtärkere Hände das Einigungsmittel ſchwer gefunden hätten.

Während der Proteſtantismus in ſtreng lutheriſcher Form, von den Städten ausgehend, mit unwiderſtehlicher Kraft in die Höfe der Biſchöfe und in die Burgen der Ordensgebieter eindrang, blieb das ganze äußere Rüſtzeug der katholiſchen Kirche nach wie vor in Kraft. Finden wir auch Biſchöfe, die in ihren Gebieten reformirend vorgehen, ſo daß ſich oft nicht entſcheiden läßt, ob ſie katholiſch oder proteſtantiſch ſind, ſo hat ſich doch keiner gefunden, der den Muth gehabt hätte, ſich zu ſäculariſiren. Dazu waren die Domkapitel,

deren Intereſſe für Aufrechterhaltung der alten Ordnung ſprach, viel zu mächtig, die biſchöflichen Ritterſchaften zu eng mit ihnen verſchwägert und verbunden, um ſie in Stich zu laſſen. Der endliche Religionszuſtand iſt dann der geweſen, daß bei nominellem Fortbeſtehen des Katholicismus — nur die Städte bekannten ſich vor aller Welt zur Reformation — das geſammte Land die äußeren Formen desſelben, ſoweit ſich politiſche Rechte daran knüpften, anerkannte, im Uebrigen aber Jeden ſeine Wege gehen ließ und es nicht ungern ſah, wenn die proteſtantiſche Lehre ſich weiter ausbreitete und vertiefte.

Auch von den Ordensmeiſtern wiſſen wir nicht mit Sicherheit, wie weit ſie proteſtantiſch oder katholiſch dachten. Nach außen hin war es für das Oberhaupt des Deutſchen Ordens in Livland unumgänglich, katholiſch zu erſcheinen. In Bezug auf die Lehre aber herrſchte im Orden völlige Freiheit. Schon vom nächſten Nachfolger Plettenbergs, Hermann von Brüggeney, heißt es, unter ihm habe der Orden die alten Ceremonien abgethan.



Medaille (vergoldetes Silber) vom Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg. Umſchrift: ALBER · D · G · MAR · BRAN · DVX · PRVSSIAE. Ohne Kehrſeite. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

Für jenen Scheinkatholicismus ſprachen vor Allem die Beziehungen, in denen man zu Preußen und Polen ſtand.

Die Stellung des Herzogs von Preußen, als ehemaligen Hochmeiſters des Deutſchen Ordens und jetzigen Vaſallen und vertrauten Rathgebers des Königs von Polen, führte dahin, daß er eine Aufhebung des Ordens in Livland als höchſt erſtrebenswerthes Ziel ſeiner Politik betrachten mußte. Unendlich ſchwieriger aber, als 1525 in Preußen, lagen um jene Zeit die Verhältniſſe in Livland. Schon daß Albrecht keine anderen Landesherren neben ſich gehabt hatte, war ein politiſcher Vortheil, der nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. Was ein Plettenberg für unausführbar erkannt hatte, war ſeinen kleineren Nachfolgern erſt recht ein unüberwindliches Hinderniß. Vollends aber war keiner der Prälaten ſtark genug, um ſich zum Herrn aufzuwerfen. Die Kräfte jedes der Häupter der livländiſchen Conföderation reichten gerade hin, um den nächſten Nachbarn an der Freiheit ſeiner Bewegungen zu hindern. Nun war Herzog Albrecht von Preußen eifriger und überzeugter Lutheraner geworden und ſchon deshalb geneigt, die offenkundig proteſtantiſchen Elemente in Livland zu unterſtützen. Namentlich die Stadt Riga konnte ſtets auf ihn rechnen, wenn ſie in Händeln mit dem Orden lag. Seine Agenten ſind jederzeit in Livland thätig geweſen, und ſeit ſein Bruder Wilhelm ſich trotz proteſtantiſcher Ueberzeugungen dazu verſtanden hatte, Coadjutor des Erzbiſchofs von Riga zu werden, machte der preußiſche Einfluß ſich überall nachhaltig geltend. Dieſer preußiſche Einfluß war aber zugleich ein polniſcher und Herzog Albrecht am polniſchen Hofe der erbittertſte Gegner des Ordens, wie

denn seine Anklagen gegen Livland oft einen geradezu denunciatorischen Charakter tragen.

So stark wirkte die Wandlung der politischen Verhältnisse, die seit dem Untergange des Deutschen Ordens in Preußen eingetreten war. Ein böses Verhängniß führte dahin, daß die, welche früher Glieder eines Leibes gewesen waren, sich als natürliche Gegner betrachten mußten. Bei Herzog Albrecht traten die nationalen Gedanken hinter den nächstliegenden politischen Erwägungen in den Hintergrund: eine Kräftigung des Ordens in Livland mußte ihm als Gefährdung seiner halben Selbständigkeit und seiner politischen Zukunftspläne erscheinen. Denn die wesentlichste Aufgabe der livländischen Meister jener Tage war es, dem polnisch-preußischen Einflusse entgegenzutreten.

Ein Compromiß war völlig undenkbar, denn Wilhelms Plan war ohne Zweifel, das Erzbisthum Riga zu erlangen, es dann zu säculariſiren und wo-



Viertelthaler (Silber) von Albrecht von Brandenburg.

Umschrift der Vorderseite: ALBERTVS · DEI · GRA · MARCHIO · BRANDE (nburgensis); im Felde: Maria mit dem Kinde sitzend; die Füße auf dem Halbmonde, der ein Menschengesicht hat, mit der Linken einen kleinen Ordensschild mit Kreuz haltend. Im Rande unten ebenfalls der Ordensschild mit Kreuz, oben der kleine brandenburgische Adlerschild. Umschrift der Rückseite: † HONOR · MAGISTRI · IVSTICIAM · DILIGIT · 1520; im Felde das verzierte Ordenskreuz. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

möglich ganz Livland unter seiner Oberhoheit in einen weltlichen, von Polen abhängigen Staat zu verwandeln. Die spätere Verbindung mit Preußen mußte dann die Zeit bringen.

Wir können uns die Wandlung vollzogen denken, als ihre Folge eine Wiedervereinigung der preußischen und livländischen Deutschen und damit eine Wandlung in der gesammten Entwickelung Osteuropas uns vorstellen — aber welche Kraft gehörte dazu, Derartiges auszuführen? Wie viel rücksichtsloses Wollen, wie viel Klugheit, wie viel Zähigkeit und Umsicht? Keine dieser Eigenschaften aber finden wir bei Wilhelm. Trotz der klugen Rathschläge, die er von seinem welterfahrenen Bruder erhielt, ist er in all' seinen Plänen gescheitert und sein Wirken hat nur die eine Spur hinterlassen, daß die Zersetzung der Grundlagen livländischer Ordnung noch rascher erfolgte. Von 1532—1536 finden wir ihn in der nie voll anerkannten Stellung eines Bischofs von Oesel, in Raufereien mit dem Lehnsadel des Stiftes reibt er nutzlos seine Kräfte und die des Landes auf, dann endlich, 1539, nach dem Tode des Erzbischofs

Thomas Schöning, ſcheint er dem Ziele ſeiner Wünſche nahe zu ſtehen. Er beſteigt ſelbſt den erzbiſchöflichen Thron. Aber in Riga findet er weder Aufnahme noch Anerkennung. Das geſchieht erſt 1542, nachdem die Stadt 1541 dem Schmalkaldener Bunde beigetreten iſt. Auf einer Tagfahrt zu Lemſal hatte ſie, um einem drohenden Kriege mit dem Erzbiſchofe zu entgehen, ſich dazu verſtanden, ihn neben dem Meiſter als ihr Oberhaupt anzuerkennen, wogegen Wilhelm ſich verpflichtete, den Bürgern Rigas die völlige Religionsfreiheit zu ſichern. Mit welchem Mißtrauen man trotzdem den Erzbiſchof betrachtete, der bei jeder Gelegenheit die gewichtige Fürſprache ſeines königlichen Oheims von Polen und ſeines Bruders von Preußen ſpielen ließ, zeigte der Landtag, der im Juli 1546 zu Wolmar zuſammentrat. Hier wurde von allen Ständen einträchtig beſchloſſen, daß man jeden Stand bei ſeinen bisherigen



Siegel Wilhelms, Markgraf von Brandenburg, Erzbiſchof von Riga.
Umſchrift: * S(igillum) * WILHEL · D · G · ARCHI(episcopi) RIGENSIS · MARCHIO · BRANDE(nburgensis) · 1545. Im Felde ein gevierteter Arabeskenſchild: 1. Der brandenburgiſche Adler. 2. Der pommerſche Greif. 3. Der Nürnberger Löwe. 4. Der gevierte hohenzollerſche Schild. Im aufgelegten Mittelſchildchen: 1 und 4 das Stiftswappen, 2 das Ordenskreuz, 3 die Lilie als Wappen des Kapitels zu Riga. Von einer Urkunde vom Jahre 1554 im Reichsarchiv zu Stockholm.

Rechten und Freiheiten bewahren wolle und daß weder der Erzbiſchof noch der Meiſter je ihren geiſtlichen Stand aufgeben und in den weltlichen Fürſtenſtand treten ſollten, zudem — heißt es in dem Landtagsreceß weiter — „ſollen ſie keine ausländiſchen Fürſten oder Herren zu einem Coadjutor eligiren, poſtuliren, noch ſpäter in dieſe Lande fordern und einnehmen; in keinerlei Weiſe und Maß, wie es menſchliche Vernunft immer erdenken möchte, es geſchehe denn mit einhelliger, vollkommener und freiwilliger Verwilligung, Erlaubniß und Rath aller Stände dieſer Lande."

Nun unterliegt keinem Zweifel, daß Erzbiſchof Wilhelm höchſt ungern und nur unter dem Druck der allgemeinen politiſchen Verhältniſſe ſeine Zuſtimmung zu dieſen Beſchlüſſen gab. Sie ſtanden im Widerſpruch zu ſeinen Plänen wie zu denen ſeines Hauſes und enthielten das ſtillſchweigende Bekenntniß verfehlten Strebens und nutzloſer Lebensarbeit. Gerade was der

Receß für alle Zukunft verbot, hatte den Inhalt ſeiner Beſtrebungen gebildet, ſeit er vor einem halben Menſchenalter livländiſchen Boden betrat — es ließ ſich nicht erwarten, daß er ehrlich und aufrichtig das in der Bedrängniß gegebene Verſprechen halten werde. Sein ganzes weiteres Leben iſt ein erſt verſteckter, dann offener Proteſt dagegen geweſen.

Aber auch nach außen hin ſtieß man durch den Receß zu Wolmar an. Zur Schmach und zur Minderung der Fürſten, der Grafen und Barone in Deutſchland ſei er gefaßt worden, ſagt eine ſpätere Denkſchrift, welche die Ereigniſſe rekapitulirt, und es läßt ſich nicht leugnen, daß er in ſchroffem Widerſatz ſtand zu der Entwickelung, welche die politiſche Richtung der Reformation mit Nothwendigkeit anbahnte. Die geiſtlichen Stifter mußten fallen, wo, wie in Livland, ihnen der Boden entzogen war durch die innere Loslöſung der Geſammtheit von dem Zuſammenhang mit der hierarchiſchen Organiſation der päpſtlichen Kirche. Die berufenen Erben der Biſchöfe und der anderen geiſtlichen Herren waren nun einmal die jüngeren Söhne jener deutſchen Fürſtengeſchlechter, die ſich der Reformation angeſchloſſen hatten; noch lebte in ihnen die ſtaatenbildende Kraft, die dem germaniſchen Blute als köſtliche Mitgift auf ſeinen geſchichtlichen Lebensweg gegeben iſt. Aber auch eine andere Seite des verhängnißvollen Beſchluſſes darf nicht überſehen werden. Der Schlußſatz desſelben ſtellt bei einmüthiger Verwilligung der Stände die Aufhebung der Schranke in Ausſicht und darin liegt der eigentliche Kern des Beſchluſſes. Er richtete ſich gegen den Erzbiſchof Wilhelm, von dem man, ſo wie man ihn kannte, weder erwartete, daß er ſelbſt ſtark genug ſein werde, die Lande zu einigen, noch daß er Einſicht genug habe, den künftigen Herrn Livlands ausfindig zu machen. Die Folgezeit hat dies Mißtrauen nur allzu ſehr gerechtfertigt. Die auf nur einer der livländiſchen Herrſchaften durchgeführte Säculariſation bedeutete Bürgerkrieg und Einmiſchung des Auslandes, namentlich Polens, das 1548 unter Sigismund dem Alten noch ſtreng katholiſch war und namentlich den proteſtantiſch geſinnten Städten als Bedrohung ihrer Exiſtenz erſcheinen mußte.

Endlich ſpielte noch das Moment des unſicheren ruſſiſchen Friedens mit. Während die nächſten Jahre nach dem Ständetage zu Wolmar in kleinlichen, durch perſönliche Intereſſen hervorgerufene Intriguen hingingen, nahte der Zeitpunkt heran, der zu einer Entſcheidung in den ruſſiſch-livländiſchen Beziehungen führen mußte. Das neue Moskau, mit dem Zaren als Oberhaupt, wollte ſich nicht mehr genügen laſſen an den halben Zugeſtändniſſen der alten Stillſtände: es verlangte Anerkennung ſeiner vermeintlichen Rechte auf Livland und war, ſeit die Tatarenmacht im Oſten ihre Schrecken verloren hatte, mehr als je vorher im Stande, gewaltſam zu erzwingen, was bisher an dem zähen Widerſtande der Livländer geſcheitert war. Seit 1552 ſtand man in Unterhandlung um Erneuerung des Friedens, erſt 1554 wurde er erlangt, aber nicht, wie man gewünſcht hatte, auf 30, ſondern nur auf 15 Jahre, und das unter den allerdrückendſten Bedingungen. Der Zar ließ den Geſandten erklären, er

habe, weil ſie im Namen des Meiſters, des Erzbiſchofs und des ganzen Livlands das Haupt vor ihm geſchlagen, das ganze Land begnadet und ſeinen Zorn von ihnen gewandt, jedoch nur unter zwei Bedingungen: Livland müſſe ſich verpflichten, niemals mit dem jetzigen noch auch mit einem künftigen Könige von Polen in Freundſchaft und Bündniß zu treten und im Falle eines ruſſiſch-polniſchen Krieges neutral zu bleiben. Zweitens aber verlangte der Zar auf Grund alter Forderungen, die auf das Jahr 1463 zurückgingen, vom Stifte Dorpat einen Zins von einer Mark vom Kopf, nebſt allen ausſtehenden Rückſtänden. Der Biſchof von Dorpat ſolle darüber eine Unterſuchung anſtellen und den Zins im dritten Jahre des Friedens ihm zuſenden, in Zukunft aber alljährlich ohne jede Zögerung die Zahlung entrichten. Thue aber der Biſchof nicht ſeine Pflicht, ſo ſolle das ganze Livland dafür haften. Die Unterzeichnung dieſes Vertrages war ein Act verhängnißvoller politiſcher Schwäche. Das Verbot eines Bündniſſes mit Polen iſolirte Livland vollſtändig, der Zins aber, der ſeit Menſchengedenken nie gezahlt worden war, konnte, ſobald die Forderung auf frühere Jahre ausgedehnt wurde, überhaupt nicht gezahlt werden und bot, da jede Berechnung desſelben angeſtritten werden konnte, eine ſtets offene Handhabe zu bewaffnetem Eingreifen Rußlands. Daß die einzig richtige Antwort, ein Krieg im Bündniß mit Schweden und Polen gegen Rußland, nicht erfolgte, daran trug vor Allem Erzbiſchof Wilhelm Schuld.

Nachdem auf einem Landtage zu Wolmar im Januar 1554 Religionsfreiheit für ganz Livland verkündet worden war, bis ein allgemeines Concil die endgültige Entſcheidung gebracht hätte, ſchritt der Erzbiſchof an die Ausführung ſeiner lange vorbereiteten Pläne. Auf ſeinen Ruf kam der bisherige Biſchof und Adminiſtrator von Ratzeburg, Chriſtoph, der 19jährige Bruder des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, nach Livland, um als Coadjutor und künftiger Erzbiſchof an Wilhelms Seite zu treten. Nun war Chriſtoph[1]) faſt noch ein Knabe, eine Perſönlichkeit, deren bisheriges Treiben keinerlei Gewähr bot, daß ihm die geiſtlichen und ſittlichen Kräfte zu Gebote ſtanden, welche die unendlich ſchwierige Stellung, in die er trat, gebieteriſch forderte. Ein verzärtelter Prinz, der ganz unter dem Einfluſſe ſeiner ihn abgöttiſch liebenden Mutter ſtand, durch ſeinen Aufenthalt in Frankreich ſittlich verdorben, ſchlecht gebildet und dazu religiös indifferent, nur von dem einen Gedanken erfüllt, das Leben zu genießen, je toller je beſſer!

Da nun Chriſtoph mit Sigismund Auguſt, dem Schutzpatron des Erzbisthums Riga, in naher Verwandtſchaft ſtand, lag in ſeiner Wahl zum Coadjutor der Keim zu einer höchſt gefährlichen politiſchen Verwickelung. Auch hat ſich Niemand in Livland darüber getäuſcht. Der damalige Meiſter, Heinrich von Galen, war ein alter Herr, nicht mehr geeignet, den Kampf auszufechten, der jetzt bevorſtand. Als am 27. November 1555 Herzog

1) Vgl. Schirrmacher: Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg. Wismar 1885.

Chriſtoph im Erzſtift Riga eintraf und zu Anfang des folgenden Jahres trotz der Beſtimmungen von Wolmar von Erzbiſchof und Kapitel zum Coadjutor angenommen wurde, beſchloß auch er, ſich einen Coadjutor und Nachfolger im Meiſteramt zu ſetzen. Der Landtag zu Wolmar wählte im März 1556 den damaligen Comtur von Fellin, Wilhelm von Fürſtenberg. Daß der Landmarſchall Jaſper Münſter, der als höchſter Ordensbeamter nach dem Meiſter ein Näherrecht zu haben behauptete, übergangen wurde, hatte ſeinen guten Grund: er war ein Freund des Erzbiſchofs und Anhänger der polniſchen Partei im Orden. Hieran knüpfte ſich nun eine politiſche Combination von größter Tragweite.

König Sigismund Auguſt hatte dieſe livländiſchen Dinge mit aller Aufmerkſamkeit verfolgt. Die Pläne Erzbiſchof Wilhelms ſtimmten durchaus mit den Intereſſen der polniſchen Politik, der König konnte es nur billigen, wenn in Chriſtoph von Mecklenburg einer ſeiner Verwandten zum Erben der Pläne Wilhelms auserſehen wurde. Bereits im Januar 1556 hat Sigismund Auguſt ein Bündniß mit den Herzögen von Mecklenburg und Pommern abgeſchloſſen, Albrecht von Preußen war ebenfalls ein eifriger Förderer des neuen Coadjutors — die mächtigſten Fürſten des nordöſtlichen Deutſchlands und der Polenkönig machten hier gemeinſame Sache. Die Wahl des als Polenfeind bekannten Fürſtenberg betrachtete man als eine Herausforderung. Und in der That, Fürſtenberg war entſchloſſen, den Feinden des Ordens die Stirn zu bieten. In Livland brachte er ein Bündniß mit den Biſchöfen von Dorpat, Kurland und Oeſel, ſowie mit der harriſch-wirländiſchen Ritterſchaft zu Stande, nach Deutſchland aber hatte man ſchon vorher den Comtur von Dünaburg, Gotthard Kettler, geſandt, um deutſche Knechte zu werben.

Wir verweilen einen Augenblick bei der Perſönlichkeit dieſes für die Geſchichte des Unterganges livländiſcher Selbſtändigkeit verhängnißvoll gewordenen Mannes. Aus einem alten weſtphäliſchen Adelsgeſchlechte um das Jahr 1517 geboren, war der ehrgeizige Jüngling etwa in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre nach Livland gekommen, um dort in Dienſten des Ordens ſeinen Weg zu finden. Er iſt, wie es ſcheint, ſehr bald durch anſtellige Tüchtigkeit aufgefallen. Aber nicht mehr unter Plettenberg, ſondern unter deſſen Nachfolgern, in der Periode des beginnenden militäriſchen und ſittlichen Verfalls, hat er ſeine Schule gemacht, ſich zwar eine vortreffliche Kenntniß der äußeren und inneren Verhältniſſe des Landes erworben, aber auch die ganze Haltloſigkeit der Zuſtände erkannt. Livland war ihm vor Allem ein Boden, der perſönlichem Ehrgeiz freien Spielraum bot. Wir kennen die einzelnen Stadien ſeiner Ordenslaufbahn nicht, 1553 iſt er — etwa 35 Jahre alt — bereits Ordensſchaffer und in dieſer Stellung in Angelegenheiten des Ordens in Deutſchland thätig geweſen. Es ſcheint, daß er damals in Wittenberg für die lutheriſche Lehre gewonnen wurde, deren eifriger Bekenner er bis an ſein Lebensende geblieben iſt. Eine politiſche Rolle von weiterer Bedeutung ſpielte er jedoch erſt, ſeit er Januar 1554 zum Comtur von Dünaburg erhoben

wurde. Hier, wo das Gebiet des Ordens mit littauiſchen Landen zuſammenſtieß und in Folge ewiger Grenzſtreitigkeiten von Alters her ein Zuſtand bald verſteckter, bald offener Feindſeligkeit herrſchte, verſtand er mit großem Geſchick, ſich nach beiden Seiten hin ſeine Stellung zu ſichern. Während er dem Orden Ruhe ſchaffte, trat er gleichzeitig in nahe Beziehungen zu dem uns bekannten Haupt der littauiſchen Proteſtanten, dem Fürſten Nicolaus Radziwil; die Beziehungen zu den Radziwils blieben auch beſtehen, nachdem Nicolaus geſtorben war, und haben dann in verhängnißvollſter Weiſe auf die Entwickelung der livländiſch-littauiſchen oder, was im Grunde doch dasſelbe war, der livländiſch-polniſchen Beziehungen eingewirkt. Kettler wurde das Haupt der polniſchen Partei im Orden. Es iſt das nicht gleich offenkundig zu Tage getreten. Vielmehr ließ er ſich noch Anfang 1556 zu der nicht ungefährlichen Miſſion gebrauchen, für den Orden auf deutſchem Boden Truppen zum Kampfe gegen den Erzbiſchof und ſeinen Coadjutor zu werben. Er wußte wohl, daß eine Verwickelung mit Polen unvermeidlich war, hat ſich aber nach beiden Seiten hin ſo zu ſtellen verſtanden, daß ihm ſein Verhalten nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte. Während er noch auf deutſchem Boden weilte, fiel die Entſcheidung. Man glaubte in Polen noch von weiteren Anſchlägen des Meiſters zu wiſſen. Es hieß, daß ſeine Söldner von Fulda aus durch Schleſien gegen Danzig ziehen und gleichzeitig Mecklenburg angreifen ſollten. Nach Dänemark ſeien Boten abgefertigt worden und Moskau zu einem Einfalle in Littauen bereit. Endlich ſeien auch die Hanſeaten, um den Preis, daß man ihre Handelsprivilegien erneuere, bereit, Hilfe zu leiſten. Man überſchätzte offenbar die militäriſche und pecuniäre Leiſtungsfähigkeit des Ordens.

So war das erſte Eingreifen Polens auch nur vorſichtig und gleichſam taſtend. Trotz des Drängens der Mecklenburger verſuchte Sigismund Auguſt anfänglich, ſeine Abſichten auf friedlichem Wege zu erreichen. Ihm lag an Aufrechterhaltung des Status quo, wie er durch die Wahl Chriſtophs geſchaffen war. In dieſem Sinne wurden ſeine Geſandten, der Elect von Samaiten, Jan von Damianow, und Caſpar Lancki inſtruirt. Sie ſollten Frieden ſtiften auf Grundlage der Anerkennung Chriſtophs und ſich für Jaſper Münſter verwenden, den man wegen ſeiner polniſchen Beziehungen des Verraths bezichtigte. Gleichzeitig mit den polniſchen Boten, die ſich hochfahrend und wenig ehrerbietig zeigten,[1]) trafen auch mecklenburgiſche und preußiſche Geſandte ein, um den Druck auf Galen zu ſteigern. Aber der Einfluß Fürſtenbergs überwog; man entließ die Boten mit ausweichender Antwort und warf durch eine Reihe entſchiedener Maßregeln den gefährlichſten Gegner, Jaſper Münſter, zu Boden. Dünamünde und Aſcheraden fielen in Fürſtenbergs Hände, Münſter

1) Inter prandendum (Lancki) cum surgere ad reddendam urinam vellet supra mensam saltavit, ac magistro non surgere jusso exivit. . . . Lancki fühlte ſich beleidigt, weil ihm nicht der oberſte Sitz bei Tafel angewieſen war. Schirrmacher l. l. II, 341.

floh zum Erzbischof und, da er sich auch dort nicht sicher fühlte, schließlich nach Littauen.

Inzwischen war es gelungen, einen Brief des Erzbischofs aufzufangen, in welchem dieser seinem Bruder, dem Herzog von Preußen, offen von seinen gegen den Orden gerichteten Plänen sprach. Man hatte damit das Material in Händen, um den Hochverrath Wilhelms den polnischen Gesandten wie den Ständen gegenüber zu beweisen. Ganz Livland war in Entrüstung und am 16. Juni 1556 kündeten alle Stände dem Erzbischof als Landfriedensbrecher die Fehde an.

In Voraussicht dieser Entwickelung hatte auch Sigismund August, der entschlossen war, den Erzbischof nicht fallen zu lassen, eifrig gerüstet. Der Krieg wurde unvermeidlich, als eben jener Caspar Lancki auf dem Wege nach Kokenhusen, dem Residenzschlosse des Erzbischofs, von Leuten des Vogtes von Rossiten angehalten und erschlagen wurde, wenige Tage danach aber der innere Krieg in Livland zum Ausbruch kam. Der Erzbischof zeigte sich der Ordensmacht nicht gewachsen. Seine Burgen und Schlösser wurden genommen, am 29. und 30. Juni er selbst und Christoph von Mecklenburg genöthigt, sich gefangen zu geben. Das Erzstift Riga ward sequestrirt und vorläufig den Bischöfen von Dorpat und Oesel zur Verwaltung übergeben.

Nun aber regten sich von allen Seiten die Feinde des Ordens und auch seine Freunde riethen, einen Kampf zu vermeiden, der für den Bestand des Ordens gefährlich werden könne. Die polnische Partei im Orden wurde wieder laut. Mehrere Monate hindurch fanden Verhandlungen statt unter Vermittelung des Kaisers, Dänemarks, Pommerns, Mecklenburgs und Preußens. Da starb im Mai 1557 Heinrich von Galen und Wilhelm von Fürstenberg ward sein Nachfolger. Es ist ein Zeichen des niedergehenden Sternes der Ordensmacht, daß er trotz redlicher Anstrengung nicht mehr als 7000 Deutsche, einen Haufen Bauern und einige Fähnlein Landsknechte zusammenzubringen vermochte. Sigismund August aber stand hart an der kurländischen Grenze bei Poswol mit 80 000 Mann. Geriethen beide Heere aneinander, so konnte die Niederlage Fürstenbergs nicht zweifelhaft sein.

Wir sehen nicht klar, wodurch der Meister verhindert wurde, eine stärkere Heeresmacht zusammenzubringen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die principiellen Gegner seiner Politik ihm Hindernisse in den Weg legten, die unüberwindlich waren und auch das Eine, was übrig blieb, unmöglich machten, mit der entschlossenen Minderzahl die Uebermacht niederzuwerfen. Unzweifelhaft wäre Fürstenberg persönlich auch zum Aeußersten bereit gewesen. Aber plötzlich sehen wir die livländische Kriegsthätigkeit wie gelähmt — es blieb zuletzt nichts übrig, als auf die Bedingungen einzugehen, welche Sigismund August setzte. Am 5. September erhielt Fürstenberg den Bescheid, daß Erzbischof Wilhelm und der Coadjutor in ihre frühere Stellung wieder einzusetzen seien, daß der Meister aber persönlich vom Könige in Poswol sich Verzeihung holen solle.

Verzweifelt genug müſſen die Verhältniſſe gelegen haben, um einen Mann vom Stolze und Selbſtbewußtſein Fürſtenbergs zu ſolcher Demüthigung zu nöthigen. Er hat, wie ſauer es ihm werden mochte, zu Poswol ſeinen Fußfall vor dem Könige gethan und danach ein Friedensinſtrument erlangt, das die moraliſche Niederlage Livlands für alle Zeiten beſiegelte.

Die Urkunde verſprach eine allgemeine Amneſtie, ſicherte dem Erzbiſchof die Gerichtsbarkeit über Riga und nahm, zum deutlichen Zeichen für den Antheil, den er an den Intriguen Wilhelms gehabt hatte, auch Albrecht von Preußen in den Frieden auf.

Die Hauptſache aber war, daß wenige Tage darauf ein Vertrag unterzeichnet wurde, durch welchen der Orden und Polen ſich zu Schutz und Trutz wider den Moskowiter verbanden. Es wollte wenig beſagen, daß dieſer Vertrag erſt nach Ablauf der beiderſeitigen Stillſtände mit Moskau in Kraft treten ſollte. Der Nachtheil für Livland lag darin, daß nicht feſtgeſetzt wurde, in welcher Weiſe die polniſche Hilfe ſtattzufinden habe und welchen Lohn Polen im äußerſten Falle zu fordern berechtigt ſei. Es blieb eben Alles offen und unbeſtimmt — klar war nur das Eine, die Herausforderung, welche dieſes Bündniß in den Augen Iwans bedeuten mußte.

Daß Chriſtoph von Mecklenburg ſeine Stellung als Coadjutor behielt, verſtand ſich von ſelbſt. Auf eine Entſchädigung für die aufgewandten Kriegskoſten aber hat Sigismund Auguſt ausdrücklich verzichtet.

Nun unterliegt keinem Zweifel, daß Sigismund Auguſt dem Orden in jenen Tagen noch weit härtere Bedingungen hätte abzwingen können. Aber die Gründe, welche ihn veranlaßten, ſein militäriſches Uebergewicht nicht voll auszunutzen, waren, recht betrachtet, doch für ihn zwingender Natur. Das Verhältniß, in dem Polen zu ſeinen nächſten Nachbarn ſtand, übte einen Druck aus, dem der König ſich nicht entziehen konnte. So gern man es in Preußen geſehen hätte, wenn Livland ſchon jetzt ein polniſcher Vaſallenſtaat geworden wäre, ſo wenig konnte man ſich doch der Erwägung verſchließen, daß die Erfüllung des Wunſches die größten Gefahren nach ſich gezogen hätte. In Dänemark gedachte man der alten Anſprüche, die man ſeit den Tagen Waldemars III. auf Eſtland erhob, der Kaiſer war noch immer nicht mit der Säculariſirung des Deutſchen Ordens in Preußen ausgeſöhnt und wollte keinerlei Steigerung der Machtſtellung des Hauſes Brandenburg dulden.

Und auch das religiöſe Moment ſpielte mit. Man fürchtete eine Stärkung der ketzeriſchen Elemente in Polen durch die überwiegend lutheriſch geſinnten Livländer und war in Wien wie in Rom geneigt, eventuell in Verbindung mit Rußland zu treten. In Folge einer frechen Fälſchung, die in ihren Anfängen, wie wir ſahen, auf Hans Slitte zurückgeht, glaubte man, daß Iwan für den Preis des Königstitels bereit ſei, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Da man in kaum begreiflicher Verblendung zu Rom des guten Glaubens war, daß es möglich ſei, die katholiſche Kirche mit der ruſſiſchen zu verſöhnen, wandte Sigismund Auguſt alle Mühe daran, die Verleihung

des Königstitels an den Zaren zu hintertreiben. Erfolgte nun wegen der livländiſchen Dinge ein Bruch mit König Ferdinand, ſo tauchten aller Wahrſcheinlichkeit nach jene Krönungs- und Unionspläne, deren Gefahr man auch in Polen weit überſchätzte, wieder auf. Ein mit Rom verſöhnter Herrſcher von Moskowien hätte ja in der That eine ungeheuere Gefahr für die ruſſiſchen Beſitzungen Polens bedeutet. Endlich wußte man mit größter Sicherheit, daß ein Einrücken polniſcher Truppen in Livland Rußland ſofort zum Einſchreiten veranlaſſen werde. Damit aber hätte der Krieg Oſteuropas um das baltiſche Küſtenland begonnen. Noch lebte man der Täuſchung, daß es möglich ſei, die Kataſtrophe zu vertagen, und der Friede zu Poswol iſt der Ausdruck dieſer Ueberzeugung. Unter günſtigeren Vorausſetzungen hoffte Polen ſeine Pläne gelegentlich wieder aufnehmen zu können.

Was man erreichte, war eine Vertagung der Kriſis — nur täuſchte man ſich allſeitig über die Dauer des Scheinfriedens.

Prüfen wir die Lage des Ordens nach dem Tage von Poswol, ſo hatte er ſich wohl ſtark genug gezeigt, um die inneren Feinde für den Augenblick niederzuwerfen, aber nicht gut machen ließ ſich die Thatſache, daß er Polen gegenüber ſich gedemüthigt hatte, ohne auch nur das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Der erſte Verſuch einer Mobiliſirung nach langer Friedenszeit war kläglich mißglückt. Nicht nur das Anſehen des Landes nach außen hin, auch das Selbſtvertrauen der Livländer litt darunter aufs Schwerſte. War auch die perſönliche Tapferkeit der Einzelnen nicht in Frage geſtellt, ſo hatte ſich doch ergeben, daß die militäriſche Disciplin im Orden und der militäriſche Zuſammenhalt der Vaſallenſchaften völlig gelockert war. Kaum ein Viertel der Vaſallen hatte dem Aufgebot des Meiſters Folge geleiſtet — die Autorität der vorwiegenden Macht in der livländiſchen Conföderation war aufs Aeußerſte compromittirt. Da nun der Friede zu Poswol eine Stärkung der polniſchen Partei im Orden bedeutete, ſteigerten ſich die inneren Gegenſätze noch mehr und das zu einer Zeit, da jenes polniſch-livländiſche Bündniß die Kriegsmacht des Zaren heraufbeſchwören mußte.

Schneller, als irgend Jemand gemeint hatte, brach nun ein Verhängniß über das unglückliche Land herein, wie es in der Geſchichte der abendländiſchen Staaten bisher nicht erhört geweſen war. Jener Rücken Polens, an den Moskau bis dahin als erſten Vorpoſten der abendländiſchen Chriſtenheit geſtoßen, war ſelbſt halb ruſſiſch und hatte in dem ſteten Wechſel von Krieg und Frieden weniger gelitten, als man bei der barbariſchen Kriegführung beider Theile meinen ſollte. Wenig zahlreiche Städte, eine an volle Anſäſſigkeit nicht gewöhnte, auf weite Räume verſtreute Bevölkerung konnte zeitweiligen Verheerungen ſich leichter entziehen und ſie darum auch leichter ertragen als die ganz anders geartete deutſche Colonie an der Oſtſee. Hier drängte ſich Stadt an Stadt, Burg an Burg, überall erhoben ſich ſtattliche Edelhöfe und auch in bäuerlichen Kreiſen herrſchte ein Wohlſtand, wie er in Polen und Rußland unerhört war. Eine alte in ſich zuſammenhängende Cultur kann,

einmal gebrochen, nur unendlich ſchwer ſich zur vorigen Blüthe wieder erheben. Der 23jährige Krieg, der nun den livländiſchen Boden verheerte, hat faſt zur Unkenntlichkeit Land und Leute verdorben.

Fürſtenberg hatte ſeinen Frieden zu Poswol geſchloſſen, weil er auf einen allgemeinen Krieg um Livland nicht vorbereitet war und von der Grenze drohende Botſchaften einen bevorſtehenden Angriff Moskaus in Sicht ſtellten. Unmöglich konnte er gleichzeitig gegen Polen und Iwan kämpfen.

Nun erinnern wir uns des ruſſiſch-livländiſchen Friedens von 1554. In demſelben war ausdrücklich zugeſagt worden, daß ein Bündniß, wie es in Poswol vereinbart wurde, nicht ſtattfinden ſolle. Iwan konnte mit Fug und Recht dem Meiſter Bruch des Vertrages vorwerfen und die Thatſache, daß der Meiſter einen Fußfall vor dem Könige von Polen, ſeinem Feinde, gethan, beleidigte ſeinen Stolz. Er ließ ſich verlauten, er wolle den Meiſter ſchon dazu bringen, daß er auch von ihm Gnade begehren ſollte.

Schon 1554 hatte er einen Boten nach Dorpat abgefertigt, der den bezeichnenden Namen Terpigorew, d. h. Dulde-Leid [1]) trug, und ſich den Vertrag bekräftigen laſſen. Die drei Jahre, welche man für Auszahlung des Tributes geſetzt hatte, waren verfloſſen, und um der läſtigen, in ihrer Höhe und Unbeſtimmbarkeit kaum zu erſchwingenden Zahlung zu entgehen, zogen im Februar 1557 livländiſche Boten nach Moskau. Aber der Zar ließ ſie überhaupt nicht vor: wenn der Tribut nicht gezahlt werde, wolle er mit Gottes Hilfe ſich ſein Recht — das Recht des Stärkeren — aus den ganzen Livlanden ſelbſt holen. Zugleich erhielt der Fürſt Tſchaſtunow den Befehl, unterhalb Iwangorods, gegenüber dem livländiſchen Narva, eine Befeſtigung anzulegen. Vergeblich ſuchte eine zweite Geſandtſchaft, die zu Ende des Jahres abgefertigt wurde, erträglichere Antwort und Erneuerung des Stillſtandes zu erlangen. Weder von einer Vermittelung des Kaiſers, noch von einer Ermäßigung ſeiner harten Forderungen wollte Iwan etwas wiſſen. Er verlangte nicht nur den vollen Zins für die lebende Generation, wie für alle inzwiſchen Verſtorbenen, ſondern außerdem noch 50 000 ungariſche Gulden als Erſatz der von ihm aufgewandten Kriegskoſten. Da die Geſandten nicht genügend bevollmächtigt waren, um dieſe unerhörten Verpflichtungen zu übernehmen, ſchickte Iwan ſie zurück. Am 16. Dezember 1557 verließen ſie Moskau. Vom November datirt die Kriegserklärung des Zaren. Er faßt in derſelben alle Beſchwerden zuſammen, die er und die Seinen gegen Livland geltend machen konnten, und kündigte an, er wolle von den Livländern ſuchen, ſoviel ihm der Allmächtige Beiſtand gebe. Das Blut aber, das vergoſſen werde, ſolle nicht ihn, ſondern die Livländer vor Gott anklagen. Das Verhängniß des ruſſiſchen Krieges war nicht mehr abzuwenden.

1) In ſeiner Kriegserklärung nennt Iwan ihn Terpi-bole, was ebenfalls Dulde-Leid bedeutet und wohl beweiſt, daß der Name gewiſſermaßen als Omen für Livland dienen ſolle.

Fünftes Kapitel.

Der Untergang des Deutschen Ordens.

Fürstenberg war bei der drohenden Gefahr nicht unthätig geblieben. Da ohne Zweifel der erste Angriff auf Dorpater Gebiet zu erwarten war, schrieb er dem Bischof von Dorpat Hermann Wessel, um ihn zur Vertheidigung der Grenze zu veranlassen, und erbot sich ihm mit Landsknechten und Reitern zu Hilfe zu kommen. Der Bischof aber dankte höflich, er hoffe, es werde unnöthig sein, die Botschaft werde gewiß Frieden mit dem Moskowiter schließen. Seine Räthe und der Stiftsadel wollten keine Landsknechte annehmen. Man fürchte die Zuchtlosigkeit derselben. Immer sei es noch besser, von Feinden als von Freunden zu Grunde gerichtet zu werden. Er meinte genug zu thun, wenn er die Ritterschaft um Dorpat zusammenzog. Bis zuletzt verließ ihn seine Vertrauensseligkeit nicht. Wenn er auch gegen Ende des Jahres sich bereit fand, Hilfe vom Meister anzunehmen, so bat er doch noch am 16. Januar 1558, der Meister möge nicht zu sehr eilen. Auch dem Adel im Revalschen hatte Fürstenberg geschrieben, damit dieser die Grenzen besetze. Am 7. Januar ging ein allgemeines Aufgebot durch das ganze Land. In Reval aber wurde gerade damals eine Hochzeit gefeiert, zu welcher fast der gesammte Adel aus Harrien, Wirland und dem Stifte Dorpat versammelt war. Der Brief des Meisters, der zur Grenzwacht rief, wurde — um die Festfreude nicht zu stören — in wohl beispielloser Frivolität unterschlagen. Hier lebten sie, erzählt in sittlichem Zorn ein Zeitgenosse, in Saus und Braus und meinten, sie wären in König Johanns Land.

Am 22. Januar 1558 waren die Russen unter Führung des Fürsten Michail Wassiljewitsch Glinski, eines Bruders der Zarin, Daniil Romanowitsch, und des ehemaligen Zaren von Kasan, Schig-Aley, in drei Reiterhaufen, etwa 70 000 Mann stark, in Livland eingeritten. Sie fanden das Land ganz ungeschützt. Die wilde, meist aus Tataren, Tscherkessen und Mordwinen bestehende Horde hatte den Auftrag umzukehren, wenn der Meister mit den Bischöfen gerüstet an der Grenze stehe. Iwan wollte sie erproben lassen, ob die gefürchteten Eisenritter des Ordens noch dieselben seien wie vor 50 Jahren.

Da sie auf keinen Widerstand stießen, verheerten die Feinde um so schrecklicher das in seiner Vereinzelung wehrlose Land. Sie drangen, ohne sich irgend durch zeitraubende Belagerungen aufzuhalten, bis hart vor die Mauern Dorpats, verwüsteten Estland bis vier Meilen vor Reval und näherten sich, überall raubend und sengend, bis auf sieben Meilen der Hauptstadt Riga.

Es war nicht möglich, sie zu fassen. Wo sie auf festen Widerstand stießen, machten sie auf ihren schnellen Rossen Kehrt, der Meister aber konnte sie mit den Schaaren, die er an sich gezogen hatte, nicht einholen. Der neuen Kriegskunst des Ostens zeigte die Schwerfälligkeit abendländischen Kriegswesens, der ungeheueren Uebermacht die Tapferkeit der Einzelnen sich nirgends gewachsen.

So war das Reſultat des Zuges eine entſetzliche Verheerung des Landes und ein blinder Schrecken, der ſich Aller bemächtigte. Als von Mitte Februar bis Anfang März die Feinde mit unermeßlicher Beute abzogen, hat Fürſtenberg ſein Möglichſtes gethan, um eine Organiſation der Heeresmacht des Landes zu Wege zu bringen. Aber er ſtieß auf allgemeine Entmuthigung. Und das war kaum wunderbar, wenn man der Beſtialität gedenkt, mit der die tatariſch-ruſſiſchen Heerhaufen während ihres kurzen Aufenthaltes auf livländiſchem Boden gehauſt hatten. Ein Zeitgenoſſe (Salomon Henning, der vertraute Rath Kettlers) ſchildert ihr Treiben folgendermaßen: „Der oberſte Feldherr dieſes Zuges nennt ſich einen tatariſchen Kaiſer, Zerzigalei, welcher gar tyranniſch in demſelben Zuge gewüthet und getobt. Denn er ſchwangere Frauen voneinander gehauen und junge Kindlein an die Zaunſtecken geſpießet, alte und junge Leute niedergeworfen, ſie in den Seiten aufgeſchnitten, Büchſenpulver darein geſtreut und die armen Leute ohne einig Erbarmen auseinander geſprengt. Item Unzähligen die Halsknochen an der Gurgel entzwei gehauen, und ſie ſo mit halbabgehauenen Halſen liegen laſſen, bis ſie mit großer Angſt und Schmerzen in ihrem Blut erſticket ... Sie haben ihrer auch Viele mit fettem Kienholz geſpicket, gebunden und zu Tod verbrennen laſſen ..... Summa, wer kann vor Herzeleid alle Grauſamkeit desſelben tatariſchen Wütheriches erzählen.“ Dieſe Schilderung, bei der wir die empörendſten Rohheiten fortgelaſſen haben, weil unſer Gefühl die bloße Erinnerung nicht erträgt, wird durch unſer urkundliches Material vollauf beſtätigt. Es war die Art, wie Moskau den erſten Verſuch machte, im Abendlande feſten Fuß zu faſſen!

Der in Wolmar am 12. März 1558 zuſammentretende Landtag beſchloß nach langen Verhandlungen am 29. des Monats, durch Zahlung von 60 000 Thalern den Frieden von Iwan zu erkaufen und zu dieſem Zweck ſogleich eine Geſandtſchaft nach Moskau abzufertigen, aber in völliger Verkennung der Lage erhielten die Geſandten zugleich den Auftrag, nicht allein mit allem möglichen Fleiß die vom Moskowiter geforderte und von den Geſandten bewilligte Summe des Tributs abzuhandeln, ſondern ihn auch zu erinnern, wie „unverſchuldeter Sachen er das arme Stift Dorpat und einen großen Theil des Landes verwüſtet und verheert habe.“ Man habe das Geld gewilligt, um Frieden zu haben, und hoffe, daß er nun als ein chriſtlicher Herr ſie nicht weiter betrüben werde. Im Fall aber der Moskowiter nicht zu erweichen, noch ihm die ganze Summe abzuhandeln ſei, ſollen die Geſandten verſuchen, wenigſtens einen Theil der Willigung abzuhandeln.

Als ob derartige, man möchte faſt ſagen, ſentimentale Vorſtellungen irgend Ausſicht haben konnten, bei den Moskauer Politikern zu verfangen. Daß man ſich übrigens nicht unbedingt auf den Erfolg dieſer Botſchaft verließ, zeigen die gleichzeitigen Anordnungen zur Vertheidigung der Grenze. Auch charakteriſirt es die allgemeine Stimmung, wenn der Landtag die ſchreckliche Verwüſtung als eine Strafe Gottes für die vielfältigen und großen Sünden betrachtete, die im Schwange ſeien, und den Beſchluß faßte, eine

Reformation vorzunehmen, durch welche alle Mißbräuche, falſche Lehre und Ceremonien in den Kirchen abgeſchafft würden. Man wollte gelehrte und tüchtige Prädicanten ins Land ziehen, Deutſchen wie Undeutſchen die rechte, reine, bibliſche und apoſtoliſche Lehre predigen, endlich für ganz Livland eine Kirchenordnung, „die von chriſtlichen, evangeliſchen Theologen geſtellet und approbiret," ins Werk ſetzen.

Es war das erſte offene Bekenntniß des geſammten Landes, Orden, Erzbiſchof und Biſchöfe mit eingeſchloſſen, zur evangeliſchen Lehre, aber wie wenig beſagte ein ſolcher Beſchluß in dieſem Augenblicke. Es waren lauter gute Vorſätze, die nicht zur Ausführung gediehen. Der Gedanke, an eine Säculariſation der Stifter zu ſchreiten, wie ſich aus der Thatſache der Löſung von der alten Lehre mit innerer Nothwendigkeit ergab, iſt den Zeitgenoſſen überhaupt nicht in den Geſichtskreis getreten. Das Grundübel des Landes, die politiſche Demoraliſation, ließ ſich auf dem Wege von Landſchaftsſchlüſſen nicht beſeitigen; auch iſt nichts Erhebliches nach dieſer Richtung geſchehen. Männer machen Geſchichte, in Livland aber fehlte es an einer Perſönlichkeit von ausreichender Energie und rückſichtsloſer Entſchloſſenheit, um das durch Wohlleben verweichlichte und durch Parteihader politiſch verdorbene Geſchlecht aus ſeiner Lethargie aufzurütteln. Fürſtenberg, dem es weder an gutem Willen noch an Einſicht fehlte, hat dem Getriebe von Sonderintereſſen, das ihn wie mit einem Netz umfing, den rettenden Entſchluß nicht entgegenzuſetzen gewußt. Man darf ſogar die Frage aufwerfen, ob unter den gebotenen Verhältniſſen die Rettung überhaupt noch zu finden war? Jedenfalls nicht, wenn man ſie von außen her erwartete. Weder im Reich, deſſen trübſte und dunkelſte Zeit gerade damals begonnen hatte, noch in Schweden, Dänemark oder Polen hatte der Orden Freunde. Sie Alle waren nur von dem einen Gedanken erfüllt, für ſich etwas zu erringen, wenn die deutſche Colonie am Baltiſchen Meere zuſammenbrechen ſollte. Mit guten Vorſätzen, Hilfsgeſuchen und guten Redensarten ließ ſich Livland nicht retten — ſchon während die Geſandtſchaft noch auf dem Wege nach Moskau war, zeigte ſich, daß es überall in den Fugen der livländiſchen Conföderation krachte.

Geheime Verhandlungen mit Schweden, mit Polen und Preußen, ja ſogar mit Rußland waren in Gang: die Biſchöfe auffäſſig, die Ritterſchaften unbotmäßig, der Erzbiſchof und ſein nichtsnutziger Coadjutor, Chriſtoph von Mecklenburg, noch vom letzten Kriege her verſtimmt, im Orden ſelbſt ein heimlicher Zwieſpalt, der zunächſt darin ſeinen Ausdruck fand, daß der zum Comtur von Fellin gewählte ehemalige Comtur von Dünaburg, Gotthard Kettler, immer mehr in den Vordergrund trat.

Wir ſehen ihn erſt vom Hinterhalte aus, dann offen den Rettungsplänen des Meiſters entgegenwirken. Während Fürſtenberg bei Kaiſer und Reich um Hilfe bitten ließ — wie ſchmählich ſeine Hoffnungen zu Schanden wurden und wie ganz unfähig die zerfahrenen Reichsſtände waren, über ihre nächſten Intereſſen hinaus ſich zu allgemein nationalen Gedanken und Entſchlüſſen zu

erheben, iſt ſattſam bekannt —, während er, ſoweit ſich das erreichen ließ, die Kriegsmacht des Ordens zuſammenfaßte, hatten die Geſandten den ſchweren Weg nach Moskau zurückgelegt. Iwan fand es nützlich, ſie auf der Reiſe nach Möglichkeit aufzuhalten, und als ſie endlich anlangten, hatte ſich die Lage ſo ſehr zu Gunſten Rußlands verändert, daß ihre Miſſion ſcheiterte.

Der vereinbarte Stillſtand war, wir können nicht nachweiſen, durch weſſen Schuld, zwiſchen Narva und Iwangorod gebrochen worden. Ein Angriff der Ruſſen, durch eine verrätheriſch angelegte Feuersbrunſt begünſtigt, brachte am 11. Mai die Stadt in ihre Hand, und da ſich an dieſen erſten Erfolg weitere Eroberungen der Ruſſen knüpften, ſah ſich Iwan in ſeiner Hoffnung beſtärkt, daß es möglich ſein werde, das ganze Livland zu gewinnen. Als die Geſandten am 5. Juni 1558 ihren Beſcheid erhielten, mußten ſie hören, daß der Zar ihre 60 000 Thaler nicht annehmen wolle. Der Biſchof von Dorpat, Hermann, habe ſich erboten, ihm Stadt und Stift in die Hände zu ſpielen, wenn der Zar die Privilegien beſtätigen und den Biſchof in Amt und Würden laſſen wolle. Es lag nahe, auch bei anderen livländiſchen Gebietern ähnliche Treu- und Muthloſigkeit zu erwarten, da die Zerfahrenheit des Landes für den Zaren kein Geheimniß ſein konnte. Sein Beſcheid lautete daher auch ſtolz genug: Er wiſſe ſehr wohl, wie der Meiſter erſt kürzlich vor dem Könige von Polen das Haupt geſchlagen und ſich gedemüthigt habe, ein Gleiches verlange auch er. Wenn der Meiſter, die Erzbiſchöfe und die Biſchöfe ſelber zu ihm kämen, ihm ſeinen Willen zu thun und das Haupt vor ihm zu beugen, dann wolle er ſie begnadigen, wie es ihn billig dünke. Kämen ſie aber nicht, dann wolle er keine Schuld tragen an dem Blut, das um Livland fließen werde. Mündlich aber ſoll er geſagt haben, um Narva zu behaupten, wolle er ſein ganzes Land darauf verſchießen, auch Dorpat und Reval nehmen und den Meiſter verfolgen, wohin immer er ziehe.

Mit größter Energie hat man dann von ruſſiſcher Seite den Krieg aufgenommen. Der Oſten in voller Aufrüſtung rückte gegen den verlaſſenen und verdorbenen Vorpoſten deutſcher Cultur heran. Nur wenige Orte waren im Stande, die ruſſiſchen Heerhaufen abzuſchlagen. Auch Neuhauſen, das Georg Uexkull mit äußerſter Tapferkeit vertheidigte, mußte ſich in Folge einer Meuterei der Söldner ergeben. Fürſtenberg aber, der mit 8000 Mann bei Kirempee lagerte, um ſich dem ruſſiſchen Wojewoden Peter Schuisky, der mit 60 000 Mann im Stifte Dorpat heerte, entgegenzuwerfen, wurde, nachdem er 6 Wochen lang durch die Intriguen ſeiner Gegner am Schlagen verhindert worden war, ſchließlich genöthigt, am 1. Juli Schloß und Hakelwerk zu verbrennen und nach Walk zu ziehen, wo ihm Kettler zum Coadjutor aufgedrängt wurde.

Damit hatte die Partei, welche den Meiſter ganz beſeitigen wollte, in dem ehrgeizigen und eigennützigen Mann ihr Haupt gefunden. Gleich die erſten Tage des neuen Regiments brachten einen unerſetzlichen Verluſt. Kettler, den die Idee der polniſchen Allianz in die Höhe gehoben hatte, trug durch die Haſt, mit der er ſeine Pläne verfolgte, die Mitſchuld an dem Falle von

Dorpat, das am 18. Juli, neun Tage nach der Wahl des Coadjutors und nach einer kurzen Belagerung, die kaum eine Woche dauerte, in ſchmählicher Capitulation ſich dem zariſchen Wojewoden ergab. Es war wie nach dem Tage von Tannenberg im preußiſchen Hauptlande des Ordens: Muthloſigkeit, Verrath, Eigennutz und politiſch-militäriſche Demoraliſation, die das Verderben herbeiführten. Nur daß in Livland kein Held erſtand wie der Vertheidiger der Marienburg und daß die Ruſſenmacht von 1558 weit ſchrecklicher war als die der littauiſchen Vettern im Jahre 1411. Näher liegt der



Stadtſiegel von Dorpat.

Umſchrift: †SIGILLUM: CIVITATIS: TARBATENSIS. Im Felde Stadtthor in gezinnter Mauer mit aufgezogenem Fallgatter, darunter ein ſechsſtrahliger Stern in einem nach oben geöffneten Bogen. Zu beiden Seiten des Hauptthores zwei Thorthüren mit Pforten; zwiſchen den Thürmen Schwert und Schlüſſel gekreuzt.

Vergleich mit der Lage Preußens um 1525. Aber auch damals war, obgleich Albrecht von Brandenburg und Kettler manche verwandte Züge zeigen, in Preußen die Noth geringer und der Mann kräftiger, der ſie zu beſtehen wußte. Kettler iſt ein abgeblaßtes Nachbild des erſten Herzogs von Preußen.

Der Eindruck, den der Verluſt der ſtarken wohlbemannten Feſtung machte, wirkte niederſchmetternd. Der Comtur von Reval fand ſich bereit, Schloß und Gebiet dem Könige von Dänemark abzutreten. Eine ganze Reihe von Schlöſſern wurde von der deutſchen Beſatzung in Stich gelaſſen und verbrannt, die Bürger der kleinen Städte ſuchten mit Weib und Kind Sicherheit in der Ferne; nirgend mehr konnten größere Truppenkörper zuſammengebracht werden, weil

Jedermann nur an die eigene Rettung dachte: der Erzbiſchof von Riga wie die Biſchöfe, die Städte wie der Orden. „Dies Alles,“ erzählt ein Zeitgenoſſe, „machte großen Zwiſt und Zwietracht im Lande und Einer wälzte die Schuld des Jammers auf den Anderen. Die Ordensleute beſchuldigten den Adel, daß er nicht mit ihnen zu Felde ziehen, ſondern große Herren und Könige zu Oberhäuptern haben wolle. Der Adel wiederum gab dem Orden ſchuld, daß er keine Landsknechte ins Land ſchaffe, es zu beſchirmen; die Bürgerſchaft ſchalt auch auf den Adel, der nicht an den Feind wolle und doch ſonſt auf Hochzeiten und Kindtaufen mit ſchönen Hengſten zu prahlen und zu ſtolziren verſtand. Dagegen ſchalt der Adel auf die Bürger, daß ſie die Städte ſo verrätheriſch aufgegeben hätten, wie zu Narva und Dorpat geſchehen. Die armen Bauern endlich ſchalten insgemein auf Orden, Adel und Bürger: man könne ſie wohl ſchinden und plagen, aber nun, da man ſie beſchützen ſolle, wäre Niemand vorhanden und laſſe man ſie in der Noth ſtecken.“ Es war ein Mißtrauen Aller gegen Alle, das zum natürlichen Verbündeten des Feindes wurde.

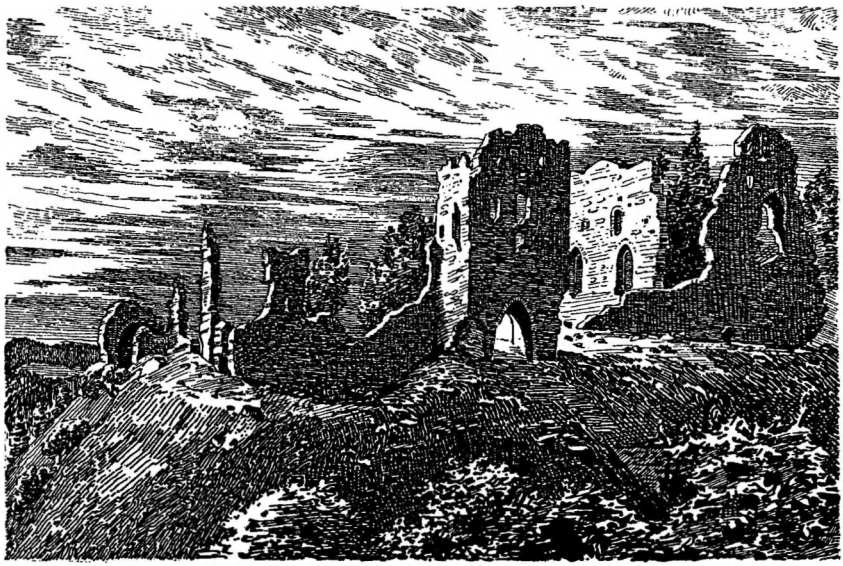
Nur in raſcher Skizze verweilen wir bei der weiteren Entwickelung, die zu völligem Zuſammenbruch des livländiſchen Staatskörpers führte.

Während Eſtland und Oeſel ſich erboten, däniſche Herrſchaft anzunehmen, wünſchten Erzbiſchof und Coadjutor die Schutzherrſchaft Polens, der Meiſter ſchwediſche Hilfe. Alle Vermittelungsverſuche, die von außen her an Iwan herantraten, wurden von dem ſiegestrunkenen, ſeiner Beute ſicheren Zaren zurückgewieſen. Er rechnete mit Beſtimmtheit darauf, des ganzen Landes Herr zu werden. Schon im Herbſt 1558 waren zwanzig feſte Plätze in ſeinen Händen, Schuisky hatte damals bereits Reval und vielleicht auch Riga aufgefordert, ſich ihm zu ergeben. Die überall entſtehenden ruſſiſchen Kirchen zeigten, daß er das Land zu behaupten dachte.

Erſt der Oktober brachte dem Orden einige Erfolge. Kettler eroberte Ringen zurück und griff ſogar in das pleskauiſche Gebiet ein, ſo daß er zu Ende des Jahres eine ziemlich ſtarke Defenſivſtellung behauptete. Aber ſchon im Januar 1559 drang ein neues ruſſiſches Heer verwüſtend an Riga vorbei, bis nach Kurland hin. Nur der drohende Anfall der krimſchen Tataren und in zweiter Linie die Vermittelung Dänemarks bewogen Iwan, auf einen ſechsmonatlichen Stillſtand einzugehen, der vom 1. Mai bis zum 1. November dauern ſollte. Das geſammte dorptiſche und weſenbergiſche Gebiet nebſt allen eroberten Plätzen blieb, als trennender Keil zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Ordenslanden, unter ſtarker militäriſcher Deckung in Händen der Ruſſen.

Bevor der Stillſtand ablief, iſt die Entſcheidung über die Zukunft des Ordensſtaates gefallen. Wir wiſſen bereits, wie livländiſche Hilfgeſuche an das deutſche Reich, an Schweden, Polen und Dänemark gegangen waren. Guſtav Waſa war zu alt, um den Entſchluß für eine in ihren Folgen unüberſehbare Entſcheidung zu treffen. Die däniſchen Verhandlungen ſind vom Biſchof von

Oesel und zu dessen persönlichem Vortheil, nicht zu dem des Ganzen gepflogen worden. Im deutschen Reiche faßte man den unfruchtbaren Beschluß, durch eine Gesandtschaft beim Moskowiter für Livland zu wirken, und versprach schließlich eine Beihilfe von 100 000 Gulden, welche von Lübeck, Hamburg und Lüneburg vorgeschossen werden sollte, deren Zahlung aber nie erfolgt ist. So blieb nur Polen, wo Kettler die Verhandlungen in seine eigennützigen Hände nahm. Auch dort stießen die livländischen Hoffnungen auf unerwartete Schwierigkeiten. Man wollte in Littauen nicht an ein so weitsehendes Unternehmen gehen, zumal die religiösen Gegensätze und die Revision der Rechte



Ruinen der Ordens-Burg Segewold.

noch nicht ausgetragen waren, Fragen, die dem Adel mehr am Herzen lagen als alle auswärtigen Erwerbungen. Dem Einfluß Radziwils und Sigismund Augusts persönlich ist es daher zuzuschreiben, wenn am 31. August 1559 ein Vertrag mit Kettler und am 15. September ein anderer mit Erzbischof Wilhelm zu Stande kam: Sigismund August wurde Schutzherr der Ordenslande und des Erzstiftes und versprach dagegen, alle Stände bei ihren Rechten, ihren Gütern und bei der Augsburgischen Confession (sacram religionem Confessionis Augustanae) zu bewahren, „jedoch vorbehältlich des heiligen Römischen Reiches daran habender Herrlichkeit und Gerechtigkeit.“ Der Preis, den Livland zahlte, bestand in der Uebergabe einer Strecke Landes mit den Gebieten Rossiten, Ludsen, Dünaburg und Sellburg, sowie alles Landes an der littauischen Grenze von Drujen bis Ascheraden nebst dem Gebiete von Bauske;

vom Erzſtift: Marienhauſen, Lennewarden und zwei Höfe. Sei der Krieg mit dem Moskowiter zum Abſchluß gelangt, ſo ſolle Alles gegen Zahlung von 600 000 Gulden von Seiten des Ordens und 100 000 Gulden von Seiten des Erzbiſchofs wieder ausgeliefert werden.

Da nun am 26. September der Biſchof von Oeſel und Kurland ſich mit Land und Leuten der Schutzherrſchaft Dänemarks unterwarf, war der Zerfall des Ordensſtaates hiermit zur unvermeidlichen Nothwendigkeit geworden. Es war nicht daran zu denken, daß jene Schutzherren die einmal ergriffene Beute fahren laſſen würden. Auch dem Orden als ſolchem war durch einen geheimen Punkt der zwiſchen Kettler und Sigismund Auguſt getroffenen Vereinbarung das Todesurtheil geſprochen. Auf dem Landtage, der Ende Auguſt in Wenden zuſammengetreten war, erklärte Kettler am 17. September, daß Sigismund Auguſt auf der Abdankung Fürſtenbergs beſtehe. Es blieb dem von Allen verlaſſenen Meiſter nichts übrig, als ſich zu fügen und Kettler, der die übrigen Ordensgebieter ſchon für ſich gewonnen hatte, als rechten Meiſter anzuerkennen. Auch die ihm urſprünglich überwieſenen Aemter durfte Fürſtenberg nicht behalten; man fand ihn mit Fellin und Helmet ab, zog ihn zwar noch einige Zeit lang hinzu, wenn es ſich um wichtige Entſcheidungen handelte, bald aber wurde er bei Seite geſchoben und Kettler ging ſeine eigenen Wege.

Die Lage Kettlers war ſchon durch den Rückhalt, den er bei Polen hatte, eine weſentlich günſtigere als die ſeines Vorgängers. Die Gefahren, welche der Vertrag in ſich ſchloß, traten noch nicht hervor und Kettler konnte auf den Erzbiſchof und eine große Partei im Orden mit Sicherheit zählen. Auch iſt er ernſtlich bemüht geweſen, Geld zu ſchaffen und Livland in beſſeren Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Als die Ruſſen unter dem Vorwande, daß der Waffenſtillſtand mehrfach gebrochen ſei, den Krieg wieder aufnahmen, gelang es ihm, ihnen eine erſte Niederlage beizubringen, aber er vermochte keine der von ihnen genommenen Städte zu entreißen. Er wollte Livland auf ruſſiſchem Gebiete zurückerobern, vermochte aber den Widerſpruch Chriſtophs von Mecklenburg und des livländiſchen Adels nicht zu überwinden. Die Hoffnung, Dorpat und Lais wieder zu gewinnen, ſcheiterte an der tapferen Vertheidigung der ruſſiſchen Beſatzung, denn wenn auch die Ruſſen von den deutſchen Reitern und Landsknechten auf offenem Felde faſt immer geworfen wurden, wenn ihre Ueberzahl nicht gar zu erdrückend war, in der Vertheidigung feſter Plätze zeigten ſie ſich entſchieden überlegen. Der Mißerfolg vor Dorpat aber wurde für den ganzen Feldzug entſcheidend. Der günſtige Augenblick zur Offenſive war verſäumt. Ein neu eindringendes ruſſiſches Heer nahm im Februar 1560 nach nur vierzehntägiger Belagerung das feſte Marienburg, verwüſtete Kurland und konnte nirgends zurückgeworfen werden. Kettler vermochte wegen ſteten Geldmangels ſeine Truppen nicht zuſammenzuhalten, Littauen aber leiſtete keine Hilfe, ſondern benutzte nur die Gelegenheit, um ſich eine Reihe kurländiſcher Schlöſſer abtreten zu laſſen. Dazu mußte Kettler es hinnehmen, daß Sigis-

mund Auguſt ihm wegen des Verluſtes von Marienburg die bitterſten Vorwürfe machte.

Die Geſammtlage Livlands aber verſchlimmerte ſich noch dadurch, daß Mitte April ein neuer Prätendent in der Perſon des Herzogs Magnus von Holſtein auftrat. Er war, wie der unfähige Coadjutor des Erzbiſchofs, der an der Schürze ſeiner Mutter hängende Mecklenburger Chriſtoph, faſt noch Knabe und beſaß keinerlei Eigenſchaften, die ihn befähigt hätten, das Land von der Ruſſennoth zu befreien. Die wenigen Knechte, die er mit ſich führte, waren kaum der Rede werth und auch ſeine Geldmittel lange nicht ausreichend, um einen Krieg zu führen, wie er bevorſtand.



Siegel von Johannes Münchhauſen, Biſchof von Oeſel-Wiek.

Umſchrift: Sigillum * majestatis * IOANNIS * dei * gracia * episcopi * osiliensis. Im Felde ein Tabernakel, in dieſem Johannes der Täufer mit dem Evangelium in der Hand und Johannes der Evangeliſt, den in ſeiner Linken haltenden Kelch ſegnend; zwiſchen beiden das agnus dei; in den beiden Seitenabtheilungen je ein Engel. Am Fuße des Siegels der betende Biſchof, rechts von ihm das Stiftswappen, links ſein Familienwappen, ein ſchreitender Mönch. An einer Urkunde vom 23. Juni 1543 im Raths-Archiv zu Reval. Originalgröße.

Die ſchon erwähnten Verhandlungen des Biſchofs von Oeſel hatten durch den Vertrag vom 26. September 1559 ihren Abſchluß gefunden. Magnus von Holſtein wurde zum Nachfolger Münchhauſens gewählt und ohne Weiteres auf Oeſel von Domkapitel und Stiftsadel anerkannt. Mit 30000 Thalern däniſchen Geldes und dem, was er ſelbſt rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatte, konnte Münchhauſen ſein gefährdetes Bisthum verlaſſen. Es war ein ſchnödes Handelsgeſchäft, in welchem der perſönliche Vortheil des Biſchofs der ausſchlaggebende Factor war. Um die ſchweren Verwickelungen, welche nothwendig erfolgen mußten, hat er keinerlei Anfechtungen zu beſtehen gehabt.

Zum Bisthum Oeſel gehörte auch die nächſtgelegene Küſte des Feſtlandes, die Wiek mit der Stadt Hapſal, und Magnus gewann eine bedeutende politiſche Stellung, als jetzt auch der Biſchof von Reval, Moritz Wrangel, ihm in gleich gewiſſenloſer Weiſe ſein Stift übertrug. Mit Recht war Kettler aufs Aeußerſte entrüſtet wegen dieſes Verfahrens der geiſtlichen Herren. Namentlich über Münchhauſen, der ſich ausdrücklich verpflichtet hatte, nie einen Fremden

in ſein Bisthum zu rufen. Es kam hinzu, daß ein Drittel von Oeſel dem Orden gehörte und Magnus direct in die Rechte des Ordens eingriff, wenn er aus der Hand meuternder Söldner, welche den Ordensvogt Lüdinghauſen Wolff gefangen ſetzten, Schloß Sonnenburg entgegennahm. Der däniſche Königsſohn fühlte ſich in ſeiner Stellung um ſo ſicherer, als er auf wohlwollendes Entgegenkommen Moskaus rechnete, mit dem Dänemark damals in verhältnißmäßig günſtigen Beziehungen ſtand. Unmöglich aber durfte der Orden ſein gutes Recht jedem fürſtlichen Abenteurer preisgeben: zu dem Unglück des Ruſſenkrieges ſchien jetzt ein neuer Krieg kommen zu müſſen. Wenn irgend denkbar, war ein friedlicher Ausgleich zu finden.

In Pernau iſt es darüber zwiſchen dem neunzehnjährigen Herzoge, dem alten Erzbiſchof und ſeinem Coadjutor Chriſtian, ſowie Gotthard Kettler zu einer Verhandlung gekommen: vier Prätendenten, von welchen keiner das Wohl des unglücklichen Landes vertrat, ſondern jeder nur inſofern im anderen einen Gegner ſah, als er ihm die Pläne des eigenen Ehrgeizes ſtörte. Immerhin war aber Kettler zur Zeit noch der Vertreter jener Idee, durch welche der Orden den Beſtand der Livlande aufrecht zu erhalten dachte, der Wortführer des Einheitsgedankens, das Haupt der Organiſation, welche das alte Livland, wenn auch nicht geſchaffen, ſo doch ausgebaut und über drei Jahrhunderte lang gegen äußere und innere Feinde zu behaupten gewußt hatte. Es zeugt von der Noth, in welcher der Orden ſich befand, wenn ſchließlich unter Vermittelung des Erzbiſchofs ein Waffenſtillſtand bis in die nächſten Pfingſten (1561) zu Stande kam. Man erkannte vorläufig die Anſprüche des Dänen an und dieſer verpflichtete ſich, einen Theil ſeiner Mannſchaft zum Ordensheer ſtoßen zu laſſen.

Als dieſer Vergleich erfolgte, am 6. Auguſt 1560, war aber eine andere Entſcheidung gefallen, von welcher der Orden ſich nicht mehr erholen ſollte.

Die ruſſiſchen Heere, welche überall in Uebermacht erſchienen, hatten inzwiſchen das mittlere und ſüdliche Livland nach allen Richtungen verheert. So tapfer der Widerſtand auch war, der ihnen im Einzelnen entgegengeſtellt wurde, es liegt dafür eine lange Reihe von Zeugniſſen vor — die unſelige Verzettelung der Streitkräfte hatte zur Folge, daß man ihnen nirgends ernſtlichen Abbruch zu thun vermochte. Am 2. Auguſt 1560 aber, alſo gerade während jener Pernauer Tage, gelang es ihnen, bei Ermes den Landmarſchall des Ordens, der mit wenig zahlreicher Mannſchaft ihre Vorhut angriff und niederwarf, völlig aufs Haupt zu ſchlagen. Man hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ein ruſſiſches Heer von 12000 Mann im Hinterhalte lag. Unvermuthet ſah ſich die ſiegesfrohe kleine Schaar umzingelt, der größte Theil wurde niedergemacht, der Reſt gefangen genommen. Der Verluſt war um ſo empfindlicher, als in dem kleinen Heere die tüchtigſten Ordensgebieter und die Blüthe des einheimiſchen Adels beiſammen geweſen waren. Der Landmarſchall Philipp Schall von Bell, ſein Bruder Werner, zwei Ordensvögte und 120 Ritter wurden gefangen nach Moskau geführt.

Dort hat der Zar sie in den Straßen mit Drahtgeißeln so lange peitschen lassen, bis sie niederfielen, und sie danach enthaupten lassen. Seither ist die deutsche Ordensfahne nie mehr gegen den Feind ins Feld geführt worden, der Orden hat sich an den Folgen des Tages von Ermes verblutet. Da aus eigener Kraft die Rettung nicht mehr möglich war, heißt fortan die Lösung nach allen Seiten hin: Rettung im Anschluß an eine auswärtige Macht. Schweden, Dänemark und Polen mußten die Herren Livlands werden, wenn es nicht den Moskowitern zufallen sollte. Das deutsche Reich, das nicht nur das nächste Recht, sondern auch die Pflicht hatte, das Erbe anzutreten, konnte thatsächlich nicht mehr als politischer Factor in den Angelegenheiten des Ostens gelten. Schon 1525 hatte es in dieser Beziehung seine Ohnmacht unzweideutig dargethan und in allen ost-europäischen Angelegenheiten politisch abgedankt.

Es war eine Folge der Niederlage bei Ermes und der schlecht beigelegten Zwietracht zwischen Magnus und den Livländern, wenn nun auch das wichtige Fellin verloren ging. Schon bei Ermes hatten die russischen Feldherren, die Fürsten Kurbsky und Mstislawsky, im Hinblick auf Fellin geschlagen, dessen Einnahme ihnen der Zar zum Ziel gesetzt hatte. Die starke, auf drei durch Mauern verbundene Anhöhen erbaute Festung war mit Geschütz vortrefflich versehen und der alte Meister Fürstenberg entschlossen, sie um jeden Preis zu behaupten, auch stand der nach Fellin geflüchtete Adel der Umgegend treu zu ihm.

In der Stadt, die unterhalb der Festung, ebenfalls durch Mauern mit ihr verbunden, lag, hatte man eine Besatzung von 250 Landsknechten aufgenommen, und da das Schloß erst nach Einnahme der Stadt angegriffen werden konnte, hatten die Knechte und die Bürger in der Festung eine vortreffliche Zuflucht für den Fall der äußersten Noth. Auch ging anfänglich Alles gut. Noch nachdem die Stadt durch Feuerbälle in Brand geschossen und eingeäschert war, wurden drei weitere Sturmangriffe der Feinde zurückgeschlagen. Aber der Mangel an baarem Gelde verdarb Alles. Sobald sich zeigte, daß es dem Meister nicht möglich sei, die versprochene Löhnung zu entrichten, knüpfte das vaterlandslose Gesindel der Landsknechte Verhandlungen mit den Russen an. Der Feind bot ihnen freien Abzug mit all' ihrer Habe, wenn sie ihm die Festung überlieferten. Fürstenberg, dessen geringe Mannschaft an Adel und Bauern nicht ausreichte, um die weitläufigen Werke zu besetzen, suchte vergeblich sie für sich zu gewinnen, vergeblich bot er ihnen seine Baarschaft und sein Geschmeide, vergeblich fiel er ihnen weinenden Auges zu Füßen, sie rissen ihm die Schlüssel von der Seite und meinten, es sei besser, daß der „alte Luhrer" zu Grunde gehe, denn daß so viel guter Gesellen vorloren gingen. Sie zwangen ihm einen Freipaß ab, raubten Alles, was an Kostbarkeiten des Meisters, des flüchtigen Adels und der Bauernschaft auf der Burg in Sicherheit gebracht war, und öffneten darauf der Abrede gemäß dem Feinde die Thore. Am 26. August 1560 wurde so Fellin russisch und Fürstenberg bald darauf als Gefangener nach Moskau geschleppt, wo er in Kolomna seine Tage beschlossen hat.

Die verrätheriſchen Knechte haben dann freilich ihres Raubes nicht genoſſen. Die Ruſſen nahmen ihnen die Schätze und Waffen ab und gaben ihnen weiße Stöcke in die Hand, mit denen ſie dann nach Pernau zu gepilgert ſind. Nur wenige aber entgingen den Nachſtellungen des Ordens, der, wo er der Verräther habhaft wurde, ſie foltern und hinrichten ließ.

Aber gut zu machen war der Verluſt von Fellin nicht mehr. Die ſtärkſte Ordensburg wurde fortan zum Ausgangspunkt der weiteren Unternehmungen der Ruſſen, die den koſtbaren Beſitz wohl zu hüten und zu behaupten verſtanden. Und unverzeihlich war es doch, daß Fürſtenberg nicht rechtzeitig Verſtärkung erhalten hatte. Im ganzen Lande warf man Kettler vor, daß es ſeine Pflicht geweſen wäre, den alten Meiſter zu entſetzen, und auch heute machen ſeine Entſchuldigungen und Erklärungen einen wenig befriedigenden Eindruck. Daher war die moraliſche Niederlage auch noch größer als die äußere Einbuße des Ordens an ſeiner Machtſtellung. Selbſt die heldenmüthige Vertheidigung von Weißenſtein durch den jungen Ordensritter Caſpar von Oldenbokum, der ſich mit geringer Mannſchaft fünf Wochen lang gegen die ruſſiſche Uebermacht behauptete und ſie ſchließlich zum Abzuge nöthigte, änderte daran nichts. Auf und ab heerten die Feinde im Lande, die Bauern erhoben ſich gegen die Gutsherren, die unter der Führung Chotkiewicz's endlich anrückenden littauiſchen Präſidien und Hilfstruppen erlitten bei Wenden mehrere Niederlagen, die ſie zum Rückzug über die Düna nöthigten, Herzog Magnus aber that nichts, um den bedrängten Landen Hilfe zu bringen. Von den Hoffnungen, die ſich bei leichtgläubigen Gemüthern an ſeine Ankunft geknüpft hatten, ging keine in Erfüllung, vielmehr war er beſtrebt, den allgemeinen Zerfall auszunutzen, um ſich auf livländiſchem Boden eine eigene Herrſchaft zu gründen. Sein Plan ging dahin, das däniſche Herzogthum Eſtland wieder aufzurichten und demſelben die Ausdehnung zu geben, welche durch Liſt und Gewalt ſich irgend gewinnen ließ. Während die Ruſſen die von ihm beanſpruchte Neutralität keineswegs anerkannten, hatte das theils voreilig, theils abſichtlich verbreitete Gerücht davon die unglückliche Folge, daß viele Livländer in die Wiek flüchteten und dort mit Weib und Kind den in das offene Land einrückenden ruſſiſch-tatariſchen Kriegshorden zur Beute fielen. Bald hatte man nur noch Hohn- und Spottlieder für Magnus. Er mußte ſelbſt eine Zuflucht in Oeſel ſuchen und auch hier wurde in Folge politiſcher Mißgriffe und ſteter Geldnöthe ſeine Stellung bald ſo ſchwierig, daß er im Herbſte 1561 zu ſeinem Bruder König Friedrich nach Dänemark zurückkehrte. Friedrich war höchſt unzufrieden. Eine Geſandtſchaft des Ordens, die bald danach ebenfalls in Kopenhagen eintraf, um über Magnus Klage zu führen, fand die beſte Aufnahme, und auf das Gebot des Königs mußte Magnus ſeinen Stillſtand mit Kettler auf drei weitere Jahre, bis Pfingſten 1564, verlängern. Man war am däniſchen Hofe zur Ueberzeugung gelangt, daß die in Livland gewonnene Stellung ſich nur behaupten ließ, wenn Magnus beſchränkt und Oeſel in engere Verbindung mit Dänemark gebracht werde. Nur

unter Bedingungen, die ihm jedes selbständige Vorgehen unmöglich machten, gestattete Friedrich dem Bruder die Rückkehr. Magnus mußte versprechen, in Zukunft das Land nicht ohne Erlaubniß des Königs und nicht auf länger als zwei Monate zu verlassen, die Leitung der Regierungsgeschäfte einem vom Könige eingesetzten Statthalter, Dietrich Behr, zu übergeben, weder Bündnisse zu schließen, noch Krieg zu führen, wenn der König nicht vorher seine Genehmigung dazu ertheilt hätte, und sich einen Superintendenten als Haupt der Evangelischen in Oesel gefallen zu lassen. (Obligation Herzogs Magni vom 4. Mai 1561.) Reichlich mit Geld versehen, ist Magnus so am 18. Mai in Arensburg wieder eingetroffen, König Friedrich meinte, das Heft jetzt in Händen zu haben. Er hoffte, daß es einerseits gelingen werde, den Ordensmeister gegen Aufgabe der dänischen Ansprüche auf das Bisthum Kurland zur Abtretung Sonneburgs zu bewegen, andrerseits aber beauftragte er Dietrich Behr, durch geheime Verhandlungen Reval zu gewinnen und, wenn irgend möglich, die Anerkennung der dänischen Ansprüche von Rußland zu erlangen.

In Reval aber war die Zeit, welche Dänemark Aussichten geboten hatte, dahin. Unter den Eindrücken von Ermes und Fellin hatte man seit September 1560 die nie ganz abgebrochenen Beziehungen zu Schweden jetzt mit der entschiedenen Absicht aufgenommen, sich Gustav Wasa anzuschließen. Die kraftlose und erfolglose Haltung Kettlers, die Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit des Herzogs Magnus und die mehr als zweideutige Stellung, welche die in Kurland und in das südliche Livland eingerückten littauischen Truppen beobachteten, die gänzlich fehlende Aussicht auf eine Hilfe von Deutschland her drängten zu einem Abschluß mit Schweden. Wenn nun auch Gustav Wasa am liebsten die Aufrechterhaltung der Stellung des Ordens gesehen hätte und in diesem Sinne auf Rußland einzuwirken suchte, konnte er sich doch schließlich den Gründen nicht verschließen, welche dafür sprachen, daß Schweden nunmehr zugreifen müsse. Er war im Begriff, eine dahin zielende Entscheidung zu treffen, als am 27. September 1561 der Tod ihn überraschte. Der Regierungsantritt einer so leidenschaftlichen und ehrgeizigen Persönlichkeit, wie Erich XIV. es war, gab der Richtung in Stockholm das Uebergewicht, welche aus den livländischen Händeln an Land und Leuten zu gewinnen hoffte. Wie Polen, Rußland und Dänemark, wollte man auch hier wenigstens einen Theil der livländischen Beute an sich bringen. Gedanken, welche auf den Gewinn der gesammten Küste des Baltischen Meeres gingen, lagen nicht fern. Es kam darauf an, daß man rasch und entschieden in Estland zugriff. So hat der König auch gehandelt. Ein Gesuch Kettlers um Hilfe lehnte König Erich ab, nur für den Fall, daß sich Reval seiner Schutzherrschaft unterwerfe, wollte er zugreifen. Noch einmal haben sich dann sowohl die Ritterschaften von Harrien und Wirland, als auch die Stadt Reval an Meister Gotthard gewandt. Sie führten aus, wie nur schleunige und energische Hilfe es ihnen möglich mache, noch ferner zum Orden zu stehen, und verlangten bestimmte und feste Zusagen. Da Kettlers Antwort durchaus unbefriedigend ausfiel

und in Vertröſtungen auf polniſche Hilfe gipfelte, trat man den ſchwediſchen Anerbietungen näher. Vom 30. April 1561 datirt die Aufforderung des Königs, ſich ihm zu unterwerfen. Nach längeren Verhandlungen, fand dann die endgültige Vereinbarung mit ſeinem Abgeſandten Klas Horn ſtatt. Am 4. und 6. Juni verſtanden ſich Harrien, Wirland und Jerwen und die Stadt Reval dazu, die ſchwediſche Oberhoheit anzuerkennen. Nur der von Oldenbokum vertheidigte Revaler Dom vermochte ſich noch drei Wochen lang zu behaupten. Als endlich, da keinerlei Ausſicht auf Entſatz vorhanden war, am 23. Juni die Kapitulation erfolgte, hatte damit die Ordensherrſchaft in Eſtland für immer ihr Ende gefunden. Als ſchwediſcher Statthalter bezog Claus Chriſtierſen den alten Sitz der Ordenscomture von Reval. Die Privilegien, welche König Erich XIV. am 2. Auguſt 1561 einerſeits den Ritterſchaften, andererſeits der Stadt Reval ausſtellte, bezeichnen ſo den Schluß einer mehr als 300jährigen Entwickelung. Der politiſche Zuſammenhang mit dem Mutterlande war gelöſt und man mußte ſich zufrieden geben, beim Uebergang unter fremde Herrſchaft wenigſtens den ideellen geiſtigen Zuſammenhalt mit dem deutſchen Weſen gewahrt zu haben, ſoweit das durch feierliche Zuſagen und bindende beiderſeitige Verpflichtungen möglich war. Inmitten der großen religiöſen Gegenſätze, die das Abendland zerriſſen, hatte man wenigſtens das Eine erreicht, in dem evangeliſchen Schweden die Gewähr für Aufrechterhaltung der reinen Lehre des Augsburgiſchen Bekenntniſſes gefunden zu haben. Der nationale Gegenſatz aber wurde weniger ſchwer empfunden als in der Folgezeit: die Schweden waren doch germaniſchen Geblütes, und wenn wir die in ſchwediſcher Sprache ausgegangenen Schreiben in den Archiven des Revaler Raths nur hier und da durch niederdeutſche Worte erläutert finden, gewinnen wir den Eindruck, als hätten die deutſchen Bürger die Vorſtellung gehabt, nur einen abweichenden Zweig ihrer eigenen Sprache vor ſich zu ſehen. Man hat es nicht für nöthig befunden, irgend welche Beſtimmung wegen der Sprache in die Reverſale und Privilegien aufzunehmen.



Secretſiegel des Revaler Domkapitels. Mit Kleeblättern verziert. In einem Vierpaß der Apoſtel Andreas, rechts unten ein vierſtrahliger, links oben ein ſechsſtrahliger Stern: Secretum Capituli Revaliensis at Causas. Zuletzt gebraucht Auguſt 1559.

Es zeugt von den weiten Plänen, mit denen Erich XIV. ſich trug, wenn ſein Statthalter noch im Auguſt 1561 hoffen durfte, auch Riga für ſich zu gewinnen. Ein bald danach mit Iwan geſchloſſener Stillſtand ſollte ihm die Möglichkeit bieten, die gewonnene Stellung den Anſprüchen Dänemarks und der Kriegsmacht Polens gegenüber zu behaupten.

Denn daß das übrige Livland polniſch werden mußte, ſoweit es nicht von den Ruſſen behauptet wurde, konnte keinem Zweifel mehr unterliegen.

Kettler hatte ſich noch einmal an Kaiſer und Reich gewandt und die für Jedermann überzeugende Gewißheit erhalten, daß von dort her keine Hilfe zu erwarten ſei. Als nun auch Pernau in die Hände der Schweden fiel, blieb nichts übrig, als den Forderungen Sigismund Auguſts nachzugeben. Kettler hatte ſich mit der Hoffnung getragen, daß es ihm gelingen werde, als polniſcher Lehnsmann über ganz Livland ſich in einer ähnlichen Stellung zu behaupten, wie Albrecht von Brandenburg ſie in Preußen einnahm. Das aber entſprach den Plänen des Königs nicht. Livland und vor Allem die Stadt Riga wollte er ſeiner Herrſchaft unmittelbar unterwerfen. Deshalb ſind auch die polniſchen Hilfsleiſtungen weniger auf Abwehr der Ruſſen berechnet geweſen, als auf Beſetzung derjenigen Punkte, die der künftigen polniſchen Herrſchaft als Stütze dienen ſollten. Man ließ die Noth im Lande abſichtlich ſteigen, um es den Forderungen gefügig zu machen, von denen man feſt entſchloſſen war nicht abzuſtehen.

Auch dachte man das unterworfene Livland nicht mit Polen und Littauen, ſondern mit Littauen allein zu verbinden. Im Hinblick auf die völlige Union, wie ſie 1569 zwiſchen Polen und Littauen zu Stande kam, ſollte Livland die den Ausſchlag gebende Mitgift werden. In den zwiſchen Kettler und Sigismund Auguſt darüber gepflogenen Verhandlungen hat der Meiſter in allen Punkten nachgeben müſſen. Am 28. November 1561 gelangte man zum Abſchluß. Livland unterwarf ſich dem Könige von Polen und Großherzoge von Littauen, ſollte aber, falls Polen die Subjection nicht annehme, lediglich dem Großherzogthum einverleibt werden. Der Meiſter erhielt Kurland als erbliches Lehen, trat in den weltlichen Stand und nahm den Titel eines Herzogs von Kurland und Semgallen an. Was jenſeits der Düna lag, Riga mit eingeſchloſſen, fiel dem Könige zu, der alle Freiheiten und Rechte beſtätigte, dem Lande die volle Freiheit der Augsburger Confeſſion, die deutſche Obrigkeit und den alleinigen Gebrauch der deutſchen Sprache ſicherte und verſprach, die Zuſtimmung des deutſchen Reiches zu dieſen Verträgen zu erwirken. Es iſt das berühmte „Privilegium Sigismundi Augusti“, deſſen Beſtimmungen die Grundlage der Rechtsſtellung bilden, in welcher die aller Ordenslande ſeither unter fremder Herrſchaft ſich über drei Jahrhunderte lang als ein Beſonderes zu behaupten wußten.

Der Erzbiſchof iſt im Februar 1562 den Subjectionspacten beigetreten, ebenſo alle Städte mit Ausnahme von Riga, das erſt am 17. März einen verclauſulirten Eid leiſtete, zu dem es ſich gezwungen ſah, als Kettler durch die Beſetzung von Dünamünde die Verbindungen mit dem Meere abſchnitt.

Am 5. März fand der Austauſch der Unterwerfungsdiplome gegen die alten Ordensurkunden ſtatt. Der Wojewode von Wilna, der uns bekannte Führer der proteſtantiſchen Littauer, lag mit 100 Pferden in Riga, in ſeiner Gegenwart vor Meiſter, Erzbiſchof, den noch vorhandenen Ordensherren und der ganzen Ritterſchaft ſpielte ſich der letzte Act der Tragödie des deutſchen Ordens im alten Ordensſchloſſe ab. „Allda,“ berichtet ein Zeitgenoſſe, „be-

klagte ſich der Heermeiſter vor der ganzen Verſammlung: nachdem der Erbfeind dieſe Lande mit Raub, Mord und Brand überzogen und verwüſtet, alſo daß ihm unmöglich, demſelben Widerſtand zu thun, und ob er wohl mit großem Fleiße bei dem Römiſchen Reiche, dem Deutſch-Meiſter und ſonſt, wo er Troſt vermuthete, um Hilfe und Entſetzung gebeten und angehalten, ſo hätte er doch bis auf den gegenwärtigen Tag von Niemandem einigen Troſt gefunden. Zudem, wo er ein Ordensſchloß bekommen, hätte er das ledige Neſt und keinen Vorrath, damit es zu erhalten ſein mochte, darauf gefunden; und wenn die Länder dermaßen einig geweſen, als billig und von Alters her gewöhnlich, ſo wäre dieſe jetzige Veränderung ohne Noth geweſen und wollte er für ſeine Perſon noch jetzt das Beſte thun. Aber dieweil daran Mangel, ſo müſſe er aus unverwindlicher Noth den Sachen alſo helfen, damit dieſe Lande nicht in des Erbfeindes tyranniſche Gewalt kämen, ſondern bei dem Chriſtennamen bleiben möchten, bei königlicher Majeſtät zu Polen, der ſie als ein chriſtlicher Potentat von dem Erbfeinde ohne Zweifel beſchirmen und beſchützen würde. Demnach entlaſſe er die Ordensherren ihrer Pflicht und Gehorſams mit Ablegung des Kreuzes und den Adel ihres Eides. Danach ſchworen ſie dem Könige zu Polen wiederum." Damit hatte der deutſche Orden in allen Livlanden ſein Ende genommen: nicht ohne ſchwere eigene Verſchuldung, aber unter dem Druck einer äußeren Noth, der auch mächtigere Staaten mit einer national geſchloſſenen Bevölkerung nur ſchwer Widerſtand geleiſtet hätten, zu einer Zeit, da das politiſche Ehrgefühl im Mutterlande tief daniederlag, von Allen verlaſſen und durch inneren Hader gelähmt. Für die deutſche Colonie begann eine neue Periode ihrer Entwickelung. Unter dem Druck der Fremdherrſchaft lernte ſie die ewigen Güter bewahren, welche ſie aus der Vergangenheit übernommen hatte: ihren proteſtantiſchen Glauben, ihr deutſches Weſen und jene Zähigkeit in Vertheidigung ihrer Eigenart, die in unſeren Tagen auf eine neue ſchwere Probe geſetzt wird.

Schon Sigismund Auguſt hat von den Verſprechungen, die er für ſich und ſeine Nachfolger ſo feierlich ertheilte, keine einzige gehalten. Auch die dem neuen Herzoge von Kurland geſicherte Stellung eines Adminiſtrators von Livland iſt ihm nur bis 1565 gelaſſen worden. Unter dem littauiſchen Feldherrn Chotkiewicz hat Livland ſeinen weiteren Kampf gegen die inneren und auswärtigen Feinde nicht mehr im eigenen Intereſſe, ſondern in dem ſeiner neuen Herren ausfechten müſſen. Herzog Albrecht von Brandenburg, der ſich damals noch mit der Hoffnung trug, daß es in Zukunft möglich ſein werde, Kurland direct mit Preußen zu verbinden, hat Kettler mit Rath und That zur Seite geſtanden. Sehr gegen ſeinen Willen wurde Mitau, nicht Riga, die Reſidenz des neuen Herzogs.

Chriſtoph von Mecklenburg endlich, der mit Schweden in Verbindung getreten war, machte nach dem Tode Erzbiſchof Wilhelms (4. Februar 1563) den Verſuch, ſich im Erzſtift feſtzuſetzen, ſah ſich aber ſchon am 4. Auguſt desſelben Jahres genöthigt, vor Herzog Gotthard in Schloß Dahlen zu kapitu-

liren. Er wurde nach Polen geführt und erſt im Mai 1564 freigegeben, nachdem jede Ausſicht für ihn geſchwunden war, je wieder in Livland Fuß zu faſſen. Seine Schweſter Anna, die ſich 1566 mit Kettler vermählte, iſt die Stammmutter des kurländiſchen Herzogshauſes geworden. Nicht ohne Wehmuth läßt ſich vom deutſchen Standpunkte aus der tragiſche Gang dieſer Entwickelung verfolgen. Um dieſelbe Zeit, da im Weſten die drei Bisthümer in Feindes Hand fielen, löſte auch das lebenskräftige Glied des Reiches im Oſten ſich ab, ein Staatenkörper, der in den hoffnungsfrohen Tagen ſeines Aufbaues dem deutſchen Namen die dauernde Herrſcherſtellung am Baltiſchen Meere zu ſichern ſchien. In ihren Tugenden, wie in ihren Fehlern, echt deutſch, zäh, wie nur je Sendlinge niederſächſiſchen Blutes es geweſen ſind, gingen die Coloniſten an der Oſtſee dem Reiche verloren, weil das Reich unter den ſpaniſchen Habsburgern ſich ſelbſt verloren hatte. Wie hätte es unter ſolchen Oberhäuptern die ſittliche und materielle Kraft finden können, ein Erbe zu wahren, deſſen Werth nur vom Standpunkte einer deutſch-nationalen Auffaſſung ſich begreifen ließ?

Sechſtes Kapitel.

Iwan der Schreckliche.

Während der Krieg um Livland ſeinen ſchickſalsſchweren Verlauf nahm, iſt jene lange vorbereitete Wandlung in dem Zaren Iwan zum Durchbruch gelangt, die ihm den Namen des Schrecklichen eintrug. Wir ſahen, wie der Tod der Zarin Anaſtaſia den äußeren Anlaß zum Sturze Silveſters und Adaſchews gab. So wenig Thatſächliches ſich ihnen vorwerfen ließ, ein gefälliges Gericht verbannte den Prieſter in ein Kloſter im äußerſten Norden, während Adaſchew, der als Wojewode nach Fellin geſchickt worden war, nach Dorpat verbannt wurde, wo er geſtorben iſt. Der Zar aber umgab ſich mit neuen Günſtlingen, unter welchen der Bojar Baſmanow, ein Fürſt Wjäſemsky und der ſchändliche Maljuta Skuratow Bjelski einen verhängnißvollen Einfluß auf ihn ausübten. In einer Reihe von Hinrichtungen, die bereits die unheimliche Freude Iwans an blutigen Martern verrathen, fand die neue Richtung ihren Ausdruck, und da bald Niemand mehr ſich in Leben und Eigenthum ſicher fühlte, begannen einzelne Bojaren ihr Heil in der Flucht nach Littauen zu ſuchen. In Iwan ſetzte ſich die Vorſtellung feſt, daß er von Verräthern umgeben ſei, und daß die Anhänger Silveſters und Adaſchews darauf ausgingen, ihre alte Stellung mit auswärtiger Hilfe wieder zurückzuerobern. Dazu kam, daß die livländiſchen Angelegenheiten ihn in tiefſter Seele erregten. Er betrachtete den livländiſchen Krieg als ſeine eigenſte Angelegenheit, als das Unternehmen, an welches ſich ſeine Befreiung von dem Drucke knüpfte, welchen Silveſter und Adaſchew auf ihn ausgeübt hatten. Jeder Widerſtand, der ihm

in dieſer Frage begegnete, reizte ihn daher doppelt. Mit Littauen aber waren die durch die Rivalität um Livland bedingten Mißhelligkeiten noch dadurch geſteigert worden, daß die Werbung Iwans um eine Schweſter Sigismund Auguſts eine wenig verblümte Ablehnung erfahren hatte. Iwan hatte ſeine Boten beauftragt, von den beiden Prinzeſſinnen diejenige für ihn zu wählen, welche die geſündere, ſchönere und wohlbeleibtere ſei. Die Wahl der ruſſiſchen Kenner fiel dann auf die zweite Prinzeſſin, Katharina. In Polen-Littauen aber, wo man von den Gefahren ruſſiſcher Schwägerſchaft noch lebhafte Erinnerungen bewahrte, ſtellte Sigismund Auguſt für den Abſchluß der Ehe die Bedingung, daß ihm dafür Nowgorod, Pſkow, Sewersk und Smolensk ausgeliefert werde. Darüber wurden von Iwan die Verhandlungen natürlich abgebrochen, und er vermählte ſich nun am 21. Auguſt 1561 mit einer Tſcherkeſſin, die erſt getauft werden mußte, und deren barbariſches Weſen die böſen Neigungen des Zaren noch ſteigerte. Als bald danach Livland die Oberherrlichkeit Sigismund Auguſts anerkennen mußte, beantwortete Iwan dieſen Schritt mit einer Kriegserklärung: er ſelbſt, ſo hieß es, wolle mit ganzer Macht gegen Sigismund ins Feld ziehen und einen Sarg mit ſich führen, darin ſein Haupt oder das des Königs gelegt werden ſolle. Die Vermählung Katharinas mit Herzog Johann von Finnland, dem Bruder Erichs XIV., ſteigerte noch ſeine Erbitterung, ebenſo die Nachricht, daß Kettler ſeinem von Kurbsky geführten Heere eine Niederlage beigebracht habe. So entſchloß er ſich denn, ſelbſt die Führung ſeines Heeres zu übernehmen. Am 31. Januar 1563 finden wir ihn vor Polozk, das wegen ſeiner Handelsbeziehungen zu Riga von ganz beſonderer Wichtigkeit war, und ſchon am 15. Februar mußte die Stadt, nachdem ihre Paliſſaden verbrannt und eine große Strecke der Mauer niedergelegt war, ſich der moskowitiſchen Uebermacht ergeben. Der littauiſche Wojewode, der die Vertheidigung geleitet hatte, und der katholiſche Biſchof wurden gefangen nach Moskau geſandt, die Stadt geplündert, die katholiſchen Kirchen zerſtört, die Mönche erſchlagen und die geſammte Judenſchaft in der Düna erſäuft. Den 500 Söldnern, denen freier Abzug verſprochen war, wurden in Folge einer jener Launen, die den Zaren beſtimmten, nicht nur das gegebene Wort gehalten, ſondern ſie erhielten dazu noch Geſchenke an koſtbarem Pelzwerk. Iwan hatte das Gefühl, einen großen Erfolg errungen zu haben, und traf alle Maßregeln, um ſich in dauerndem Beſitz der wichtigen Feſte zu behaupten. Drei Wojewoden, die Fürſten Peter Iwanowitſch Schuisky, Waſſili und Peter Semenowitſch Serjäbrenny-Obolensky, ſorgten dafür, die Stadt gegen künftige Angriffe zu ſichern und alle Verdächtigen aus derſelben zu entfernen. Doch duldete Iwan, daß nach littauiſchen Satzungen von zuverläſſigen littauiſchen Edelleuten Recht geſprochen wurde. Er wollte beweiſen, daß er Schonung üben könne.

In Moskau feierte der Zar einen glänzenden Triumph. Wie nach der Einnahme von Kaſan, zog ihm die Geiſtlichkeit in Proceſſion entgegen, wie damals, warf der Zar ſich vor ihr in den Staub. Man wechſelte Anſprachen:

die Geiſtlichkeit gab dem Gedanken Ausdruck, daß Iwan Polozk von den bilderſtürmenden Lutheranern befreit und die übrigen Chriſten zur Rechtgläubigkeit geſammelt habe. Es war wie bei allen kriegeriſchen Unternehmungen Moskaus — im Grunde kämpfte man doch für den rechten Glauben.

Sigismund Auguſt war durch den Verluſt von Polozk aufs Aeußerſte beſtürzt. Die mangelhafte Schlagfertigkeit der polniſch-littauiſchen Kriegsmacht war wieder einmal kläglich zu Tage getreten. Er ſuchte vor Allem Zeit zu gewinnen und den Khan der Krim, auf deſſen Hilfe er bereits früher gerechnet hatte, gegen Moskau aufzuſtacheln. In Folge von Verhandlungen, die zwiſchen den littauiſchen Großen und den Moskauer Bojaren hin- und hergingen, trat ein factiſcher Stillſtand ein, der dann von Iwan auf den 6. Dezember 1563 als Endtermin beſtätigt wurde. Sigismund Auguſt aber ließ dem Khan ſagen, daß er nur den Austauſch der Gefangenen erreichen wolle. Der Khan möge daher jedenfalls im Winter gegen Moskau ziehen, in keinem Fall wolle man den Stillſtand über den Juli ausdehnen. Auch den Sultan hoffte er gegen Moskau aufzureizen. Wußte man auch von dieſen Dingen am zariſchen Hofe nichts, ſo begegnete man doch den Geſandten des Königs mit größtem Mißtrauen. Iwan hatte in Erfahrung gebracht, daß der Fürſt Krapotkin zum Abfall bewegt werden ſollte, auch war ein Brief des Königs an Erich XIV. aufgefangen worden, durch welchen Schweden zum gemeinſamen Kriege gegen Moskau bewogen werden ſollte. Es iſt kein Wunder, wenn Chotkewicz, der Geſandte Sigismund Auguſts, in Folge deſſen üble Aufnahme fand.

Bei den Friedensverhandlungen verlangten die Bojaren die Abtretung von Wolhynien, Podolien und Galizien — Forderungen, die in ſich widerſinnig waren, da ſie in keinem Verhältniß zu den Erfolgen der ruſſiſchen Waffen ſtanden. Auch gehörten jene drei Provinzen zu Polen, nicht zu Littauen, ſo daß der Verhandlung mit den Abgeſandten Littauens in dieſer Frage auch die formelle Grundlage fehlte. Schließlich hat der Zar auch dieſen Standpunkt fallen laſſen. Dagegen blieb er dabei, Polozk nebſt dem zugehörigen Gebiete und die Ordenslande behalten zu müſſen. Von letzteren wolle er das Land ſüdlich der Düna — alſo Kurland — abtreten, nur auf dieſe Bedingungen ſei er geneigt, einen Stillſtand auf 10 oder 15 Jahre zu ſchließen. Auch darauf konnte Chotkewicz natürlich nicht eingehen. Da beſchied gegen alle moskauiſche Etiquette der Zar die Geſandten vor ſich. Er wollte wiſſen, ob ſie nicht eine letzte, geheime Inſtruction hätten. Dann führte er in langer Rede aus, wie Kiew altruſſiſches Erbe ſei, und wie Sigismund Auguſt ſich weigere, ihm ſeinen vollen Titel anzuerkennen. Und doch ſtamme ſein Geſchlecht vom Kaiſer Auguſtus her, deſſen Bruder Prus an Weichſel und Njemen anſäſſig geweſen und im vierzehnten Gliede den Rurik erzeugt habe. Aber eben weil ſein Geſchlecht ſo hehrer Abſtammung ſei, wolle er nicht darauf beſtehen, daß Sigismund Auguſt den Zarentitel anerkenne, er ſei doch, der er ſei! So blieb ſchließlich als einziges Hinderniß Livland — darüber aber ließ ſich keine Verſtändigung finden und unverrichteter Sache mußte Chotkewicz abreiſen.

Der Krieg mit Polen oder, wie die Fiction auch weiterhin beibehalten wurde, mit Littauen ließ sich nicht länger hinhalten. Sigismund August war in größter Sorge. Noch immer verschlang in Polen die religiöse Frage und der Kampf um die Revision der Rechte, sowie die Vorbereitung zur Union mit Littauen jedes andere Interesse. Der König wurde von den kämpfenden Parteien, Szlachta und Bischöfen, hin und her gezerrt, machte er dem einen Theil Zugeständnisse, so protestirte der andere. Zu Willigungen für den russischen Krieg war Niemand zu bestimmen. Wir besitzen über die Verhandlungen auf diesen Reichstagen (zu Piotrkow 1558—59, 1562—63, zu Warschau 1563—64, zu Piotrkow 1565, zu Lublin 1566 u. s. w.) die sehr interessanten Berichte, welche die Gesandten der Stadt Danzig an Bürgermeister und Rath ihrer Stadt abfertigten.[1]) Sie sind für die damaligen Verhältnisse so bezeichnend, daß es wohl lohnt, von ihnen Notiz zu nehmen. So heißt es in einem Schreiben aus Warschau vom 14. Januar 1564: „Von Zeitungen können wir leider nicht bergen, daß vorgestern Schreiben anhero gelangt, als ziehe der Moskowiter bis in die 300 000 stark auf Livland und Littauen. Soll drei tatarische Kaiser bei sich haben, denen er zu eigen gegeben, was sie von Kiew bis in Polen erobern können. Sein Volk, so in Derbt und Narva gelegen, rückt vor die Stadt Reval. Er soll in eigener Person auf Wilna ziehen, hat die Stadt Riga etzliche Mal auffordern lassen. Der deutsche Meister, die römische kaiserliche Majestät, wie auch der Papst haben ihre Botschaften bei ihm in der Moskau gehabt, ihn zu diesem Krieg zu vermahnen, damit der heilige Orden mitsammt der alten katholischen Lehre nicht allein in Livland, sondern auch in Preußen ersetzt werde, als sei er, der Moskowiter, das Organon und das rechte Werkzeug, die katholische Religion zu predigen .... Auch erbietet sich der Deutschmeister, gegen Preußen sein Bestes zu thun, und es sind Leute vorhanden, welche die Briefe gesehen und gelesen haben. Unser Haufe, der in Littauen liegt, wird leider gegen diese grausame Gewalt viel zu schwach sein, und wäre die höchste Nothdurft, daß die ganze Krone ungesäumet auf wäre, wie der Herzog von Kurland bittet und vermahnet ... Gott wolle sich dieser mehr als pharaonischen verstockten Blindheit mit Gnaden erbarmen und will die Prophezeihung Joannis Hylneri fast wahr werden, daß Gog und Magog in Europa herrschen und regieren sollen." Wenige Tage danach melden dieselben Gesandten, daß das russische Heer in drei Haufen anziehe, gegen Livland, gegen Littauen und gegen Kiew. In Warschau aber geschehe nichts, man hoffe, daß die Kriegsnoth sie zwingen werde, in die Union zu willigen.

Glücklicher aber, als sich irgend hoffen ließ, ging diesmal die Gefahr vorüber. Das von Peter Schuisky geführte russische Heer, im Ganzen etwa 40 000 Mann stark, erlitt an der Ula, fünf Meilen diesseits von Polozk, durch den Hetman Nikolai Radziwil eine völlige Niederlage. Ueber 10 000 Russen

1) Danziger Stadtarchiv: Acta Internuntiorum.

Siehe Band I, Seite 370 f.

Die Schlacht bei Orscha; 1514.

Oelgemälde (ca. $2^1/_2$ Meter breit, $1^1/_2$ Meter hoch) eines unbekannten Malers der deutschen Schule aus der I. Hälfte des XVI. Jahrhunderts, im Schlesischen Museum zu Breslau.

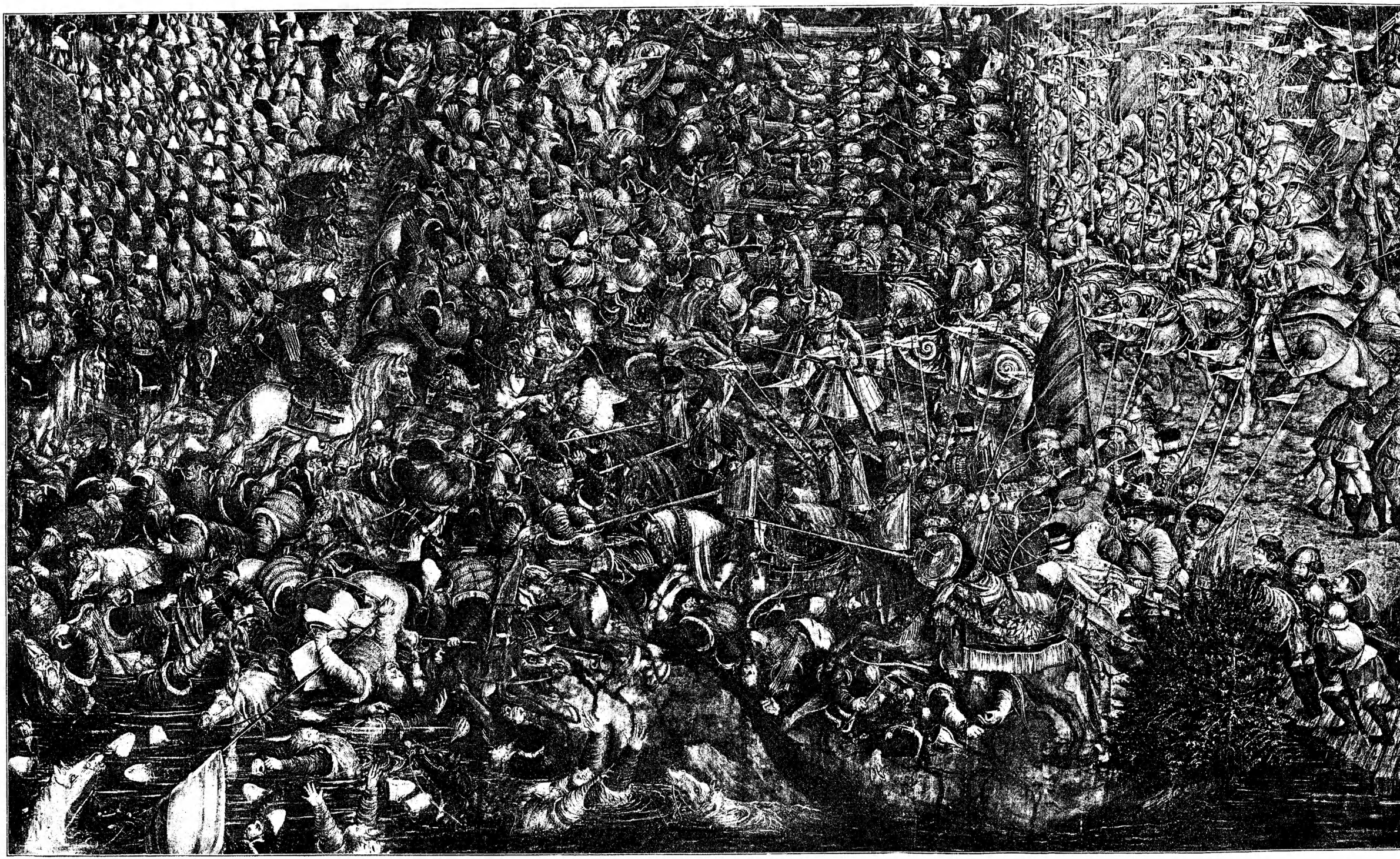
Die rechte Hälfte des Bildes stellt den Uebergang der Litthauer und Polen über den Dniepr dar. Rechts oben ist ein Theil der auf dem anderen Ufer zurückgelassenen Wagenburg der verbündeten Heere sichtbar; darunter, bei der Biegung des Ufers hält der Kronfeldherr von Litthauen, Konstantin Ostrogski, kenntlich an dem neben ihm getragenen mit seinem Wappenzeichen gezierten Fähnlein. Ein Theil der Reiter trägt polnisches Nationalkostüm, Kaftan und breitdeckeligen Cylinderhut, die untere Abtheilung die abendländische Panzerrüstung. Während die Reiterei den Fluß durchschwimmt, zieht unten die Artillerie und das Fußvolk auf einer Holzbrücke hinüber. Die Thorburg rechts unten deutet Orsza an, in dessen Nähe die Schlacht stattfand.

Links daneben sieht man verschiedene, zeitlich getrennte Momente der Schlacht. Ein Theil der auf dem jenseitigen Ufer angelangten polnischen Reiter wird mit dem Feinde handgemein, einige polnische Lanzenreiter jagen oben russische, mit Bogen bewehrte, einen kurzen Panzer und metallenen Spitzhelm tragende Reiter das Ufer entlang. Weiter unten am Ufer ist der Sammelplatz der polnischen und litthauischen Herren. Einige sitzen wie zum Kriegsrath beieinander. Neben diesen ist der gesammelte Haufen der polnischen Ritter ruhig vorrückend dargestellt; beim Brückenkopf ist ein Zug Büchsenschützen, wohl zum Schutze des Ueberganges postirt. —

Weiter nach dem Rande der Darstellung ist die Schlacht im Gange. Etwas nach oben, bei einem Tannengebüsch ist wiederum der Feldherr Ostrogski sichtbar, der seine Befehle ertheilt. Vor ihm sind zwei Geschütze in Thätigkeit. Ganz oben am Rande sind schon Momente der Flucht und Verfolgung der Russen zu sehen. Hier sind die Russen, wie noch auf anderen Theilen des Bildes, in hohen weißen Filzmützen dargestellt. (Der obere Rand des Bildes ist abgeschnitten).

In der linken Hälfte des Bildes sind rechts oben die vorderen Glieder der Aufstellung der polnischen Panzerreiter sichtbar, die noch ruhig vorrücken, während die zwischen den Geschützen vertheilten Fußgänger bereits mit den von links anstürmenden berittenen russischen Bogenschützen handgemein sind. Die Masse der russischen mit Streitäxten bewehrten Reiter rückt von links her langsam heran.

Unten ist die Niederlage der Russen bereits entschieden; die Flüchtenden werden von den nachdrängenden Polen in den Strom gejagt.



Die Schlacht bei Orscha, 1514. Nach dem Ölgemälde eines unbekannten Malers der deutschen Schule aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Breslau



Breslau Schlesisches Museum.

fielen, darunter zwei Fürſten Palezky. Schuisky ſelbſt ertrank auf der Flucht, drei andere Wojewoden geriethen in Gefangenſchaft, mit ihnen gegen 1000 Mann. Das geſchah am 26. Januar. Am 7. Februar erlitt das ruſſiſche Heer bei Orſcha eine zweite Niederlage, die ſie in wilder Flucht bis nach Smolensk zurückwarf. Auch ſonſt hielten die ruſſiſchen Truppen nirgends Stand, nur die Thatſache, daß Radziwil nicht genügend von Polen unterſtützt wurde, und daß es Iwan gelang, die Tataren für ſich zu gewinnen, hatte zur Folge, daß jene Siege keine weſentliche Aenderung in den gegenſeitigen Beziehungen herbeiführten. Dagegen wirkten dieſe Verhältniſſe auf Livland zurück. Der Wojewode von Dorpat, Andrej Michailowitſch Kurbsky,[1]) der bisher im Kampf gegen Polen das Beſte gethan hatte, entfloh, von der Ungnade Iwans bedroht, nach Wolmar und von dort nach Polen, die Ruſſen aber wagten in der nächſten Zeit nichts vorzunehmen, vielmehr ſchloß Iwan im September 1564 Frieden mit Erich XIV., dem er die von Schweden beſetzten Gebiete, Reval und Pernau mit eingeſchloſſen, zuerkannte. Um Livland kämpften in den nächſten Monaten vor Allem die Schweden und Polen: Erich in der Abſicht, Riga zu gewinnen, die Polen in der Hoffnung, ihn ganz von livländiſchem Boden zu verdrängen. Der Zar aber gab die Abſicht, ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres zu treten, auf und beſchränkte ſich faſt ganz auf die Defenſive. Ihn beſchäftigte vor Allem der Gedanke, Rache an ſeinen Verräthern zu nehmen und für die eigene perſönliche Sicherheit Sorge zu tragen. Der Gedanke, daß die Bojaren ihn verriethen und ihm an Herrſchaft und Leben wollten, ſetzte ſich ſo tief in ihm feſt, daß er alles Uebrige in den Hintergrund drängte. Noch von Wolmar aus hatte Kurbsky dem Zaren einen Brief zugeſandt, durch einen ſeiner Diener, Schibanow, der den wahrlich nicht geringen Muth fand, ihn perſönlich dem Zaren abzuliefern: „Von meinem Herrn, Deinem Verräther, dem Fürſten Kurbsky“ ſagte er dabei. Iwan rief Schibanow zu ſich, ſtieß ihm ſeinen eiſengeſpitzten Stab durch den Fuß, ſtützte ſich mit aller Wucht auf den Stab und ließ ſich darauf den Brief vorleſen. Es waren Vorwürfe, wie ſie ſo bitter wohl noch nie einem Herrſcher, geſchweige denn dem an ſtummen Gehorſam gewohnten Selbſtherrſcher in Moskau, ins Geſicht geſchleudert worden waren. Die Hinrichtung der Bojaren und Wojewoden, die Mißhandlung ſeiner unſchuldigen Unterthanen, den Niedergang des Reiches, ſein zuchtloſes Leben führte er ihm vor, und das Alles in dem hohen Pathos jener bibliſchen Sprache, die für die beſſer gebildeten Moskowiter jener Tage charakteriſtiſch iſt. „Weshalb, o Zar, haſt du die Starken in Iſrael geſchlagen? weshalb die Wojewoden, die Gott dir gab, umgebracht in ſtets neuen Todesarten? und ihr ſiegreiches heiliges Blut vergoſſen, in den Kirchen Gottes, wie bei den feierlichen Aufzügen der Biſchöfe, ſo daß ihr Märtyrerblut die Schwellen der Kirchen befleckte? Ihnen, die dir wohlgeſinnt waren und ihre Seele für dich hingaben, haſt du unerhörte Marter

1) Die Flucht fand in den erſten Monaten des Jahres 1564, nicht 1563 ſtatt.

und Verfolgung und Tod erdacht..... Worin haben ſie ſich vor dir vergangen, o Zar? und wodurch haben die Zeugen Gottes dich erzürnt?"..... Dann ſpricht Kurbsky von den Verfolgungen, denen er ſelbſt ausgeſetzt geweſen, wie ihm ſchließlich nichts übrig blieb, als in die Fremde ins Elend zu ziehen, und wie er nun mit all' den Verfolgten, Erſchlagenen und Gefangenen Tag und Nacht vor Gott flehe um Rache. Das ganze Schreiben klingt aus in einen Ruf wilden Haſſes gegen die böſen Rathgeber, welche das Ohr des Zaren vergiften. Von ihnen ſei das Wort der Schrift geſagt: „Ammon und Moab und die Kinder der Lüſte ſollen nicht kommen in die Kirche des Herrn auch nach dem zehnten Glied; ſondern nimmermehr ſollen ſie hinein kommen." [1])

Iwan ließ den Ueberbringer des Schreibens auf die Folter werfen; aber ſelbſt die ärgſten Qualen vermochten Schibanow nicht zu Ausſagen gegen ſeinen Herrn zu bewegen oder Mitſchuldige desſelben zu nennen. So entſchloß ſich der Zar zu jenem berühmten Antwortſchreiben, das wir ſchon mehrfach als koſtbare Quelle für die Beurtheilung ſeiner Entwickelung und ſeiner Geiſtesrichtung benutzen konnten.

Das Antwortſchreiben iſt ein ganzes Buch, ohne Zweifel ganz aus dem Munde des Zaren geſchrieben, der Ausdruck eines durch Haß und Furcht dem Wahnſinne nahen Gemüthes, voll unermeßlichen Dünkels, ſcharfſinnig und zugleich voller logiſcher Sprünge, von theologiſcher Gelehrſamkeit und religiöſem Pathos getragen und dabei voll cyniſcher Menſchenverachtung: rückſichtslos offen und zugleich voller Unwahrheiten und Verdrehungen, nur ſubjectiv wahr, als Ausdruck deſſen, was in der Seele des Zaren lebte. Vor Allem machte hier die tiefe Erbitterung Iwans gegen die vornehmen Geſchlechter ſich Luft, gegen alle diejenigen, die ihn beherrſcht und beeinflußt hatten, gegen die Freunde und Nachtreter Silveſters und Adaſchews — ſie alle Verräther, mit denen er aufräumen müſſe.

Frei wollte er in Zukunft ſein, frei und ſicher vor ihren Einreden und dem Vorwurf, der in ihrer bloßen Gegenwart lag, und ſo entſchloß er ſich, eine Maßregel zur Ausführung zu bringen, die ihresgleichen weder in alter noch in neuer Zeit gefunden hat.

Am 3. Dezember 1564 verließ Iwan Moskau in Begleitung der Zarin, ſeiner Kinder, vieler Bojaren und Edelleute mit ihren Familien, umgeben von einer Kriegsſchaar, die aus allen Theilen Rußlands zuſammengezogen war; den Staatsſchatz und die vornehmſten Heiligthümer des Kreml führte er mit ſich. So zog er von Kloſter zu Kloſter, Andachtsübungen ergeben, deren äußerliche Frömmigkeit ganz dem Sinne der Zeit entſprach, bis er endlich im heutigen Gouvernement Wladimir in der Alexandrowſchen Slobode Halt machte. In Spannung und furchtbarer Aufregung wartete man in Moskau auf irgend eine Kundgebung des Zaren. Endlich, nachdem ein voller

1) 5. Moſis 23, V. 3, offenbar aus dem Gedächtniß citirt.

Monat hingegangen war, traf ein Schreiben Iwans an den Metropoliten Athanaſius ein. Er könne, ſo hieß es in dem Schreiben, die Unordnungen und Geſetzwidrigkeiten der Bojaren nicht länger ertragen; immer und überall ſtelle ſich ihnen die Geiſtlichkeit zur Seite und hindere ihn, die Verräther nach Verdienſt zu züchtigen. Nun ſei das Maß übervoll, er habe beſchloſſen, das Reich zu verlaſſen und zu ziehen, wohin Gott ihn führe.

Ein zweites Schreiben, an die rechtgläubige Chriſtenheit der Stadt Moskau, erklärte den Kaufleuten und den einfachen Bürgern, daß er ihnen nicht zürne.

Der Eindruck, den beide Schreiben machen ſollten, trügte nicht. Das Volk fürchtete, vom Zaren verlaſſen, der Willkürherrſchaft der Bojaren zu verfallen, jammernd und drohend zog es durch die Straßen der Stadt. Es war ohne jeden Zweifel bereit, ſich auf die Feinde des Zaren zu ſtürzen und ſie niederzumachen.

Noch überwog aber die Furcht: alles Volk zog zum Metropoliten und verlangte von ihm, daß er den Zaren verſöhne. Eine Geſandtſchaft wurde nun nach Alexandrowo abgeordnet, an ihrer Spitze der Erzbiſchof von Nowgorod, Pimen, dem ſich in bunter Reihe Vertreter aller Stände anſchloſſen. Am 5. Januar 1565 gelangten ſie zum Zaren, der ſich auf ihr demüthiges Bitten bereit fand, zurückzukehren, aber die Bedingung daran knüpfte, daß ihm in Zukunft Niemand darein reden ſolle, wenn er für nöthig finde, ſeine Verräther zu ſtrafen. Am 2. Februar iſt er dann wirklich in Moskau eingetroffen. Schon ſein Aeußeres erregte Entſetzen: es war, als ſei eine furchtbare Wandlung während jener zwei Monate in ihm vorgegangen. Die Züge waren wie von Wuth verzerrt, der Blick wie erloſchen, er hatte ſein Haupthaar faſt ganz verloren. Er bedürfe, ſo verkündigte er vor großer Verſammlung, zur eigenen Sicherheit und um der Sicherheit des Staates willen, einer beſonderen Leibwache. Dann ſonderte er aus dem Geſammtreich eine Reihe von Städten und beſtimmte Straßen Moskaus aus und erklärte dieſes Gebiet für ſein beſonderes Eigenthum. Das war die Opritſchnina, das Ausgeſonderte, während das übrige Rußland unter dem Namen Semſchtſchina, d. h. Landſchaft, der Verwaltung des Bojarenraths überlaſſen blieb. Moskau war durch die Gebiete der Opritſchnina in die Mitte genommen, der ganze Norden mit der neuen durch die Engländer eröffneten Handelsſtraße in Händen des Zaren — ohne Zweifel, um als Rückzugslinie im äußerſten Nothfalle zu dienen — Nowgorod bedroht und auch nach der littauiſchen Grenze hin eine ſtarke Stellung geſichert. Die Wahl der Orte war mit großem Vorbedacht erfolgt und gab auch denen zu denken, die außerhalb der Opritſchnina ſtanden. Sie ſollten bald erfahren, daß ſie in den Augen des Zaren alleſammt Feinde und Verräther waren. Schon zwei Tage nach dieſen erſten grundlegenden Beſtimmungen begann Iwan mit Beſtrafung der angeblichen Verräther. Zwei Fürſten Schuisky, Vater und Sohn, wurden enthauptet, ihnen folgten viele Andere, darunter ein Fürſt Schewyrew, der gepfählt wurde. Wieder Andere

wurden verbannt oder ihres Vermögens beraubt, oder genöthigt, Urkunden auszuſtellen, in denen ſie bekannten, mit Littauen, der Krim, oder ſonſtigen Feinden des Zaren ſich gegen ihn verſchworen zu haben.

Ihr Leben war dadurch in die Hand des Schrecklichen gegeben, der je nach Gutdünken mit dem Schein des Rechtes, den er merkwürdiger Weiſe unter Umſtänden für nützlich hielt, gegen die in ſteter Todesangſt Zitternden verfahren konnte. Mittlerweile war Fürſorge getroffen worden, die Leibgarde zu organiſiren, die er ſich ausbedungen hatte. Nicht 1000, ſondern 6000 Mann mit Weib und Kind wählte er aus; meiſt Leute niederer Herkunft, die mit Liegenſchaften ausgeſtattet wurden, die zur Opritſchnina gehörten. Die früheren Eigenthümer, 12 000 Familien, wurden von Haus und Hof vertrieben, ohne Urtheil und Spruch. Das Schlimmſte aber war, daß es, wie ſich bald zeigte, gegen die Opritſchniks kein Recht gab. Die ganze Semſchtſchina war ihnen zur Plünderung überwieſen; ihre Abzeichen, Axt, Hundekopf und Beſen, ſetzten Alles in Schrecken, denn wer hätte gewagt, ihnen zu widerſtehen? Man muß das Detail ihres Wüthens kennen und einen Blick in das ruchloſe Treiben des Hofes von Alexandrowo werfen, um zu verſtehen, wie tief Iwan das ſittliche Niveau Rußlands herabgedrückt hat. Das Alltagsleben des fürſtlichen Wütherichs war das gleiche lange Jahre hindurch, nur daß mit der Zeit das Bedürfniß nach neuen unerhörten Genüſſen und Aufregungen ſich ſteigerte. In wüſten Ausſchweifungen, bei denen die Ehre der höchſtgeſtellten Frauen und Jungfrauen nicht geſchont wurde, in rohen Menſchenjagden, bei denen das Blut in Strömen floß, in Mord und Brand, im Raffinement ſtets neu erdachter Qualen, denen er durch die teufliſche Ironie, welche einen hervorragenden Zug ſeines Charakters bildet, noch eine beſondere Würze gab, vermochte er ſich nie zu überſättigen, und wetteifernd ſuchten ſeine Spießgeſellen ſich untereinander zu übertreffen. Was aber dem Treiben den charakteriſtiſchen Stempel gab, war die Verbindung mit mönchiſchem Gepränge und Andachtsübungen, die mit nicht minderem Eifer eingehalten wurden, wie die ihnen vorausgehenden oder nachfolgenden Orgien. Der Zar hatte ſich ſelbſt zum Abt einer Brüderſchaft gemacht, zu welcher er 300 der zuverläſſigſten oder, was dasſelbe iſt, der ſchlimmſten Opritſchniks zuſammenfaßte. Um Mitternacht verſammelten ſie ſich mit Mönchskappen und in ſchwarzen Kutten, die ſie über ihre koſtbaren Leibröcke warfen, zur Frühmette. Dann folgte von 3—7 Uhr der Morgengottesdienſt. Der für Niemanden Erbarmen kannte, beugte ſich hier vier Stunden lang unter dem ſtets wiederholten „Herr, erbarme dich“ (gospodi pomiluj) zur Erde nieder, daß ihm die Stirn in Beulen ſtand, und dasſelbe wiederholte ſich dann zum Abendgottesdienſt. Die Zwiſchenzeit gehörte dem Vergnügen, wie der Zar es verſtand, oder den Regierungsgeſchäften, denen er ſich nicht entziehen konnte und wollte, ſoweit ſie Angelegenheiten der Opritſchnina oder der auswärtigen Politik betrafen. Wenn er ſich dann Abends zu Bette legte, ließ er ſich von Blinden Sagen und Märchen erzählen, bis der Schlaf ihn umfing. Ein Gefühl der Scham

hat Iwan übrigens nicht verwinden können. Seinem Boten, der mit Polen des Friedens wegen unterhandeln ſollte, befahl er, wenn nach der Opritſchnina gefragt werde, zu antworten, das ſei thörichtes Gerede, es gebe keine Opritſchnina. Und als zu Ende des Jahres 1565 eine große polniſche Geſandtſchaft unter der Führung von Chotkewicz und Tiszkewicz eintraf, empfing er ſie in Moskau im Kreiſe ſeiner Bojaren, als ſtehe Alles beim Alten. Gerade damals, nach den Mißerfolgen der ruſſiſchen Waffen, die ſeinen zehrenden Verdacht gegen Alles, was mit den alten Bojaren und Fürſtengeſchlechtern zuſammenhing, noch ſteigerten, war Iwan daran gelegen, eine Verſtändigung mit dem Feinde zu finden. Auch in Polen war man friedlich geſinnt. Im Intereſſe der Union mit Littauen, der religiöſen und politiſchen Streitfragen, ſowie in Folge der Sorgen, welche die ſchwächliche Geſundheit Sigismunds erregte, wünſchte man Ruhe zu haben. Die Geſandten brachten daher ganz ungewöhnliche Anerbietungen; für einen ehrlichen Frieden war man bereit, Polozk und alle von den Ruſſen beſetzten Gebiete in Livland ihnen zu laſſen. Iwan verlangte noch Riga hinzu, und da die Geſandten dazu keine Vollmacht hatten, brachten ſie eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen dem Zaren und Sigismund Auguſt in Vorſchlag. Schon war man in der Hauptſache einig, als über der Frage, welches das von beiden Theilen zu beobachtende Ceremoniell ſein ſolle, Alles ſcheiterte. Iwan erklärte, er werde durch eine Botſchaft die Anträge der Geſandten beantworten. Die völkerrechtliche Sicherung der Erwerbung von Dorpat und Polozk war jedenfalls nicht gering anzuſchlagen, und ſchon damals hielt er es für denkbar, daß Littauen ihm ohne jeden Kampf zufallen werde, wenn Sigismund Auguſt ſterbe. Da nun Iwan in folgerichtigem Mißtrauen bei einer ſo wichtigen Frage wenig Werth auf das Urtheil der Bojaren legte, die in ſeinen Augen ganze oder mindeſtens halbe Verräther waren, fand er für gut, wieder den vollen Apparat einer Ständeverſammlung hervorzuholen, um, nachdem er ihre Meinung gehört, ſeinen endgültigen Entſchluß zu faſſen. Im Sommer 1566 trafen ſie in Moskau ein, Geiſtliche, Bojaren, Beamte, Edelleute erſter Klaſſe, Bojarenkinder und Edelleute zweiter Klaſſe, Gutsbeſitzer aus den weſtlichen Grenzgebieten und endlich die angeſehenſten Kaufleute aus Moskau und Smolensk. Es muß doch ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Nowgorod nicht in ähnlicher Weiſe vertreten war. Schon damals lebte im Zaren das Mißtrauen gegen die große Handelsſtadt im Norden, das ihren ſchrecklichen Untergang herbeiführen ſollte. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie weit bei den nun folgenden Verhandlungen die wirkliche Meinung der Befragten zum Ausdruck gekommen iſt. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß man den Willen des Zaren zu errathen und danach zu reden bemüht war. Die allgemeine Stimmung, welche beſonders ſcharf bei den Gutsbeſitzern aus dem Toropezſchen zum Ausdruck gelangte, ſprach ſich dahin aus, Livland um jeden Preis zu behaupten. Iwan traf nun die entſprechenden Maßregeln. Seine Geſandten wurden beauftragt, nur dann einen Stillſtand abzuſchließen, wenn Sigismund Auguſt auf Livland

verzichte, den Titel Zar und Herr von Livland anerkenne und endlich Kurbsky ausliefere.

Das bedeutete Wiederaufnahme des Krieges, denn ganz undenkbar war es, daß der König von Polen ſich dazu verſtehen könne. Sehr merkwürdig ſind einige Punkte der den Geſandten ertheilten Inſtruction: „Wenn die littauiſchen Herren „— ſo heißt es in derſelben —“ ſagen, der Zar möge ihnen ſeinen Zarewitſch Iwan zum Herrn geben, ſo iſt zu antworten: wir haben deshalb keine Inſtruction. Iſt die Sache euerem Herrn und euch nöthig, ſo ſchickt Geſandte.“ Die Opritſchnina wird diesmal nicht geleugnet, ſondern entſchuldigt: der Zar könne thun, was ihm beliebe; rede man von ſeiner Grauſamkeit, ſo ſoll es heißen, er ſei gnädig und ſtrafe nur die Böſen. Kurbsky aber müſſe ausgeliefert werden, weil er Streit zwiſchen den Herrſchern errege, ſeine Schuld aber ſei, daß er in Jaroſlaw habe herrſchen wollen!

Die moskauiſche Geſandtſchaft traf erſt im Frühjahr 1567 in Littauen ein, wurde dort, trotz der großen Koſten, die ſie verurſachte — es waren gegen 3000 Mann — lange hingehalten und erhielt ſchließlich, wie zu erwarten war, eine entſchiedene Abweiſung. Sigismund Auguſt erklärte dem Zaren den Krieg und rief Gott zum Zeugen an, daß nicht ihn die Schuld treffe. Er dachte ſogar daran, perſönlich gegen Rußland zu ziehen, und die Littauer verſprachen in ſolchem Fall, ihm reiche Geldmittel und eine ſtarke Leibgarde zu ſtellen. Aber die Polen widerriethen: erſt müſſe die Union abgeſchloſſen ſein, jeder Vortheil, den Littauen erringe, verzögere den Vollzug.[1])

Es trägt nicht aus, den jetzt beginnenden Krieg in ſeinen Einzelheiten zu verfolgen. Die Polen vermochten Ula, das ſie belagerten, nicht zu nehmen, kämpften in Livland mit wechſelndem Glück in kleinen Scharmützeln mit Schweden, Iwan hielt ſich mehr in der Defenſive. Beide Theile kriegten mit halber Kraft, Polen-Littauen in Folge der Unionsverhandlungen und der immer näher rückenden Entſcheidung über die Nachfolge im Reiche, Moskau, weil gerade damals Iwan in ſeinem blutdürſtigen Treiben weder Maß noch Ziel kannte. Briefe, in welchen Sigismund Auguſt und der Hetmann Chotkewicz die Fürſten Bjelski, Mſtiſlawsky und Worotynsky und den Bojaren Iwan Petrowitſch Tſcheljädin zum Abfall aufforderten, gaben den äußeren Anlaß. Obgleich jene Fürſten und Bojaren die Briefe ſofort dem Zaren vorwieſen und — wohl unter deſſen Dictat — höhniſche Antworten nach Polen ſchickten, niſtete der Verdacht ſich immer mehr bei Iwan ein, daß eine Verſchwörung zu ſeinem Sturz beſtehe. Tſcheljädin mit ſeiner Frau und ſeinen angeblichen Geſinnungsgenoſſen, einem Fürſten Kurakin, Dmitri Rjäpolowsky und drei Fürſten aus dem Roſtowſchen Hauſe, wurden hingerichtet, ein Fürſt Schtſchentjäjew zu Tode gemartert, der greiſe Fürſt Pronsky ertränkt, der Schatzmeiſter des Zaren mit Frau und vier Kindern in Stücke zerhackt und ſo fort: jedes Opfer war recht, die Straßen von Moskau das Schlachtfeld der Opritſchniki, denen Keiner Widerſtand zu leiſten wagte.

1) Acta Internuntiorum ad 1566 u. 67.

Endlich fand der neue Metropolit von Moskau, Philipp, den Muth, im Jahre 1566 den Zaren um Aufhebung der Opritschnina zu bitten, aber Iwan nöthigte ihn zum schriftlichen Versprechen, sich in keiner Weise mehr um diese Angelegenheit zu kümmern. Zwei Jahre lang hat Philipp dann geschwiegen, als aber 1568 der Zar mit dem Gefolge seiner Pseudomönche in der Himmelfahrtskathedrale zu Moskau erschien, um, wie üblich, den Segen des Metropoliten in Empfang zu nehmen, hielt er ihm seine Frevel vor und versagte mit hier unerhörtem sittlichen Ernst den verlangten Segen. Auch weigerte er sich, freiwillig die Metropolitenwürde niederzulegen.

Eine gewisse Scheu hielt den Zaren vor offener Gewaltthat zurück. Aber er rief ein geistliches Gericht zusammen und das trug keinen Anstand, den wackeren Mann schuldig zu sprechen. Am 8. November 1568, da er in vollem Ornat in der Kirche vor dem Altar stand, drang eine Schaar Opritschniks auf ihn ein, man riß ihm die Kleider vom Leibe und warf den Unschuldigen als schweren Verbrecher und Zauberer in ein Klostergefängniß. Im folgenden Jahre ist er dann erwürgt worden.

Die Trauer, welche der Fall des Metropoliten hervorrief, gab Anlaß zu neuen Hinrichtungen und die Raserei Iwans nahm einen wahrhaft satanischen Charakter an. Nicht mehr der Tod Einzelner, die Vernichtung ganzer Städte mußte jetzt seinen Grimm befriedigen. Er begann mit Torschok, wo die nichts ahnenden, gänzlich unschuldigen Bürger erst gefoltert und dann ersäuft wurden. Darauf wandte er sich gegen Kolomna, am entsetzlichsten aber wüthete er im Jahre 1569. Erst mußte sein Vetter Wladimir Andrejewitsch mit Frau und Kindern Gift trinken, weil sie dem Zaren nach dem Leben getrachtet hätten. Hieran schloß sich ein förmlicher Krieg der Opritschnina gegen das Fürstenthum Twer, in welchem eine Stadt nach der anderen verwüstet wurde. Das eigentliche Ziel seines Mordzuges aber hielt der Zar geheim. Damit Niemand erfahre, wohin er wolle, mußte Alles sterben, was ihm begegnete. So kam er über Medni, Torschok, Wolotschok an den Ilmensee. Am 2. Januar 1570 stand er vor Nowgorod. Damit Niemand die Stadt verlassen könne, waren rings an den Ausgängen und Straßen Schlagbäume errichtet. Eine vorausgeschickte Schaar von Opritschniks versiegelte die Thüren von Kirchen und Klöstern, die Geschäftsräume der reichen Bürger, die Wohnungen der vornehmsten Beamten; ein Theil der Bevölkerung wurde in Ketten gelegt. Das war die Vorbereitung zum Einritt des Zaren.

Am 6. Januar traf er in Gorodischtsche ein, jenem Vorort Nowgorods, in welchem in glücklicheren Tagen die von der Republik herbeigerufenen Fürsten ihre Residenz hielten. Hier wurden alle diejenigen Nowgoroder Mönche, welche eine ihnen auferlegte Schatzung nicht hatten zahlen wollen, oder es wirklich nicht thun konnten — mit Keulen erschlagen. Am 8. zog Iwan in Nowgorod ein. Den Segen des ihm in Procession entgegenziehenden Erzbischofs Pimen wies er zurück. Er warf ihm geheimes Einverständniß mit Sigismund August vor, ließ ihn ergreifen, die Stadt plündern und darauf in Gorodischtsche ein schreckliches Gericht

tagen, das sechs Wochen lang dauerte und dem fast die gesammte Bevölkerung der Stadt zum Opfer fiel. Täglich wurden viele hundert Menschen jedes Alters und Geschlechts hingerichtet, ersäuft, verbrannt, zu Tode gemartert. Was irgend an Handelsvorräthen vorhanden war und nicht die Habsucht der Opritschniks reizte, wurde entweder verbrannt oder in den Wolchow geworfen. Die Einzelheiten dieser Mordtage zu schildern, sträubt sich die Feder, sie sind nie und nirgend übertroffen worden, die schlimmsten Gräuel der französischen Revolution ein Kinderspiel dagegen, die Unthaten der orientalischen Despoten, eines Dschingiskhan und Timurlenk gnädig vollzogen im Vergleich zu dem, was hier geschah. Nur Iwan selbst sollte beweisen, daß seine wüthende Phantasie sich noch überbieten könne.

Am 12. Februar endlich erklärte der Zar, daß sein Zorn gestillt sei und er den Uebriggebliebenen gnädig sein wolle. Wie Viele aber waren noch übrig? Die Zahlen, die uns angegeben werden, mag man nicht glauben.

Von dem alten handelskühnen, selbstbewußten Groß-Nowgorod blieb nichts übrig. Unter den durch Todesangst entnervten Resten der Bevölkerung räumten Hunger und Pest auf. Nowgorod wurde eine stille Stadt, was Iwan III. begonnen, hatte der vierte Iwan zu Ende geführt.

Und die Veranlassung zu diesen Gräueln? Die Denunciation eines namenlosen Landstreichers, ein plumpgefälschter Brief Sigismund Augusts, der die Nowgoroder zum Abfall aufforderte, vor Allem aber der alte Haß Iwans gegen die Stadt Silvesters, deren Geschichte und stolze Freiheit ihm wohlbekannt war aus den Jahrbüchern, aus Erzählungen und aus eigener Erfahrung. Er konnte nichts dulden, woran sich Erinnerungen knüpften, die auf Kraft und Lust zum Widerstande gegen den einen unumschränkten Herrn Moskaus wiesen.

Von Nowgorod zog Iwan nach Pskow, um der zweiten Freistadt des alten Rußlands das gleiche Schicksal zu bereiten. Wie durch ein Wunder ist sie ihrem Verhängniß entgangen. Die grenzenlose Unterwürfigkeit, mit der die Stadt ihm entgegen trat, das dreiste Wort eines Wahnsinnigen, der ihm rohes Fleisch zur Speise bot, eine fast unerklärliche Gemüthsbewegung, die den Zaren ergriff, als er die ungezählten Glocken Pskows läuten hörte, bewogen ihn, seine Absicht nicht auszuführen. Er begnügte sich damit, die Häuser der Reichen den Opritschniks zur Plünderung zu überweisen, die Opfer, die dabei fielen, zählten nicht mit.

Es drängte ihn, nach Moskau zurückzukehren, wo er einen letzten großen Schlag auszuführen dachte. Gegen fünf Monate brauchte er hier, um durch eine weitschichtige Untersuchung das Material zur Verurtheilung der Verräther zu finden, die noch übrig waren. Eine große Zahl von Verhaftungen fand statt, mit Hilfe der Folter, der alle Angeschuldigten unterworfen wurden, stellte man die Beweise zusammen. Im Angesichte des gesammten Volkes von Moskau sollte das Urtheil vollzogen werden. Am 25. Juli wurden im sogenannten Kitaigorod, auf dem großen Marktplatze Moskaus, achtzehn Galgen errichtet, Folterwerkzeuge aufgestellt und über einem gewaltigen

Abcontrafactur

Des Herren Quar/ vnd Grosfürſten Iwan

Baſſilowitz/aller Reuſen ein Monarcha/zu Bladimir/Muſcaw vnd Nawgarten/ Czair zu Caſan/Czair zu Aſtrogan/Herrn zur Pleſkaw/Grosfürſten zu Schmalentzky/Twurski/ Joharſky/Ingoſky/Bruſky/Biaſky/Pronſky/Palogarſky/Bulkauſky/ etc. Vnd anderer Herrſchafften Herrn/Grosfürſten zu Nawgarten in vaterlanden/Gerinſkuſky/Rezonſky/Polenzky/ Rotonſky/ Bilaſerſky/ Odorſky/ Wdorſky/Königuſky/Jaroſlaſſiſky/Reſolerſky/vnd der gantzen Sebeniſchen Landſchafft/der Nordenſeiten Gebietern/vnd ein Herrn vieler ander Landen/ etc.



Iwan der Schreckliche.

Facſimile eines gleichzeitigen Holzſchnittes. Wien, k. k. Hofbibliothek.

Scheiterhaufen ein großer Keſſel mit Waſſer angebracht. Die Bevölkerung Moskaus lief in jähem Schrecken auseinander. Als Iwan unter dem Schall der Becken mit ſeinem älteſten Sohne, ſeinen Bojaren und Günſtlingen heranritt, war außer den Opritſchniks und den 300 erleſenen Opfern Niemand auf dem Platze. Iwan ließ das Volk zuſammentreiben, damit es Zeuge ſeiner Gerechtigkeit ſei, ſchenkte 180 der Angeklagten das Leben und dann folgte in vier Stunden die unſagbar martervolle, weder von den ſchlimmſten römiſchen Imperatoren, noch von den blutigſten Deſpoten des Orients je übertroffene Hinrichtung der übrigen 120. Als Erſter fiel der Kanzler Wiskowaty, wegen verrätheriſcher Verbindung mit der Krim, dann der Schatzmeiſter — ſeine ehemaligen Günſtlinge Baſmanow, Wjäſemsky waren auf der Folter geſtorben — und ſo fort in blutiger Reihe.

Als die Arbeit gethan war, umritt der Zar den Richtplatz und ſuchte gleich darauf die Frauen der beiden Vornehmſten auf, um ſich an ihrem Kummer und ſchließlich an ihren Folterqualen zu weiden. Dann trat eine dreitägige Pauſe ein, am vierten Tage folgten neue Hinrichtungen. Die Frauen aber der geſchlachteten Edelleute wurden ertränkt.

Ob dieſen letzten Hinrichtungen mehr als ein bloßer Verdacht zu Grunde gelegen hat, läßt ſich mit Sicherheit nicht entſcheiden. Faſt ſollte man zur Ehre des ruſſiſchen Volkes wünſchen, daß wenigſtens der Wunſch dageweſen iſt, ſich von dem unmenſchlichen Tyrannen zu befreien. Aber einen Beweis dafür giebt es nicht. Thatſache iſt nur, daß Iwan wirklich in ſtetem Verfolgungswahn lebte und voll überzeugt war, ſich im Stande der Nothwehr zu befinden. Wenn es aber heute unter den ruſſiſchen Geſchichtsſchreibern aufgekommen iſt, Iwan nicht nur zu entſchuldigen, ſondern gar zu verherrlichen, ſo läßt ſich daraus nur der Schluß ziehen, daß auch ein neuer Iwan IV. noch Raum auf dem Boden des alten Moskau finden würde.

Uebrigens hat der von Sorge, Furcht und Rachſucht beſeſſene Herrſcher ſich innerlich tief unglücklich gefühlt. Wir haben dafür das merkwürdige Zeugniß, das er in ſeinem 1572 verfaßten Teſtamente niedergelegt hat. Die Schatten, gegen welche er kämpfte, waren ihm zur Wirklichkeit geworden. Er lebte der Ueberzeugung, daß er durch die Bojaren aus ſeinem Reiche vertrieben, für ſich und ſeine Kinder einen Kampf auf Leben und Tod mit ſeinen und ſeines Hauſes Feinden führen müſſe. Vor dieſem Triebe der Selbſterhaltung trat jede andere Empfindung zurück: der Gedanke, daß er Pflichten gegen ſein Volk habe, iſt ihm überhaupt nicht gekommen. Die wunderlichen genealogiſchen Anſchauungen über den Urſprung ſeines Geſchlechtes führten ihn zur Ueberzeugung, daß er anderen Blutes ſei als ſeine Unterthanen. Die Ruſſen, ſagte er einem engliſchen Geſandten, ſeien alle Spitzbuben, und als dieſer ihn lächelnd daran erinnerte, daß er ja ſelbſt Ruſſe ſei, antwortete Iwan: nein, er ſei deutſcher Herkunft. Es lohnt, den Wortlaut des Teſtamentes von 1572 kennen zu lernen. Der Eingang erinnert an ein berühmtes Schreiben des Tiberius an den Senat: „Mein Körper iſt erſchöpft, mein Geiſt verdüſtert, die Eiterbeulen

an meiner Seele und an meinem Leibe vermehren ſich und kein Arzt iſt da, mich zu heilen. Ich wartete, ob ſich Jemand meiner erbarmen wolle — doch Niemand kam zu mir. Ich aber ſuchte keinen Tröſter, ſie haben mir Gutes mit Böſem, Liebe mit Haß erwidert.“ Immer wieder ſchärft er den Söhnen ein, Niemandem zu trauen, überall ſelbſt einzuſehen, denn nur ſo könnten ſie dem Einfluſſe Anderer entgehen. Ihn hätten die Bojaren von Land und Leuten vertrieben, daß er im Reiche umher irren müſſe, darum ſollen ſeine Söhne zuſammenhalten, bis ſie der Feinde Herr geworden, und erſt danach ſoll der Jüngere ein Theilfürſtenthum erhalten. Jedoch ſo, daß er in völliger Abhängigkeit dem Aelteren gegenüber bleibt und dieſem in keinem Dinge zu widerſprechen oder zu widerſtehen verſuchen ſoll. Die Opritſchnina beizubehalten oder abzuſchaffen, überläßt er dem Ermeſſen ſeines Nachfolgers. Der Seelen ihrer Eltern ſollen ſie gedenken, ſelbſt wenn ſie in Verfolgung und Verbannung leben, in Liturgien, Todtenämtern, Litaneien, mit Almoſen und Fürbitten, ſoviel möglich, für ſie Sorge tragen. Eine innere Wandlung im Zaren iſt nicht mehr eingetreten. Die Opritſchnina wurde beibehalten, wenn auch zuletzt unter dem weniger verfaßten Namen des „Hofes.“ Das Mißtrauen gegen die Landſchaft dauerte fort und ging zuletzt ſo weit, daß (wahrſcheinlich 1575) er den Zarentitel und die Leitung des nicht zur Opritſchnina gehörenden Rußlands einem getauften Tataren Simeon Bekbulatowitſch übertrug, der einige Jahre lang ohne jede factiſche Macht Krone und Scepter führte, um wieder in Vergeſſenheit zu verſchwinden, ſobald Iwan für nöthig fand, ihn zu entfernen.

Um das faſt unerſchöpfliche Thema der von dem ſchrecklichen Zaren vollzogenen Hinrichtungen zu erledigen, ſei noch eines merkwürdigen Documentes Erwähnung gethan, welches der Senator Borosdin im Jahre 1809 auf einer archäologiſchen Reiſe im Cyrilluskloſter zu Bjeloſero fand. Es waren einige Blätter in 16°-Format, deren Inhalt durch die folgenden Eintragungen in den Kloſterbüchern erläutert wird: Der Zar, Goſſudar und Großfürſt Iwan Waſſiljewitſch hat für die Geächteten 900 Rubel geſchenkt. Ihre Namen ſind im Synodik eingetragen. Man ſingt für ſie Todtenmeſſen, Liturgien und Litaneien am Sonnabend in der Faſtenwoche.“

Und an anderer Stelle: „Am Sonnabend in der Faſtenwoche für die Geächteten, Erſchlagenen, Ertränkten und Verbrannten mit ihren Frauen, Kindern und ihrem Geſinde. Ihre Namen aber ſtehen im Synodicum. Die Todtenmeſſen ſingt man gemeinſam. „Der Zar und Großfürſt Iwan Waſſiljewitſch hat dafür 2200 Rubel auf zwei Landgüter angewieſen.“

Dann folgt im Synodicum die Aufzählung der Opfer in ſchier endloſer Reihe: Zunächſt diejenigen, deren in allen Gottesdienſten gedacht werden ſoll. Drei Namen aus der Verwandtſchaft des Zaren: Eudoxia, Maria, Alexandra. Gedenke, Herr, der Seelen deiner verſtorbenen Diener und Dienerinnen unſerer Zeit, von Adam bis zu dieſem Tage. Gedenke ihrer, Herr! Des Kaſarin und ſeiner beiden Söhne und der zehn, die ihnen zu Hilfe kamen; des Iſchuk,

Bogdan, Iwan, Iwan, Ignati, Grigori, Feodor, Iſtom, des Fürſten Waſſili von Roſtow, des Nikifor, Waſſili, Waſſili Chlunew u. ſ. w. Der 20 Leute des Iwanow im Dorfe Komenſkoje, des Michail Maſilow, der 39 in Gubina .... der 87 in Matweiſchewo .... Gedenke, Herr, der Seelen deiner Knechte in Nowgorod 1505 Mann.[1])

Für Pſkow nimmt der Zar 190 Seelen auf ſein Gewiſſen, dann folgt wieder eine lange Reihe von Namen, dazwiſchen aber nur Zahlenangaben, wo Iwan ſich der Einzelnen nicht erinnern konnte. Später hat der Zar dann noch eine Ergänzungsliſte meiſt aus früherer Zeit hinzugefügt, 580 Namen, in Summa 3248 Seelen. Der Zar hat ſich merkwürdiger Weiſe verzählt, denn der Schluß lautet, etwa wie man ein kaufmänniſches Rechnungsbuch ſchließt: „Das macht 3470 Menſchen.“ Wir können Iwan nachweiſen, daß er lange nicht alle ſeine Opfer aufgezählt hat. So fehlt z. B. der Metropolit Philipp, an deſſen Tod er offenbar nicht Schuld tragen wollte, ebenſo wird von den vier von Iwan vergifteten Kindern des Fürſten Wladimir Andrejewitſch nur eine Tochter erwähnt. Es iſt nicht denkbar, daß in beiden Fällen ein Gedächtnißfehler vorliegt. Der Zar wird einen Grund gefunden haben, der ihm die Möglichkeit bot, die Schuld auf Andere zu wälzen. Endlich fehlen in dieſer Liſte alle diejenigen, welche nicht ruſſiſchen Glaubens waren. Die ungezählten proteſtantiſchen Gefangenen aus Livland, die Iwan bei verſchiedenen Gelegenheiten umbringen ließ, zählen für ihn ebenſo wenig mit, wie diejenigen, die er in Feindesland aus Grimm oder Luſt zu Tode brachte. Die Summe aller Opfer ſeiner tyranniſchen Raſerei entzieht ſich aber jeder Berechnung.

Man ſollte es kaum für glaublich halten, daß gerade in dieſer Periode, da die Ruchloſigkeit des Zaren ihren Höhepunkt erreichte, ſich ihm politiſche Ausſichten von der allergrößten Tragweite boten

Siebentes Kapitel.

Die Kriſis in Polen und der Zar.

In Polen hatte trotz des Edictes vom 13. Januar 1557 die reformatoriſche Bewegung an Umfang ſtetig zugenommen. Freilich war ſie mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen. Man konnte Ende der fünfziger Jahre unter den 25 000 Szlachtizenfamilien etwa 1000 proteſtantiſche zählen,

1) Hier zählt Iwan wohl nur diejenigen, die er perſönlich umgebracht oder ſelbſt verurtheilt hat, Kurbsky will wiſſen, daß an einem Tage mehr als 15 000 erſchlagen wurden, eine andere Quelle ſpricht von 27 000, der glaubwürdige Pleskauer Chroniſt von 60 000.

aber in den Städten hatte ſich faſt ausſchließlich das deutſche Element der Reformation zugewandt und die Bauernſchaft blieb gänzlich unberührt.

Die Macht der Reformation beruhte auf dem Bündniß der Szlachta mit dem Proteſtantismus. Auch in den Kreiſen der katholiſchen Szlachtizen hatte man volle Sympathie für den Gedanken, daß die Kirche dem Staat unterworfen ſein müſſe, und wenn in Kleinpolen die Szlachta thatſächlich die Leitung der evangeliſchen Gemeinden in ihre Hände genommen hatte, erweiterte ſich dies Verhältniß zu dem allgemeinen Gedanken, ganz abgeſehen von den confeſſionellen Unterſchieden, die Szlachta in ganz Polen ebenſo zur Herrin der Geiſtlichkeit zu machen, wie ſie bereits Herrin des Bauern- und Bürgerſtandes war. Viele Momente wirkten dahin, die Erreichung dieſes Zieles möglich erſcheinen zu laſſen.

Wir haben mehrfach Gelegenheit gehabt, zu ſehen, wie ſehr ſich die Reformation in den Dienſt des polniſchen Kleinadels ſtellte. Die religiöſe Freiheit galt doch im Grunde nur für ihn und es zeugt für die Oberflächlichkeit der Auffaſſung dieſer Kreiſe, wenn erſt 1563 eine Bibelüberſetzung erſchien, wenn man in vielen Fällen ſich damit begnügte, die katholiſchen Prieſter zu verjagen, ohne ſie durch evangeliſche zu erſetzen, wenn endlich faſt nichts für die Hebung des Unterrichts, namentlich des Volksſchulweſens geſchah, das uns ſonſt überall als wirkſamſtes Rüſtzeug der „reinen Lehre“ erſcheint.

Dazu kam die Unmöglichkeit, eine Verſtändigung der verſchiedenen proteſtantiſchen Gruppen in Bezug auf die Glaubensfrage und auf die Kirchenverfaſſung herbeizuführen. Selbſt eine ſo hervorragende Perſönlichkeit, wie Jan Laski, der von 1556—1560 an der Organiſation der calviniſchen Gemeinden in Kleinpolen arbeitete, vermochte nicht durchzudringen. Eine Verſtändigung mit den huſſitiſch geſinnten Großpolen erreichte er nicht und auch in Kleinpolen wurde die von ihm geſchaffene Organiſation ſchon wenige Monate nach ſeinem Tode modificirt, um dem Laienelement oder, was hier gleichbedeutend war, der Szlachta größeren Einfluß in der Kirche zu ſchaffen. Auch mit den Lutheranern war der gemeinſame Boden zu einem für alle Theile annehmbaren Glaubensbekenntniß nicht zu finden, vollends ausſichtslos aber wurde ein Zuſammengehen, ſeit die Socinianer ſich in Polen feſtgeſetzt hatten.

Die von Italien ausgegangene Richtung der radicalen Antitrinitarier fand in Polen einen beſonders günſtigen Boden. Schon zwei Jahre, nachdem Servet in Genf verbrannt war, 1555, hören wir von Anhängern, die er in Polen habe. Bald von dieſem, bald von jenem Geiſtlichen heißt es, daß er verdächtig ſei, aber ſolange Jan Laski lebte, wagten die Antitrinitarier nicht offen hervorzutreten. Georg Blandrata und Lelius Socinus, der zwiſchen 1558 und 1559 nach Polen gekommen war, traten erſt ſeit 1561 offen mit ihrer Lehre auf. Sie haben namentlich dem Calvinismus großen Abbruch gethan, und wenn ſie auch 1562 feierlich verflucht wurden, gewannen ſie doch immer mehr Boden: in Polen wie in Littauen fielen ihnen diejenigen zu, welche die alte Kirche nicht zu feſſeln vermochte. Gerade die in ihrem

Radicalismus vor keinen Schlüssen zurückschreckende Lehre der Socinianer zog den slavischen Geist besonders an. Als sie 1563 eine Uebersicht über ihren Gewinn hielten, konnten die Antitrinitarier nicht weniger als 42 Prediger aufführen und schon 1566 finden wir sie in der Landbotenstube vertreten. Für Polen galt thatsächlich das kühne Epigramm:

Alta ruit Babylon: destruxit tecta Lutherus,
Muros Calvinus, sed fundamenta Socinus.

Wir können hier auf die höchst interessanten Einzelheiten dieser Entwickelung nicht eingehen. Der Katholicismus selbst hat das Aufblühen der zahlreichen antitrinitarischen Secten befördert, weil er in ihnen ein zersetzendes Element sah und trotz aller Ketzerei der kirchlichen Einheit in katholischem Sinn noch den Sieg zu sichern hoffte. Freilich war nicht denkbar, daß der polnische Katholicismus aus eigener Kraft eine Wiedergeburt erfahren könne. Der gesammte Episcopat, den damaligen Primas Jacob Uchanski



Goldmünze, 10 Dukatenstück, von König Sigismund August von Polen.

Für Littauen geprägt. Umschrift der Vorderseite: † SIGIS · AVGVSTVS · D · G · REX · POLONI · MAG · DVX · LITVA; im Felde das gekrönte Bildniß des Königs, zu beiden Seiten die Jahreszahl 1562, umgeben von einem Kranze. Umschrift der Rückseite: † MONETA · MAGNI · DVCATVS · LITVAN * IO * FLOR * AVR.; im Felde der littauische Ritter, unter ihm ein Abzeichen von unsicherer Bedeutung. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

(seit 1562 Erzbischof von Gnesen) mit eingeschlossen, war von Freigeisterei berührt und von dem Gedanken einer national-polnischen Landeskirche getragen. Der Reichstag, der von 1562—1563 tagt, hat den König direct aufgefordert, die Frage der Reform in seine Hand zu nehmen, und als er vor der Entscheidung zurückschreckte, machte man mit größerer Aussicht auf Erfolg den Versuch, ihn aus ähnlichen Beweggründen, wie sie Heinrich VIII. von England bestimmt hatten, zu einem Bruch mit Rom zu führen.

Sigismund August stand damals in dritter Ehe mit einer ungeliebten Gemahlin, der Erzherzogin Katharina von Oesterreich, die ihm keine Aussicht auf Nachkommenschaft bot. Die Rechtmäßigkeit der Ehe ließ sich anfechten, da Katharina die Schwester seiner ersten Gemahlin war, eine Scheidung der Ehe durch den Papst war aber unter keinen Umständen zu erwarten. Er-

folgte dann die Scheidung des Königs durch ein Nationalconcil, ſo ſtanden die Neugläubigen und auch die katholiſchen Szlachtizen am Ziel ihrer Wünſche. Auf dem Reichstage von 1565 hat man die Frage der Scheidung zuerſt von proteſtantiſcher Seite angeregt. Nur mit Mühe gelang es dem päpſtlichen Nuntius, den drohenden Schlag zu pariren.

Hätte Sigismund Auguſt ſich zu einem raſchen Entſchluſſe erhoben, ſo fiel ihm, das konnte keinem Zweifel unterliegen, ganz Polen faſt widerſpruchslos bei. Schon nannten ihn die Biſchöfe ihren Oberherrn und Richter, er ſelbſt ſoll erklärt haben, er ſei bereit, eine Bettlerin zu heirathen, wenn ſie ihm nur einen Sohn ſchenken wolle, und ſchon war auch die künftige Königin gefunden: eine Tochter des Fürſten Nicolai Radziwil, des Führers der littauiſchen Proteſtanten. In demſelben Jahre berief Uchanski die Biſchöfe zu einer Synode, um auf derſelben die Frage der Prieſterehe und des Laienkelches zur Berathung zu ſtellen. Nur der äußerſten Anſtrengung des päpſtlichen Nuntius Commendone gelang es, das Zuſtandekommen jener Synode zu verhindern. Aber in höchſter Sorge verließ er Polen, um in Rom perſönlich Bericht über die Gefahren der Lage zu erſtatten.

Drei Momente ſind es, die in dieſen Jahren höchſter Gefährdung dem Katholicismus in Polen die Zukunft gerettet haben: die Unentſchloſſenheit des Königs, die Frage der Union mit Littauen und die Thätigkeit des Cardinals Hoſius und der Jeſuiten. Sigismund Auguſt zögerte und ſchwankte, bis der günſtige Augenblick vorüber war. Noch 1570 war Uchanski bereit, aus eigener Machtvollkommenheit die Ehe des Königs zu ſcheiden, bald danach aber hatte man ihn ſo durch Courtiſanen umgarnt, daß unter Ausſchweifungen, die ſeine Tage verkürzten, ihm vollends alle Willensenergie verloren ging. Schwebte die Möglichkeit der Eheſcheidung auch bis zu ſeinem Tode über der katholiſchen Kirche wie eine gewitterſchwangere Wolke, der Blitz fuhr nicht nieder, denn immer wieder gelang es, den Geiſt des Königs nach anderen Richtungen abzulenken.

Die Frage der Union Polens und Littauens war eines der vorzüglichſten Mittel, den König von der kirchlichen Frage abzuwenden.

Seit der Vermählung Jagiellos mit Hedwig war der Plan der Union immer wieder aufgetaucht.[1]) In den Jahren 1401, 1413, 1499 und 1501 hatten die Polen daran gearbeitet und auch thatſächlich eine Reihe werthvoller Privilegien erlangt, die alle auf das Endziel einer völligen Union beider Reiche hinarbeiteten. Zuletzt war durch eine Declaration von 1564 feſtgeſetzt worden, daß Polen und Littauen ein Reich und ein Volk unter einem Herrſcher, dem Könige von Polen, bilden ſollten. Die Union, wie man ſie in Littauen wünſchte, war ganz anderer Natur. Man wollte die völlige Unabhängigkeit in allen Fragen des inneren Lebens, der Verfaſſung und Verwaltung bewahren

1) Vgl. Tagebuch des Unionsreichstages von Lublin. Petersburg 1869, mit der Einleitung von Kojalowitſch.

und nur im Fall eines Krieges ſich auf einem Reichstage mit den Polen vereinigen. Der König aber ſolle nicht gemeinſam, ſondern von Polen und Littauen beſonders und von beiden Theilen frei gewählt werden. Darüber kam es dann zu heftigen Streitigkeiten. Die Littauer machten mit Recht darauf aufmerkſam, daß jene Declaration von 1564 gegen ihren Willen, und nachdem ſie den Reichstag verlaſſen, zu Stande gekommen ſei, auch den Privilegien von 1413 und 1501 hätten ſie ihre Zuſtimmung nicht ertheilt. Als am 10. Januar 1569 in Lublin der Unionsreichstag endlich zuſammentrat, geriethen die Parteien über dieſen principiellen Gegenſatz auf das Allerheftigſte aneinander. Die Polen waren inſofern die Stärkeren, als ſie den König auf ihrer Seite hatten. Sie verlangten von den Littauern, „daß ſie der Krone Polen Treue ſchwören, mit ihnen in einem Reichstage ſitzen und die polniſch-littauiſchen Angelegenheiten wie die eines Reiches behandeln ſollten.“ Auch konnten ſie auf den kleinen littauiſchen Adel rechnen, der, durch die Fürſten und Senatorenfamilien unter ſtarkem Druck gehalten, lange nicht die gleiche Selbſtändigkeit und Macht genoß, wie die polniſche Szlachta. Die ihnen gebotene Gleichſtellung war ein mächtiges Lockmittel, dem ſie ſchwer zu widerſtehen vermochten. Dazu kam, daß Sigismund Auguſt als Großfürſt von Littauen einen weit größeren Einfluß ausüben konnte als in ſeiner Stellung als König von Polen. Das aber machte ſich die polniſche Unionspartei zu Nutze. Sie, welche in Polen ſtetig an der Minderung der königlichen Befugniſſe arbeitete, brauchte jetzt die Autorität des Königs, um die berechtigten Anſprüche der Littauer auf einen Reſt von Schutzwehren für Aufrechterhaltung ihrer Eigenart zu beſeitigen. Das monarchiſche Gefühl war von Alters her in Littauen weit ſtärker als in Polen. Namentlich in den von ruſſiſcher Bevölkerung bewohnten Gebieten tritt das aus den Verhandlungen des Reichtages klar zu Tage. Es wäre eine weit heilſamere Entwickelung für Polen geweſen, wenn der König mit Hilfe der Littauer das demokratiſche Adelsregiment in Polen geſchwächt hätte — jetzt demokratiſirte er künſtlich den littauiſchen Adel, indem er ihn in die mächtige Organiſation des polniſchen Kleinadels hinein nöthigte.

Es fällt dabei auf, wie unehrlich der König und die Polen gegen Littauen verfuhren. Er einigte ſich mit ſeinen Ständen dahin, die Littauer zu betrügen und zu überrumpeln, und in einer ganzen langen Reihe von Einzelfällen hat dieſe Politik zum Ziele geführt.[1]) Zu einem Ziele freilich, welches im weiteren Verlauf der Entwickelung den Ruin beider Staaten herbeiführen ſollte. Daneben diente die Furcht vor den ruſſiſchen Waffen und die Verweigerung jeder Hilfe vor Vollziehung der Union als mächtiger Hebel.

Der äußere Verlauf des Reichstags war dann in den Hauptzügen der, daß, als Sigismund Auguſt ſchließlich den Littauern kraft ſeiner königlichen

1) Vergl. Kojalowitſch, l. l. X u. XI.

Autorität befahl, die Union zu bewilligen, ſie in höchſter Entrüſtung den Reichstag verließen und alle Vorbereitungen trafen, um ihre Selbſtändigkeit mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die Polen aber brachen den Widerſtand dadurch, daß ſie den König veranlaßten, diejenigen Gebiete Littauens, in welchen trotz Allem ſeine Autorität unerſchüttert feſtſtand, einzeln mit Polen zu verbinden. Das geſchah erſt in Podlachien, dann in Wolhynien, zuletzt in Kiew. Die Wenigen, welche ſich hartnäckig weigerten, die Gewaltthat anzuerkennen, wurden ihrer Aemter entſetzt und ihrer Güter beraubt — Littauen verlor durch einen Federſtrich ſeine reichſten Provinzen und war dadurch ſo ſehr geſchwächt, daß nichts übrig blieb, als in möglichſt vortheilhafter Weiſe nachzugeben. Die alte Sehnſucht der Polen nach Wolhynien war erfüllt und das übrige Littauen fiel ihnen jetzt ohne weitere Schwierigkeit zu. Als König Sigismund Auguſt auf Wunſch der Landboten ein von dieſen ſelbſt verfaßtes Privileg erließ, welches die Vereinigung Littauens und Polens auf Grund des letzten Privilegs König Alexanders und der Warſchauer Declaration ausſprach, waren dadurch den Littauern, wie ſie ſich ausdrückten, die Schwingen gebrochen. Eine Geſandtſchaft, welche ſie nach Lublin ſchickten, um Aufhebung des Unionsdecrets zu erlangen und die Entſcheidung auf einen nächſten Reichstag zu verſchieben, ſcheiterte vollſtändig. Es blieb ihnen, da ſie ohne Wolhynien, Podlachien und Kiew keinen Krieg führen konnten, da außerdem der kleine littauiſche Adel die Magnaten in Stich zu laſſen begann, nichts übrig, als ſich zu fügen. Erſt durch ihre Geſandten, dann in corpore vereinigten ſie ſich wieder mit dem Reichstage und erklärten, daß ſie bereit ſeien, die Union, wie König Alexander ſie formulirt hatte, anzunehmen. Sie behielten dann wenigſtens einen Schein von Selbſtändigkeit: die littauiſchen Aemter, ihr Siegel, ſowie den Titel Großfürſt und Großfürſtenthum Littauen. Aber ſchon fühlten ſich die Polen ihrer Sache ſo ſicher, daß ihnen jedes Nachgeben unnütz ſchien. Nach langen Verhandlungen beſchloſſen daher die Littauer endlich, die Entſcheidung der ganzen Frage dem Könige zu überlaſſen. Am 27. Juni 1569 erſchienen die littauiſchen Senatoren vor dem Könige und den polniſchen Ständen. Der Staroſt von Samaiten ergriff das Wort und bat den König um Schutz für Littauen, zuletzt mit Thränen in den Augen, knieend und mit ihm knieten alle littauiſchen Senatoren und Landboten nieder. Da es das letzte Mal iſt, wo das ſelbſtändige Littauen das Wort ergreift, lohnt es wohl, ihm Gehör zu geben:

„Allerdurchlauchtigſter gnädigſter König!“ — ſo begann der Staroſt von Samaiten — „Ew. Hoheit weiß, daß unſere Angelegenheit nach allen Seiten von den Senatoren und Ständen des Großfürſtenthums Littauen berathen worden iſt. Jetzt iſt ſie ſo weit gediehen, daß wir ſelbſt, ohne unſerem Gewiſſen Zwang anzuthun, uns nicht entſchließen können, von dem zu laſſen, was wir von den Senatoren des Königreichs gefordert haben.

Wir ſind daher als getreue und gehorſame Unterthanen zu Ew. Hoheit

gekommen, um darzulegen, wie die Sache ſteht, d. h. um zu erklären, daß wir am vorigen Freitag auf alle Punkte der Union eingegangen ſind, mit alleiniger Ausnahme der folgenden fünf Punkte: 1) Ueber die Succeſſion, 2) über Livland, 3) über das littauiſche Siegel, 4) über den Warſchauer Receß, 5) über das Lubliner Privilegium. Auf Befehl Ew. Hoheit haben wir mit tiefem Schmerz und in großer Bedrängniß unſeres Gewiſſens uns auch die Zuſtimmung zu dieſen fünf Punkten abdringen laſſen: wie weh das uns thut — können wir mit Worten nicht ſagen. Sind wir doch als treue Söhne des Vaterlandes verpflichtet, mit all' unſeren Kräften für das Wohl desſelben einzutreten — und die ganze Verſammlung wird uns bezeugen, daß wir nach dem Maß unſerer Kräfte dies unſer Vaterland vertheidigt haben, wie wir es bis auf dieſen Tag mit unſerem Blut und Leben als Ganzes behauptet. Wenn wir aber jetzt jenen Schutz nicht bieten konnten, ſo mußten wir den Verhältniſſen weichen, fatis et tempori.

Wir müſſen weichen, aber nicht irgend einem Decret, ſondern dem Willen Ew. Majeſtät, welche die Geſetze ausführt und die unſer Herr iſt, dem wir geſchworen haben. So gehen wir denn darauf ein, daß in Zukunft die Privilegien und die beiden Reichen gemeinſamen Angelegenheiten mit einem Siegel beſiegelt werden. Wir geben nach aus brüderlicher Liebe, damit man nicht glaube, daß wir uns irgend von den Herren Polen und ihrem Staate ſcheiden wollen. Mag ein Siegel an ſolche Urkunden geheftet werden, aber mag für die anderen Dinge das littauiſche Siegel fortbeſtehen.

Wir geben auch in dem nach, worum wir ſo dringend baten, als wir herkamen, d. h. daß unſer blühendes Reich bleibe, wie es bisher geweſen iſt — mag Littauen in Zukunft kein beſonderer Staat mehr ſein.

Was aber Livland betrifft, ſo weiß Ew. Majeſtät, wie wir es vor den Feinden vertheidigt haben, wie viel Ausgaben wir auf uns genommen, wie oft endlich wir unſer Leben und unſer Blut dafür zum Opfer brachten. Und was noch wichtiger iſt, wir haben ihnen geſchworen, daß ſie bei Littauen bleiben ſollten. Wenn daher in Folge der Rathſchläge und des Zuredens Ew. Majeſtät die Livländer ſelbſt ſich von uns löſen wollen, ſo haben wir nichts dagegen, da Ew. Majeſtät uns gleich nach ihrem Ausſcheiden von unſerem Eide löſen wird. Da wir aber, wie ich ausführte, das Land bis heute vor dem Feinde vertheidigt haben und es noch mit Gut und Blut vertheidigen: wäre es billig, uns deshalb zu entſchädigen.

So bleibt mir noch übrig, von der Succeſſion, vom Warſchauer Receß und vom Lubliner Privilegium zu reden. Allerdurchlauchtigſter, gnädigſter König! Wir beſitzen Privilegien der Vorfahren Ew. Majeſtät, welche beweiſen, daß wir unſere Herrſcher frei gewählt haben. Als der Vater Ew. Majeſtät in der Ferne in Schleſien weilte, haben unſere Vorfahren ihn doch gewählt und ſind zu ihm gereiſt, wie er es ſelbſt bezeugt hat. Es bezeugt auch Ew. Majeſtät Vater ruhmvollen Angedenkens, daß wir auch Euch, da Ihr noch ein Kind wart, frei gewählt haben. So iſt es auch zu Zeiten der Ahnen und

Urahnen Ew. Majeſtät geweſen, daß unſere Herrſcher nicht auf Grund eines Erbrechts, aber in Folge unſerer freien Wahl über uns herrſchten. Aber welches Erbrecht Ew. Majeſtät auch in Littauen gehabt haben mag — angenommen, daß ein Erbrecht dort beſtehen kann, wo man frei wählt —, eines ſehen wir klar, daß dieſes Erbrecht, von Ew. Majeſtät durch den Warſchauer Receß und das Lubliner Privileg auf die Krone Polen übertragen, uns zu Knechten des Königreichs macht. Denn wenn wir vererbt werden können und Ew. Majeſtät uns der Krone Polen vererbt, ſo werden wir mit dem übrigen Erbtheil dem Königreich zur Knechtſchaft übergeben.

Wir glauben daher nicht, daß es uns möglich iſt, bei reifem Nachdenken mit gutem Gewiſſen, unter Bewahrung unſeres Ruhmes darauf einzugehen und zu dulden, daß in dem Unionsprivileg, das wir und die Herren Polen uns gegenſeitig ertheilen, der Warſchauer Receß und das Lubliner Privilegium erwähnt wird. Das Lubliner Privilegium, in welchem Ew. Majeſtät dem Königreich dieſes Erbrecht verliehen haben, iſt uns unbekannt, wir haben nie davon gehört und mit Niemandem darüber verhandelt. Ew. Majeſtät wird ſelbſt einſehen, daß wir als ehrliche Leute derartige Dinge nicht durch unſere Zuſtimmung bekräftigen können.

Auch iſt es ja nicht üblich, daß geſchenkte Knechte den Act ihrer Verſchenkung den Herren beſtätigen, wenn wir aber Receß und Privilegium beſtätigen, ſo bekräftigen wir unſere Erbunterthänigkeit und damit unſere Knechtſchaft unter das Königreich Polen.

Da wir nun Niemanden haben, an den wir uns um Hilfe wenden können, als Gott und Euch, unſeren gnädigen Herrn ... an den Vertheidiger unſerer Rechte und den Geſalbten Gottes, ſo ſtehen wir jetzt hier vor dem Throne Ew. Majeſtät. Freiwillig ſind wir hergekommen: auch jetzt ſtehen wir freiwillig hier vor Euch und thun es als getreue und gehorſame Unterthanen gern. Wir flehen in Demuth, unſere Sache ſo zu Ende zu führen, daß ſie uns und unſere Nachkommen nicht in Knechtſchaft und Schande bringe. Ew. Majeſtät dulde nicht, daß man uns beſchimpfe. Mag dieſe Union ſo vollzogen werden, daß nicht der geringſte Fleck auf uns fällt.

Und ſo ſei denn Ew. Majeſtät ſelbſt Hüter und ‚Moderator‘ dieſer Sache; wird ſie in Liebe vollzogen, ſo wollen wir es als die größte Gnade hinnehmen, die uns erwieſen werden kann. Uns und unſeren Enkeln wäre es höchſt ſchmerzlich, wenn die Zeit erweiſen ſollte, daß man nicht in Liebe, ſondern in Sorgen darauf ſehen muß, oder wenn wir uns den Vorwurf machen müßten, daß wir unſere Knechtung nicht erkannt haben.

Wir ſind jetzt dahin gebracht, daß wir in demüthiger Bitte Ew. Majeſtät zu Füßen fallen müſſen!“ Unter lautem Weinen fielen Alle auf die Kniee und der Staroſt von Samaiten fuhr dann fort:

„Herr, wir flehen im Namen Gottes zu Dir, gedenke unſerer Dienſte, unſerer Treue und des von uns vergoſſenen Blutes. Geruhe ſo für uns zu ſorgen, daß unſere Ehre ungekränkt bleibt, daß wir nicht zum Spott und

Hohn werden, daß unſer guter Name und Dein königliches Gewiſſen bewahrt bleibe. Im Namen Gottes bitten wir Dich, deſſen zu gedenken, was Du uns eidlich bekräftigt haſt!"

Bei dieſen Worten ſtanden ſie unter Thränen auf. Auch von uns Polen waren Wenige, die nicht weinten oder von Mitleid bewegt waren, und viele von den Senatoren weinten."

Die Partie war verloren trotz aller Thränen. Der Biſchof von Krakau und einige der Senatoren ſprachen beruhigende Worte, dann ergriff in gleichem Sinne der König zweimal nacheinander das Wort. Auch er mit allen Zeichen äußerer Rührung: in Summa aber blieb es dabei, die Union wurde angenommen, ohne daß die Littauer irgend welche Zugeſtändniſſe erhalten hätten. Am 1. Juli fand die Eidesleiſtung auf die Union ſtatt: zunächſt von den Senatoren des Königreichs, dann von denen des Großfürſtenthums Littauen, darauf folgten die Landboten beider Parteien. Zum Schluß kam es noch zu einer merkwürdigen Scene. Als die polniſchen Senatoren den Schwur leiſteten, dankten ſie Gott, daß er ſie dieſen Tag habe erleben laſſen, und weinten dabei ſo heftig, daß der Kanzler, der die rota juramenti vorlas, nicht weiter konnte und den Eidestext dem Großmarſchall übergab. Erſt nach geraumer Zeit hatte er ſich ſo weit beruhigt, um die Beeidigung zum Abſchluß zu führen. Als dabei die Reihe an den Unterkämmerer Sieniczki kam, zu ſchwören, weigerte er, ſich die Formel „ſo wahr mir Gott helfe, der mit der heil. Dreifaltigkeit eins iſt, und ſein heil. Evangelium" nachzuſprechen. Trotz des Unwillens des Königs blieb er dabei, während andere Antitrinitarier den Saal verließen, ohne zu ſchwören.

Es war ein deutliches Zeichen, wie ſelbſtbewußt gerade die extremſte der reformatoriſchen Richtungen noch auftreten durfte.

Eine nothwendige Conſequenz der littauiſch-polniſchen Union war, daß nunmehr auch das Herzogthum Kurland und das ſogen. überdüniſche Herzogthum, d. h. Livland, förmlich dem geeinigten polniſch-littauiſchen Staate einverleibt wurden. Chriſtoph von Mecklenburg, der all' ſeinen Anſprüchen entſagt hatte, wurde entlaſſen. Nur Riga ſträubte ſich, den beſchwerlichen Eid zu leiſten, und hat erſt 1581 ſich ſehr widerwillig der polniſchen Herrſchaft angeſchloſſen. Damit aber war das Einigungswerk vollzogen und Polen hatte eine friedliche Eroberung gemacht, wie ſie faſt ohne Gleichen in der Geſchichte daſteht.

Die ſtaatliche Einheit war durchgeführt, es handelte ſich jetzt darum, auch die kirchliche Einheit auf Grund der Tridentiner Beſchlüſſe zu erreichen. Daß man — ſehr zum Schaden Polens — auch dieſem Ziel immer näher kam, war das Werk des Cardinals Hoſius und der Jeſuiten. Bei der Veräußerlichung des religiöſen Lebens in Polen kann es kaum Wunder nehmen, daß ein Fremder es war, der die Energie fand, dem neuen Katholicismus, wie er durch die Beſtrebungen des Tridentiner Concils und durch die Thätigkeit der Jeſuiten ins Leben gerufen wurde, zum Siege zu verhelfen.

Dieſer Mann war Stanislaus Hoſius.[1]) Von deutſchen Eltern am 5. Januar 1504 zu Krakau geboren, war Stanislaus in ſtreng kirchlichem Sinne erzogen worden. Er ſtudirte in Krakau, Padua, Bologna und wurde, obgleich er tief in die humaniſtiſchen Tendenzen der Zeit eingedrungen war, durch die Reformation an dem Glauben ſeiner Kinderjahre nicht irre. Vielmehr ſchienen ihm die Zwiſtigkeiten innerhalb der evangeliſchen Kirche die Vollkommenheit und ausſchließliche Berechtigung der alten Lehre zu beweiſen. Er beſchloß, ihr ſein Leben und ſeine Geiſteskraft zu widmen. Schon unter Sigismund I. nahm er als Geheimſecretär des Königs eine hervorragende Stellung ein. Sigismund Auguſt hat ihn zu wichtigen diplomatiſchen Miſſionen benutzt und überraſchend ſchnell hat er darauf die Staffel der geiſtlichen Würden erſtiegen.

Schon 1551 finden wir ihn als Biſchof in Ermeland, eine Stellung, die von großer politiſcher Wichtigkeit war, da ſich mit ihr das Präſidium im preußiſchen Landesrath verband. Von vornherein erkannte er die Gefahren, welche der katholiſchen Kirche in Polen drohten, vollkommen klar. Ohne in den Parteivorurtheilen des polniſchen Adels zu ſtehen, lebte er nur den Intereſſen der Kirche: wo irgend möglich, durchkreuzte er die Abſichten der Proteſtanten, die für die Kircheneinheit gefährliche Idee eines polniſchen Nationalconcils fand an ihm ihren entſchiedenſten Gegner. Auf Landtagen und Synoden wie am Hofe des Königs machte ſein Einfluß ſich geltend, ſeine confessio fidei catholicae Christianae war vor dem tridentiniſchen Glaubensbekenntniß die correcteſte Faſſung der katholiſchen Rechtgläubigkeit. Papſt Paul IV. hat deshalb den Nuntius Lippomano ausdrücklich darauf hingewieſen, in allen Dingen den Rath des bewährten Biſchofs von Ermeland einzuholen.

Bald meinte man in Anbetracht der ſchweren kirchlichen Kriſis ihn in Rom als regelmäßigen Berather nicht entbehren zu können. Er entwickelte hier dem Papſte ſeine Anſichten über die Geſammtlage der Kirche und trat 1559, ohne deshalb ſein Bisthum aufzugeben, in die unmittelbaren Dienſte der Curie. Eine ſehr merkwürdige und ungewöhnliche Verbindung, die in der Bedeutung ihre Erklärung findet, die man dem Manne beimaß.

So iſt er als päpſtlicher Nuntius 1560 am Hofe Ferdinands thätig geweſen, um die Wiedereinberufung des unterbrochenen Concils durchzuſetzen. Es iſt bekannt, daß er ſeinen Zweck erreichte, weniger wohl, daß er einen ſtarken Eindruck auf den Erzherzog Maximilian, den künftigen Kaiſer, machte und ihn — wenigſtens nimmt Hoſius das Verdienſt für ſich in Anſpruch — von ſeinen proteſtantiſchen Ueberzeugungen zur katholiſchen Lehre zurückführte. Mit dem Cardinalshut belohnt, hat Hoſius als einer

---

1) Vergl. Eichhorn, Der ermeländiſche Biſchof u. Cardinal Stanislaus Hoſius. Mainz 1854—55. — Schukowitſch: Cardinal Hoſius. Petersb. 1882 (ruſſiſch). — Allgemeine deutſche Biographie, Artikel Hoſius von Th. Hirſch.

der fünf päpſtlichen Legaten regen Antheil an der Leitung und an den Arbeiten des Concils genommen.

Der „Gott der Papiſten," wie ihn die Proteſtanten wohl nannten, duldete



Stanislaus Hoſius.

keine Compromiſſe. Erſt Ende 1563 kehrte er nach Polen zurück und blieb dort bis kurz nach Vollzug der Union von Littauen und Polen. Ihm hat die katholiſche Kirche es zu danken, wenn der König die Satzungen des Tridentinums anerkannte und wenn die zu Proteſten geneigte Geiſtlichkeit

weder zu Provinzialconcilien noch auch zu dem heißerſehnten Nationalconcil kam. Es trat aber noch ein Moment hinzu, um dieſem letzten Aufenthalt des Cardinals auf polniſchem Boden entſcheidende Bedeutung zu geben. Auf ſeine Anregung und in ſeinem Gefolge haben die Jeſuiten feſten Fuß in Polen gewonnen.

Bereits in Trient hatte Hoſius ſich mit dem Jeſuitengeneral Lainez dahin verſtändigt, daß es nothwendig ſei, den Orden auch nach Polen zu verpflanzen. 1564 ſind darauf die erſten Jeſuiten in Heilsberg eingetroffen, und 1565 eröffneten ſie ihr berühmtes Collegium in Braunsberg, das zum Mittelpunkt der Gegenreformation für das ganze nordiſche und öſtliche Europa werden ſollte, in den Jahren 1566 bis 1568 will der päpſtliche Nuntius Ruggieri gar von 10000 Seelen wiſſen, die ſie dem Katholicismus wiedergewonnen hätten. Von Ermeland aus drangen ſie nach Plock und von dort aus immer weiter nach Süden und Oſten. Ueberall drängten die beſſer organiſirten Jeſuitenſchulen mit ihren trefflichen Lehrern und ihrem unentgeltlichen Unterricht die reformirten Schulen zurück; nur die Socinianer leiſteten ihnen erfolgreichen Widerſtand und konnten ſogar noch Erfolge aufweiſen. Aber gerade die Socinianer wurden von Hoſius und den Jeſuiten gefördert. Wäre ihnen auch das Liebſte geweſen, wenn König Sigismund Auguſt mit einem raſchen Schlage alle ketzeriſchen Prediger vertrieben hätte, ſo ſahen ſie doch, daß dieſes Ziel nicht zu erreichen war. Sie riethen daher dringend, allen Secten in praxi gleiche Duldung zu Theil werden zu laſſen, damit ſie in gegenſeitigem Kampfe einander aufrieben: „Sie alle ſind gleiches Teufelswerk!“ Der Socinianismus aber bot durch ſeine Leugnung der Trinität ſo faßbare Angriffspunkte, daß es den Jeſuiten leicht wurde, durch den Hinweis auf dieſe angeblich nothwendige Conſequenz der Reformation, ängſtliche und ſchwache Gemüther zu gewinnen. Eine allgemeine Gährung machte ſich in Polen wie in Littauen merklich; die Proteſtanten fürchteten für die Zukunft, die mit Polen vereinigten ruſſiſchen Provinzen hielten ihre kirchliche Freiheit ebenfalls nicht ohne Grund für gefährdet, die Union mit Polen, wie ſie den Littauern aufgezwungen war, wurde ſchon 1569 und noch mehr in den nächſtfolgenden Jahren als tyranniſcher Zwang empfunden, die offene Frage der Eheſcheidung des Königs endlich und die völlige Ungewißheit über die Thronfolge, das Alles wirkte dahin, auswärtigen Intriguen ein weites Feld zu eröffnen. Die Nachbarn Polens begannen ſich zu regen, um zur Stelle zu ſein, wenn die Kriſis — wie über kurz oder lang geſchehen mußte — zum Ausbruch gelangte.

Da waren zunächſt Schweden und Dänemark, von denen Letzteres im Bündniß mit Sigismund Auguſt die Anſprüche des Herzogs Magnus zu verfechten ſuchte, Erſteres gegen Polen und Dänemark zugleich, aber im Frieden mit Rußland von ſeiner feſten Stellung in Eſtland aus nach Süden vorzudringen bemüht war. Der Herzog Magnus aber trug ſich mit der ehrgeizigen Hoffnung, die Schweſter des Polenkönigs heimzuführen. Zweimal, 1565 und

1569, hat er um sie gefreit, beidemal wurde er abgewiesen. Die Anwartschaft auf den polnischen Thron, welche jene Ehe geboten hätte, war man nicht gesonnen, ihm zuzuwenden. Auch sprachen außer der geringen Garantie, welche die Persönlichkeit des jungen Herzogs bot, noch andere, politische Gründe dagegen. Der im Februar 1569 zwischen Dänemark und Schweden geschlossene Friede wurde schon im August gebrochen, und da Magnus nicht weniger als das ganze überdünische Livland zum Brautschatz verlangte, wies Sigismund August, schon um nicht den kürzlich abgeschlossenen Stillstand mit Moskau zu brechen, den Herzog auf das Entschiedenste zurück.

Das aber führte Magnus zu Verhandlungen mit Iwan dem Schrecklichen.

Nun hatte Moskau in letzter Zeit den livländischen Krieg nur lässig betrieben. Durch die inneren Angelegenheiten und seine stete Furcht vor Verrath eingenommen, hatte Iwan den Gedanken gefaßt, die russische Herrschaft über Livland mittelbar, durch einen deutschen Fürsten, den er mit Livland zu belehnen dachte, für sich zu gewinnen.

Schon 1564 hatte er dem alten Meister Fürstenberg einen dahin zielenden Antrag gemacht; da der Meister aber ablehnte und im folgenden Frühjahr starb, schwand diese Aussicht und der Plan ruhte eine Zeitlang, bis Iwan in zwei livländischen Edelleuten, Taube und Kruse, die nach langer und harter Gefangenschaft in den Dienst des Zaren getreten waren, die Werkzeuge gefunden zu haben meinte, um in anderer Weise das Ziel zu erreichen. Sie beuteten die Verzweiflung des unglücklichen Landes, das trotz der neuen Schutzherren in stets gleicher Bedrängniß und Gefahr lebte, aus, um dem Zaren eine Partei im Lande zu machen. Es gelang ihnen auch wirklich, im Erzstift Riga, das von den littauischen Präsidien am meisten zu leiden hatte, Boden zu gewinnen. Anfang 1569 waren sie mit der Ritterschaft des Erzstifts in Verhandlung und zugleich haben sie in noch nicht aufgeklärten Beziehungen zum Herzoge von Preußen gestanden. Als dieser Anschlag, wir wissen nicht aus welchen Ursachen, in sich zusammenfiel, ließ der Zar die livländische Krone erst dem Herzoge Gotthard Kettler und, als dieser ablehnte, dem Herzoge Magnus antragen. Er hoffte dabei, daß es ihm gelingen werde, wenn erst der livländische König da sei, Reval und dann das übrige Livland zum Abfall zu bewegen. In den Fasten des Jahres 1569 haben darüber Besprechungen zwischen Taube und den Revalensern stattgefunden. Auf Schweden brauchte keine Rücksicht genommen zu werden, da Iwan, seit der wahnsinnige Erich XIV. gestürzt war und König Johann III. den schwedischen Thron bestiegen hatte, sich durch den Friedensschluß, in welchem er Estland an Schweden abgetreten hatte, nicht länger gebunden fühlte. Auch spielte dabei ein sehr persönliches Moment mit. König Johann war seit 1562 mit Katharina, der Schwester Sigismund Augusts, vermählt und der Zar hatte von Erich XIV. die Auslieferung Katharinas verlangt, um sie zu heirathen. Sie war ihm — was kaum glaublich erscheint, aber thatsächlich feststeht — auch wirklich versprochen worden. Nur die Katastrophe des Königs vereitelte den Frevel. So sah

Iwan in dem neuen Könige nicht nur einen perſönlichen Feind, ſondern auch den natürlichen Bundesgenoſſen Polens.

Als daher Reval ſich entſchloſſen zeigte, bei Schweden auszuharren, brachte er ſeine Verhandlungen mit Herzog Magnus zum Abſchluß.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle dieſe weiten Pläne in die Zeit fallen, da Iwan auf dem Höhepunkt ſeiner Tyrannei ſtand. Wenige Wochen nach der Verwüſtung Nowgorods traf Herzog Magnus in Moskau ein. Der Zar empfing ihn mit größter Herzlichkeit und mit all' dem Prunk, den er zu entfalten liebte. Er proklamirte ihn zum Könige von Livland und verlobte ihn mit Euphemia, der Tochter des unglücklichen Wladimir Andrejewitſch.

Die Urkunde, welche den Vertrag zwiſchen dem neuen Könige und dem Zaren feſtigte, begann mit einem Gnadenact. Den vor Jahren nach Rußland geführten Bewohnern Dorpats wurde die Rückkehr geſtattet. Dann wurde beſtimmt, daß Magnus dem Zaren Treue zu ſchwören habe und, falls Iwan ſelbſt ins Feld ziehe, ihm mit 1500 Reitern und ebenſo vielen Knechten Heeresfolge leiſten müſſe. Zieht der Zar nicht ins Feld, ſo darf auch Magnus zu Hauſe bleiben. Die Löhnung der Truppen des Königs von Livland übernimmt der Zar. Zieht Magnus allein in den Krieg, ſo ſoll er den zariſchen Wojewoden im Rang vorausgehen, will er aber im Kriegsfall ſelbſt zu Hauſe bleiben, ſo hat er 3 Thaler für jeden Reiter und $1^1/_2$ Thaler für jeden Knecht zu zahlen.

Dem Könige, ſeinen Nachfolgern und allen Livländern insgeſammt wird die Augsburgiſche Confeſſion gewährleiſtet.

Die livländiſchen Städte ſollen frei nach Rußland Handel treiben, aber auch allen Ausländern freien Durchzug gewähren.

Sollten Riga, Reval oder andere Städte den König nicht anerkennen wollen, ſo will der Zar ſie zum Gehorſam nöthigen.

Endlich, und das iſt wohl der ſeltſamſte Punkt dieſes Vertrages, nach Magnus' Tode ſollen die Livländer ſich ihren König frei wählen dürfen.

Sowohl Magnus als der Zar glaubten, daß es möglich ſein werde, auf Grund dieſes Vertrages den Anſchluß der Livländer an dieſen König von Moskaus Gnaden zu erreichen. Die Spitze desſelben richtete ſich vor Allem gegen Schweden, weil man mit Littauen einen Stillſtand hatte und gerade damals durch die oben geſchilderten inneren Verhältniſſe Polen-Littauens ſich dem Zaren Ausſichten boten, die er unmöglich von der Hand weiſen durfte.

Im Frühling eben jenes blutigen Jahres nämlich waren auch Geſandte unter der Führung von Jan Krotszewski und Nicolaj Talwosz in Moskau erſchienen, um einen Frieden auf längere Zeit zum Abſchluß zu bringen. Als die üblichen Streitigkeiten über die gegenſeitigen Grenzen eine Verſtändigung unmöglich zu machen ſchienen, erbaten ſie ſich eine Audienz beim Zaren.[1])

1) Vergl. Solowjew. Bd. VI, pg., 237 sq., wo die ungedruckten Geſandtſchaftsbücher theils wörtlich, theils inhaltlich wiedergegeben ſind.

Als sie vor Iwan standen, erklärten sie ihm, er möge doch den Frieden abschließen, da das ihm großen Nutzen bringen werde. Und als er nun weiter fragte, antworteten sie: „Der Senat der Krone Polen und des Großfürstenthums Littauen haben gemeinsam darüber berathen, daß der König keine Kinder hat. Wenn ihn nun Gott aus dieser Welt ruft, meinen beide Senate, daß es nicht gut wäre, einen König aus muselmännischen oder aus anderen Ländern zu nehmen; sie wollen freiwillig und ungezwungen einen Herrscher slavischen Stammes wählen, und neigen zu Dir, großer Zar, und zu Deinen Nachkommen."

Darauf antwortete Iwan: „Wir haben davon schon gerüchtweise gehört. Durch Gottes Barmherzigkeit und durch die Gebete unserer Voreltern ist unser Reich ohnehin groß, weshalb sollten wir das Eurige wollen? Wenn ihr aber uns haben wollt, so ist es euch nützlich, uns nicht zu erzürnen, sondern zu thun, was wir durch unsere Bojaren euch sagen lassen." Daran knüpfte er eine lange Rede, die in den russischen Gesandtschaftsbüchern nicht weniger als 44 Seiten einnimmt und den historischen Nachweis liefern sollte, daß alle Schuld an den russisch-polnischen Gegensätzen dem Könige und dessen Vorfahren zufalle.

Trotzdem kam es zu einem Stillstande auf die Zeit von drei Jahren, inzwischen aber solle über einen Definitivfrieden verhandelt werden.

Iwan fertigte auch sogleich eine Gesandtschaft an Sigismund August ab. Die Instruction ist erhalten und höchst charakteristisch. Frage man die Gesandten nach dem Anlaß der letzten Metzeleien, so sollen sie sich erstaunt stellen, daß man in Polen davon gehört habe. Der Zar habe seine Verräther gestraft und den Nowgorodern und Pskowitern wegen Littauens gezürnt. Dann heißt es weiter:

„Stirbt der König und wählt man einen König aus anderen Ländern, so soll mit ihm der Stillstand nicht bekräftigt werden, sondern er soll Gesandte nach Moskau schicken. Wird aber einer der Pane (ein Piast) gewählt, so sollen unsere Gesandten nicht an den Hof gehen; wenn man sie aber dazu zwingt, sollen sie sich setzen, keinen Gruß geben und die Botschaft nicht ausrichten, sondern sagen, der ist unser Bruder, zu dem hat man uns nicht geschickt."

Die Gesandten meldeten, nachdem sie angelangt waren, daß man Wilna so gut wie verloren gebe und Alles die Stadt verlasse. Beide Senate seien darin einig, daß sie den Zaren oder den Zarewitsch zum Könige haben wollten. Den Türken wollten sie nicht, vom Kaiser aber glauben sie keinen Schutz zu haben. Der König habe seinen Neffen von Ungarn zum Nachfolger haben wollen, doch sei der Prinz gestorben. In Warschau sage man, kein Anderer als der Moskowiter solle König werden, der Adel bestelle sich schon moskowitische Kleider und Viele tragen sie bereits. Im Schatze der Königin sammle man Edelsteine und Gewänder Moskauer Geschmackes und die Königin würde den Zaren gern nehmen."

So weit war es nun freilich nicht. Iwan legte im Augenblick größeren Werth auf die Ausführung ſeiner livländiſchen Pläne und verhielt ſich daher den Polen gegenüber halb ablehnend. Er fand ſeinen Vortheil darin, daß man es nicht mit ihm verderben wollte, und meinte mit ganz anderem Gewicht auftreten zu können, wenn ihm das ſchwediſche Livland in die Hände gefallen wäre. So ſpitzte ſich Alles zu einer großen Entſcheidung zu. Gelang es Magnus, in Livland feſten Boden zu gewinnen und ſeinem Königthum ein Fundament an Land und Leuten zu ſichern, ſo hatte Iwan ſein nächſtes Ziel erreicht und nicht ohne Ausſicht auf Erfolg durften dann ſeine littauiſchen und polniſchen Anhänger darauf rechnen, für den Fall der polniſchen Thronerledigung ſeine Candidatur zur Geltung zu bringen.

Man ſieht, daß es ſich um eine Entſcheidung über die Zukunft des öſtlichen Europa handelte, als König Magnus im Sommer 1570 mit ruſſiſchen Truppen, die durch den Zuzug getäuſchter oder durch die Noth der Zeit politiſch demoraliſirter Livländer weſentlich geſtärkt waren, heranzog, um vor Allem Reval, den Fels und Hort der ſchwediſchen Macht in den alten Ordenslanden, einzunehmen.

Wenige Monate, bevor das Magniſtiſche Heer — ſo ſagte man damals — vor Reval[1]) eintraf, hatte durch einen Handſtreich, deſſen Anlage wahrſcheinlich auf Taube und Kruſe zurückzuführen iſt, ein livländiſcher Landsknechtsführer in ſchwediſchen Dienſten, Claus Kurſel, ſich der Burg von Reval, des ſogenannten Domes, bemächtigt und den ſchwediſchen Commandanten Gabriel Chriſtiernſen gefangen geſetzt. Die Abſicht war, Knechte des Königs Magnus heranzuziehen und, wenn Magnus mit ſeinem ruſſiſchen Heere herannahe, ihm Schloß und Stadt in die Hände zu ſpielen. Zum Glück entriß ſchon am 24. März ein kühner Soldatenſtreich den Verräthern die Burg. Als König Magnus am 21. Auguſt 1570 vor den Thoren Revals erſchien, war die Stadt entſchloſſen, ſich bis aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Weder die 25 000 Ruſſen, die Magnus aus Moskau heranführte, noch die ſogenannten Hofleute, die ſich ihm angeſchloſſen hatten, vermochten die Stadt zu nehmen. Auch das aus Narva geholte ſchwere Geſchütz und 5000 Opritſchniks, welche der Zar im Spätherbſt ſandte, brachten keine Erfolge. Obgleich die von Schweden verſprochene Hilfe nicht eintraf, wieſen die tapferen Bürger und die kleine Schaar der Beſatzung jeden Angriff der Ruſſen ab, ſie begannen durch häufig wiederholte Ausfälle den Feind ſo zu ängſtigen, daß ſeine Lage bedenklich wurde. Immerhin konnte es doch zweifelhaft erſcheinen, ob die Stadt ſich auf die Dauer werde behaupten können. Polen, der Kaiſer und die wendiſchen Städte, an welche ſich Reval um Hilfe wandte, hatten nicht mehr

1) Das urkundliche Material für die Geſchichte der Belagerungen Revals hat G. v. Hanſen in den „Beiträgen zur Kunde Eſt-, Liv- und Kurlands," Bd. III, Heft 3, Reval 1886, in zwei darſtellenden Arbeiten zuſammengetragen. Vgl. auch meine Charakterköpfe und Sittenbilder aus der baltiſchen Geſchichte des 16. Jahrhunderts. Mitau 1877.

als Troſtworte zu bieten, und als am 12. Januar die Ruſſen neuen Zuzug erhielten, begannen ſie die Beſchießung mit friſchem Eifer. Doch die Bürger von Reval waren guten Muthes. Wie zum Tanz liefen die Kriegsleute, Geſellen, Hausknechte und Jungen in den Streit. Hatte Magnus mühſam eine Schanze oder ein Blockhaus errichtet, über Nacht wurden die Werke zerſtört oder genommen. Auch die Verſuche, durch Ueberredung Reval zu gewinnen, ſcheiterten. Der „wohlbeſchwatzte“ Hofprediger des Königs Magnus, Chriſtian Schrapfer, wurde zwar gehört, aber, wie es in dem Berichte heißt, „mit Beſcheidenheit abgewieſen.“ Man getraute ſich auch ohne fremde Hilfe den Feind von Thürmen und Thoren fern zu halten. Die Hoffnung ſtieg, als eine böſe Seuche im Lager ausbrach und in Folge der rückſichtsloſen Ausplünderung der Umgegend ein drückender Mangel an Lebensmitteln ſich einſtellte. Schon glaubte man die Zeit nahe, da der Feind werde abziehen müſſen.

Ueber die letzten Verſuche der Ruſſen berichtet ein Schreiben des Revaler Raths vom 14. März. „Der Feind verſuchte ſich mit aller ſeiner Macht an uns, ſchoß längere Zeit Tag und Nacht aus grobem Geſchütz Feuerkugeln und Sprengkugeln in die Stadt, ſchlug eine gewaltige Schanze auf, lagerte ſich längs der Seekante, baute noch näher zur Stadt hinter dem Roſengarten eine Schanze, machte Laufgräben und begann hinter dem Kalkofen ein Blockhaus zu ſchlagen. Das zu dulden, war uns unleidlich. Als wir mit unſeren Geſchützen, die Tag und Nacht auch nicht feierten, ihm nicht wehren konnten, ſind wir mit unſerer ganzen Kriegsmacht den 3. März im Namen der heiligen Dreieinigkeit ausgefallen, ſchlugen ihn aus der nächſten Schanze und verbrannten das Blockhaus und die Schanzkörbe. Darauf wurde noch an demſelben Tage und am 5. März tapfer ſcharmützelt, ſo daß der Feind durch Gottes Hilfe ängſtlich wurde und all' ſein grobes Geſchütz in der folgenden Nacht aus dem Fiſcherdorf brachte. Auch aus der Koppel zog er ab und ließ ſich ganz und gar nicht mehr dort ſehen. Der Hafen iſt wieder frei und die Zufuhr kann jetzt ohne jede Gefahr geſchehen . . . . .“

Am 16. März, nachdem die Belagerung dreißig Wochen gedauert hatte, ſteckte König Magnus ſein Lager in Brand. Er verzweifelte an weiterem Erfolg und zog frühmorgens ab. Die Ruſſen nach Narva, die Deutſchen nach Weißenſtein, er ſelbſt nach Oberpahlen. Mit ſeinem Königthum war es fürs Erſte nichts, es war an den Mauern Revals geſcheitert, zugleich mit den Plänen Iwans. Die Livländer, welche ſich Magnus angeſchloſſen hatten, ſagten ſich zum Theil von ihm los. Einige, darunter auch Taube und Kruſe, machten den Verſuch, den Ruſſen Dorpat zu entreißen, und flüchteten, als der Anſchlag mißlang, in das polniſche Livland, wo ſie gute Aufnahme fanden.

Namentlich Taube und Kruſe, welche tief in alle politiſchen Pläne des Zaren eingeweiht zu ſein vorgaben, gelangten bald bei Sigismund Auguſt zu Stellung und Anſehen. Die mehr als zweideutige Rolle, welche ſie geſpielt hatten, hat man ihnen dort verziehen und ſie zu wichtigen Geſchäften gebraucht, in den Kreiſen der deutſchen Livländer duldete man ſie nur mit Widerſtreben.

Iwan, der über den Abfall Beider erſchreckt und erbittert war, ſuchte vergeblich ſie zur Rückkehr zu bewegen. Sie wußten, was ſie zu erwarten hatten, Sigismund Auguſt aber, dem er alle livländiſchen Gefangenen frei zu geben verſprach, wenn man ihm die Beiden zur Beſtrafung abliefere, wies den Antrag natürlich zurück. Dafür ließ dann der Zar, wenn unſere Berichte nicht zu viel ſagen, etliche Tauſend Gefangene, die ſonſt hätten ausgelöſt werden können, zu Tode martern.

Gegen Magnus aber war Iwan gütig. Er beruhigte den wegen ſeines Mißerfolgs bangenden Vaſallenkönig und ſchlug ihm, da Euphemia inzwiſchen geſtorben war, die Hand ihrer jüngeren Schweſter Maria vor. Der Zar war in Sorgen und Unruhe. Sein alter Plan, im Nothfall eine Zuflucht bei ſeiner Freundin, der Königin von England, zu finden, wurde wieder in ihm lebendig. Dazu ängſtigten ihn die Tataren und Türken. In der Krim hatte man ſeinen Zarentitel nie anerkannt, nur durch Beſtechungen und Geſchenke konnte er ſich einen unſicheren Frieden erhalten und vollends groß wurden ſeine Beſorgniſſe, ſeit er wußte, daß Soliman ſich mit der Abſicht trug, Kaſan und Aſtrachan zurückzuerobern. Im Frühjahr 1569 hatte der Sultan einen Paſcha mit 17 000 Mann nach Kaſa geſchickt und ihn beauftragt, Wolga und Don durch einen Kanal zu verbinden und ſich dann Aſtrachans zu bemächtigen. 50 000 Tataren hatten ſich ihm anſchließen müſſen. Die Arbeit wurde auch wirklich in Angriff genommen, aber zum Glück für Moskau wurden die Orientalen der techniſchen Schwierigkeiten nicht Herr. Der Winter brach ein, und als trotz einer Meuterei der Truppen der Paſcha ſeinen Marſch gegen Aſtrachan fortſetzte, hat ein glückliches Ungefähr die Stadt gerettet. Das falſche Gerücht vom Nahen ruſſiſcher Truppen bewog die Türken zur Umkehr. Ob dabei die Intriguen der Tataren mitgeſpielt haben, läßt ſich nicht feſtſtellen. Moskau gegenüber nahm der Khan der Krim das Verdienſt für ſich in Anſpruch, den Rückzug herbeigeführt zu haben, und in der That lag es durchaus nicht in ſeinem Intereſſe, die Osmanen zu Nachbarn in den öſtlichen Steppen zu haben. Das hätte mit Nothwendigkeit zu einer größeren Abhängigkeit der Krim führen müſſen.

Die Türken haben darum ihren wohlüberlegten Plan nicht fallen laſſen; als nach Solimans Tode Iwan Geſandte nach Konſtantinopel ſchickte, um den neuen Sultan Selim zum Antritt ſeiner Regierung zu beglückwünſchen, erhielt er die ungnädige Antwort: „Kaſan und Aſtrachan ſeien auszuliefern.“ Man war in Moskau in ſteter Angſt vor Erneuerung des Krieges. So ging das Jahr 1570 in Aufregung und Furcht hin, ohne daß etwas Weſentliches zur Vertheidigung des Landes geſchehen wäre. Als im Frühjahr 1571 das Gerücht vom bevorſtehenden Anzuge der Feinde immer mehr Geſtaltung gewann, ſchickte der Zar ſeine Wojewoden mit 50 000 Mann an die Oka, während er ſelbſt mit der Opritſchnina in Serpuchow ſein Kriegslager aufſchlug.

Dieſes Mal erſchien der Feind wirklich: nur waren es nicht die Türken, ſondern die Tataren unter Dewlet Girei, die mit 120 000 Mann heranzogen.

Sarmatia Aſie.



Facſimile aus Sebaſtian Münſters Cosmographie vom Jahre 1550.

Der Khan hoffte, daß in Folge des Entſetzens, welches die Vernichtung Nowgorods und die Moskauer Hinrichtungen hervorgerufen hatten, eine energiſche Abwehr ihm nicht entgegentreten werde. Auch fanden ſich wirklich Leute, die ihm die Wege zu ebnen bemüht waren. Wohl ſolche, die Rache an dem Zaren nehmen wollten, denn von Sympathien für Dewlet Girei konnte die Rede nicht ſein. Von Verräthern geführt, gelang es dem Khan, die Oka zu überſchreiten und dadurch Iwan von dem Zuſammenhang mit dem Hauptheere abzuſchneiden. Während die Tataren in Eilmärſchen gegen Moskau vorrückten, floh der Zar mit ſeiner Opritſchnina über Bronniza und Alexandrowo nach Roſtow, die Fürſten Bjelski, Mſtiſlawsky, Worotynsky und Schuisky aber warfen ſich mit ihren 50 000 Mann auf Moskau zurück, um die Reſidenz mit ihren Heiligthümern zu vertheidigen. Zu einem Kampf zwiſchen ihnen und den Feinden iſt es nicht gekommen. Als am 24. Mai die Tataren vor Moskau erſchienen, gelang es ihnen, die Vorſtädte in Brand zu ſtecken. Bei heftigem Winde ſtand bald die ganze Stadt in Flammen: nur der Steinbau der Kreml blieb erhalten. Unzählige fanden in den Flammen den Tod. Ausländiſche Berichte wollen von 800 000 Mann wiſſen, die dabei umkamen: Geiſtliche, Bojaren, Kaufleute, Soldaten und all' die kleinen Leute, welche vor dem Anzug der Tataren in Haufen nach Moskau geflüchtet waren, ein Elend, das jeder Beſchreibung ſpottet. Vor dem Flammenmeer, dem ſie gegenüberſtanden, blieb freilich auch den Tataren nichts übrig, als umzukehren, ſie haben nicht einmal den Verſuch gemacht, den Kreml zu belagern. Aber gegen 150 000 Gefangene trieben ſie vor ſich her, als ſie ihren Rückweg in die Krim einſchlugen und die Sklavenmärkte des Orients füllten ſich wieder einmal mit ruſſiſcher Waare.

Als Iwan keine Gefahr mehr zu beſorgen hatte, kehrte er nach Moskau zurück. Der Brief, den ihm Dewlet Girei zuſandte, mag hergeſetzt werden, da er Stimmung und die Lage ſcharf zeichnet: „Ich brenne und verwüſte wegen Kaſans und Aſtrachans“ — ſchrieb der Khan — „und lege im Vertrauen auf Gottes Allmacht der Welt Herrlichkeiten in Staub. Ich bin gegen dich gezogen, habe deine Stadt verbrannt und wollte dir Krone und Haupt rauben. Du aber biſt nicht gekommen und haſt nicht Stand gehalten und willſt dich doch rühmen, der Goſſudar von Moskau zu ſein! Hätteſt du Scham und wäreſt du edelgeboren, du wäreſt gegen uns gezogen und hätteſt dich vertheidigt. Willſt du aufrichtigen Sinnes mit uns in Freundſchaft ſein, ſo gieb uns unſere Jurten Kaſan und Aſtrachan wieder: alle Reichthümer und Schätze der Welt, die du mir bieten könnteſt, verſchmähe ich, Kaſan und Aſtrachan aber will ich haben. Weg und Steg in deinem Reiche habe ich nun geſehen und kenne ſie wohl!“ Iwan antwortete in einem demüthigen Schreiben und erklärte ſich bereit, Aſtrachan abzutreten, war aber bemüht, die thatſächliche Uebergabe hinzuhalten. So furchtbar die Tataren werden konnten, wenn ſie bei plötzlichem Anſturm nicht entſchloſſenen Widerſtand fanden, ſo wenig reichte ihre Kraft doch hin, Anſprüche durchzuführen, welche, wie die Abtretung von



Grabmal von Sigismund II. Auguſt, in der Schloßkirche von Krakau.

Kaſan und Aſtrachan, Rußland wieder um ein Jahrhundert in ſeiner ſtaatlichen Entwickelung zurückgeworfen hätten. Die Holzhäuſer Moskaus erſtanden neu aus der Aſche, Iwan hielt geſchickt die Erfüllung ſeiner Verſprechungen hin, und als im Sommer 1572 ein neuer Anfall der Tataren erfolgte, wurden ſie vom Fürſten Iwan Michailowitſch Worotynsky und dem Livländer Georg Farensbach an der Oka ſo völlig aufs Haupt geſchlagen, daß die Tatarennoth für längere Zeit aufhörte. Von einer Abtretung Aſtrachans wollte Iwan natürlich nichts mehr wiſſen: jetzt hielt er das Haupt hoch und Dewlet Girei mußte ſich beugen.

So lagen die Verhältniſſe, als der Tod Sigismund Auguſts die Frage der polniſchen Thronfolge brennend machte. Alle politiſchen Factoren des öſtlichen Europas kamen bei der großen Entſcheidung, die nun bevorſtand, in Betracht.

Achtes Kapitel.

Die Entſcheidung in Polen.[1])

Am 7. Juli 1572 war das lange erwartete Ereigniß eingetreten. Sigismund Auguſt, der letzte Jagellone, war geſtorben. Auf littauiſchem Boden, in Knyſchin, im heutigen Gouvernement Grodno, hatte ihn der Tod ereilt. Ueber die Nachfolge in den geeinigten Reichen Polen und Littauen hatte er keinerlei Beſtimmungen hinterlaſſen. Die ſtaatsrechtliche Fiction, daß Polen ein Wahlkönigthum ſei, die bis zuletzt nicht aufgegebene Hoffnung, noch in eine neue Ehe zu treten und Erben zu gewinnen, die Abneigung endlich, Beſchlüſſe zu faſſen, von denen es keine Umkehr mehr gab, hatten Sigismund Auguſt über die ungeheuere Verantwortlichkeit hinweg geholfen, die er durch ſeine Unentſchloſſenheit auf ſich lud. Er hatte ſein Leben lang zwiſchen den Gegenſätzen lavirt, die das damalige Polen in feindliche Parteien ſchieden. Obgleich ſelbſt mehr Littauer als Pole, hatte er ſein Stammland mit gebundenen Händen und Füßen der polniſchen Szlachta und der werdenden Gegenreformation überliefert und nichts gethan, um bei den nothwendig bevorſtehenden Wahlkämpfen eine Directive zu hinterlaſſen. Es kennzeichnet die Zuſtände, welche nun eintreten mußten, wenn wir hören, daß der königliche Schatz nicht einmal die Mittel bot, um die Beerdigung des Königs zu beſtreiten. Es gab keinerlei geſetzliche Ordnungen, welche die Form beſtimmt hätten, in welcher die Wahl des neuen Königs ſtattzufinden habe, ja man

1) Vgl. Tratſchewsky, Das polniſche Interregnum. Moskau 1869. Solowjew, Geſchichte Rußlands, Bd. VI. Noailles, Henri de Valois et la Pologne en 1572. 2. Aufl. Paris 1878. Schukowitſch, l. l. Beſtuſchew, Rjumin. Reimann, Die polniſche Königswahl von 1573, in Sybels hiſt. Zeitſchrift, und desſelben Verfaſſers „Kampf Roms gegen die religiöſe Freiheit der Polen. 1573 und 1574“ l. l.

wußte nicht einmal, wer die Regierung während eines Interregnums zu führen habe. So iſt es kein Wunder, daß ein Parteikampf entbrannte, der die Nation oder, was dasſelbe bedeutet, den Adel bis in ſeine Tiefen erregte: der Gegenſatz der Stände, der Provinzen, der Confeſſionen, der Ehrgeiz der Nachbarſtaaten wurde in Mitleidenſchaft gezogen, die Zuſammengehörigkeit Polens und Littauens noch einmal in Frage geſtellt und ſo ein, wie man fürchten mußte, unentwirrbares Chaos widerſtreitender Pläne und Hoffnungen auf den Kampfplatz gerufen.

Vor Allem ſtanden Kleinpolen mit Krakau, dem Mittelpunkt der reformatoriſchen Bewegung, und Großpolen mit Gneſen, dem Mittelpunkt des neuen Katholicismus, einander feindlich gegenüber: ob Uchanski dem Primas der polniſchen Kirche oder Jan Firley dem Krongroßmarſchall, Wojewoden von Krakau und Haupt der Reformirten die Stellung eines Interrex und die entſcheidende Leitung der Wahlangelegenheit gebühre, war eine Frage von größter principieller Bedeutung und wurde als ſolche auch erkannt. Es war ein erſter Sieg der Katholiken, wenn Uchanski ſchließlich mit ſeinen Anſprüchen durchdrang und ihm die Berufung des künftigen Convocationsreichstages zufiel, aber es lag in ſeiner Perſönlichkeit auch eine Gefahr, die man von römiſcher Seite nicht unterſchätzte. Uchanski, der ſich noch immer mit dem Gedanken einer polniſchen Nationalkirche trug, hielt jetzt den Augenblick für geeignet, um ſeine Pläne durchzuführen. Er dachte neben dem Reichstage eine Provinzialſynode nach Warſchau zu berufen und auf derſelben ſeine Abſichten durchzuführen. Aber die Häupter der katholiſchen Reaction zeigten ſich ihm überlegen: Karnkowski, Commendone, Hoſius und ihre Helfer operirten ſo geſchickt, daß Uchanski bald allein ſtand und zur Erkenntniß kam, daß ſeine Zeit noch nicht gekommen ſei. Bald aber wurde auch er durch das Netz der Intriguen, welche ganz Polen und Littauen umfaßten, ſo umſponnen, daß ihm der eigene Standpunkt darüber verloren ging.

Mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit hat die Partei der Gegenreformation die ganze Intrigue geleitet. Die Hauptſchwierigkeit, welche der Cardinal Commendone zu überwinden hatte, lag in der religiöſen Gleichgültigkeit, welche damals noch die Mehrzahl der katholiſchen Edelleute zu einem wenig brauchbaren Werkzeug machte. Mit allen Mitteln ſchritt er deshalb daran, nicht nur die Katholiken zu einigen, ſondern auch den Zuſammenhalt der Proteſtanten zu ſprengen. Die Verſöhnung des Biſchofs von Cujavien, Karnkowski, mit Albert Laski, dem einflußreichen Wojewoden von Sieradz, gab den polniſchen Katholiken neuen Zuſammenhang, während der gleiche Zweck in Littauen durch eine perſönliche Zuſammenkunft erreicht wurde, zu welcher Commendone den Staroſten von Samaiten, Jan Chotkiewicz, und Nicolai Chriſtoph Radziwil, den unter dem Beinamen Sirotka bekannten Sohn Nicolai Radziwils des Schwarzen, bewog. Da Beide als Renegaten beſonders eifrige Förderer des Katholicismus waren und mehr durch alte Familieneiferſucht als durch perſönliche Feindſchaft getrennt waren, gelang

die Versöhnung über Erwarten. Sie verständigten sich mit Commendone dahin, daß Littauen, ohne eine Entscheidung der Polen abzuwarten, einen von Kaiser Maximilian II. zu bezeichnenden Sohn desselben zum Großfürsten wählen sollte, und rechneten dabei darauf, daß die Polen, um keine Trennung der polnisch-littauischen Union herbeizuführen, sich ihnen anschließen würden. Ein littauisches Heer von 25 000 Reitern, das beide Magnaten ohne Schwierigkeit aufbringen konnten, sollte diesen Plänen Nachdruck geben; wenn der Kaiser gleichzeitig an die polnische Grenze rücke, müsse er, von Albert Laski und dessen Parteigängern unterstützt, ohne Zweifel die Wahl seines Sohnes durchsetzen können. Der Partikularismus der Littauer, der religiöse Eifer der polnischen Katholiken und das dynastische Interesse des Hauses Habsburg sollten so zu einem Ziele wirken. Aber der Plan scheiterte an dem Verhalten des Kaisers. Er hatte mehr Bedenken als die Littauer und Polen, gegen alles Recht einen derartigen Zwang auszuüben, und ehe er den Entschluß zum Handeln fand, ging die ihm günstige Zeitlage hin. Als am 26. August eine glänzende österreichische Gesandtschaft in Krakau eintraf, standen die österreichischen Aussichten bereits weit ungünstiger und die Ungeschicklichkeit und Planlosigkeit der Gesandten, sowie der habsburgischen Agenten zweiten Ranges, die neben ihnen intriguirten, verdarb es vollends. Commendone, der doch der eigentliche Urheber der österreichischen Candidatur war, wurde von ihnen vernachlässigt und im Verein mit dem päpstlichen Nuntius Portico die wenig populäre Schwester Sigismund Augusts, Anna, unterstützt, weil man ihr einen österreichischen Erzherzog zum Gemahl zu geben dachte. Die tiefe Abneigung der Polen gegen die Deutschen, die Befürchtung, in eine ähnliche Stellung zu gerathen, wie die übrigen Vasallenstaaten Oesterreichs, die Abhängigkeit, in welcher Oesterreich den böhmischen Adel hielt, die Thatsache schließlich, daß ein habsburgischer König als Mitgift höchst wahrscheinlich einen Türkenkrieg brachte, das Alles wirkte dahin, der österreichischen Partei den Boden unter den Füßen zu nehmen.

Nun hätte man meinen sollen, daß dadurch die Protestanten gewannen, die in dem Wojewoden von Sandomir, Peter Zborowski, und im Krongroßmarschall Jan Firley mächtige und kluge Führer hatten. Aber auch hier hat Commendone sehr geschickt seinen Vortheil zu wahren verstanden. Firley war, wie wir wissen, Wojewode von Krakau und wegen dieser Stellung mit Zborowski verfeindet. Als nun Commendone den Wojewoden von Sandomir davon zu überzeugen wußte, daß Firley sich selber die Königskrone schaffen wolle, war es um die Einigkeit der Protestanten geschehen. Zborowski ging so weit, Commendone sein Wort darauf zu geben, daß er die Wahl eines Protestanten nicht dulden werde! Dadurch waren auch die Aussichten der Protestanten, einen Glaubensgenossen auf den Thron zu erheben, beseitigt; das Aeußerste, was sich für sie noch erreichen ließ, war die Wahl eines Herrschers, der ihnen volle Religionsfreiheit sicherte. Unter den Candidaten aber, die dann in Betracht kamen, schienen zeitweilig die besten Gründe für

Iwan den Schrecklichen zu ſprechen. Wir ſahen, daß der Gedanke einer Verbindung Rußlands und Littauens nicht neu war. Der Großfürſt Alexander und Iwan III. hatten ihn in freilich ſehr verſchiedenem Sinne gehegt, unter Iwan dem Schrecklichen war er gerade von littauiſcher Seite mehr als einmal aufgenommen worden. Die griechiſch-orthodoxe Bevölkerung der ruſſiſchen Provinzen Polens und die ſehr zahlreichen Anhänger der ruſſiſchen Kirche in Littauen waren dafür. Die Radziwil und Chotkiewicz hatten vielfach mit dem Zaren in Verbindung geſtanden und ganz abgebrochen waren die Verhandlungen eigentlich niemals. Nun ſprach allerdings gegen Iwan die alte Feindſchaft zwiſchen den beiden Nachbarſtaaten, ſein griechiſcher Glaube, ſeine Grauſamkeit und namentlich die Härte, mit welcher er den hohen ruſſiſchen Adel behandelte. Die Türken, auf welche man Rückſicht zu nehmen genöthigt war, machten ſchon damals geltend, daß ein polniſcher König griechiſchen Glaubens leicht die griechiſch-gläubigen Unterthanen des Sultans zum Aufſtande reizen könne, und wollten daher von Iwan nichts wiſſen. Endlich hatte man in Polen die ſehr gegründete Befürchtung, daß der Schwerpunkt des Reiches von Weſten nach Oſten verlegt werden könnte. Ueber dieſe Bedenken aber halfen andere Erwägungen hinweg. Littauen, hieß es, werde bei der großen Macht des Zaren ungemein an Sicherheit gewinnen; man erinnerte an die Verwandtſchaft der Sprachen — eine panſlaviſtiſche Regung, die wohl bemerkt zu werden verdient —, an die Gleichheit der Sitten, an die gemeinſamen Feinde, die Türken und Deutſchen, und half ſich über andere Bedenken mit echt polniſchem Leichtſinn hinweg. Die Nordländer, hieß es, haben ſtets Sehnſucht nach dem Süden gehabt, auch Iwan werde es aus dem kalten Moskau nach dem ſonnigen Krakau ziehen, was aber ſeinen Glauben betreffe, ſo liege den Proteſtanten wenig daran, auch heiße es, daß er nicht abgeneigt ſei, katholiſch zu werden! Der Hauptgrund aber war der, daß der Zar für unermeßlich reich galt. Es gab in Polen und Littauen unzählbare offene Hände, wer viel gab, konnte auf viele Freunde rechnen.

Uebrigens beſtand dieſe „ruſſiſche“ Partei nicht auf der Perſon Iwans. Man meinte alle Vortheile zu gewinnen, ohne ſich den Gefahren einer directen Herrſchaft des Zaren auszuſetzen, wenn man nicht ihn, ſondern ſeinen zweiten Sohn, den blöden Knaben Feodor, zum Könige wählte.

Schon bei der officiellen Meldung vom Ableben Sigismund Auguſts trat man mit dieſem Plane hervor. Iwan antwortete, wie es ſeine Art war, in langer, wohl überdachter, in ihren Sprüngen für ihn höchſt bezeichnender Rede[1]): „Man werde einen guten Herrn an ihm gewinnen, denn hart ſei er nur gegen die Schlimmen. Er ſei doppelt ſo reich, als ſein Vater geweſen, und dabei kriegsſtark. Daß er jüngſt vor den Tataren geflohen, ſei geſchehen, weil er mit nur 6000 Mann 40 000 Feinden gegenüber geſtanden und von den Bojaren ohne jede Kundſchaft gelaſſen worden ſei. Man ſolle deshalb

1) Vgl. Solowjew, VI, l. l.

eine Gesandtschaft zu ihm senden und ihm die Krone anbieten, dann wolle er die Rechte Polens und Littauens nicht mindern, sondern mehren, er schwöre auch, an den Ueberläufern keine Rache zu nehmen. Um Livland solle man nicht sorgen, denn unter ihm als König von Polen würden Livland, Nowgorod, Pskow und Moskau Eins sein! Wolle man ihn aber nicht zum Könige haben, so möge man eine große Gesandtschaft schicken, mit der er Frieden zu schließen gedenke. Er bestehe nicht länger auf Polozk, ja, er sei sogar bereit, moskowitisches Land abzutreten, wenn man ihm nur das überdünische Livland lassen wolle. Dann solle ewiger Friede sein zwischen ihm und dem Königreiche und er wolle seinen Kindern den Eid auflegen, mit Littauen nicht zu kriegen, solange sein Geschlecht währe. Von seinen Söhnen aber könne er ihnen keinen geben, das wäre für ihn, als ob er sich die Augen aus den Höhlen reiße."

Nun hatte man in Polen, wie in Littauen, vor Allem den Wunsch, während des Zwischenreiches mit Moskau in Frieden zu bleiben. So wenig verheißend daher jene ersten Verhandlungen mit Iwan auch gewesen waren, man rüstete eine neue große Botschaft aus, zögerte aber absichtlich mit Abfertigung derselben. Erst Anfang 1573 traf sie in Moskau ein. Sie verlangte klaren Bescheid, ob Iwan selbst gewählt zu werden wünsche, oder ob er einen seiner Söhne für die polnische Krone bestimmt habe. In beiden Fällen müsse er die Rechte der Szlachta garantiren und vier Städte, nämlich Smolensk, Polozk, Uswjät und Oserischtsche, abtreten; werde Feodor gewählt, so müßten noch einige Städte und Gebiete hinzugefügt werden.

Das war nun ganz gegen die Wünsche des Zaren. Nach dem letzten Siege über die Tataren war sein Selbstbewußtsein wieder gestiegen. Von Landabtretungen wollte er nichts wissen, auch könne er die Krone nur annehmen, wenn sie ihm erblich übertragen werde. Er wisse wohl, daß der Kaiser und der König von Frankreich Gesandte geschickt hätten, aber man möge bedenken, wie vornehm sein Geschlecht sei. Er und der Türke seien die adligsten Fürsten Europas und sein Geschlecht gehe auf Cäsar Augustus zurück.[1]) Er müsse darauf bestehen, daß in seinem Titel Moskau vor Polen und Littauen genannt werde. Seinen Sohn Feodor gebe er ihnen nur, wenn Polozk und ganz Livland mit Moskau vereinigt werde. Einen ewigen Frieden aber wolle er unter der Bedingung schließen, daß man ihm Livland jenseit der Düna lasse, dann solle Kurland und Polozk bei Littauen bleiben. Haraburda, der Führer der Gesandtschaft, warf nun ein, wie Iwan es bei dem ungeheueren Umfange des Reiches möglich zu machen gedenke, stets von Ort zu Ort zu reisen, auch möge er bedenken, daß ohne Annahme des katholischen Glaubens von seiner Wahl nicht die Rede sein könne.

Der Zar fand nicht gleich eine Antwort; er beschied den Gesandten für den folgenden Tag nochmals zu sich. Seine Antwort fiel dann unbefriedigend

1) Bei anderer Gelegenheit gab er sich für einen Bayern aus. Russe hat er nie sein wollen. Vgl. auch Forsten: Acten und Briefe zur Geschichte der baltischen Frage im XVI. und XVII. Jahrh. Petersburg, 1889, S. 82.

genug aus. Er legte dem Umſtande, daß er griechiſchen Glaubens bleiben wolle, keine beſondere Bedeutung bei, verweilte etwas länger bei der Titelfrage und kam ſchließlich darauf hinaus, daß es ihm weit lieber wäre, wenn er, ohne zum Könige von Polen gewählt zu werden, Littauen allein mit Rußland verbinden könne. Aber ſein unruhiges Mißtrauen trat wieder deutlich hervor. Nicht anders als mit ſeiner Opritſchnina und mit beiden Söhnen wolle er das ruſſiſche Gebiet verlaſſen. Man habe ihm zugetragen, die Polen wollten ihn verrathen, ſich ſeines Sohnes bemächtigen und ihn den Türken ausliefern. Er brauche deshalb feſte Eide, um ſicher zu gehen. Dabei ſei er ſchon alt und es wäre ihm daher das Liebſte, wenn man den Sohn des Kaiſers wähle und mit ihm einen ewigen Frieden ſchließe.

Dann machte er, als Haraburda bereits im Begriffe war abzureiſen, noch einen letzten Verſuch. Littauen, ließ er ſagen, wolle er gern annehmen und es dann gegen Polen wohl ſchützen!

Es iſt kein Wunder, daß dieſem Verhalten gegenüber die moskauiſche Partei in Littauen und Polen in ſich zuſammenbrach. Aus allen Verhandlungen war nicht mehr hervorgegangen, als die feſte Abſicht des Zaren, Livland wenigſtens bis zur Düna zu behaupten, und ſein Wunſch, auch die littauiſchen Lande an ſich zu bringen. Die Zugeſtändniſſe, die er machte, waren gleich Null, von den ruſſiſchen Schätzen war aber trotz der Bettelbriefe, mit denen er überlaufen wurde, nichts nach Littauen oder Polen gefloſſen. Wer ſollte da noch ferner zu ihm ſtehen?

So haben die Ungeſchicklichkeit Oeſterreichs, die Hartnäckigkeit und das Mißtrauen Iwans und die innere Zerfahrenheit des polniſchen Proteſtantismus einer anderen Intrigue die Wege geebnet. Die franzöſiſche Candidatur, Herzog Heinrich von Anjou, der Bruder König Karls IX., abſorbirte ſchließlich alle anderen Parteien. Die erſte Anknüpfung mit dem franzöſiſchen Hofe war durch einen gewiſſen Johann Kraſowski, der 26 Jahre lang am franzöſiſchen Hofe gelebt hatte, vermittelt worden. Durch ihn wurden die Zborowski, fünf Brüder, die, bis auf einen, reformirten Bekenntniſſes waren, auf den Herzog von Anjou aufmerkſam. Sie ließen ihn auffordern, als Bewerber um die polniſche Krone aufzutreten. Als Ende Juli die Nachricht vom Tode Sigismund Auguſts in Paris eintraf, verlor man keinen Augenblick. Der Biſchof von Valence, Montluc, wurde mit reichen Geldmitteln (er ſoll Gold und Juwelen im Werth von 400 000 Ducaten mitgenommen haben) nach Polen geſchickt, um für die Wahl Heinrichs zu arbeiten. Man hätte keinen geſchickteren Unterhändler finden können. Die Congenialität des franzöſiſchen und polniſchen Charakters machte es ihm möglich, mit überraſchender Leichtigkeit die Punkte ausfindig zu machen, an welche er die Hebel anſetzen mußte. Das hochgeſpannte nationale Bewußtſein der Polen, das vor einem deutſchen Könige zurückſchreckte, hatte von einem franzöſiſchen Prinzen nichts zu fürchten. Montluc wies darauf hin, daß ein franzöſiſcher König den Frieden mit der Türkei ſichere, gegen Rußland gewinne man einen genialen Feldherrn und der ungeheuere Reichthum des

(von Schulden gedrückten, faſt ruinirten, auf die Reichthümer Polens ſpeculirenden) Herzogs von Anjou werde dem ganzen Lande zu Gute kommen. Den Proteſtanten wurde Heinrich als Feind jedes Gewiſſenszwanges geſchildert, während gleichzeitig der Partei der ſtrengen Katholiken nicht verhohlen blieb, was thatſächlich von ihm zu erwarten war. Es gehörte freilich die eherne Stirn und die überraſchende Geſchicklichkeit Montlucs dazu, um auch nach der Bartholomäusnacht die Fabel von der religiöſen Duldſamkeit Heinrichs aufrecht zu erhalten. Mit leichter Hand verwiſchte er den erſten ſchlimmen Eindruck, und wenn die Proteſtanten jetzt auch nach anderen Candidaten ausſchauten: nach einem Piaſten, nach Johann III. von Schweden, nach dem Wojewoden von Siebenbürgen, Stephan Bathory, dem Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, keiner von ihnen hatte Ausſicht durchzudringen. Die Feindſchaft zwiſchen Firley und Zborowski machte jedes einheitliche Vorgehen unmöglich. So geſchah, was geſchehen mußte.

Als der Convocationsreichstag zu Warſchau mit dem neuen Jahre 1573 zuſammentrat, konnte über das ſchließliche Reſultat desſelben unter klarſehenden Köpfen kein Zweifel ſein.

Man ſtritt zunächſt über die wichtige Frage, welche Stellung dem Primas bei der Königswahl gebühre. Durch einen Compromiß einigte man ſich ſchließlich dahin, daß er während eines Zwiſchenreiches den Reichstag berufen und ſpäter den König nominiren und krönen ſolle, der Krongroßmarſchall dagegen die erfolgte Wahl zu proclamiren habe.

In Betreff der Form der Königswahl wurde feſtgeſetzt, daß ſie von ſämmtlichen zum Kriegsdienſt pflichtigen Edelleuten Polens und Littauens, die beiden Reichen einverleibten Staaten eingeſchloſſen, durch perſönliche Abgabe der Stimmen vollzogen werden ſollte. Am 1. April 1573 ſolle die Wahl bei Warſchau erfolgen.

Nun konnten die Proteſtanten nicht zweifelhaft ſein, daß aus ſolcher Wahl nur Heinrich von Anjou als künftiger König hervorgehen könne. Sie wünſchten daher, noch vor erfolgter Wahl eine rechtliche Sicherung der thatſächlich geltenden Gewiſſensfreiheit zu erlangen, und traten deshalb am 28. Januar 1573 zu einer Conföderation zuſammen. Um, wie es früher geſchehen war, auch jetzt der Unterſtützung der katholiſchen Szlachta ſicher zu ſein, verbanden ſie ihre religiöſen Forderungen mit dem populären Verlangen nach einer Reviſion der Rechte und faßten ihre Wünſche in zehn Punkten zuſammen. Punkt 3 lautete: „Da in unſerem Staate nicht wenig chriſtliche Bekenntniſſe beſtehen, verpflichten wir im Glauben Abweichenden, uns (dissidentes in religione),[1]) damit nicht aus dieſem Anlaß ſchädliche Zwiſtigkeiten entſtehen, wie wir ſie in anderen Reichen vor Augen haben, für uns und unſere Nachkommen auf ewige Zeiten mit Eid, Ehrenwort, Ehre und Gewiſſen, den Frieden zu wahren und wegen Verſchiedenheit des Glaubens oder kirchlicher Gebräuche,

1) Der Ausdruck wird hier zum erſten Mal urkundlich gebraucht.

weder Blut zu vergießen, noch Pönen zu erheben, noch Güter einzuziehen, die Ehre abzuſprechen, einzukerkern oder zu verbannen. Auch wollen wir keiner Gewalt und keinem Regierungsbeamten dabei behilflich ſein. Sollte aber Jemand aus dieſem Grunde Blut vergießen, ſo verpflichten wir uns, ihm Widerſtand zu leiſten und zwar ſelbſt dann, wenn es auf Grund gerichtlicher Entſcheidung geſchehen ſein ſollte." Sehr bezeichnender Weiſe ſagt dann der folgende Punkt der Conföderationsacte, daß dadurch in keiner Weiſe der Macht geiſtlicher oder weltlicher Herren über ihre Unterthanen präjudicirt werden ſolle. Man wahrte ihnen das Recht, tam in spiritualibus quam in saecularibus eigenmächtige Unterthanen zu ſtrafen!

Die Freiheit der Gewiſſen ſollte eben nur für die Szlachta gelten. Was kümmerte ſie das Loos von Bürger und Bauer?

Die Conföderationsacte fand Anfangs beifällige Aufnahme, der Proteſt der Biſchöfe, namentlich aber der Umſtad, daß der Primas Uchanski inzwiſchen in das Lager der ſtrengen Katholiken übergegangen war, führte zum Bruch. In feierlichſter Weiſe erklärte Uchanski im Senat: „Er könne nicht mit Satzungen übereinſtimmen, welche die Majeſtät Gottes und ſeinen heiligen Willen beleidigen und jedem Mohammedaner und Epicuräer Glaubensfreiheit zugeſtehen, eher wolle er ſeine rechte Hand, ja ſein Haupt auf den Block legen." Es war nicht möglich, über dieſen Proteſt hinwegzukommen. Als der Wahlreichstag zuſammentrat, war ganz Polen in zwei große feindliche Lager zerriſſen.

Stand nun auch die Unvermeidlichkeit der Wahl Heinrichs feſt, ſo mußte doch, bevor ſie erfolgen konnte, noch eine Entſcheidung über die Forderung der Diſſidenten erfolgen. Sie waren feſt entſchloſſen, von einer Sicherung der Gewiſſensfreiheit nicht zu laſſen, und ſollte es darüber zum Bürgerkriege kommen. Wirklich ſetzten ſie auch durch, daß der Wahlreichstag zur Reviſion der Geſetze eine Commiſſion ernannte, die ihre Arbeiten auch dann noch fortſetzte, als die Vorbereitungen zur Wahl bereits begonnen hatten. Am 1. Mai 1573 konnte Firley das Ergebniß vorlegen. Es waren die ſpäter ſogenannten articuli Heinriciani, durch welche in unheilvollſter Weiſe das Königthum in Polen für alle Zeiten gelähmt worden iſt. Bei der ungeheueren Tragweite derſelben iſt es nöthig, eingehender bei ihnen zu verweilen.

Der erſte Punkt beſeitigte die Erblichkeit der Krone und ſorgte durch eine Reihe kleinlicher Maßregeln dafür, daß der jeweilige König in keiner Weiſe auf die Wahl ſeines Nachfolgers einen Einfluß ausüben konnte. Artikel 2 verpflichtete den König, zu ſchwören, ewig die beſondere Conföderation zu beobachten, welche zum Zweck des religiöſen Friedens zu Warſchau geſchloſſen worden ſei. „Sollten wir aber," heißt es zum Schluß des ganzen Inſtrumentes, „was Gott verhüte, etwas gegen die Geſetze, Freiheiten, Statuten und Capitulationen thun, oder etwas davon nicht erfüllen, ſo befreien wir für dieſen Fall die Bewohner des Königreichs und des Großfürſtenthums von dem uns geleiſteten Eide der Treue und des Gehorſams." [1])

1) Vergl. Noailles l. l. II, S. 339 ff., vol. leg. II, 135 ff.

Den Reichstagen gegenüber wurde den Königen von Polen jedes Recht der Initiative genommen, dagegen erhielt der Senat die Bedeutung einer Behörde, welche König und Regierung controlirte, zugleich aber dem Reichstage verantwortlich war. Alle zwei Jahre sollten die Reichstage zu sechs wöchentlichen Sitzungen zusammentreten, in den Zwischenräumen zwischen zwei Reichstagen der König in allen Dingen an den Senat gebunden sein. Eine ständige, von jedem Reichstage neu gewählte Commission von 16 Senatoren, von denen je vier vierteljährlich beim Könige residirten, war beauftragt, ihn in Allem zu überwachen, und mußte ebenfalls dem Reichstage Rechenschaft ablegen. Am thörichtsten aber waren diejenigen Bestimmungen, durch welche die ohnehin schwerfällige polnische Kriegsmacht völlig lahm gelegt wurde.

Vor Allem bedurfte der König zu einer Kriegserklärung und zu einem allgemeinen Aufgebot der Zustimmung des Reichstages; eine Bestimmung, die besonders deshalb schädlich wirkte, weil dem Reichstage die Aufregung und der Zeitverlust der Wahlen, sowie die Berathungen der einzelnen Landtage vorauszugehen hatten. Ueberschritt das Heer die Grenze, so hatte der König vorher die Genehmigung des Adels einzuholen und den Sold im Voraus zu entrichten, nie aber sollte ein Feldzug länger als drei Monate dauern. Nach Ablauf dieser Frist konnte, wenn nicht ein neuer Reichstag inzwischen in die Fortsetzung des Feldzuges gewilligt hatte, jeder Szlachtic heimreiten. Spätestens 14 Tage nach der Einberufung mußte das Heer marschieren. Die Theilung der Truppen in verschiedene Corps war dem Könige verboten, dagegen hatte er den Unterhalt der Artillerie, der Munition sowie alle Kosten des Feldzuges zu tragen. Endlich wurde die Vertheidigung der Grenzen nebst allen damit verbundenen Kosten ihm aufgebürdet.

So sind die articuli Heinriciani ein Verbrechen an der Zukunft Polens, das auch dadurch seine Entschuldigung nicht findet, daß Firley mit den übrigen, höchst populären Artikeln auch den Artikel 2 durchzusetzen hoffte, der den Dissidenten unter dem Adel, so dürfen wir alle Nichtkatholiken fortan nennen, die Bekenntnißfreiheit sicherte.

Der Verlauf der polnischen Geschichte hat dahin geführt, daß die Bekenntnißfreiheit mit Füßen getreten wurde, die jede Würde und Kraft des Staates vernichtenden anderen Artikel aber ihre Kraft behielten, bis sie mit der vergifteten Republik zu Grunde gingen.

Mit diesen Artikeln ausgerüstet, ist Jan Firley am 2. Mai 1573 vor dem Senat erschienen, um von ihm eine Prüfung der Commissionsarbeit zu verlangen. Wie zu erwarten war, erhob sich beim zweiten Artikel stürmischer Widerspruch. Die Bischöfe, mit Karnkowski an der Spitze, wollten von einem gesetzlichen Schutze des Atheismus — denn das sahen sie in der unbedingten Glaubensfreiheit — nichts wissen. Es könne leicht geschehen, daß auf Grund dieses Punktes der König einer Secte beitrete, welche den Eid verwerfe: dann sei auch er seines Eides ledig und die gesammte Verfassung, alles Recht und alles Eigenthum damit in Frage gestellt.

Trotz heftigſter Debatten, und obgleich faſt alle weltlichen Senatoren ſich für den Artikel 2 ausſprachen, war es gegen den Widerſpruch der Geiſtlichen und der zu ihr ſtehenden maſoviſchen Szlachta nicht möglich, die Annahme durchzuſetzen. So leichten Herzens man die übrigen Artikel annahm, hier ſchien der Gegenſatz unüberwindlich. Schließlich erklärte Firley, um den fruchtloſen Debatten ein Ende zu geben, daß er in ſeiner Eigenſchaft als Kronmarſchall für den folgenden Tag den Beginn des Wahlgeſchäftes verkündigen werde. Es blieb immer noch die Möglichkeit, in der Spanne Zeit, die zwiſchen der erfolgten Wahl und der Proclamirung des neuen Königs lag, einen letzten Verſuch zu Gunſten des Artikels 2 zu machen.

So wurde Heinrich von Anjou wirklich gewählt und die Diſſidenten faßten nun den Entſchluß, auf die Gefahr eines Bürgerkrieges hin den Reichstag zu zerreißen. Unter der Führung des Krongroßmarſchalls verließen ſie das Wahlfeld in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai und begaben ſich in das etwa eine Stunde abliegende Grochow. Alles, was gegen die franzöſiſche Candidatur war, traf hier zuſammen: ein kleines Heer, das im äußerſten Falle entſchloſſen war, mit den in drei Heerhaufen geordneten Anhängern Heinrichs um die Entſcheidung zu kämpfen.[1]) Im Grunde war es aber nicht mehr die Perſon des Königs, um die man ſtritt. Daß man Niemanden hatte, der mit einiger Ausſicht auf Erfolg dem Valois die Spitze bieten und die Stimmen auf ſich vereinigen konnte, unterlag keinem Zweifel. Wurde der Punkt 2 der Articuli Heinriciani gewilligt, ſo war man geneigt nachzugeben. Und auf dieſem Boden hat dann nach ſchwierigen Verhandlungen, auf deren Verlauf wir nicht eingehen können, die Verſtändigung ſtattgefunden. Es waren die Senatoren, welche den Ausſchlag für den Frieden gaben; die große Mehrzahl der Szlachtitzen legte, nachdem die Perſon des Königs feſtſtand, dem Uebrigen keinen Werth bei. Die Geiſtlichkeit, die mit alleiniger Ausnahme Kraſinskis ihre Unterſchrift verweigerte, konnte daran nichts ändern und auch den franzöſiſchen Geſandten blieb nichts übrig, als ſich zu fügen. Am 15. Mai 1573 haben ſie im ſenatoriſchen Zelt auf dem Wahlfelde den ihnen von Kraſinski vorgeſprochenen Eid geſchworen, der den König zur Annahme der Wahlbedingungen verpflichtete. Ja ſie mußten auf Firleys Drängen ihm dazu noch die folgenden Worte nachſprechen: „Hauptſächlich und ganz beſonders beſchwören wir, daß der gewählte König Alles erfüllen wird, was über Erhaltung des Friedens zwiſchen den verſchiedenen Religionen in der Urkunde geſagt iſt, die ihm auf dem Krönungsreichstage der Marſchall und der Kronkanzler übergeben werden.“

Wenn feierliche Eide eine Sicherheit für den religiöſen Frieden der Zukunft bieten konnten, war die Gewiſſensfreiheit in Polen für alle Zeiten geſichert.

Den nochmaligen Proteſt Uchanskis gegen die Warſchauer Conföderation

1) Ueber den dramatiſchen Gang der Verhandlungen in den letzten Tagen und Stunden vgl. Noailles l. l.



Heinrich III.

Nach einem Gemälde im Louvre zu Paris.

hat man kaum beachtet. Er verklang in dem allgemeinen Jubel, als nun Jan Firley thatsächlich die Formel aussprach, durch welche Heinrich von Anjou zum König von Polen proclamirt wurde. Auch war man katholischerseits trotz aller Zugeständnisse guter Dinge. Es schien immer noch möglich, daß Heinrich, der, wie der Cardinal Hosius sich voller Freude ausdrückte, „stets und überall Christum bekannt habe," sich über die Warschauer Conföderation, diese „Verschwörung wider Gott und seinen Christ," hinwegsetzen werde. Durch den Papst, die Guise, durch Katharina von Medici hoffte man ans Ziel zu kommen, zumal der Führer der nach Frankreich abgeordneten Gesandtschaft, Konarski, Abt von Posen, eine der neuen Richtung des Katholicismus unbedingt ergebene Persönlichkeit war. 12 Gesandte und nicht weniger als 250 Edelleute mit Gefolge machten sich auf, um den König einzuholen. Am 19. August 1573 trafen sie in Paris ein, am 10. September, nachdem alle Versuche, die Polen von ihren Forderungen abzubringen, gescheitert waren, leistete Heinrich in Notre-Dame seinen Eid, am 13. wurde ihm in feierlicher Sitzung die Wahlacte übergeben. Er ging in Anbetracht der schwankenden Gesundheit seines Bruders nur ungern nach Polen, auch war es ihm sehr schwer geworden, die pacta conventa zu beschwören, welche die Versprechungen formulirten, die Montluc leichten Herzens vor der Wahl gegeben hatte; die Verpflichtung, Anna, die Schwester Sigismund Augusts, zu heirathen, schien ihm unerträglich und die Articuli Heinriciani waren ihm, auch abgesehen von jenem vielbesprochenen und angefochtenen zweiten Punkte, ein Gräuel, da er seine königlichen Machtvollkommenheiten nach allen Richtungen hin beschränkt sah. Von dem Geiste, mit dem er in Polen rechnen mußte, hatte er einen Begriff bekommen, als beim ersten Versuch, die Articuli Heinriciani abzulehnen, Jan Zborowski ihm zurief: „Jurabis aut non regnabis!" Wie er damals den Eid leistete ohne die Absicht, ihn einzuhalten, war er auch fest entschlossen, sich in Polen über Alles hinwegzusetzen, was seinen Neigungen und Grundsätzen — wenn überhaupt von Grundsätzen bei ihm die Rede sein kann — widersprach.

Für die Geschichte des östlichen Europa hat die Regierung des Valois auf dem polnischen Throne nur eine negative Bedeutung. Erst am 26. Januar 1574 hat er die Grenzen Polens berührt, am 30. Mai starb Karl IX., am 17. Juli ist König Heinrich aus Polen entflohen, nächtlicher Weile, wie ein Verbrecher. Die Polen, den Grafen Tenczynski an der Spitze, setzten ihm nach und waren ihm hart an den Fersen. Hinter Oswiecim trennte sie nur noch ein kleiner Fluß, dessen Brücke der König hinter sich hatte abbrechen lassen. „Ohne zu zögern, sprang Tenczynski ins Wasser, und da er Heinrich am anderen Ufer zu erkennen meinte, rief er ihm noch im Schwimmen zu: Serenissima Majestas, cur fugis? Königliche Majestät, weshalb fliehst du?" Der König lachte laut auf, gab seinem Pferde die Sporen und erreichte glücklich die Grenze (bei Pszczysna in Schlesien) vor seinen Verfolgern. Als Tenczynski dann auf deutschem Boden mit ihm zusammentraf und noch einen Versuch

machte, ihn zur Rückkehr zu bewegen, ſagte Heinrich, er ſei zu weit gereiſt, um Kehrt zu machen. „Wenn auch die ganze Streitmacht Polens hier wäre, würde ich es nicht thun, und den Erſten, der ſo dreiſt wäre, mir davon zu reden, mit dem Dolche niederſtoßen. Ihr könnt mir nur einen Dienſt erweiſen, das iſt eure und meine Leute heimzuführen und für ſie zu ſorgen.“ Der Pole ſtach ſich darauf in den Arm, ſog das Blut ein und ſchwor dem Könige unter Thränen ewige Treue. Man gab ihm ein koſtbares Andenken, und er führte ſeine Tataren zurück.

So war der Ausgang ein Poſſenſpiel. Ein Poſſenſpiel war es auch, das der flüchtige König von Frankreich aus mit den Polen trieb. Nach höchſt erregten Verhandlungen hatte man ſich in Krakau ſchließlich darauf geeinigt, zum 12. Mai des folgenden Jahres einen Reichstag nach Stenzyca zu berufen; wenn der König bis dahin nicht zurückgekehrt ſei, ſolle über die Krone verfügt werden, als ſei ſie erledigt. Einer Botſchaft gegenüber, die ihm Anfang 1575 davon Nachricht gab, ſpielte Heinrich den Verletzten. Sobald es die franzöſiſchen Zuſtände erlaubten, wolle er nach Polen kommen, nur einen bindenden Termin könne er nicht angeben. Gleichzeitig aber bot er die polniſche Krone aus, als ſei ſie eine Waare, die er verhandeln könne. Statt ſeiner erſchien ein Geſandter in Stenzyca — zu ſpät, um die Entſcheidung irgend beeinfluſſen zu können.

Neuntes Kapitel.

Iwan und Stephan Bathory.[1]

Die unerwartete Erledigung des polniſchen Thrones hat noch einmal alle politiſchen Leidenſchaften weit über die Grenzen Polens hinaus in Bewegung geſetzt. Von der Entſcheidung über den polniſchen Thron war auch die Löſung der livländiſchen Frage nicht zu trennen. Alles war noch unſicher in Livland; weder der ſchwediſche, noch auch der däniſche, ruſſiſche und polniſche Theil des Landes hatten das Bewußtſein, daß eine endgültige Entſcheidung über ihre Lage getroffen ſei. In dem ſteten Wechſel der Befürchtungen und Hoffnungen, heute im Kampfe gegen Schweden und Dänen unter polniſcher Führung, dann wieder unter König Magnus mit ruſſiſchen Kampfgenoſſen verbündet, oder aber ſich Jedem anſchließend, der wider den Erzfeind, den Moskowiter, zog, ging dem unglücklichen Lande das Vertrauen zu all' den eigennützigen Helfern und Vermittlern verloren. Wer konnte ſich dafür ver-

1) Die Arbeiten von Werſchbowsky, „Zwei Candidaturen zum polniſchen Thron: Wilhelm von Roſenberg und Erzherzog Ferdinand, 1574—1575. Nach unedirten Quellen“ (ruſſiſch). „Beziehungen Rußlands zu Polen 1574—1578, nach den Berichten des päpſtlichen Nuntius, Vincentius Laureo,“ waren mir nicht zugänglich. Vgl. Forſten l. l.

bürgen, daß der Freund von heute nicht morgen zum Feinde wurde? Welcher Fahne ſollte man folgen, ſeit die livländiſche Fahne geſunken war? Eine kurze Zeit hatte es wohl geſchienen, als wolle das Deutſche Reich, das ſo lange matt und thatenlos darein geſchaut hatte, ſich ſeiner alten Rechte und Pflichten erinnern. Als 1570 der Stettiner Friede den ſiebenjährigen Krieg zwiſchen Schweden und Dänemark unter kaiſerlicher Vermittelung beilegte, hatte Schweden Alles, was es in Livland beſaß, dem Reiche abgetreten und Kaiſer Maximilian II. die Schirmherrſchaft über dieſe Lande auf Dänemark übertragen. Nur Reval und Weißenſtein ſollten ſchwediſch bleiben, bis man ſich über die von Schweden aufgewandten Koſten verglichen habe. Aber das Reichsbanner war nur zum Schein entfaltet worden. Jener Vergleich erfolgte nie und trotz des Friedens dauerte daher der alte Gegenſatz Schwedens und Dänemarks auch in Livland fort. Als im Dezember 1572 der Zar ſelbſt gegen Eſtland zog, um im Vertrauen auf ſeinen Stillſtand mit Polen und Dänemark ohne ſonderliche Gefahr das vereinzelt ſtehende Schweden zu bekämpfen, gelang es ihm wirklich, Weißenſtein mit Sturm zu nehmen. Den tapferen Vertheidiger der Feſtung, Hans Boye, ließ er am Spieße braten, mit ihm viele Deutſche, Schweden und Eſten, die das Unglück hatten, ihm lebendig in die Hände zu fallen. Schließlich aber gelang es dem ſchwediſchen Oberbefehlshaber Klaes Akeſon Tott, einen Haufen von 16 000 Ruſſen völlig zu ſchlagen, ſo daß, nachdem ſich Iwan ſchon früher nach Nowgorod zurückgezogen, auch der Reſt der ruſſiſchen Truppen eilig das Land räumte. In Nowgorod aber wurde am 12. April 1573 die Hochzeit des Königs Magnus mit der Nichte des Zaren gefeiert. Es lohnt, den für den Zaren charakteriſtiſchen Bericht eines wohlunterrichteten Zeitgenoſſen darüber zu hören. „Die Hochzeit“ — ſchreibt Salomon Henning — „ſoll zwar ihrer Art und Gewohnheit nach an aller zugehörigen Nothdurft prächtig, herrlich und wohl ſein zugegangen. Aber die Spectakel und Schauſpiel, Tänze und andere Kurzweil, ſo für und nach gehalten, ſo ſchandlos und abſcheulich, daß es züchtige Ohren und Augen billig weder hören noch anſchauen ſollten. Es iſt aber den Deutſchen ſolch Ehrbot, zu ſonderlichen Gnaden geſchehen, daß ſie ja auch etwas von der Reußen Hofzucht zu ſagen und anheim zu bringen hätten. Er, der Großfürſt, iſt auf der königlichen Hochzeit ſo luſtig und rebenthieriſch (betrunken geweſen), daß er nicht alleine dieſelbe mit ſeiner Gegenwart gezieret, ſondern auch ein Cantor, Chor- und Sangmeiſter geben, und mit etlichen jungen Mönchen anſtatt des Brautliedes das Symbolum Athanasii geſungen, auswendig ſo fertig und ohne Mangel, daß es ihm auch ſeine Concentores aus einem Buche nicht nach thuen konnten. Dahero er in ſeinem Krame ſo irre, und auf die elendigen Mönche ſo verbittert worden, daß er ſie mit dem Baculo, damit er menſuriret und den Tact gehalten, auf die geweihten Köpfe geſchlagen, daß man ihnen die rothen Noten daran ſehen konnte. Solch ein feiner Unterricht- und Lehrmeiſter war er. Wie er denn ſonſt gemeinlich auch den Gebrauch gehabt, wenn der Himmel voller Geigen gehangen, zu epinikiſiren, Carmen triumphale, ein Ueberwindungs-

und Siegeslied, von beiden Kaiſern Kaſan und Aſtrachan zu ſingen, wie er dieſelben in ſeiner Jugend, da er noch nicht zwanzig Jahre alt, und erſt in ſeine Regierung getreten, überwunden, gefangen und ſammt Land und Leuten unter ſein Joch und in Dienſtbarkeit gebracht hat."

Die Hoffnung, in ähnlicher Weiſe auch Livland zu gewinnen, ſollte ihn täuſchen, aber noch gingen Jahre hin, während welcher er hart am Ziele zu ſtehen meinte. Die Wirren, welche die gewiſſensloſe Königsflucht in Polen hervorriefen, mußten, ſo ſchien es, vor Allem ihm zu Gute kommen.

Daß die Wahl Heinrichs von Valois im Grunde doch über die Köpfe der Littauer hinweg zu Stande gekommen war, trug nicht wenig dazu bei, die Abneigung gegen die polniſch-littauiſche Union wieder lebendig zu machen. Die Elemente, denen der littauiſche Staatsgedanke mehr am Herzen lag als der polniſche, rechneten entſchieden richtig, wenn ſie eine Minderung der Bedeutung Polens und eine ſtärkere Betonung der littauiſchen Nation von der Wahl des Zaren zum Könige und Großfürſten erwarteten. So iſt es denn auch der Caſtellan von Minsk, Glebowitſch, geweſen, der dem Zaren als Erſter Kunde gab von der Erledigung des polniſchen Thrones. Iwan zögerte nicht, ſich um Geleitsbriefe für eine große Geſandtſchaft zu bemühen. Der Primas Uchanski ging ſo weit, ihm den Entwurf eines Schreibens zu ſenden, das er für geeignet hielt, auf die polniſchen Wähler Eindruck zu machen, auch der Caſtellan von Wilna, Jan Chotkiewicz, wandte ſich wieder der Candidatur des Zaren zu. Er beſchwor ihn, ja nicht mit Abſendung der Geſandtſchaft zu zögern.

Iwan aber hielt noch zurück. Der Augenblick war allzu günſtig, um in Livland auf polniſche und ſchwediſche Koſten an Boden zu gewinnen. Ohne auf die gerade damals beſonders verwickelten livländiſchen Ereigniſſe einzugehen, die ihrer Natur nach jedem Feinde das Eindringen erleichtern mußten, wird es genügen, die Hauptſachen hervorzuheben. Während däniſche Intriguen nicht ohne Erfolg einen Theil der livländiſchen Hofleute und drei wichtige Schlöſſer den Schweden abtrünnig machten, ohne genügende Vorſorge für die Vertheidigung der neuen Erwerbungen zu treffen, brachen zu Anfang 1575 ruſſiſche Heerhaufen unter Führung des Königs Magnus in das ſchwediſche Livland ein. Mißglückte gleich der Verſuch, Reval zu überrumpeln, ſo fand doch eine furchtbare Verwüſtung des Landes ſtatt, bei welcher auch zwei der neuerworbenen däniſchen Schlöſſer in Flammen aufgingen. Ueber die gefrorene Oſtſee hin führte der Zug auf die Inſeln, nur unzweifelhaft däniſches Gebiet wurde verſchont, und da der Stillſtand mit Polen von Iwan für abgelaufen erklärt wurde, auch das polniſche Livland angegriffen. Beſonders verhängnißvoll war es, daß am 9. Auguſt 1575 Pernau den Ruſſen in die Hände fiel. Die Stadt hatte ſich auf das Tapferſte gehalten, der Feind gegen 7000 Mann verloren, als die letzten ſechzig waffenfähigen Männer ſich ergaben. Sie wurden — ein faſt unerhörter Fall — ſchonend behandelt, wohl in der klugen Berechnung, dadurch andere ſchwächere Orte zur Uebergabe zu beſtimmen. In der That wurden

vier kleinere Festen darauf freiwillig dem Feinde überliefert, die russische Herrschaft schien immer mehr an Boden zu gewinnen. Zieht man dabei in Betracht, daß Schweden im Hochsommer 1575 einen zweijährigen Stillstand für Finnland mit Iwan schloß, so daß diesem der Rücken gesichert blieb, daß die Polen in ihren Wahlhändeln keine Kraft zu energischer Kriegführung fanden, so ist wohl verständlich, wie dem Zaren der Muth schwoll. Er dachte daran, im künftigen Winter auch in Livland und Kurland einzudringen, ja sogar in Preußen dachte er Fuß zu fassen, soweit er immer könne. Ueberallhin, durch schwedisches und polnisches Gebiet drangen seine Schaaren, am 12. Februar 1576 fiel Hapsal, am 20. Februar das Kloster Padis und nur an der unerschütterlichen Haltung Revals lag es, wenn er nicht schon damals Herr aller schwedischen Besitzungen und des halben polnischen Livland wurde. Erst diese Dinge und der Entschluß, durch einen gewaltigen Vorstoß seiner Hauptmacht den lästigen Widerstand Revals zu brechen, erklärt die Politik, welche der Zar bei der polnischen Thronfrage verfolgte.

Am 12. Mai 1575 war jener Reichstag zu Stenżyca zusammengetreten, der darüber entscheiden sollte, ob Heinrich von Valois noch König von Polen sei. Da er nicht erschien und die Vertröstungen seiner Gesandten keinen Glauben fanden, machte sich die allgemeine Stimmung dahin geltend, daß die Wahl des neuen Königs sofort vorzunehmen sei. Im Grunde gab es damals nur zwei Candidaten, Kaiser Maximilian, den die polnisch-littauischen Magnaten zum Könige erheben wollten, und Iwan den Schrecklichen, den die Szlachta begünstigte. In diesen Kreisen wollte man vom „Deutschen“ nichts wissen; Iwan sei Slave, man könne ihn einen Halbpiasten nennen.

Die Candidatur des Kaisers stand außerdem vor einer formellen Schwierigkeit. Da Heinrich weder abgedankt hatte noch abgesetzt war und im diplomatischen Verkehr den Titel eines Königs von Polen fortführte, konnte Maximilian, der sich nicht wie der Zar über alle Formen politischer Etiquette hinwegsetzen durfte, mit seiner Bewerbung um eine nicht erledigte Krone unmöglich offen hervortreten. Den Versuch des Senats, die Absetzung Heinrichs durch ein Manifest auszusprechen, vereitelte die Szlachta, welche den Zweck dieses Schrittes wohl durchschaute. Als trotzdem die Wahl des Oesterreichers wahrscheinlich schien, wurde der Reichstag zerrissen. Die Landbotenstube, d. h. die Szlachta, veröffentlichte einen Bericht über den bisherigen Verlauf des Reichstags, beauftragte Commissarien, mit dem Senat — dem Schuld an der herrschenden Uneinigkeit gegeben wurde — zu verhandeln, und beschloß, daß, wenn es zu keiner Verständigung komme, Provinziallandtage berufen und ein neuer Reichstag ausgeschrieben werden solle.

Eine Verständigung war, wie leicht begreiflich, nicht zu erreichen. Dem Senate, der immer wieder erkennen mußte, daß er der schwächere politische Factor war, blieb nichts übrig, als nachzugeben. Ein im Oktober zusammengetretener Convocationsreichstag bestimmte, daß am 7. November des laufenden Jahres der Wahlreichstag in Warschau zusammentreten solle. Der formelle Gang

war derſelbe wie bei der Wahl Heinrichs. Nachdem die ausländiſchen Geſandten ihre Werbung vorgebracht hatten, ſchritt man zur Wahl. Für Kaiſer Maximilian ſprachen ſich die polniſchen und littauiſchen Senatoren in überwiegender Mehrzahl, dazu die geſammte Geiſtlichkeit und die Vertreter Preußens aus. Was nicht für den Habsburger war, ſtimmte entweder für „einen Piaſten“ oder für andere Candidaten, wie denn der Wojewode von Siebenbürgen, Stephan Bathory, ebenfalls eine Stimme erhielt. In der Landbotenſtube war die ungeheure Mehrzahl dafür, einen Piaſten zu wählen, Viele nannten den Zaren, erklärten aber gleichzeitig, daß ſie bereit ſeien, umzuſtimmen, wenn die Uebrigen auf dem Piaſten beſtänden. Auch Kaiſer Maximilian hatte eine Reihe von Stimmen, die inſofern von großem Belang waren, als die betreffenden Landboten erklärten, daß ſie von ihrem Candidaten nicht laſſen würden.

Der Landbotenmarſchall war in Verlegenheit, wie er das Ergebniß zuſammenfaſſen ſolle. Schließlich erklärte er am 1. Dezember: Die Szlachta wünſche einen Piaſten, Einige aber wünſchten den Kaiſer.

Es war wie in Stenzyca, Senatoren und Landboten konnten ſich nicht einigen. Im Vortheil aber befand ſich jetzt entſchieden der Senat; es lag in ſeiner Macht, zu warten, bis die Szlachta auseinander geritten war, und dann die Königswahl zu vollziehen, oder aber er konnte, ſobald er einſtimmig war, von ſich aus, ohne jede Rückſicht auf die Szlachta, Maximilians Wahl verkündigen.

Die Landboten und mit ihnen die übrigen Gegner der Wahl des Habsburgers, trennten ſich nun, ohne das Wahlfeld zu verlaſſen, vom üblichen Verſammlungsplatze, dem Zelt der Senatoren. Es war, wie man in Erinnerung an römiſche Vorgänge es nannte, eine „secessio,“ ein Bruch zwiſchen Volk und Senat.

Während der Verhandlungen, die nun von Lager zu Lager hin und her gingen, zeigte ſich nochmals, daß die Gegenſätze nicht zu vereinbaren waren. Im Senat gewann, nachdem die Gegner der Wahl Maximilians ſich auf die andere Seite geſchlagen hatten, die Ueberzeugung immer mehr Boden, daß man auf die Landboten keine weitere Rückſicht zu nehmen habe. Ueberſchaute man die eigenen Reihen, ſo ſah man in denſelben faſt ſämmtliche Magnaten, dazu Littauer und Preußen, die bedeutendſten Würdenträger, endlich Szlachtiſten aus allen Wojewodſchaften. So war man entſchloſſen, den Kaiſer zu wählen.

Aber die Szlachta war nicht geſonnen, ſich zu fügen. Als ſie in drohender Haltung bewaffnet auf dem Wahlfelde erſchien, ſahen die Senatoren ein, daß unter dieſen Umſtänden eine Wahl nicht möglich ſei. Noch einmal forderten ſie die Szlachta auf, abzuziehen. Als ſie keinen Gehorſam fanden, ritten ſie unter der Führung des Primas vom Wahlfelde fort bis unter die Mauern Warſchaus, und hier proclamirten ſie am 12. Dezember 1575 Maximilian zum Könige.

Sehr merkwürdig war nun das Verhalten der aufs Aeußerſte erbitterten Szlachta. Auch ſie war entſchloſſen, ohne ſich um den Senat weiter zu kümmern, einen König zu wählen; aber ſobald die Frage der Wahl eines Piaſten direct

an sie herantrat, trat eine so große Zahl von Candidaten auf, daß an eine Verständigung nicht zu denken war. Es war die Idee des Piasten, nach der man jagte; einem wirklichen Piasten von Fleisch und Blut sich zu unterwerfen, lag eigentlich Allen gleich fern. Schließlich haben zwei der Magnaten, die sich zur Szlachta geschlagen hatten, dem Ganzen eine unerwartete Wendung gegeben. Jan Zamoiski schlug Anna Jagiello, die ältliche Schwester Sigismund Augusts, vor, die einst Heinrich von Valois verschmäht hatte, Andrej Zborowski aber Stephan Bathory, den Wojewoden von Siebenbürgen, dem er schon im Senate seine Stimme gegeben hatte. Darüber kam es dann zu einem Compromiß: am 12. Dezember 1575 — also an demselben Tage, an dem von der Senatspartei Maximilian gewählt wurde — proclamirte der Landbotenmarschall Anna Jagiello zum Könige unter der Bedingung, daß sie sich mit dem Wojewoden von Siebenbürgen vermähle.

Es kam darauf an, welche von beiden Parteien in dem nun unvermeidlichen Bürgerkriege die Oberhand behaupten werde. Die besseren Aussichten schien Kaiser Maximilian zu haben und das um so mehr, als er der Unterstützung Iwans sicher war. Bevor noch die eben erzählten Ereignisse auf dem Warschauer Wahlfelde stattgefunden hatten, war eine Gesandtschaft des Kaisers nach Moskau aufgebrochen. An ihrer Spitze standen Johann Cobentzl und David Prinz von Buchau. Sie trafen, ohne Kunde von dem zu haben, was inzwischen geschehen war, Januar 1576 in Moschaisk ein, wo der Zar sich damals aufhielt. Ihr Auftrag ging dahin, die weitere Verheerung Livlands wenn möglich zu verhindern, vor Allem aber, denn die Sorge um Livland ging nicht über eine platonische Liebe hinaus, ein Bündniß zwischen dem Kaiser und dem Zaren zu schließen und die damals bereits gefürchtete Wahl Stephan Bathorys zum Könige von Polen zu verhindern. Stephans Wahl bedeutete für Polen Frieden mit der Türkei, was Rußland sowohl wie Oesterreich gleich lästig sein mußte. Der Zar wies denn auch alle Einmischung in die Angelegenheiten Livlands entschieden zurück, in Bezug auf die polnischen Verhältnisse blieb er bei dem schon früher von ihm vertretenen Standpunkte. Er wünschte Littauen zu erwerben, wollte die Eroberung Livlands vollenden und wenn irgend möglich auch Kiew an sich bringen. Für diesen Fall hatte er gegen die Wahl Maximilians oder des Erzherzogs Ernst keinerlei Bedenken. Die Hauptsache aber war ihm immer Livland; sollte es unmöglich sein, Littauen von Polen zu trennen, so konnte er sich dazu verstehen, seinen Einfluß auf die littauischen Großen für die Wahl eines Habsburgers spielen zu lassen. Ende Januar hat er ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben nach Littauen gesandt. „Ihr habt" — so hieß es in demselben — „vor diesem den beeidigten Staatssekretär Michael Haraburda an uns gesandt [1]) und uns gebeten, daß wir der Krone Polen und dem Großfürstenthum Littauen unseren Sohn und Zarewitsch Feodor geben oder aber selbst das Reich übernehmen, und habt wissen

1) Vor der Wahl Heinrichs.

wollen, ob unſer Verlangen nicht nach dem Großfürſtenthum Littauen allein ſteht? Wir haben Euch durch Michael geſchrieben und zu ſagen befohlen, daß wir das Reich, nämlich die Krone Polen und das Großfürſtenthum Littauen, wohl in unſere Herrſchaft nehmen wollen und daß wir auch im Stande ſind, die Herrſchaft zu führen, indem wir durch unſer ganzes Reich reiſen. Wir haben aber dem Michael unſere beſondere Neigung kund gethan, auch abgeſehen von der Krone Polen über Littauen zu herrſchen, das wäre uns auch lieber." Der Zar knüpft daran die bündigſten Verſprechungen, das Landesrecht zu wahren und die Freiheiten des Adels zu ſichern und zu mehren. Darauf geht er auf die Geſandtſchaft des Kaiſers über, der es gern ſähe, wenn ſie ſeinen Sohn Ernſt wählten; dann gedenke er mit Moskau ein Schutz- und Trutzbündniß zu ſchließen, dem auch der Papſt und der König von Spanien beitreten würden. Sollte es daher ſich nicht als möglich erweiſen, Littauen auf ihn oder auf ſeinen Sohn Feodor zu übertragen, ſo rathe er zur Wahl des Erzherzogs Ernſt. Er verſpreche dann, mit dem Kaiſer und ſeinem Sohne in Freundſchaft und Bündniß zu treten. Eine drohende Warnung vor der Wahl Bathorys bildet den Schluß: „Ihr Herren vom Senat ſollt außer uns und dem Sohne des Kaiſers keinen zum Herrſcher nehmen, beſonders aber keinen aus der Hand des Sultans, wenn Ihr verhindern wollt, daß Chriſtenblut vergoſſen werde."

An den Kaiſer ging eine beſondere Geſandtſchaft unter Führung des Fürſten Sachar Iwanowitſch Sygorski. Die Inſtruction verſpricht, daß der Zar für die Wahl der Erzherzogs eintreten werde. „Littauen aber und Kiew und die Städte, welche dazu gehören, ſollen unſerem Moskauiſchen Reiche zufallen." Livland ſei das Erbtheil ſeiner Väter, daran möge der Kaiſer nicht rühren, ſondern ihm vielmehr ſeine Zuneigung beweiſen. Es komme Alles darauf an, die Wahl des Siebenbürgers zu verhindern. Sollte die Wahl desſelben doch erfolgen, ſo haben die Geſandten ein ruſſiſch-öſterreichiſches Angriffsbündniß vorzuſchlagen und der Kaiſer ſoll erſucht werden, ohne jeden Zeitverluſt eine Botſchaft mit ausreichenden Vollmachten nach Moskau zu ſenden.

Um Littauen zu beruhigen, wurden gleichzeitig die ruſſiſchen Wojewoden in Livland angewieſen, ſich aller Feindſeligkeiten gegen das polniſche Livland bis auf Weiteres zu enthalten.

Alle dieſe Pläne zerfielen in Nichts vor der Doppelwahl in Polen und der überraſchenden Thatkraft, die Stephan Bathory an den Tag legte.[1]) Als ihm die Nachricht von der erfolgten Wahl zugetragen wurde, ſoll er geſagt haben: „Dies angetragene Königreich will ich nicht laſſen und ſollt' ich nur drei Tage die Krone behalten! ... Aber wie Cäſar Julius gethan, alſo muß man die Sache nihil cunctando verrichten; jacta est alea! Gott will wunderbarliche Dinge mit mir fürnehmen, damit ſich die ganze Chriſtenheit verwundere!"

---

1) Zakrzewski, Stephan Bathory, Krakau 1887 (polniſch). Hausmann, Studien zur Geſchichte des Königs Stephan von Polen, 1. Theil, Dorpat 1880.



Stephan Bathory.
Facſimile des Kupferſtiches, 1576, von Joſt Amman (1539—1591).

In jeder Beziehung zeigte ſich Stephan dem Kaiſer überlegen. Maximilian verlor ſeine Zeit in Botſchaften und in Vorbereitungen, die längſt hätten getroffen ſein müſſen, während ſein Gegner, ohne einen Tag zu verlieren, perſönlich nach Polen eilte. Da ſeine Anhänger rechtzeitig Krakau beſetzt hatten, gelang es ihm, in die Stadt zu dringen. Durch ſeine Vermählung mit Anna erfüllte er die nächſte an ſeine Wahl geknüpfte Bedingung und nun zögerte der Biſchof von Cujavien, Stanislaus Karnkowski, nicht, ihn am 1. Mai 1576 feierlich zu krönen. Die geforderten Eide auf Erhaltung der polniſchen Rechte und Freiheiten, ſowie die Warſchauer Religionsconföderation beſchwor er ohne jedes Bedenken.

In der Hauptſache war damit der Thronſtreit für ihn entſchieden. So wenig geneigt die Partei, der Maximilian ſeine Wahl verdankte, geweſen war, ihren Candidaten fallen zu laſſen, ſie war überraſcht und ſchon ſehr bald begannen erſt Einzelne, dann die Geiſtlichkeit, in geſchloſſenen Reihen zu ihm überzugehen. Der Primas gab das Beiſpiel, die Anderen folgten. Auch Littauen und Preußen beharrten nicht bei ihrem Widerſpruch. Nur Danzig hielt, auch nachdem Maximilian am 12. Oktober 1576 geſtorben war, zum Hauſe Habsburg. Es blieb dem Könige nichts übrig, als die Stadt förmlich zu belagern: erſt Ende 1577 hat ſie ſich dazu bequemt, ihm ihre Thore zu öffnen und gegen Gewährung einer ſtolzen Sonderſtellung ihn als König von Polen anzuerkennen. Derſelbe Sinn deutſch-bürgerlicher Selbſtherrlichkeit, der einſt dem Deutſchen Orden ſo tiefe Wunden geſchlagen, wußte hier auch den Polen gegenüber ſich zu behaupten. Die Vertheidigung Danzigs gegen den polniſchen Poliorketes iſt ein faſt gleich ruhmvolles Blatt in der Geſchichte deutſcher Wehrhaftigkeit, wie die Vertheidigung Revals gegen die ruſſiſche Uebermacht, die nun zum dritten Mal verſuchte, durch die Bewältigung Revals [1]) ſich zum Herrn Livlands und des Baltiſchen Meeres zu machen.

Die Wahl Stephan Bathorys hatte den Zaren zum Entſchluß gebracht, nunmehr den entſcheidenden Schlag gegen Livland zu führen. Er wußte Bathory durch die inneren polniſchen Angelegenheiten, zumal aber durch Danzig gebunden und dachte erſt Reval durch ein vorausgeſchicktes Heer zu bewältigen und danach ſelbſt an der Spitze ſeiner geſammten Macht das übrige Livland zu zwingen.

Schon im Juli 1576 hatte er mit der Verheerung des Landes beginnen laſſen und Reval, das auf Grund der Beſtimmungen des Stettiner Friedens noch immer in Kaiſer und Reich ſeine rechte Obrigkeit, im Schwedenkönige nur den Schutzherrn ſah, hatte durch die Vermittelung Danzigs ſich an Maximilian um Hilfe gewandt: im Herbſt oder Winter ſei es einer Belagerung gewärtig. Hilfe aber kam von keiner Seite. Nur auf den Schutz der eigenen waffenkundigen Bürgerſchaft, auf einen Haufen nothdürftig organiſirter eſtniſcher Bauern, die ſchwache ſchwediſche Beſatzung und die wohl in Stand gehaltenen

1) Vgl. G. v. Hanſen in den Beiträgen zur Kunde Ehſt-, Liv- und Kurlands, Bd. III, Heft 3, Reval 1886.

Thürme und Mauern ſich verlaſſend, hat Reval vom 23. Januar 1577 ab ſieben lange Wochen hindurch den Feind beſtehen müſſen. An der Spitze des ruſſiſchen Heeres, das 50000 Mann ſtark war, ſtand der Fürſt Feodor Mſtiſlawsky, ein junger kriegstüchtiger Mann, ihm zur Seite Iwan Scheremetjew, der beſte Feldherr, den Rußland damals aufzuweiſen hatte. Der Zar hatte ihnen ſeine geſammte Artillerie, 200 ſchwere Geſchütze, darunter 50 Feuermörſer, zur Verfügung geſtellt. 2000 Tonnen Pulver gaben ausreichendes Material zum Geſchützkampf und zur Anlage von Minen. Und doch war all' ihr Bemühen vergeblich, alle Anſchläge mißglückten, die muſterhaft organiſirte Bürgerſchaft wußte jeden Brand im Keime zu erſticken und durch geſchickt geführte Ausfälle den Muth der Belagerten aufrecht zu erhalten. Bald hatten die Ruſſen das Gefühl, ſelbſt die Belagerten zu ſein; wo ſie ſich eine Blöße gaben, wurde ſie ausgenutzt; die Ueberlegenheit abendländiſcher Kriegskunſt und der perſönlichen Tapferkeit deutſcher Krieger zeigte ſich jenen tatariſch-moskowitiſchen Schaaren gegenüber bei jeder Gelegenheit. Scheremetjew ſelbſt war gefallen; ein Brief des Zaren, der unter den üblichen Verſprechungen die Stadt aufforderte, ſich ihm zu ergeben, war ohne jede Wirkung geblieben; während Reval nur 110 Todte zählte, hatten die Ruſſen gegen 4000 Mann verloren — ſie verzweifelten daran, ihr Ziel zu erreichen; am 13. März zündeten ſie ihre Lager an, mit Schimpf und Schande mußten ſie abziehen, ganz wie ſechs Jahre vorher der König Magnus es gethan hatte.

Daß Reval ſich behauptet hatte, bedeutete einen ſo entſchiedenen Mißerfolg der ruſſiſchen Politik, daß ſich der Rückſchlag ſofort ſichtbar machte. König Magnus trat in geheime Verhandlung mit Gotthard Kettler und durch dieſen mit Stephan Bathory. Es ſcheint ſich darum gehandelt zu haben, daß er gegen Garantie ſeiner Beſitzungen in Pilten und in Livland den Polen Dorpat ausliefere; bevor er aber zu einem Entſchluß gekommen war, beſchied Iwan, der mit großer Heeresmacht in Pleskau lag, ihn vor ſich und mit böſem Gewiſſen traf Magnus am 29. Juli 1577 ein. Wie hätte er auch ſeinem Herrn Widerſtand leiſten können? Der Zar hatte zwar keine Beweiſe von den verrätheriſchen Unterhandlungen ſeines livländiſchen Scheinkönigs, aber dringenden Verdacht gegen denſelben. Durch einen förmlichen Vertrag wurde Magnus, der ſich zu entſchuldigen verſtanden hatte, noch einmal an die ruſſiſchen Fahnen gefeſſelt: er ſollte in dem Feldzuge, den der Zar jetzt perſönlich gegen Livland ins Werk zu ſetzen entſchloſſen war, ein ſelbſtändiges Commando erhalten, aber nur Schlöſſer und Städte nördlich und öſtlich der livländiſchen Aa beſetzen, das ſüdliche Livland behielt der Zar ſich ſelber vor.

Stephan Bathory lag noch vor Danzig und Iwan glaubte eben damals ſeine Anſprüche auf Livland auf feſte Rechtstitel gründen zu können. Taube und Kruſe waren aufs Neue in Verbindung mit ihm getreten. Der Zwieſpalt, den die Wahl Stephans hervorgerufen hatte, ließ ſie befürchten, daß Iwan ſich vielleicht doch Livlands bemächtigen könne. Sie wollten ſich für dieſen Fall den Rücken ſichern und erhielten von Stephan Bathory, dem ſie ſich vor Danzig

nützlich erwieſen, die Genehmigung, mit dem Zaren zu unterhandeln. Auch gaben ſie vor, von ihm günſtige Zuſagen erhalten zu haben. In Wirklichkeit aber hatten ſie dem Zaren gefälſchte Briefe des Kaiſers, der Kurfürſten und Fürſten des Reiches vorgelegt, in welchen dieſe zu Gunſten Iwans ihren Anſprüchen auf Livland entſagten und dabei ausdrücklich des Eifers gedachten, mit welchem Taube und Kruſe im Intereſſe des Zaren gewirkt hätten.

Ein Theil des Adels im Erzſtift Riga, welcher in der Noth der Zeit von dem Anſchluß an König Magnus Rettung hoffte, war nun in der That bereit, unter Gewährleiſtung der alten Rechte und Freiheiten eine mittelbare Herrſchaft des Zaren anzuerkennen, und ſo begann am 11. Juli 1577 der entſetzliche Zug Iwans durch das ſchlecht vertheidigte, von polniſchen Präſidien faſt völlig entblößte Land. Die Chroniſten der Zeit haben dem Jammer jener Tage ſchlichten Ausdruck gegeben, und da ihre Schilderung zugleich ſehr weſentliche Züge zur Charakteriſtik Iwans bietet, lohnt es wohl, dabei zu verweilen. Das ruſſiſche Heer zog brennend und mordend über Ludſen, Roſſiten und Dünaburg, Schwaneburg und Seßwegen durch Livland. In Aſcheraden ließ der Zar dem alten Ordensmarſchall Kaſpar Münſter, der hier in ſeine Hände fiel, erſt die Augen ausſtechen und ihn dann zu Tode peitſchen, dann rückte er die Düna entlang weſtlich vor. Ein panicher Schrecken war ihm vorausgegangen. Auf die Nachricht vom Nahen des Zaren erkannten die meiſten Orte die Oberhoheit des Königs Magnus an, in der trügeriſchen Hoffnung, dadurch dem drohenden Verderben zu entgehen. Gegen die Pleskauer Vereinbarung hatte Magnus ſich unverantwortlicher Weiſe dazu verſtanden, die Huldigung Wendens entgegen zu nehmen und bald danach Kriegsleute nach Kokenhuſen zu ſenden, welche in der nur ſchwach beſetzten Feſtung in ſeinem Namen die Huldigung entgegen nahmen. Von Wenden aus aber erließ er am 24. Auguſt ein Umſchreiben: als ein chriſtlicher deutſcher Fürſt trage er Erbarmen mit dem armen bedrückten Lande. Wer ſich ihm anſchließe, den wolle er erretten. Auch in Riga waren ſeine Agenten thätig — er trieb ein doppeltes Spiel: im Hinblick auf Rußland wie auf Polen wollte er ähnlich, wie Taube und Kruſe es gethan hatten, ſich die Zukunft ſichern. Die Folgen hatte das unglückliche Livland zu tragen.

Iwans mißtrauiſche Natur durchſchaute zwar nicht das volle Gewebe der Intrigue, wohl aber war er entſchloſſen, dem Könige die Luſt zu nehmen, über die Schranken des Pleskauer Vertrages hinauszugreifen. Er verlangte drohend Einlaß in Kokenhuſen und ließ, als ihm ſchließlich die Thore geöffnet wurden, die Littauer abziehen, die Bürgerſchaft gefangen nehmen, „aber Alles, was König Magno zugeſtanden, elendiglich ſäbeln, morden und würgen, ausgenommen einen Schreiber, den er ſeines Lebens gefriſtet und los gegeben, damit er ſolche Kokenhuſiſche Tragödie ... ſeinem Herrn einbringen könne.“ Die eine gute Folge aber hatte jene „blutige Geſchichte,“ daß in Riga Niemand mehr den Verſprechungen des Königs von Livland trauen wollte und daß Iwan davon abſtand, in Kurland einzudringen, welches ſchwerlich hätte Widerſtand leiſten

können. Er wolle, ließ er dem Herzoge ſagen, ſeines Gottes Ländchens für diesmal verſchonen. [1])

Der Grund dieſer Schonung iſt wohl verſtändlich: einerſeits hatte Iwan dem Herzoge antragen laſſen, er möge ſich ihm unterwerfen, und dieſer Bedenkzeit erbeten, andererſeits bildete Kurland doch nominell einen Theil von Littauen und Iwan, der von der Union von 1569 nicht Notiz nahm, hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, Littauen durch friedliche Verhandlungen zu gewinnen; endlich aber war er aufs Aeußerſte ergrimmt, daß Magnus in Wenden feſten Fuß gefaßt hatte. Ihm lag vor Allem daran, Wenden, den alten Sitz des Ordensmeiſters, den Händen des unzuverläſſigen Schützlings zu entreißen. Mit ſeiner ganzen Heeresmacht rückte der Zar heran wie gegen eine feindliche Stadt. Die Nachricht, daß Magnus bei der Einnahme von Wolmar einen zariſchen Wojewoden gefangen geſetzt hatte, war nicht dazu angethan, ſeinen Grimm zu ſänftigen; er war entſchloſſen, aus Wenden ein zweites Kokenhuſen zu machen. Auf Bitten der geängſtigten Bewohner entſchloß ſich Magnus, mit 23 der Vornehmſten Iwan entgegenzuziehen, um Fürbitte einzulegen. „Wie er nun des Großfürſten anſichtig worden, fället er mit alle den Seinen auf die Knie und bittet um Gnad, ſeines und der Seinigen Leib und Lebens. Der Großfürſt ſteiget mit ſeinem Sohne und vornehmſten Oberſten auch ab, heißt ihn aufſtehen, denn er ſei eines großen Herren Kind, giebt ihm ſein Dolchen wieder, die er ihme und den Seinen zuvor abnehmen laſſen, und verſpricht ihm, mit vorgehender großer Beſchüldigunge Gnade und Sicherheit Leibes und Lebens zu. Indem kömmt eine verflogene Kugel aus dem Schloß, nicht weit von des Großfürſten Kopf ſauſen und brauſen, darob er wieder aufſitzt, und alſo verbittert, daß er bei St. Nicolaus ſchwur, es ſollt Keiner auf Wenden beim Leben bleiben, und wenn er gleich ein Fürſt wäre."

Magnus wurde gefangen genommen, mit jenen 23 in eine Badſtube geſperrt und gezwungen, dem Zaren einen Schuldſchein auszuſtellen, durch den er ſich verpflichtete, nächſtfolgende Weihnachten 40 000 ungariſche Gulden zu erlegen, und wenn er den Termin nicht einhalte, ſo lange in Moskau dafür zu haften, bis das Doppelte mit arabiſchem Golde oder Edelſteinen bezahlt ſei. Gegen Wenden aber richtete der Zar ſein geſammtes Geſchütz und ließ die Seinigen Sturm laufen. Auf Schloß Wenden wußte man wohl, daß nun kein Erbarmen mehr zu erwarten ſei. Mit dem Muthe der Verzweiflung vertheidigte ſich die kleine Schaar gegen die gewaltige Uebermacht: wurde einer etwa in einem Fenſter von großem Geſchütz getroffen und erſchoſſen, ſo drängten ſich die Anderen hin, um auch ein ſo raſches und beneidenswerthes

1) „Welches den Hertzogen in ſeiner großen angſt und hertzeleide, alſo geſterket, getröſtet und erigirt, das er für frewden auffgeſprungen und geſaget, Iſt denn mein armes Fürſtenthumb, wie ich nicht anders weiß und glaube, Gottes Ländichen, So bin ich nun ſicher und gewiß, daß GOtt über den ſeinen werde halten, dem Feind ein gebiß ins Maul legen, und ihme nicht verhengen, daß er mich und die Meinen weiter betrübe." Salomon Henning in Scr. Rer. Liv., II, S. 269.

Ende zu finden, das ſie der Rache des Tyrannen für immer entriß. Es blieben ſchließlich nur Wenige in der Burg übrig: Greiſe, Weiber und Kinder, einige Kriegsleute und Geiſtliche, im Ganzen etwa 300 Seelen. Am fünften Tage der Beſchießung, den 4. September 1577, verſammelten ſie ſich Alle in einem feſten Gemach des Schloſſes.[1]) Auf den Knieen nahmen ſie noch einmal das heilige Abendmahl, und als nun die Ruſſen anſtürmten, warf Heinrich Boismann, eines Revaler Rathsherrn Sohn, Feuer in die vier Tonnen Pulver, welche ſie unter das Gemach gelegt hatten. „Heinrich Boismann hat noch ein wenig gelebet, als ihn die Ruſſen im Schutt liegen fanden. Sie brachten ihn vor den Großfürſten, er ſtarb aber zur Stunde und wurde des anderen Tages auf den Pfahl geſetzt. Darnach hat der Großfürſt in der Stadt Wenden ſolche Tyrannei und Schande mit Frauen und Jungfrauen geübet, als dergleichen von dem Türken und anderen Tyrannen nicht gehört worden iſt. Da hat er auch etliche Männer erſtlich peitſchen, darnach verwundet und blutig, lebendig am Feuer braten laſſen, und einem Burgermeiſter das Herze lebendig aus dem Leibe nehmen und einem Prediger die Zunge aus dem Nacken geriſſen, und die Uebrigen mit unerhörter Marter und Pein umbringen laſſen. . . ."

Der Untergang Wendens machte einen überwältigenden Eindruck. Wohin Iwan gelangte, öffnete man ihm die Thore. Ganz Livland, mit alleiniger Ausnahme von Riga, Dünamünde und Treiden, wurde ſein. Am 18. September war der Zar blut- und ſiegestrunken in Dorpat eingetroffen und am folgenden Tage beſchied er Magnus, der in ſteter Todesangſt gelebt hatte, vor ſich. Er hielt ihm abermals eine „ſcharfe Lection." Wie ſeine Vorfahren und er mit den römiſchen Kaiſern und Königen über etliche hundert Jahr — „welches er aus einer behaltſamen Memorien zu erzählen gewußt" — große Freundſchaft gehabt, ſich mit ihnen befreundet und alſo ſeiner Geburt und Herkommen von deutſchem Geblüt wäre,[2]) ſonderlich hätte er mit dem Salzkönige (Friedrich von Dänemark) große Pläne gehabt und deshalb den König Magnus geehrt, geliebt und ihm ſeine nahe Blutsfreundin verehelicht u. ſ. w. Zuletzt entließ er den geängſtigten Fürſten nach Karkus, ohne ihn jedoch von der unerſchwinglichen Schatzung frei zu machen, zu welcher er ſich vor Wenden hatte verpflichten müſſen. Dann kehrte Iwan über Pleskau nach Moskau zurück.

Von Wolmar aus hatte er dem Fürſten Kurbsky einen triumphirenden Brief geſchrieben. Seinen vollen Titel ſetzte er, wie in einer wichtigen Urkunde, an die Spitze: „Wir, der große Herrſcher, Zar und Großfürſt Iwan Waſſiljewitſch von ganz Rußland, von Wladimir, Moskau, Nowgorod, Zar von Aſtrachan, Goſſudar von Pſkow, Großfürſt von Smolensk, Twer, Jugorien, Perm, Wjätka, Bolgarien und anderer, Goſſudar und Großfürſt von Nowgorod im Niederland, von Tſchernigow, Rjäſan, Polozk, Roſtow, Jaroſlaw, Bjelooſero, erblicher

1) Nach der Ueberlieferung im alten Remter des ehemaligen Meiſters von Livland.

2) Hierzu bemerkt Henning, dem wir die wohl aus dem Munde des Königs Magnus ſtammende Erzählung entnehmen: Scilicet, wie Pontius Pilatus von Forchheim aus Frankenland! Vgl. S. 347.

Herrscher und Besitzer des livländischen Landes deutscher Zunge, Gebieter von Udorien, Obdorien, Kondinien, von ganz Sibirien und der nördlichen Lande — unserem ehemaligen Bojaren und Wojewoden, dem Fürsten Andrej Michailowitsch Kurbsky." Noch gebe es Männer in Rußland; vor der Gewalt des lebendigen Kreuzes seien die Festen der Deutschen gefallen. Wohl sei er streng und hart, aber die Treulosigkeit der Bojaren habe ihn dazu genöthigt. Von Wolmar aus, wo Kurbsky Rettung vor ihm gesucht, schreibe er ihm diesen Brief, daran möge er den Willen Gottes erkennen, in sich gehen und daran denken, wie er seine Seele rette! „Geschrieben in unserem väterlichen Erbe, Livland, in der Stadt Wolmar, im Jahre 7086, unserer Herrschaft dem 43., der Regierung in Rußland dem 31., in Kasan dem 25., in Astrachan dem 24."

Der leichte Triumph, den seine Uebermacht in Livland erzielt hatte, das Bewußtsein, gerade durch sein persönliches Eingreifen die Haupterfolge errungen zu haben, die Hoffnung auf die immer noch in Littauen vorhandene russenfreundliche Partei steigerten das Hochgefühl, das aus diesem Briefe spricht, weiter ins Maßlose und wie stets in solcher Stimmung ließ der Zar seine vermeintlichen Feinde und Verräther entgelten, was ihn bewegte. Damals ist der Fürst Michail Worotynsky, der Besieger der Tataren, grausam zu Tode gequält worden, weil er dem Zaren durch Zauberei nach dem Leben getrachtet haben sollte, gleich ihm der Wojewode Fürst Nikita Odojewsky, der alte Bojar Morosow mit den Seinigen und Andere mehr. Eine neue Ehe, die sechste in der Reihe, bot neuen Sinnestaumel und nebenher gingen die hochfliegendsten politischen Pläne. Neben Reval dachte er, wie einst vor Narva geschehen, eine neue Stadt zu erbauen. Vor Allem aber Rigas und Kurlands meinte er jetzt Herr werden zu können. Seine Wojewoden in Livland waren beauftragt, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und schon im Oktober 1577 fürchtete man in Riga und Dünamünde eine Belagerung bestehen zu müssen. Dazu ist es nun nicht gekommen.

Nach dem Abzug des Zaren rückten polnische Präsidien, wenn auch in geringer Anzahl, ins Land; die Livländer selbst faßten Muth und eine der von den Russen genommenen Burgen und Städte nach der anderen ward durch Ueberrumpelung oder Sturm zurückgewonnen. Wichtig vor Allem war es, daß Dünaburg und Wenden den Feinden entrissen werden konnten. Dann kam der Vergleich des Königs Stephan mit Danzig. Er hatte die Unterstützung Livlands von der Kapitulation Danzigs abhängig gemacht, durch livländische Unterhändler ist Danzig auch zur Uebergabe bewogen worden, die, wie wir wissen, unter den ehrenvollsten Bedingungen stattfand. Fortan finden wir am Hoflager des Königs stets die Gesandten der Stadt, die in stolzer Selbständigkeit, zwar im Zusammenhange mit Polen, doch ungebrochen neben den allgemeinen Reichsinteressen die eigenen verfolgen durfte. Die Berichte dieser Gesandten bilden denn auch eine der hervorragendsten, noch wenig genutzten Quellen für die Geschichte Osteuropas, vornehmlich aber Polens, im 16. und 17. Jahr-

hundert.[1]) Der König war, gleich nachdem er die Huldigung Danzigs entgegengenommen hatte, nach Warſchau gezogen, wo ein Reichstag über die Mittel berathen ſollte, wie Livland vor den Ruſſen, Wolhynien und Podolien vor den Tataren zu ſchützen ſei. Nach Moskau waren Boten abgefertigt, um mit dem Zaren in Verhandlung zu treten, aber Bathory hatte ſie beauftragt, nach Möglichkeit zu zögern, da er Zeit gewinnen wollte und ſich der Einſicht nicht verſchloß, daß ein Entſcheidungskampf mit Rußland unvermeidlich ſei. Nur wollte er den Krieg nicht eher beginnen, als bis ihm ausreichende Mittel zur Durchführung des Kampfes geſichert waren. Auf dem polniſchen Reichstage aber herrſchte wie üblich Zwieſpalt und Verwirrung. Die Szlachta ließ keinen Verhandlungsgegenſtand aufkommen, um einen ihrer Lieblingsgedanken, die Gründung von Obertribunalen, die aus Wahlen der Wojewodſchaften (auf je ein Jahr) hervorgehen ſollten, zur Durchführung zu bringen. Trotz der flehenden Hilfegeſuche Littauens war ſie nicht zum Nachgeben zu bewegen und Bathory hätte ſein Ziel wahrſcheinlich nicht erreicht, wenn er nicht mit ungemeinem Geſchick verſtanden hätte, einerſeits die Anhänger der Gegenreformation und andererſeits den Führer der Szlachta zu ſich herüberzuziehen. Beides war nicht nur für den Augenblick, ſondern für die ganze ſpätere Entwickelung Polens von entſcheidender Bedeutung.

Stephan Bathory, deſſen katholiſche Rechtgläubigkeit vor ſeiner Wahl ſo wenig feſtſtand, daß er gerade dem proteſtantiſch geſinnten Kleinadel ſeinen Erfolg zu danken hatte, war dennoch von vornherein entſchloſſen geweſen, mit dem Katholicismus tridentiniſcher Obſervanz Hand in Hand zu gehen. Schon nach dem erſten Zuſammentreffen mit dem Könige waren die katholiſchen Heißſporne ſich darüber klar, daß ſie in ihm keinen Gegner, ſondern einen Förderer finden würden. Stephan hatte ſehr wohl erkannt, wie wenig die proteſtantiſche Bewegung in die Tiefe gedrungen war, und meinte, ſobald das öffentliche Intereſſe erſt durch andere Dinge abgezogen ſei, die zahlreichen lauen und gleichgültigen Elemente dem Proteſtantismus leicht abwendig zu machen. Darüber, daß ein Krieg gegen Rußland hierzu meiſt förderlich ſein müſſe, konnte kein Zweifel ſein, es iſt daher nur zu begreiflich, daß die geſammte Partei der katholiſchen Reaction den König in ſeinen Kriegsplänen unterſtützte. Da nun zweitens der König ſeine Wahl den Stimmen der Szlachta verdankte, wollte er vor Allem auch König der Szlachtizen ſein und ſich auf dieſes Element ſtützen, allerdings unter der Vorausſetzung, daß dieſe Adelsdemokratie ihm innerhalb des Rahmens der polniſchen Verfaſſung behilflich ſei, eine ſtarke Königsmacht zu begründen. Er hat daher nicht, wie man allgemein erwartete, Andrej Zborowski, den hervorragendſten der Magnaten, die für ihn geſtimmt hatten, in den Vordergrund gezogen, ſondern den Szlachtizen Jan Zamoiski, einen früheren Proteſtanten, der für den fähigſten Kopf unter dem Kleinadel galt und durch ſeine Familienbeziehungen im ruſſiſchen Littauen

1) Acta Internuntiorum. Danziger Stadtarchiv.

einen sehr gewichtigen Einfluß ausübte. Diesen Mann erhob er zu seinem Unterkanzler: auf seine Popularität und auf die offene und geheime Unterstützung der Geistlichkeit gründete er seine neue Theorie vom polnischen Königthum. Der vom Volke, d. h. von der Szlachta gewählte König stellt in sich die Majestät des Volkes dar und darf deshalb auch Anspruch auf unbedingten Gehorsam erheben.[1]) Eine sehr eigenthümliche Theorie, die in vollstem Gegensatz zur Lehre vom Königthum aus Gottes Gnaden und überhaupt zum Legitimitätsbegriff steht. Es ist dieselbe Anschauung, auf welche 200 Jahre darauf der Convent in Paris sein Schreckensregiment gründete, und es zeugt von der Biegsamkeit der katholischen Kirchenlehre, daß sie sich, ohne auch nur den Versuch eines Widerstandes gemacht zu haben, dieser Lehre anbequemte.

Freilich hat Bathory nur sehr allmählich seine Theorie zur Ausführung bringen können, und da der politische Theil des Programms nur unter der Voraussetzung einer Folge kraft- und geistvoller Herrschernaturen denkbar war, ist dieser Theil seiner Herrscherarbeit dem polnischen Staate spurlos verloren gegangen, während das als Mittel zum Zweck dienende religiöse Programm voll durchgeführt wurde. Seine Regierung hat den Protestantismus entwurzelt und gleichzeitig in die griechisch-orthodoxen Gebiete der Republik unvertilgbare Keime des Katholicismus gelegt. Das überwiegende Interesse, welches gleich nach Genehmigung des Tribunals die auswärtige Politik in Anspruch nahm, lenkte von der religiösen Frage ab[2]) und gleichzeitig begannen die goldenen Tage der Jesuiten. Polen wurde seit den Tagen des Königs Stephan der Mittelpunkt für die katholische Propaganda in Osteuropa. In den Jesuiten fand der König stets willige und thatkräftige Förderer seiner politischen Pläne. Der heute auf Kosten Polens wieder lebendig gewordene Gedanke der Entnationalisirung und religiösen Uniformirung ist von Stephan Bathory in einmüthigem Zusammengehen mit den Jesuiten erst in Littauen und Preußen, dann in Livland zur Anwendung gebracht worden. Er hoffte, auf diesem Wege die während der letzten Königswahlen in Littauen so offen ans Licht getretenen Sympathien für das griechisch-orthodoxe Rußland zu brechen, in Preußen und Livland aber den Zusammenhang mit dem germanisch-protestantischen Westen ganz zu zerstören. Im Verein mit Jan Zamoisky hat er seinen Plan während des ganzen Verlaufes seiner Regierung nicht aus den Augen verloren. Diese Gesichtspunkte haben die polnische Republik nicht verlassen bis an ihr Ende und noch darüber hinaus. Sie bilden die Stärke, aber zugleich die Schwäche derselben, weil einmal das polnische Element die Assimilirungskraft nicht zeigte, die eine solche Riesenaufgabe erforderte, zweitens aber der gegen Recht und Gerechtigkeit geübte religiöse und nationale Zwang über kurz oder lang sich rächen mußte. Wir halten daher die auf dem Fundament der articuli Hein-

1) Zakrzewski, Stephan Bathory. Krakau 1887.

2) Vgl. Ljubowitsch, Zur Geschichte der Jesuiten in den littauisch-russischen Ländern im 16. Jahrhundert, Warschau 1888 (russisch). Pierling, Rome et Moscou 1547—1579, Paris 1883.

riciani ruhende Regierung Stephan Bathorys für den verhängnißvollſten Wendepunkt in der Geſchichte Polens: indem er die Größe Polens aufbaute, hat er zugleich den künftigen Zerfall unvermeidlich gemacht. Nur in kurzen Strichen geſtatten wir uns, auf dieſe Entwickelung hinzuweiſen.

Die Arbeit der Jeſuiten wurde ſowohl durch die päpſtlichen Nuntien gefördert, in deren Händen alle Fäden der gegen Proteſtantismus und Griechenthum gerichteten Beſtrebungen zuſammen liefen, als von den auf das gleiche Ziel hinarbeitenden Franziskaner- und Bernhardiner-Mönchen. Sie verſtanden es auch, die verachteten Bauern zu gewinnen, namentlich häufig waren die Uebertritte in den Reihen der Dienerſchaft griechiſchen Glaubens.[1]) Ganz beſonders aber zeichneten ſich die Wilnaer Jeſuiten aus: in den Faſten des Jahres 1579 konnten ſie dem Könige das Schauſpiel der Aufnahme von 82 Proteſtanten und gegen 40 Griechen vorführen. Die Haupterfolge errangen die Väter der Geſellſchaft Jeſu jedoch im Gegenſatz zu den anderen Orden in den höchſten Kreiſen. Der Kanzler Zamoiski hatte ſie ſtets um ſich, er und der Wojewode von Podolien ließen erſt ihre proteſtantiſchen Frauen, dann ihre Unterthanen von Jeſuiten bekehren und König Stephan war dieſen Beſtrebungen gegenüber nicht nur duldſam, ſondern er ſuchte ſie nach Kräften zu fördern. Die Umwandlung des Wilnaer Jeſuitencollegs in eine Academie und die Gründung des Jeſuitencollegs in dem den Ruſſen entriſſenen Polozk ſind für die Geſchichte der Gegenreformation in Littauen geradezu epochemachend. In den ruſſiſchen Provinzen arbeitete das von den Maciejowski, Zebrzydowski, Wapowski gegründete Jeſuitencolleg zu Lublin mit überraſchendem Erfolge und gleichzeitig wurde überall eifrig für Convertirung der Proteſtanten geſorgt, deren geringe Widerſtandsfähigkeit im eigentlichen Polen geradezu erſchütternd iſt. Wie ein Gewand wurde der Glaube gewechſelt und die Convertiten erſcheinen bald als eifrige Förderer des katholiſchen Gedankens. Trat ein Jeſuitenprediger auf, ſo konnte er auf reichen Andrang der von Neugier und unbeſtimmtem Verlangen getriebenen Proteſtanten rechnen. „Ich hatte," erzählt einer jener Jeſuiten, der in Krakau im Sommer 1579 propagirte,[2]) „die allerverſchiedenſten Zuhörer, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten und Anabaptiſten, die gekommen waren, um einen Jeſuiten reden zu

1) Ljubowitſch l. l., S. 13, Anm. 2 führt einige charakteriſtiſche Beiſpiele an: „Inprimis anno 1579 Dec. 13. Zophia antea vocata Agaphia de Potocko (dafür iſt wohl ſicher zu leſen: Polocko) famula d. Gasparis Klodzienski schisma Ruthenorum revocavit. Eodem die Ioannes, cocus supradicti domini, Ruthenus agnoscens fallaciam doctrinae Ruthenicae, catholicae fidei adhaesit. 14. Dec. Thomas antea vocatus nomine Ruthenico Panas (wohl Afanas) de Witewsko ... homo laboriosus ex schismate Moscorum conversus. Eodem die Simon antea vocatus Siemien famulus D. Gasparis Clodzienski schisma graecorum revocavit, Anno domini 1580, Marz 6 ancilla quaedam ... nomine Dorothea ex patre Lewon Rutheno .. pertinaciam Ruthenorum omisit u. ſ. w.

2) Vgl. Ljubowitſch l. l. Documente Nr. 1 aus dem vaticaniſchen Archiv, d. d. 17. Juli 1579.

hören.... Von den Ketzern, die größtentheils dem Adel angehörten, habe ich ungefähr 25 in den Schooß der heiligen Kirche wieder aufgenommen, obgleich ihrer viel mehr waren. Ich konnte aber nicht Allen genügen und schickte die Uebrigen daher zu unserem theueren Propst".... Das war am ersten Tage der Predigt gewesen, an den nächstfolgenden aber steigerte es sich immer mehr. „Am Sonntage erschien eine noch weit größere Menge als vorher, so daß wir von der dritten Morgenstunde bis zu 7 Uhr Abends in der Kirche bleiben mußten.... Fürwahr, wir haben an diesem so übel befleckten Orte die reichste Ernte gehalten: die Leute hungern im Geiste und es fehlt an Solchen, die geeignet waren, die Mühseligen und Beladenen aufzurichten und zu trösten. Gelobt sei Gott in alle Ewigkeit!"

Solcher Berichte ließe sich eine lange Reihe hersetzen. Sie alle bezeugen für Polen und Littauen die geringe Innerlichkeit der protestantischen Bewegung, die nur in den radicaleren Richtungen der Antitrinitarier und Socinianer festere Abwehr leistete, und kehren je länger je mehr den politischen Gesichtspunkt in den Vordergrund. Polen war das erwählte Rüstzeug, das die Gegenreformation im Norden und Osten durchführen und die seit den Tagen Gregors VII. ersehnte Union der griechischen Kirche mit der katholischen endlich verwirklichen sollte.

Das ist der Gesichtspunkt, von welchem aus die Regierung Stephan Bathorys ihre weltgeschichtliche Bedeutung findet. Die Voraussetzung, unter welcher allein jene politisch-hierarchischen Gedanken zur Ausführung gelangen konnten, aber war der Krieg mit Rußland, als dessen Preis vor Allem Livland winkte, fortan das Schicksalsland des europäischen Ostens.

Von Livland führte der Weg hinüber nach Schweden, wo unter dem Einfluß der polnischen Katharina der Katholicismus bereits Fuß zu fassen begann. Gelang es auch hier, wie in Polen, den verlorenen Boden der alten Kirche wieder zu erringen, so war der Kreis geschlossen, der die Wiege der Reformation, Deutschland, zu erdrücken bestimmt war: wann danach das schismatische Rußland der Union verfiel, erschien dem kühnen Gedankenfluge der katholischen Führer nur als eine Frage der Zeit. Nie ist dem slavischen Stamme ein weiteres Ziel gesteckt worden. Der scheinbar begabteste Zweig desselben war ausersehen, den Plan durchzuführen, eine glänzende Herrschernatur machte ihn sich zu eigen und gab durch eine Reihe militärischer Erfolge, die den Zeitgenossen wie ein Gottesgericht erschienen, dem Ganzen ein sehr reales Fundament — wenn er dennoch scheiterte, so geschah es, weil in erster Linie in Livland die lutherische Kirche in den Jahren der höchsten Gefahr eine Widerstandskraft zeigte, die Niemand von dem todmüden Lande erwartet hatte, weil Schweden sich gegen das unnatürliche Bündniß mit dem vom polnischen Slaventhum getragenen katholischen Universalgedanken aufbäumte und weil endlich die griechische Kirche moskowitischer Zunge gerade durch die Aeußerlichkeit ihres Cultus in unüberwindlicher Passivität alle religiösen Versuchungen an sich abprallen ließ.

Die erſten Beziehungen zwiſchen Iwan und Bathory greifen in das Jahr 1577 zurück. Der Zar hatte einen Brief des Königs, der ihm wegen ſeines livländiſchen Feldzuges Vorwürfe machte, damit beantwortet, daß er die livländiſchen Dinge von den littauiſch-polniſchen ſtreng unterſchied. Livland ſei ſein Erbland, das habe er geſäubert, wegen der littauiſchen Beziehungen aber erwarte er eine Botſchaft, mit der er freundlich verhandeln wolle.

Als dann zu Anfang 1578 die Geſandtſchaft unter Führung des Wojewoden von Maſovien eintraf, ſtellte ſich heraus, daß die beiderſeitigen Anſprüche ſich nicht friedlich ausgleichen ließen. Auch konnte der Zar es nicht über ſich bringen, Stephan „Bruder" zu nennen. Mit unſäglichem Hochmuth ſah er auf den Wojewoden von Siebenbürgen, den türkiſchen Vaſallen, hinab. Als ſchließlich trotzdem ein Stillſtand auf drei Jahre, vom 25. März 1578 ab gerechnet, zu Stande kam, lauteten die polniſche und die ruſſiſche Ausfertigung des Vertrages verſchieden. Die ruſſiſchen Geſandten, die zugegen ſein ſollten, wenn der König den Stillſtand beſchwöre, wurden ſchlecht empfangen; wenn es nicht ſchon damals zu einem Bruch kam, geſchah es nur deshalb nicht, weil beide Theile Zeit gewinnen wollten. Iwan trat in Beziehungen zum Kaiſer und zu den Krimſchen Tataren und glaubte bereits Dänemarks ſicher zu ſein, als der däniſche Geſandte Ulfeld am 28. Auguſt einen Tractat mit ihm abſchloß, demzufolge Livland und Kurland als Eigenthum des Zaren von Dänemark anerkannt wurden. Aber Ulfeld hatte ſeine Vollmachten überſchritten. Der Vertrag wurde in Kopenhagen nicht ratificirt und er ſelbſt fiel in Ungnade. Inzwiſchen aber hatte Bathory die Zuſtimmung des Reichstags zum Kriege mit Moskau endlich erhalten und Rüſtungen im größten Stile vorgenommen. Von allen Seiten erhielt er Zuzug, namentlich die littauiſchen Magnaten, welche jetzt den Gedanken an eine Verbindung mit Moskau endgültig fallen ließen, übertrafen ſich in freiwilligen Leiſtungen an Mannſchaft und Geld. Ein mit Schweden abgeſchloſſenes Bündniß bedeutete eine ſehr weſentliche Stärkung gegen Moskau und hatte ſchon im Oktober 1578 den großen Erfolg gebracht, daß ein Verſuch der Ruſſen, Wenden zurückzugewinnen, nicht nur ſcheiterte, ſondern eine völlige Niederlage des ruſſiſchen Heeres herbeiführte. Es wollte für polniſche Verhältniſſe außerordentlich viel bedeuten, daß König Stephan ein Heer von über 50 000 Köpfen zuſammenbrachte. Noch nie hatte Polen ſeinem Erbfeinde ſo wohl gerüſtet gegenüber geſtanden. Im Juni 1579 erfolgte dann die Kriegserklärung. Bathory war entſchloſſen, auf ruſſiſchem, nicht auf livländiſchem Boden zu kämpfen, und zwar nahm er Polozk zum Ziele ſeiner Angriffe, das, wie wir ſahen, ſeit 1563 in ruſſiſchen Händen war und wegen ſeiner ſtarken Befeſtigungen für uneinnehmbar galt. 20 Meilen in der Runde war von Iwan eine künſtliche Wildniß geſchaffen worden, welche den Zugang ungemein erſchwerte. Ueberall ſonſt, nur nicht hier, erwartete er den Feind. Vor Reval, meinte er, müſſe die Entſcheidung fallen; der polniſche Kriegsplan brachte ihn aus aller Faſſung. Am 30. Auguſt nahm Stephan Polozk mit Sturm und ohne Aufenthalt ging es dann weiter auf

Sokol zu, das nach verzweifelter Gegenwehr am 25. September verbrannt wurde. Ebenſo fiel eine Reihe kleinerer Feſtungen und auch von den Schweden, die verheerend in das nowgorodſche Gebiet eingedrungen waren, kam günſtige Kunde. Der Stern Iwans war im Niedergang. Sogar Iwangorod, der Ausgangspunkt der ruſſiſchen Eroberungen in Livland, wurde vom ſchwediſchen Admiral Gyllenlod in Aſche gelegt. Für die Geſammtlage wollte es nur wenig bedeuten, wenn nachträglich ruſſiſche Haufen verwüſtend in Eſtland eindrangen.

In dem Bewußtſein, einen großen Erfolg errungen zu haben, konnte Stephan unter Zurücklaſſung von 12 000 Mann, die vor Polozk im befeſtigten Lager blieben, nach Wilna ziehen. Der Lauf der Düna war jetzt geſichert und die Operationsbaſis zu einem neuen Feldzuge gewonnen. Zur Fortſetzung des Krieges aber war die Genehmigung des Reichstages unerläßlich; erfolgte ſie nicht, ſo konnte leicht Alles wieder über kurz oder lang verloren gehen. Trotzdem hielt es ungemein ſchwer, die Zuſtimmung der Polen zu erhalten. Es bedurfte der ganzen Beredſamkeit Zamoiskis, um den Widerſtand zu brechen. Die Abneigung der Szlachta aber machte ſich darin fühlbar, daß ſie ſich entſchieden weigerte, perſönlich ins Feld zu ziehen, ſo daß Stephan ſich genöthigt ſah, um ſeine deutſchen und ungariſchen Soldtruppen zu verſtärken, die unkriegeriſche Bürgerſchaft der Städte heranzuziehen, ja ſogar — eine für polniſche Verhältniſſe unerhörte Thatſache — aus den Domanialgütern jeden zwanzigſten Bauern auszuheben. Damit durch dieſes unfreie Element der übrige Theil des Heeres ſich nicht in ſeiner Ehre geſchädigt glaube, ſagte man jenen Bauer-Reitern für ſich und ihre Nachkommen die Befreiung von der Leibeigenſchaft und von allen Herrenrechten zu.

So war das Heer zuſammengeſetzt, das den ruhmvollſten Feldzug, von dem die polniſche Geſchichte weiß, gewinnen ſollte. Der Kern desſelben beſtand aus Fremden. Während der Vorbereitungen gingen wieder Botſchaften hin und her, namentlich Iwan war bemüht, den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Die Inſtructionen, die er ſchließlich ſeinen Geſandten gab, lauteten unendlich viel demüthiger als ſonſt. „Läßt man Euch Noth leiden, ſo macht darüber beſcheidene Vorſtellungen, ſchelten aber und drohen ſollt Ihr nicht. Erlaubt man Euch, Lebensmittel zu kaufen, ſo kauft, geſtattet man es nicht, ſo ertragt es. Wenn der König ſich nicht nach der Geſundheit des Zaren erkundigt und beim Gruß nicht aufſteht, ſollt Ihr es nicht beachten und nichts ſagen, thut man Euch Unehre an, bedrängt und ſchilt man Euch, ſo ſollt Ihr beim Priſtaw beſcheidene Klage führen, aber nicht unwillig davon reden, ſondern es dulden.“ Aber ſchon war es zu ſpät. Bathory antwortete, er ſei im Begriff, aufs Pferd zu ſteigen, fünf Wochen wolle er noch warten, dann möge der Großfürſt ſeine Geſandten an die Grenze ſchicken.

Am 8. Juli fand 50 Meilen von Wilna bei Czasnik die Muſterung ſtatt; ein Punkt, von dem aus ſowohl Smolensk als Welikije Luki bedroht waren. Der König wollte den Feind bis zuletzt im Unklaren darüber laſſen, wohin er ſich

wenden werde. Und das ist ihm über Erwarten gelungen. Am 19. Juli lief der Waffenstillstand ab. Noch am Abend vorher traf ein russischer Courier ein und meldete, daß eine große Gesandtschaft am 1. August in Smolensk einreiten werde. Aber man achtete nicht weiter darauf, das Heer setzte sich in Bewegung, wiederum 50 000 Mann, von denen 15 000, unter der Führung Zamoyskis, am 12. August die Düna überschritten. Zur Seite stand ihm Georg Farensbach, derselbe Livländer, der einst den Zaren vor den Tataren gerettet hatte und jetzt durch seine Kriegskunde und Tapferkeit wesentlich zum Gelingen des Feldzuges beitrug. Das Ziel des Feldzuges aber war nicht Smolensk, sondern Welikije Luki, auf der großen Straße von Polozk nach Nowgorod. Die russischen Truppen lagen weit verstreut vor Nowgorod, Pskow, Kokenhusen und Smolensk, auch gegen Tataren und Schweden sah sich der Zar genöthigt, eine Defensivstellung einzunehmen. Nur an Welikije Luki hatte er nicht gedacht. So konnte es geschehen, daß bevor man hier anlangte, Usvjät und Welischa fielen; schon am 27. August lag das polnische Heer vor Welikije Luki. Weil die große Botschaft des Moskowiters im Anzuge war, einigte man sich hier in letzter Stunde auf einen kurzen Stillstand. Die nächstfolgenden Ereignisse schildert ein Augenzeuge folgendermaßen [1]): „Den 29. ist die Moskowitische große Botschaft erstlich für dem König im Feldlager kommen und nach abgelesenem langem Gruß ein Credenzschreiben überreicht. Als ihnen nun vergunnt worden zu reden, haben sie nichts andres fürgebracht, als mit kurzen Worten, daß der König mit seinem Kriegsvolk wieder in sein Land sich wenden soll. Dahin will der Großfürst seine Gesandten verordnen und aller Zwistung halber tractiren lassen. Darauf sie zum ersten, andern und dritten gefragt wurden, ob sie nichts Weiteres vorzubringen hätten und als sie noch etliche Mal gesagt, sie hätten weiter nicht Befehl, ist ihnen durch den Herrn Christoph Radziwil dieser Bescheid gegeben: weil sie mit einer solchen nichtigen Werbung gekommen, mögen sie also wieder ohne Bescheid fortziehen."

In aufrichtiger Entrüstung schritt man jetzt polnischerseits mit aller Energie an die Beschießung der Stadt. Als der Fall der Festung bereits wahrscheinlich war, traten dann die russischen Gesandten, die inzwischen im littauischen Lager geblieben waren, mit neuen Anträgen hervor. Sie boten für den Frieden Polozk und die Eroberungen, welche Stephan im vorigen Feldzuge gemacht hatte. In Livland wolle der Zar zu dem, was die Polen bereits inne hätten, ihnen noch sechs Ortschaften einräumen. Als der König daraufhin keinen Frieden schließen wollte, baten sie um die Erlaubniß, einen aus ihrer Mitte nochmals zum Zaren zu schicken. Bathory aber wartete die Rückkehr desselben nicht ab, Welikije Luki wurde mit Sturm genommen und fast die ganze Besatzung niedergemacht. Auch Nefel, Oserischtsche und Sawolotschje fielen, dagegen mißlang ein Versuch, sich Smolensks zu bemächtigen. Auch wo

1) Danzig Acta internuntiorum 1580, Sept. 8.

Aigentliche vnd ware Kontrafactur/
Johannes De Zamoſcio/ deß Königreichs Poln Groß
kantzler/ vnd Kriegs General Oberſter/ ꝛc.
1 5 8 8.



Johann von Zamoyski.
Facſimile eines anonymen Holzſchnittes von 1588.

die Ruſſen im offenen Felde den Polen gegenübertraten, warf man ſie zurück. Nur die Ungunſt der Jahreszeit verhinderte Stephan, gegen Pleskau zu ziehen, den kleinen Krieg ſetzte er aber auch während des Winters fort. Auch die Schweden unter Pontus de la Gardie hatten in Livland und Karelien erfolgreich gekämpft; überall waren, von kleineren Raubzügen abgeſehen, die ruſſiſchen Waffen im Nachtheil. Aber gebrochen war die Macht Moskaus noch lange nicht. Wollte Polen ganz Livland erwerben, ſo war ein dritter Feldzug nicht zu umgehen. Dazu aber bedurfte es wieder der Zuſtimmung der Stände, die, je länger der Krieg dauerte, um ſo widerwilliger die Laſten desſelben trugen. Nicht das Verdienſt des polniſchen Adels iſt es, wenn König Stephan ſein Ziel, Moskau von der Oſtſee zu verdrängen, ſchließlich doch erreichte.

Als Bathory zu Anfang des Jahres 1581 in Warſchau ſeinen Reichstag verſammelte, wies er mit aller Entſchiedenheit darauf hin, daß es unbedingt nöthig ſei, noch einen Feldzug zu unternehmen, wenn man ſich den Beſitz Livlands ſichern wolle. Durch Anlehen in Preußen, Sachſen und Brandenburg hatte er ſich die nöthigſten Geldmittel geſichert und auch der Reichstag verſtand ſich zuletzt zu einer Willigung auf zwei Jahre, bat aber dringend um ſchleunige Beendigung des Krieges, weil die Bauern durch Auflagen und Kriegsdienſte erſchöpft ſeien. Vorübergehend hegte man noch einmal die Hoffnung auf Abſchluß eines Friedens. Der Zar hatte das unerhörte Zugeſtändniß gemacht, eine große Botſchaft, 120 Pferde ſtark, nach Warſchau abzufertigen. Ein Puſchkin und ein Piſemsky ſtanden an der Spitze derſelben. Ihre aus den ruſſiſchen Geſandtſchaftsbüchern bekannte Inſtruction [1]) zeigt noch mehr als die des vorigen Jahres, daß der Zar durch die lange Kette von Mißerfolgen tief entmuthigt war. Die Geſandten, heißt es in der Inſtruction, ſollen ihr Beglaubigungsſchreiben Niemandem abgeben als dem Könige und verlangen, daß man ſie ſofort Bathory vorſtelle. Sollte man ſie ſchelten, ſchmähen, ſchimpfen oder ſchlagen, ſo ſollen ſie auf Schimpf und Schmähung antworten je nach den Verhältniſſen, wie es vortheilhafter iſt und Gott ihnen eingiebt. Schelten aber ſollen ſie nicht und die Schläge ertragen und feſt darauf beſtehen, daß man ſie zum Könige entlaſſe; bevor ſie beim Könige geweſen ſind, ſollen ſie Niemandem das Beglaubigungsſchreiben geben und ihre Geſandtſchaft nicht ausrichten. Wenn der König nicht aufſteht und durch die Pane nach der Geſundheit des Zaren fragt, ſo ſoll man ſich darüber nicht aufhalten, ſondern ſagen, daß der Zar geſund iſt, das Beglaubigungsſchreiben übergeben und die Botſchaft ausrichten. Sollte man ſie während der Botſchaft ſchimpfen oder ſchlagen — ſo ſollen ſie nur ſagen, man möge ihnen geſtatten, die Botſchaft zu beſtellen, ſelbſt ſollen ſie nicht kränkende oder unehrerbietige Worte dem Könige ſagen.

1) Vgl. Solowjew, VI, 329. Für das Folgende: Turgenew, Historica Russiae Monimenta, Petersburg 1841. Kojalowitſch, Tagebuch des letzten Feldzugs Bathorys gegen Rußland und die diplomatiſche Correſpondenz der Zeit (ruſſiſch). Danzig, Stadtarchiv: Acta internuntiorum.

Sagen die Pane, daß der Gossudar sich nicht Zar schreiben dürfe und stockt deshalb das Geschäft, so haben die Gesandten zu antworten: Unsere Herrscher sind nicht seit gestern, sondern von Alters her Gebieter. Will aber euer Herrscher den unsrigen nicht Zar nennen, so will unser Herrscher es dulden, damit die Christenheit Ruhe habe; es ist gleichgültig, wie man ihn schreibt, die ganze Welt weiß es, welch' ein Herrscher er ist.

Fragt man aber, wer denn seit gestern Herrscher sei? so ist zu antworten: wir sagen, daß unser Gossudar nicht seit gestern Herrscher ist, wer aber seit gestern herrscht, wird es selbst wissen!

Will man aber nicht schreiben, daß der Gossudar Bruder des Königs ist, so ist zu erwiedern: Unsere Herrscher herrschen von Alters her, der türkische Cäsar und viele große Herrscher sind seine Brüder, will aber euer Herrscher das nicht haben, so wollen wir schreiben, ohne der Bruderschaft zu gedenken, daß ein Herrscher mit dem anderen einen Stillstand geschlossen hat. Wollen sie aber, daß in der Stillstandsurkunde so geschrieben wird: „wir haben Dich den Zaren zum Bruder erhoben in Freundschaft und Liebe" — so sollt ihr es daran nicht scheitern lassen. Geht der König nicht darauf ein, zu schreiben Zar von Smolensk, so sollt ihr auch das dulden."

Wenn man sich vergegenwärtigt, welchen Werth man in Moskau auf Aeußerlichkeiten legte, so ist diese Instruction von besonderem Interesse. Sie zeigt uns, wie es in der Seele des Zaren aussah, der in Mißtrauen und Selbstquälerei sich an den Beschimpfungen weidete, die in der Person seines Gesandten ihm angethan werden könnten. Gerade damals war das Treiben an seinem Hofe wüster als je. Der Zar, erzählte ein gefangener Russe in Warschau, thue seit Welikije Luki nichts als täglich neue Ehen schließen. Und in der That, in ruchlosem Sinnentaumel, von der Opritschnina umgeben, die nach wie vor das stets gefügige Werkzeug seiner Grausamkeit und seiner Lüste war, suchte der Zar in der Alexandrow'schen Slobode auf Augenblicke zu vergessen, daß er rings umgeben war von Elend, Rathlosigkeit und Verzweiflung. Er hat damals die sechste oder siebente seiner Ehen geschlossen. Maria Nagoi war die Auserwählte, während gleichzeitig sein zweiter Sohn, der blöde Feodor, mit Irinjä Godunow vermählt wurde. In den Adern beiden Frauen floß tatarisches Blut. Es war, als solle die Thatsache dadurch ihren Ausdruck finden, daß die Zukunft Moskaus doch in der Assimilirung mit dem barbarischen Osten, nicht im Anschluß an das Abendland ruhe, dessen Besitz der Zar so leidenschaftlich erstrebt hatte. Weil er die Hoffnung nicht aufgab, trotz Allem wenigstens einen geringen Theil der Ostseeküste für sich zu behalten, hatte er sich entschlossen, seinen Hochmuth vor dem siegreichen Feinde zu beugen — er mußte erleben, daß Bathory weit entfernt war, wegen formeller Zugeständnisse auf das eigentliche Kampfobjekt, den Besitz des ganzen Livland, zu verzichten.

Die Verhandlungen führten um so weniger zum Ziel, als man polnischer Seits nicht nur auf Livland bestand, sondern noch dazu die Uebergabe des wichtigen Sebesch und eine Kriegsentschädigung von 400 000 ungarischen

Dukaten verlangte. Am 16. Februar, einem Sonntage, erhielt die moskauiſche Geſandtſchaft vor vollem Rath ihren Abſchied. Der Caſtellan von Wilna, Euſtachius Wolowicz, hielt die Anſprache. Die Geſandten würden ſich erinnern, wie fruchtlos man mit ihnen verhandelt habe. Da ſie keine Vollmacht hätten Livland abzutreten, wolle der König ſeine Sachen dem allmächtigen Gott befehlen und Livlands halber den Krieg ferner fortſtellen. Sie möchten alſo herzutreten, der königlichen Majeſtät die Hände küſſen und ihren Abſchied nehmen. Die Geſandten erwiederten, es habe nicht an ihnen gelegen, wenn man ſich nicht verſtändigt, des Königs Majeſtät hätte ſich auch etwas bequemen müſſen. So aber könnten ſie nicht ſcheiden, man möge ihnen geſtatten, ſich noch einen Augenblick zu berathen. Das wurde ihnen vergönnt; der Groß-



Thaler (Silber) von König Stephan Bathory.

Umſchrift der Vorderſeite: STEPHAN · D · G · REX · POLON(iae) MAG(nus) DVX · L(ithuaniae; im Felde des Königs Bildniß mit der Krone, im Panzer, das Scepter im rechten Arm, die linke Hand am Schwertgriff. Umſchrift der Rückſeite: RVS(siae) PRVS(siae) MAS(oviae) SAM(oyitiae) LIVO(niae) PRIN(ceps) TRAN(ssylvaniae); im Felde gekröntes und geviertetes Wappen von Polen und Littauen mit dem Wappen der Bathory, drei Drachenzähne, als Herzſchild; zu Seiten 1585 und NB. Für Siebenbürgen geprägt. Originalgröße. Berlin, königl. Münzcabinet.

kanzler, der Caſtellan von Wilna, Albert Laski, der Wojewode von Siradz, und andere Räthe traten zu ihnen und nach einiger Zeit kehrte der Großkanzler allein wieder und meldete, daß die Ruſſen zu den vierzehn Häuſern (Feſtungen) in Livland noch zwei, Salis und Pürkel, abtreten wollen, auch hoch ſchwören, daß ſie über ihre Inſtruction hinausgingen. Es werde ſie den Hals koſten, ſie thäten es aber, um den Frieden zu erlangen. Als Bathory trotzdem bei ſeinem Ultimatum — Abtretung ganz Livlands — blieb [1]), verſuchten die Geſandten einen Stillſtand auf Grund des Status quo zu vereinbaren. „Solches iſt ihnen auch wieder abgeſchlagen worden und ſind darauf wieder in den Rath gefordert und weil ſie nichts erhalten können, haben ſie gebeten, ihnen, was bisher tractirt worden, ſchriftlich unter des Königs Siegel zu geben.“ Sie wollten dem Großfürſten beweiſen, daß es an ihnen nicht gelegen habe,

1) Auf Sebeſch und die Zahlung der Entſchädigung wollte man nicht beſtehen.

wenn sie unverrichteter Sache heimkehrten. Das wurde ihnen dann zugestanden und nachdem sie dem Könige die Hände geküßt, nahmen sie mit einem Schreiben Bathorys an Iwan ihren Abschied und zogen davon.

Auch danach sind noch Boten hin und her gegangen. Ein Courier Bathorys, Christoph Dzierzek [1]), wurde vom Zaren mit ausgesuchter Mißachtung behandelt. In der Gewißheit, den Frieden doch nicht erlangen zu können, schickte er ein Schreiben nach Polen, acht Bogen lang (im Druck bei Kojalowicz, 23 Seiten), in welchem er der Bitterkeit und dem Grimm Luft machte, die seine Seele bedrückten. „Wir von Gottes Gnaden und nicht durch aufrührerisches Gutdünken der Menschen, Iwan, demüthiger Zar und Großfürst von ganz Rußland," so begann er das Schreiben, in welchem der Stolz des erblichen Herrschers dem Wahlkönige gegenüber seinen Ausdruck fand. Auch nach all' den Schlägen, die ihn betroffen hatten, fand er den Muth, die großen Thaten seiner Regierung zu rühmen, alle Schuld für den Ausbruch des Krieges von sich ab auf Polen zu wälzen und endlich die Entscheidung einer offenen Feldschlacht anzubieten. Die Antwort Bathorys [2]) ließ die angeschlagenen Töne voll wiederklingen. Von jenem Abwägen der Verschuldungen des einen oder des anderen Theiles ließ sich nichts erwarten und vollends zwecklos war es, wenn Bathory den Zaren zum Zweikampf herausforderte. „Ergreife die Waffen," — so schloß der König — „und steige aufs Roß! wir wollen Ort und Zeit bestimmen und dann kannst Du erweisen, ob Du ein Mann bist, und wie weit Du der Gerechtigkeit Deiner Sache vertraust, darüber wollen wir beide mit dem Schwerte entscheiden. Auf diese Weise wird weniger Christenblut vergossen werden. Gehst Du darauf ein, so lasse es uns wissen und wir wollen uns schleunigst Dir entgegenstellen. Gott, der gerechteste aller Richter, wird dann zeigen, auf wessen Seite das bessere Recht ist. Schlägst Du es aber aus, so sprichst Du Dir selber das Urtheil und zeigst, daß in Dir weder Wahrhaftigkeit ist, noch königlicher Sinn, sondern daß ein unmännlicher weibischer Geist Dich beherrscht. Doch was Du auch thun magst, ob Du Dich stellst oder die Flucht ergreifst, Gott wird mit uns sein, auf daß Wahrheit und Gerechtigkeit das Feld behalten: Du aber gehst den Weg des Verderbens!"

An jenem 12. August 1581, an dem Bathory dieses herausfordernde Schreiben Iwan zufertigen ließ, war er bereits mit seinem inzwischen vollzählig versammelten buntscheckigen Heere auf dem Marsche gegen Pleskau, wo, wie er hoffte, die endgültige Entscheidung fallen werde. An demselben Tage überschritt

1) Ueber die Mission Dzierzeks sind von den Zeitgenossen allerlei Fabeln verbreitet worden. Er soll dem Zaren gegenüber das Schwert gezückt und eine unerhört kühne Sprache geführt haben. Diese Nachrichten gehen auf „Zeitungen" zurück und finden in den Gesandtschaftsacten keine Bestätigung.

2) Sie ist noch länger als das Schreiben Iwans, im Druck 41 Seiten, von dem Livländer Giese verfaßt. Für die Geschichte der russisch-polnischen Verhandlungen ist der Brief eine wichtige Quelle, wenn auch von einseitig polnischem Standpunkte aus. Gedruckt nach dem lateinischen Original bei Turgenew l. l. I, No. 225, polnisch bei Kojalowicz, No. 58 in der von Zamoiski angefertigten, etwas abweichenden Uebersetzung.

mit Willen und Wiſſen des Königs der Jeſuit Antonio Poſſevino als päpſtlicher Abgeſandter in der Nähe von Dubrowna die ruſſiſche Grenze. Der kriegeriſchen Action ſollte eine friedliche Vermittelung zur Seite treten und man durfte ſich wohl mit der Hoffnung tragen, daß ſie nicht fruchtlos ſein werde, denn Poſſevino kam auf den Ruf des Zaren.

Zehntes Kapitel.

Antonio Poſſevino und der Friede von Jam Zapolski.

Der unerhörte Schritt des Zaren, die päpſtliche Vermittelung anzurufen, war vor beinahe einem vollen Jahre beſchloſſen und ſogleich ins Werk geſetzt worden. Am 25. Auguſt 1580 unter dem Eindruck der Schläge, unter welchen Welikije Luki zuſammengebrochen war, hatte eine Sitzung des Zariſches Rathes in der Alexandrow'ſchen Slobode den folgenreichen Entſchluß gefaßt. Iwan hoffte, indem er das Haupt der katholiſchen Kirche herbeirief, günſtigere Bedingungen bei Abſchluß eines Friedens zu erlangen, von deſſen Nothwendigkeit die Niederlagen ſeiner Truppen, die Erſchöpfung des Landes, die Unfähigkeit ſeiner Heerführer ihn überzeugt hatten. Vielleicht ließ ſich auf dieſem Wege wenigſtens ein Fetzen Livlands für Moskau retten.

Nun kannte Iwan ſehr wohl den Lieblingsplan Papſt Gregors XIII., durch eine Allianz der chriſtlichen Herrſcher die Osmanen aus Europa zu verdrängen; auch das wußte er, daß man in Rom nichts ſehnlicher wünſchte, als eine Union der griechiſchen Kirche mit der katholiſchen herbeizuführen, wie ſie durch das Florentiner Concil im Princip erreicht, aber nur auf polniſch-littauiſchem Boden, und auch da nur ſporadiſch, zur Anerkennung gelangt war. Von Beidem dachte er Vortheil zu ziehen. Dem Kaiſer Rudolf II. und dem Papſte gegenüber wollte er ſich durch ein Handſchreiben bereit erklären, den Kampf gegen die Türken im Verein mit dem übrigen Europa aufzunehmen. Wenn man ihm Frieden von Bathory ſchaffe, den er als Verbündeten des Sultans darſtellte, von der kirchlichen Union aber brauchte er nicht zu reden. Die Thatſache, daß er ſich an den Papſt wandte, genügte, um dort Hoffnungen zu erwecken, von denen ſich mehr Vortheil erwarten ließ, als von den geringen thatſächlichen Zugeſtändniſſen, zu denen er im äußerſten Falle ſich verſtehen durfte. Ohne jede Zögerung[1]) wurde der Djak Leonti Iſtoma Schewrigin, mit einer Miſſion, ein ungebildeter, habſüchtiger, aber ſchlauer Beamter, mit der wichtigen Miſſion betraut, die darin gipfelte, daß der Papſt einen Geſandten abſenden ſolle, um zwiſchen Moskau und Polen zu vermitteln. Zwei Dol-

1) Am 6. September 1580. Ueber die Miſſion Poſſevinos und die damit zuſammenhängenden Fragen vgl. Pierling, Un nonce du Pape en Moscovie, Paris 1885.

Warhafftige Contrafactur/ der Legation oder gesandten/ des Groß Fürsten auß Moscaw/ an die Römische Kayserliche Mayestat: Auch inn was Kley di

Römischen Kayserlichen Mayestat den Credentz Brieff vnd Geschenck vberantwortet haben/ Zu Regenspurg auff diesem Reichstag/ den achtzehenden Julij/ dieses M. D. L



ALS man zelt/ Tausent/ Fünffhundert Jar/
Sechs vndsibentzig/ ein Reichstag war
Gen Regenspurg gestellet on/
Darauff erschien manch Nation.
Sonderlich aber der Groß Fürst
Jm der Moscaw/ thün vnd gedürst/
Den zwölfften Martij außsendt
Seine Legaten in Teutschlandt/
Dieselbigen (wie sch vernommen)
Gen Regenspurg sind angekommen/
Jm Monat Julio vergangen/
Vnd sind auß das herrlichst empfangen/
Dann die Röm: Kays: Mayestat/
Als ihr ankunfft vernommen hat/
[illegible] ihr Leibgutschen zu[illegible]

Sampt ihrn Hofleuten entgegen gesandt/
Vnd sie auffs Herrlichst lassn einfürn/
Wie ihr Mayestat hat wöllen gebürn/
Vnd sindt also baldt vnd behendt
Beleit wordn inn ihr Losamendt.
Den achtzehenden Julij hernach/
Die Legaten denselben Tag/
Begertn für Kayserlich Mayestat/
Die ihn wider zugeschickt hat/
Ihre Leibgutschn/ sampt dem Hofgsindt/
Die haben sie baldt vnd geschwindt/
Beleitt für Kay: Mayestat
Allda man anch gesehen hat/
Wie die Hettschier sampt den Trabandten/
Fein inn der ordnung sind gestanden/

Vons Kaysers Hof/ da an dem endt/
Biß zur Moscowittr Losament.
Wie nun die Legaten sind kommen/
Ins Kaysers Hof (wie sch vernommen)
Sind sie all abgestign behendt/
Vnd par vnd par sein an dem endt/
Jm der ordnung zu fussen gangen/
Wie dann ein jeder/ so hat verlangen/
Jnn dieser Figur alle gstalt/
Augenscheinlich sicht abgemalt/
Die fürnembsten/ so brunder send
Werden hie mit Namen benendt.

Moscowitterische Botschafft/ oder Legation/ an die Röm: Kays: Mayestat.

Der Obriste abgesandte Knesch/ oder Fürst: Zachary Jvanwitsch/ Sugursky/ Hof Juncker vnd Stadthalter zum Weissen Sehe. Gehet vorn her in einem Rottgulden Stuck/ vnd rawen Hauben.

Sein Gesell/ so neben jm gangen/ war: Andre Gawrilowitz Ertzy Buschuf/ der Secretari/ in eim blawen Goldtstuck.

In dem andern glied sind gangen/ die zugegebnen Junckherrn/ oder Boyarn. Als: Jrzetziagk/ Dymitrewf Sohn/ Subaty der alt/ in eim weissen Kleid/ mit gulden Blumen/ vnd einer hohen Hauben.

Sein Gesell/ Mamley/ Jvans Sohn/ Jlim. Ein Ritter. In eim rottgoldtfarben gulden Stuck.

In dem dritten glied ist gangen/ ein Cantzeley verwandter mit namen: Affannasy/ Michaels Son/ Monastiref. Dieser hat den Credentzbrieff getragen/ in eim roten Scharlachen thuch. War in gantz rott gekleid.

Der ander so neben jhm gangen/ ist ein gemeiner Hofdiener. In eim Liechtblawen seydin kleid.

¶ Jnn was Kleidung/ schmuck vnd auch zier
Die fünff Legaten auff ihr monier/
Für Kay: May: theten gehen/
Gibt diese Figur zuuerstehen.
¶ Diesen Legaten volgten baldt
Zweintzig Person/ ringer gestalt/

Darunter waren auch zween Knaben
Die jhnen auffgewartet haben.
Auß diesen Personen gedenck
Trugen die fürnembsten die Gschenck
So der Groß Fürst verehret hat/
Der Kayserlichen Mayestat.

Volgen die Geschenck:

Erstlich hat der Obriste von wegen seines Herrn/ des Groß-Fürsten/ in der Moscaw/ Kay: May: verehret ein Zim̃er Zobeln/ vnd für seine Person auch ein Zimmer Zobeln.

Der Secretarj verehret Kay: May: auch ein Zim̃er Zobeln.

Die Hof Junckern/ auch ein jeder ein Zim̃er Zobeln.

Gesandtschaft Jwans des Schrecklichen in Regensburg 1576 vor dem Empfange beim Kaiser. Facsimile eines gleichzeitigen Holzschnittes.



Der Vnderſchreiber/ oder Cantzeley verwandte/ hat der Röm: Kay: May: verehrt: Ein par Zobeln/ Vnd den beyden Jungen Herrn/ Jrer May: Söhn/ auch jedem ein par Zobeln.

¶ WIE nun die gmelt Legation
Jhr Gſchenck vnd fürtrag hattn gethon/
Seind ſie mit allen Ehrn/ wie vorn/
Widerumb heim beleitet worn.
Wie dann die Kayſerlich Mayeſtat
Jhn ein Frentafel gehalten hat.
Am fünfftzehenden Septembris
Sind ſie abgfertigt gantz vnd gwiß/
Vnd habn widrumb mit verlangen/
Von dem Kayſer Geſchenck empfangen.

Am ſibentzehenden brachen ſie auff/
Vnd zogen wider haim mit hauff.

Beſchluß.

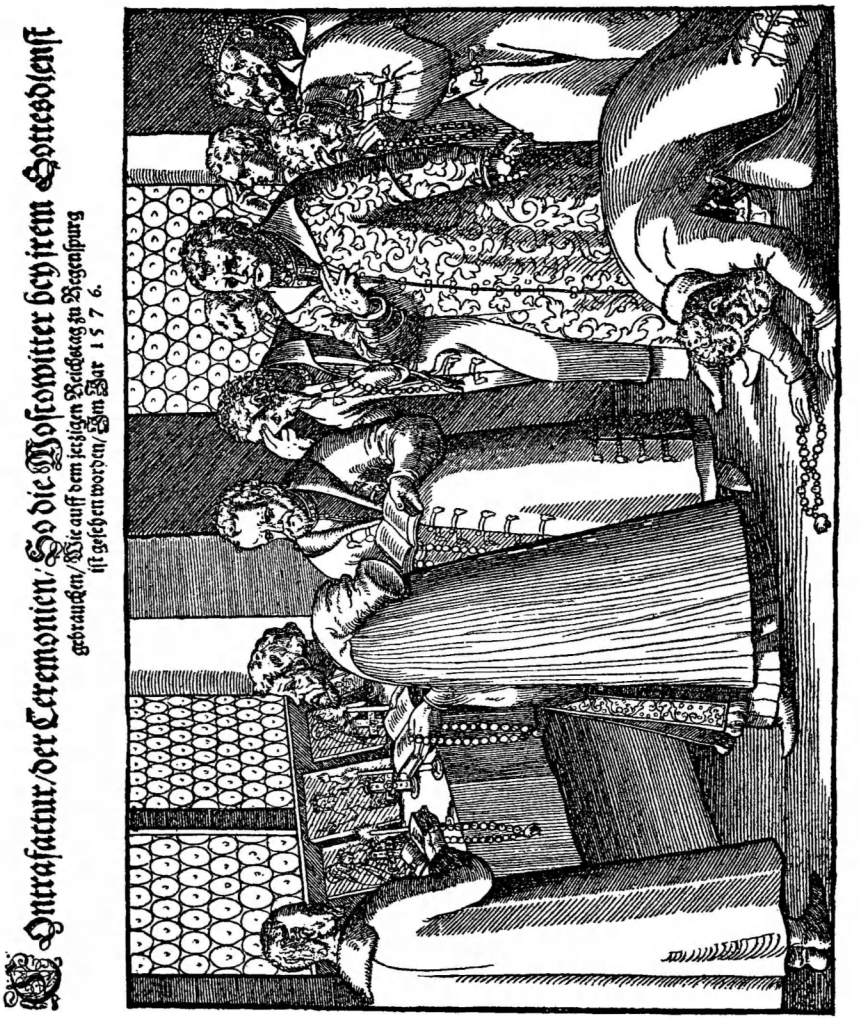
NAch dem ſich dann der Groß Furſt eben/
Wil zum Römiſchen Reich begeben/
Der Chriſtenheit zu nutz vnd gut
Vnd dem Türcken mit ſtarckem muth/
Ein ernſtlichen widerſtandt thun/
So habn wir Gott zu bitten nun/
Das Er ſich wöll vber vns erbarm
Vnd mit ſeinem allmechtign Arm
Wehren dem Türckn vnd all ſeim Heer
Vnd retten ſeines Namens Ehr/
Auch ſeiner armen Chriſtenheit/
Väterlich amenen allzeit/
Vnd vns bey ſeinem lieben Wort
Beſtendig erhaltn an allem ort/
Das wir endlich durch ſeinen Namen
Mögn ewig ſelig werden/ AMEN.

Gedruckt zu Prag/ durch
Michael Petterle.

Mit Röm: Kay: May: Freyheit/ nicht nachzudrucken/
weder in kleiner noch gröſſerm Form zu imitirn/
oder nachzumachen.

metſcher, ein livländiſcher Renegat Namens Popler und ein mailändiſcher Kaufmann, Pallavicino, wurden Schewrigin beigegeben.

Die Botſchaft nahm ihren Weg über Pernau, Kopenhagen und Leipzig nach Prag, wo ſie trotz ihrer glänzenden Anerbietungen bei Kaiſer Rudolf



Geſandtſchaft Iwans bei Ausübung ihres Gottesdienſtes. Facſimile eines Holzſchnittes von 1576.

nur kühle Aufnahme fand. Die Anſprüche des Reiches auf Livland waren hier in der Theorie noch lebendig und die Antwort des Kaiſers ging über alle anderen Dinge hinweg. Das Aeußerſte, was Schewrigin erreichte, war die Zuſage, daß man geneigt ſei, noch weitere Verhandlungen zu pflegen. Am

13. Februar trafen die Ruſſen dann in Venedig ein, das, wie ſie zu ihrem Erſtaunen erfahren hatten, ein ſelbſtändiger, in der türkiſchen Frage nicht zu umgehender Staat ſei.[1]) Schewrigin half ſich damit, daß er dem Dogen eine ad hoc von Pallavicino gefälſchtes Schreiben Iwans übergab, erhielt aber auch hier außer reichen Geſchenken nur ausweichenden Beſcheid. Erſt in Rom zeigte ſich, daß der Zar richtig gerechnet hatte. Schon die Thatſache, daß eine ruſſiſche Geſandtſchaft den Papſt aufſuchte, bedeutete einen Erfolg in den Augen Gregors XIII. Ueber die Anträge Iwans in Betreff des Türkenkrieges war man von Prag und Venedig aus orientirt worden und ſo ließ ſich wohl hoffen, daß die hochfliegenden Pläne, mit denen die katholiſche Reaction ſich trug, um einen bedeutſamen Schritt dem Endziele näher treten würden. Wenn die vereinigte Macht des geſammten chriſtlichen Europa, vor Allem aber Habsburgs, Polens, Rußlands und Venedigs, thatſächlich die Osmanen nach Aſien zurückwarf, mußten die Früchte eines ſo großartigen Erfolges doch zumeiſt dem Nachfolger Petri zu Gute kommen, ihm und ſeiner Kirche, die erſt dann wieder ſich über alle Welt erheben konnte. Schienen doch gerade damals die Hoffnungen, welche ſich auf Wiedervereinigung der durch die Reformation verlorenen Reiche und Völker richteten, der Erfüllung nahe zu ſein. In den Niederlanden gewann Alexander Farneſe immer mehr an Boden, in Frankreich hoben die Guiſen ihr Haupt, in England hoffte man mit Eliſabeth auch die Ketzerei zu beſeitigen, in Schweden war König Johann insgeheim gewonnen, ſein Nachfolger und die Königin eifrig katholiſch, die polniſchen Diſſidenten fürchtete man nicht mehr, ſie hatten als politiſche Partei ſo gut wie abgedankt — es blieb nur der proteſtantiſche Theil des Deutſchen Reiches, das kleine Dänemark, das dem Untergange geweihte Livland und endlich das ſchismatiſche Rußland. Gelang es nun, wie der Zar wünſchte, Moskau und Polen zu verſöhnen und danach eine Kirchenvereinigung, wenn auch nicht durchzuführen, ſo doch anzubahnen, ſo ſollte der Krieg gegen die Osmanen folgen, die, von den Perſern arg bedrängt, unmöglich im Stande ſein würden, ſich zu behaupten. Das Uebrige mußte ſich dann, unter kluger Benutzung von Menſchen und Verhältniſſen, von ſelbſt ergeben — gewiß ein großartiger, in ſeiner Einſeitigkeit wahrhaft genial gedachter Plan. Und doch, ihm fehlten die Vorausſetzungen des Gelingens. Nicht nur der Gegenſatz der ruſſiſchen und römiſchen Kirche, wie er im Bewußtſein des Volkes lebte, und die nationale Feindſeligkeit, die ein Zuſammenwirken von Polen und Ruſſen unmöglich machte, war unterſchätzt, auch die Widerſtandskraft des Proteſtantismus wurde viel zu niedrig angeſchlagen. Es ſollte ſich zeigen, daß namentlich in Livland, das man ſchon als ſichere Beute des ſiegreichen Katholicismus betrachtete, ein proteſtantiſcher Sinn von unüberwindlicher Feſtigkeit in den Tagen der Noth herangereift war und daß an der Niederlage, welche die Curie an dieſem einen Punkte erlitt,

1) Faſt unbegreiflich iſt es, daß Pallavicino ihnen darüber nicht früher die Augen geöffnet hat. Aber man ſcheint ihn gar nicht befragt zu haben.

ſchließlich der ganze gigantiſche Plan zerſchellen ſollte, durch den ſie die Welt ſich zu Füßen zu legen hoffte. Von dieſer Seite her ſollte die Enttäuſchung jedoch erſt nach einer Reihe von Jahren kommen, zunächſt erweckte ſchon die genauere Einſicht in das Schreiben des Zaren ein großes Mißtrauen. Am 27. Februar 1581 hatte der Papſt Schewrigin vor vollem Conſiſtorium empfangen; als das Schreiben Iwans von einer Commiſſion der Cardinäle geprüft wurde, ließ ſich nicht verkennen, daß der Zar ſeine Bundesgenoſſenſchaft gegen die Türken nur anbot, um eine diplomatiſche Hilfe gegen Bathory zu erlangen, den er als den eigentlichen Feind der Chriſtenheit und den Bundesgenoſſen der Türken darſtellte. Von der dem päpſtlichen Stuhl ſo ſehr am Herzen liegenden Kirchenvereinigung fand man kein Wort, wohl aber die Bitte, daß ein päpſtlicher Geſandter nach Moskau geſchickt werde.

Nach mehrtägigen Berathungen erklärte darauf der Papſt am 6. März, er werde einen Boten nach Moskau ſchicken, ihn aber beauftragen, vor Allem die Religionsfrage zu behandeln, und im Fall der Weigerung jede politiſche Verhandlung abzulehnen. Gregor übertrug darauf die Miſſion dem Jeſuiten Antonio Poſſevino, der noch jüngſt in ſeinen Verhandlungen mit Johann III. von Schweden die glänzendſten Beweiſe ſeines diplomatiſchen Talentes geliefert hatte.[1]) Mit den polniſch-ſchwediſchen Verhältniſſen von früher her vertraut, warf ſich der Jeſuit mit allem Eifer auf das Studium alles deſſen, was an gedrucktem und handſchriftlichem Material im Vatican über Moskau zu finden war; bereits am 27. März war er ſo weit, mit dem reich beſchenkten Schewrigin die Reiſe nach Moskau anzutreten. Schon auf dem Wege nach Venedig hatte er den Triumph, einen der ruſſiſchen Dolmetſcher, Pallavicino, zur katholiſchen Kirche zurückzuführen, während Popler ihm die Erziehung eines ſeiner Söhne zu übertragen verſprach. In Venedig gelang es ihm, eine entgegenkommende Haltung in Bezug auf künftige Handelsbeziehungen zwiſchen der Republik und Moskau durchzuſetzen[2]), dann ging es weiter auf Villach zu, um mit dem Kaiſer Rückſprache zu nehmen. Hier aber trennte ſich Schewrigin mit den Seinigen von Poſſevino, um nach Wien zu gehen, während Letzterer in Angelegenheiten des Ordens nach Gratz zog. In Prag trafen beide Parteien wieder zuſammen, um ſich ſogleich wieder zu trennen. Die Ruſſen kehrten über Lübeck und Kopenhagen heim, ohne in Oeſterreich das Geringſte erreicht zu haben, und auch Poſſevino vermochte den Kaiſer Rudolf nicht ſeiner politiſchen Apathie zu entreißen: er iſt nicht einmal empfangen worden. Alle ſeine Hoffnung richtete ſich auf Stephan Bathory.

Schon im Februar 1581 war man in Polen über die Geſandtſchaft

1) Ueber die frühere Laufbahn Poſſevinos vgl. Pierling, Un nonce du Pape en Moscovie, S. 27. sq.

2) Das vom Dogen Schewrigin eingehändigte Schreiben iſt dem Zaren nie übergeben worden. Der Ruſſe behauptete ſpäter, es ſei ihm geraubt worden, um ſo der Gefahr zu entgehen, welche ihm drohte, wenn Iwan entdeckt hätte, daß er ein gefälſchtes zariſches Schreiben überreicht habe.

Schewrigins orientirt, Ende April ließ Poſſevino den König um Päſſe bitten, am 17. Juni wurde er zu Krakau von Bathory empfangen. Es gelang ihm den König darüber zu beruhigen, daß er von Rom und vom Kaiſer keinerlei Feindſeligkeiten zu fürchten habe. Man lebe dem Gedanken des Türkenkrieges und ſei bereit, ihn auf jede Weiſe dabei zu unterſtützen. Vor allen Dingen komme es jetzt darauf an, dem Katholicismus in Livland zum Siege zu verhelfen und in irgend welcher Weiſe den Weg zu einer Verſtändigung mit Moskau zu finden. Bathory ſei das von Gott auserwählte Rüſtzeug, er könne mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Papſt ſtets und vor Allem ſeinen Intereſſen Rechnung tragen werde.

In ſeiner Erwiederung unterſchied Bathory zwiſchen dem Papſt und dem Kaiſer. Letzterem könne er nicht trauen; auch ließ er ſich auf die Frage des Türkenkrieges gar nicht ein. Dagegen führte er aus, daß er durch den Eid, den er bei ſeiner Thronbeſteigung geleiſtet, verpflichtet ſei, das ganze Livland zurückzugewinnen, davon könne er nicht laſſen. Im Augenblick erwarte er die Rückkehr eines nach Moskau abgefertigten Boten[1]), vor der Antwort des Zaren könne er keinerlei Zuſage machen.

Es machte einen guten Eindruck, daß Poſſevino ſich zufrieden gab und auch alle Anordnungen, die wegen ſeiner Reiſe zum Zaren getroffen wurden, billigte. Während nun die Antwort aus Moskau erwartet wurde, hatte Poſſevino nicht nur Gelegenheit, dem Großkanzler Zamoiski perſönlich nahe zu treten, ſondern ſich auch durch den König davon überzeugen zu laſſen, wie geringe Hilfe von Iwan für einen türkiſchen Krieg zu erwarten ſei. Der militäriſche Scharfblick Bathorys erſcheint uns in beſonders glänzendem Lichte, wenn er bei dieſer Gelegenheit auf die ſtrategiſche Bedeutung von Aſow hinweiſt. Mehr als die durch die Steppe gelähmten, von Kaſan und Aſtrachan auch jetzt noch ſtets geängſtigten Moskowiter würden die Perſer, Circaſſier und die aſiatiſchen Völker bedeuten. Sie ſeien die natürlichen Bundesgenoſſen in einem Kriege mit dem Sultan.

Als dann Dzierzek heimkehrte und die uns bekannte Antwort des Zaren brachte, ſeine Geſandten aber dabei blieben, daß von einer Abtretung des ganzen Livland nicht die Rede ſein könne, auch allen Vermittelungsverſuchen Poſſevinos gegenüber ſich unzugänglich zeigten, entſtand jenes ſtolze Antwortſchreiben Bathorys, das mit der Herausforderung zum Zweikampfe ſchloß. Der König verließ mit ſeinem Heere Polozk und Poſſevino zog nach Rußland. Ueber Smolensk und Wjäsma gelangte er am 18. Auguſt nach Staritza, wo Iwan damals Hof hielt. Bis zum 14. September dauerten die Verhandlungen. Hatte der inzwiſchen eingetroffene Brief Bathorys die perſönlichen Gegenſätze verſchärft, ſo gewann Poſſevino doch einen lebhaften Eindruck davon, daß der Zar den Frieden ſehnlichſt wünſchte. Die Türkenfrage, davon überzeugte er ſich, war nur vorgeſchoben, um dieſes Ziel zu erreichen, und ebenſo ſah er

1) Es iſt der oben erwähnte Dzierzek.

klärlich, daß weder der Zar noch ſonſt Jemand in Rußland an einen Uebertritt zur katholiſchen Kirche dachte oder auch nur die Vereinigung beider Kirchen wünſchte. Alles, was ſich im Augenblick erreichen ließ, war, daß Rußland und der Zugang zu Perſien den Abgeſandten des Papſtes und den venetianiſchen Kaufleuten geöffnet und ihnen freie Ausübung ihres Gottesdienſtes geſtattet werden ſollte. Gemeinſchaftliche Verhandlung über die polniſchen und ſchwediſchen Angelegenheiten lehnte man ab, der Zar wollte nur von einem mit Polen abzuſchließenden Sonderfrieden wiſſen und das äußerſte Zugeſtändniß, zu dem er ſich verſtand, war die Abtretung Livlands mit Ausnahme von Dorpat und Narva ſowie einiger geringerer Ortſchaften.

Mit dieſem Beſcheide reiſte Poſſevino, der uns den Zaren als einen Mann finſteren Ausſehens, mit Zügen, die von Leidenſchaften durchwühlt ſind, und halb erloſchenem Blick ſchildert, nach Pſkow, deſſen Belagerung durch Bathory inzwiſchen begonnen hatte. Am 5. Oktober traf er hier ein in der Hoffnung, durch Zugeſtändniſſe beider Theile den Abſchluß des Friedens anzubahnen. Die Stimmung des Königs und die Lage des polniſchen Heeres war ſeinen Plänen günſtig. Seit dem 18. Auguſt lag das polniſche Heer vor Pleskau und trotz eines mit bewunderungswürdiger Tapferkeit am 8. September ausgeführten Sturmes, trotz der ununterbrochenen Beſchießung hatte man keinerlei weſentliche Vortheile zu verzeichnen. Die von zwei Fürſten Schuisky geleitete Vertheidigung der Stadt geſchah mit muſterhafter Umſicht und Tapferkeit, ſie ſtellte eine langwierige Belagerung in Sicht, und im polniſchen Heere machte ſich ſchon jetzt Mangel an Proviant, vor Allem aber an baarem Gelde fühlbar. Es mußte fraglich erſcheinen, ob unter dieſen Umſtänden das polniſche Heer ſich den Winter über in der unwirthlichen Gegend werde behaupten können. Trotzdem fanden die Anerbietungen des Zaren kein Gehör. In voller Senatsſitzung wurde der Beſchluß gefaßt, auf die Abtretung von ganz Livland zu beſtehen. Dagegen fand ſich Bathory bereit, in einer Grenzſtadt weitere Verhandlungen zu führen. Es dauerte einen Monat, ehe eine Antwort des Zaren eintraf. Seine Boten hatten Vollmacht, den Frieden auf der Baſis der Abtretung Livlands zu ſchließen, wenn die Polen ihrerſeits Welikije Luki nebſt drei anderen Städten und das ganze Gebiet von Pſkow abträten. In Jam Zapolski hart an der Grenze ſollte darüber verhandelt werden.

Der Hauptgrund, der Iwan und die Bojaren bewog, in Friedensverhandlungen zu treten, lag in den Erfolgen, die Schweden inzwiſchen errungen hatte, und in dem Zugeſtändniß der Polen, trotz ihres ſchwediſchen Bündniſſes allein mit dem Zaren abzuſchließen. Da naturgemäß der von den Schweden behauptete Theil Eſtlands von den Polen nicht beanſprucht werden konnte, blieb ſo — wenn erſt die Bundesgenoſſen getrennt waren — dem Zaren immer noch die Hoffnung, den trotz ihrer Siege von ihm geringgeſchätzten Schweden abzuringen, was er von Polen nicht erlangen konnte — Raum an der Oſtſee.

In der That war, ſeit im Oktober 1580 Pontus de la Gardie die

Leitung der schwedischen Kriegsmacht übernommen hatte, eine Reihe glänzender Erfolge erzielt worden, die denen des polnischen Heeres durchaus an die Seite gestellt werden können. In der Kühnheit und Schnelligkeit seiner militärischen Operationen zeigte sich Pontus dem Könige Stephan sogar entschieden überlegen. „In Ingermannland sowohl als in Estland operirte er mit so blitzartiger Geschwindigkeit und mit so unwiderstehlichem Nachdruck, daß das Landvolk der Gegenden, durch welche seine Märsche gingen und seine Feinde ihn im Bunde mit dem Teufel wähnten. Noch heute weiß jenes Landvolk finnischen Stammes von Pontus' Bauten, von Pontus' Wällen und vom Bunde des Herrn Pontus mit dem Satan zu erzählen." [1]) Er ist der erste große schwedische Feldherr, der Vorläufer Gustav Adolfs und gerade, was er hier auf dem Boden des alten Ordenslandes erkämpfte, ist die Vorbedingung für alle späteren Erfolge des größten der Wasa gewesen.

Der Raum gestattet uns nicht, auf die Einzelheiten dieser Feldzüge einzugehen: wie er von Wiborg aus über das Eis des finnischen Meerbusens sein Heer nach Wesenberg führt, wie er Kexholm genommen und die Russen genöthigt, ihm einen Platz nach dem andern zu überliefern. Das Wesentliche ist, daß um die Zeit, da die Friedensberedung in Jam Zapolski zusammentrat, nicht nur ganz Estland von den Russen gesäubert war, sondern auch Ingermannland mit Kexholm, Koporje, Jamburg und das seit 1558 in den Händen der Russen befindliche Narva, kurz der ganze finnische Meerbusen mit all' seinen Küsten schwedisch geworden war. Da nun gleichzeitig die Schweden in Livland vordrangen und gerade damals Pernau belagerten, hatte auch Bathory allen Grund abzuschließen, bevor weitere Erfolge de la Gardies ihn in Bezug auf Livland in eine ungünstige Lage brachten. Er mußte fürchten, daß allzu glänzende Erfolge eine größere Begehrlichkeit erregen würden, als ihm lieb war und hatte keinerlei Verlangen, dem russischen Kriege einen schwedischen folgen zu lassen.

Nur diese Verhältnisse erklären es, wenn trotz Allem eine Verständigung zwischen Polen und Rußland gefunden wurde.

Am 8. November kündigte ein russischer Courrier das Eintreffen der großen Gesandtschaft an, die zum Abschluß des Friedens bevollmächtigt war. In Jam Zapolski [2]) sollten die polnischen Gesandten ihren Aufenthalt nehmen, während die Russen in dem benachbarten Kiwerowa Gora ihr Lager aufschlugen. Zu ihnen sollte Possewin als der Vermittler zwischen den Ansprüchen beider Theile, in Wirklichkeit doch als Partei, da ihm die polnischen Interessen, die mit den katholischen im Grunde identisch waren, vor Allem am Herzen lagen. Vor seiner Abreise, die am 29. November erfolgte, hatte er sich in mehrfachen Gesprächen mit Bathory und Zamoyski davon überzeugt,

1) Vgl. die Urkunden der Grafen de la Gardie in der Universitätsbibliothek zu Dorpat. Herausgegeben von Johannes Loffius. Dorpat 1882. Einleitung und Text XIX, 158.

2) Eine dorfartige Siedelung zwischen Porchow und Zawolotschje.



Pontus de la Gardie.

Nach dem Kupferſtiche von Jeremias Falck (1619—1663).

daß man entſchloſſen war, auf Livland zu beſtehen: die Zugeſtändniſſe Polens konnten nur die Eroberungen auf ruſſiſchem Boden betreffen. Daß der König, der im Begriff war das Heer zu verlaſſen, um nach Warſchau zum bevorſtehenden Reichstage zu eilen, während Zamoyski vor Pſkow zurückblieb, nicht ohne Sorge war, weil er fürchtete, Poſſewin könne durch die Hoffnung auf Bekehrung der Ruſſen doch zu läſtigen Zugeſtändniſſen gebracht werden, zeigt ein Brief, den er ihm noch am Tage der Abreiſe zuſtellte: Aufs allernachdrücklichſte brachte Bathory ihm nochmals in Erinnerung, daß Livland Grund und Anlaß des Krieges ſei: nie werde er die Waffen niederlegen, bevor Livland ſein ſei, ſein Krönungseid und der Beſchluß aller Stände des Reiches binde ihn. Komme in beſtimmter Friſt der Friede nicht zu Stande, ſo ſei er entſchloſſen, nicht nur mit aller Macht Pleskau zu beſtürmen, ſondern auch gegen Moskau vorzurücken. Durch Verſprechungen ſolle Poſſewin ſich nicht täuſchen laſſen und nicht vergeſſen, wie viel enger die Verbindung Roms mit Polen ſei, als mit dem Großfürſten von Moskau.

So konnte der Friedenscongreß beginnen. Vertreter Polens waren der Palatin von Braclaw, Jan Zbaraski, Herzog Albert Radziwil, der littauiſche Marſchall und der als Kenner moskowitiſcher Zuſtände und Formen bekannte, Haraburda, deſſen Ernennung zum Sekretär der Botſchaft inſofern beſondere Beachtung verdient, als er der griechiſchen Kirche angehörte. Iwan hatte den Fürſten Dmitri Jelatzky Nameſtnik von Kaſchin, Roman Olferjew Nameſtnik von Koſalsk und den Sekretär Werſchtſchagin ſowie einen Unterſekretär geſchickt. Poſſewin war von beiden Theilen als Schiedsrichter anerkannt, war jedoch in beſonders ſchwieriger Lage, da er die geheimen Inſtructionen beider Theile nicht kannte. Es iſt dann zu einem förmlichen Handelsgeſchäft gekommen. Die Ruſſen wollten durchaus nichts von der Abtretung Livlands wiſſen und behaupteten, daß dieſes Land ihnen ſeit Schöpfung der Welt gehört habe, die Polen erhoben den Anſpruch, daß auch Schweden in den Frieden eingeſchloſſen werden ſolle und machten Miene Alles zu behalten, was in ihren Händen war. Mehrere Mal waren die Geſandten nahe daran, abzureiſen, erſt wenn der Bruch unvermeidlich ſchien, machte man ſich gegenſeitig kleine Zugeſtändniſſe und nahm dann die Verhandlungen wieder auf, um bald an dem nächſten Hinderniß wieder zu ſtocken. So ging die Zeit vom Dezember bis in das neue Jahr hin.

Endlich am 6. Januar 1582, als die Polen nochmals erklärt hatten, daß ſie nunmehr endgültig die Verhandlungen abbrechen würden, gaben die ruſſiſchen Geſandten nach. Sie traten Livland, Polozk und Weliſcha dem Könige Stephan ab und ſollten dafür Welikije Luki, Zawolotſchje, Nefel, Cholm Sebeſch und die übrigen ruſſiſchen Feſtungen, die Bathory während der letzten Feldzüge genommen hatte, zurückerhalten, ebenſo das ganze Gebiet von Pſkow. Sehr ſchwierig war es aber auch dann noch eine Verſtändigung über die Titel herbeizuführen, welche beiden Herrſchern in dem Friedensinſtrument zukamen. Erſt Poſſewin, der überhaupt mit größter Geſchicklichkeit ausglich und

vermittelte, wo es ihm nöthig ſchien, den ruſſiſchen Geſandten gegenüber ſogar vor Thätlichkeiten nicht zurückſchreckte — fand auch hier einen Mittelweg. Das ruſſiſche und das polniſche Exemplar des Friedensinſtrumentes erhielten verſchiedene Faſſung. Nur im ruſſiſchen Text wurde Iwan Zar und Herr von Smolensk und Livland genannt, im polniſchen fielen dieſe Titel weg. Schwedens geſchah keine Erwähnung, man half ſich damit, die einzelnen vom Zaren in Livland abgetretenen Städte und Orte aufzuzählen, und das war deshalb von beſonderer Wichtigkeit, weil dadurch auch die Grenze zwiſchen dem polniſchen und dem ſchwediſchen Livland gezogen wurde. In Betreff des jüngſt von de la Gardie eroberten Narva legten die Polen einen feierlichen Proteſt ein.

Bis zum 4. März des Jahres ſollten beide, Polen wie Ruſſen, die von ihnen aufgegebenen Punkte räumen und mit Geſchütz und Vorräthen freien Abzug erhalten, am 10. Juni polniſche Geſandte in Moskau, am 15. Auguſt die moſkowitiſchen in Polen den Frieden beſchwören, ſchon jetzt ein vorläufiger Eid die getroffene Vereinbarung ſichern. Es war kein ewiger Friede, ſondern ein Stillſtand auf zehn Jahre. Ueber den Austauſch der Gefangenen einigte man ſich nicht. Die Polen behaupteten mehr Gefangene und vornehmere zu haben. Die Gelegenheit jetzt all' die Tauſende zu befreien, welche Iwan in dem vierundzwanzigjährigen Kriege aus Livland weggeführt hatte, ließ man ungenutzt vorübergehen. Es war dem Könige Stephan ganz recht, wenn die proteſtantiſche, zumal aber die deutſche Bevölkerung in Livland möglichſt dünn geſät war. Der Entſchluß, dem Proteſtantismus und dem Deutſchthum in Livland ein Ende zu bereiten, ſtand bereits in den nationalpolitiſchen Kreiſen, wie bei den Leitern der Gegenreformation feſt.

Beiderſeits athmete man auf, als es am 15. Januar ſo weit war, daß auf dieſe Bedingungen hin von den Abgeſandten der Eid mit üblicher Kreuzküſſung vollzogen war. Denn müde und erſchöpft waren Polen wie Ruſſen, ſowohl Bathory wie Iwan hätten ſich zu noch größeren Zugeſtändniſſen bereit gefunden und waren zufrieden mit dem, was ſie erreicht hatten. Beiderſeits aber richtete man jetzt ſein Augenmerk auf Schweden.

Schon am 17. Januar 1582 von ſeinem Feldlager vor Pleskau aus richtete Jan Zamoyski ein Schreiben an Pontus de la Gardie, in welchem er ihm kurze Mittheilung vom Abſchluß des Friedens machte und ihn davor warnte, ſich derjenigen Orte in Livland zu bemächtigen, die jetzt von Rechtswegen den Polen gehörten. Auch der ehemalige König Magnus habe ſich unter polniſchen Schutz begeben und ſei dem entſprechend zu behandeln. Dem Schreiben folgte einer der polniſchen Söldnerführer Ernſt Weyer, jetzt Staroſt von Nowa, als Abgeſandter des Königs. Er war beauftragt, dem Erſtaunen Ausdruck zu geben, daß Schweden ſich unter dem Schutz der polniſchen Waffen Narvas, Weißenſteins und anderer Feſtungen bemächtigt habe, obgleich der Moskowiter bereit geweſen ſei — wie die Schweden wohl wüßten — ganz Livland mit Ausnahme Narvas und einiger kleinen Feſtungen am Peipus

abzutreten. Nun ſei der Friede zu Stande gekommen, man habe für Uebergabe und Empfang der ausbedungenen Feſtungen Commiſſare ernannt und de la Gardie möge ſich nun darüber erklären, ob er die Anſprüche Polens überhaupt und auf jene Schlöſſer insbeſondere anerkennen wolle. Schweden werde gut thun, in Narva und in den übrigen bedrohten Feſtungen polniſche Beſatzung aufzunehmen, dann könne König Stephan den Frieden zwiſchen Schweden und Moskau mit mehr Nachdruck vertreten.

Die ſehr durchſichtigen Pläne, die Zamoyski hinter dieſen Vorſchlägen zu verbergen ſuchte, wurden vom ſchwediſchen Generalfeldobriſten gebührend zurückgewieſen. Das eigentliche Livland zu räumen war er bereit, aber er wollte keinerlei Uebergriffe der Polen dulden und ſchlug vor, Commiſſare zur Regelung der ſtrittigen Grenzen zu ernennen. Vollends durfte keine Rede von Aufnahme polniſcher Präſidien in Narva ſein. Man fühlte ſich ſtark genug, das Erworbene zu behaupten und dachte ſchon damals daran, wenn nöthig, auch gegen Polen Front zu machen.

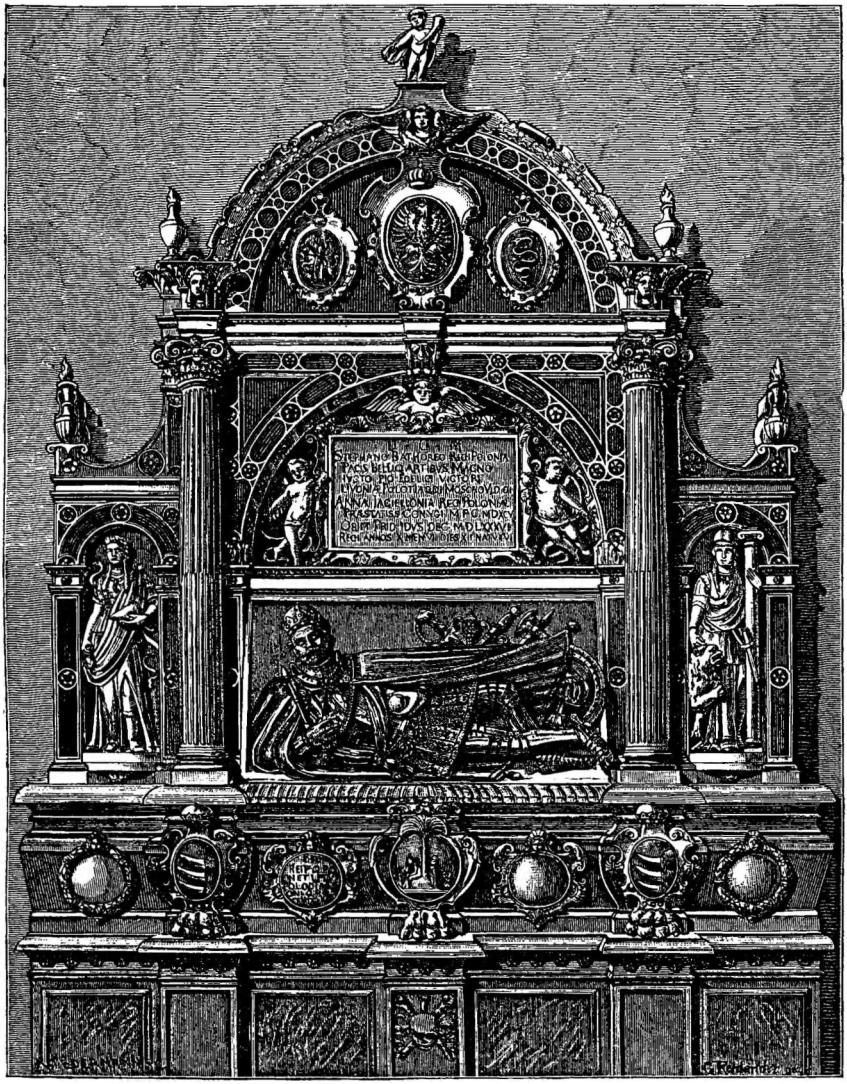
Schließlich hat man ſich dann in Güte geeinigt, ohne daß Schweden genöthigt geweſen wäre, Zugeſtändniſſe zu machen und auch die Hoffnung Iwans, jetzt, da er nur einen Gegner vor ſich hatte, auf eſtländiſchem Boden die Verluſte der letzten Jahre auszuwetzen, wurde zu Schanden. De la Gardie blieb nicht nur im Beſitz deſſen, was er erobert hatte, er drängte die Ruſſen noch weiter zurück, ſo daß ihnen zuletzt nichts übrig blieb, als den angetragenen Stillſtand unter den läſtigſten Bedingungen anzunehmen. Am 10. Auguſt 1583 iſt er an der Pljuſſa, etwas über eine deutſche Meile von Narva, abgeſchloſſen worden.

Kexholm, Koporje, Jamburg, Iwangorod und Narva blieben den Schweden und wenn der Stillſtand auch nur auf drei Jahre abgeſchloſſen wurde, es war nicht zu erwarten, daß Schweden die Beute fahren laſſen würde.

Der von Iwan dem Schrecklichen mit ſo ausſchweifenden Hoffnungen begonnene Kampf um die Oſtſee hatte ſeinen Abſchluß gefunden: nicht geſtärkt, ſondern an Umfang verringert, um einen Schritt weiter nach Oſten zurückgedrängt und aufs Aeußerſte erſchöpft war Moskau aus dem Kriege hervorgangen. Das alte Groß-Nowgorod, das Iwan in Hinblick darauf zerſtört hatte, daß er bald in Reval einen beſſeren Hafen am abendländiſchen Meer beſitzen werde, erſtand nicht mehr zu früherer Lebenskraft; auf dem weiten Umwege über Archangel, aus den Händen der Engländer, die gewiß nicht minder eigennützigen Handel trieben als einſt die Hanſeaten, mußte er fortan die Verbindung mit Europa ſuchen.

Die alte Colonie an der Oſtſee aber war dem Deutſchen Reich verloren. Wenn in Eſtland, wo jetzt die Schweden geboten, auch das deutſche Weſen lange unangetaſtet blieb, von Reval aus noch bis in die Tage Carls IX. hinein nach Lübeck als Oberhof appellirt wurde, die deutſche Sprache und das Landesrecht ſich feſt behauptete, vor Allem aber der Proteſtantismus unvertilgbar feſte Wurzeln ſchlug — es war doch ein fremdes Staatsweſen, dem dieſe Deutſchen in Eſtland fortan zugehörten und der Augenblick mußte kommen, da

die gegenſeitigen Intereſſen, die deutſche Sonderart und der ſchwediſche Staatsgedanke in Widerſpruch geriethen und dann das Recht des Stärkeren entſchied.



Grabmal von Stephan Bathory; in der Schloßkirche zu Krakau.

Dieſe Zeit aber lag noch fern, während auf livländiſchem Boden ſich ſofort zeigte, daß die polniſche Herrſchaft eine Fremdherrſchaft war, die, mit dem Anſpruche nationaler und religiöſer Omnipotenz auftretend, nach keiner

Seite dem eigenartigen hiſtoriſchen Gebilde Rechnung zu tragen wußte, das, recht genutzt, ihm die Mittel zur Hand gegeben hätte, aus der polniſch-littauiſchen Adelsrepublik einen wirklichen Staat zu bilden.

Wir gehen auf die Geſchichte der polniſchen Rechtsbrüche in Livland nicht weiter ein.[1]) An dem Verſuch der Katholiſirung Livlands, den Bathory und deſſen Nachfolger mit allen Machtmitteln des Staates unterſtützten und an welchen die römiſche Curie all' ihre Kräfte ſetzte, iſt Polen geſcheitert. Mit dem Verluſte Livlands, wie er durch den Lübecker Stillſtand von 1629 zu Recht anerkannt wurde, beginnt der Niedergang der Republik.

Elftes Kapitel.

Iwans Ende.

Ueber Stimmung und Verhältniſſe in Rußland gleich nach Abſchluß des Friedens von Jam Zapolski beſitzen wir das Zeugniß Poſſewins. Eine ſchreckliche Kataſtrophe im Zarenhauſe war dem Abſchluß des Friedens unmittelbar vorausgegangen und hatte vielleicht mit dahin geführt, den Frieden zu ermöglichen. Am 19. November 1581 ſtarb der Thronfolger, der ſchon zum Mann gereifte Iwan Iwanowitſch, an den Folgen einer ſchweren Verletzung, die der Vater ihm in jähem Zorn beigebracht hatte. Er hatte dem Zaren heftige Vorwürfe gemacht, weil dieſer ihm die Gemahlin ſo arg mißhandelt hatte, daß ſie in unglücklicher Frühgeburt ein todtes Kind zur Welt brachte. Nun hatte der Zarewitſch ſich von ſeinen beiden erſten Frauen auf Iwans Befehl bereits ſcheiden müſſen, die vereitelte Hoffnung auf einen Erben verſetzte auch ihn in Wuth und er brauchte dem Vater gegenüber Ausdrücke, welche die Grenze überſchritten, die auch dem Sohne geſetzt war. Mit ſeinem Eiſenſtab traf er ihn ſo hart an der Schläfe, daß er trotz aller Mühe der Aerzte am 5. Tage ſtarb. Maßlos auch in ſeiner Verzweiflung dachte Iwan daran, abzudanken und da er ſeinen Sohn Feodor ſelbſt für unfähig zum Regimente hielt, forderte er die Bojaren auf, ſich einen neuen würdigeren Herrſcher frei zu wählen. Aber wie ſollte in den Kreiſen der an knechtiſchen Gehorſam gewöhnten ruſſiſchen Großen der Muth ſich finden, auf ein derartiges Anerbieten einzugehen. In der Furcht, daß Iwan ſie nur verſuchen wolle, beſtürmten ſie ihn einmüthig mit der Bitte, er möge ausharren und die Laſt der Regierung weiter tragen und der Zar gab nach. Auch iſt nicht wohl denkbar, daß es ihm voller Ernſt damit geweſen iſt. Die äußeren Bußübungen am Grabe des Sohnes und reiche Geſchenke an Kirchen und Klöſter beruhigten ſein Gemüth. Seinen Unter-

1) Vergl. des Verfaſſers „Charakterköpfe und Sittenbilder," den Aufſatz über die „Katholiſirung Livlands" und desſelben „hiſtoriſche Darſtellungen und Archivaliſche Studien": „Ein livländiſcher Gedenktag."

thanen aber erschien er nur um so furchtbarer und erhabener. Wer konnte auf Erbarmen und Schonung rechnen, wo die beleidigte Majestät am eigenen Sohne zum Henker wurde? Bald zeigten Strafen und Hinrichtungen, in denen die Wildheit seiner früheren Jahre wieder hervortrat, daß von einer Sinnesänderung in dieser verrohten, bluttriefenden Seele nicht die Rede sein könne. Daß aber seine geistigen Kräfte nicht gelitten hatten, bewies die Art und Weise, wie er persönlich die Verhandlungen in Jam Zapolski leitete. Hatte er auch Schritt um Schritt zurückweichen müssen, keine Position war ohne Kampf preisgegeben worden und bis an die Grenze der Zugeständnisse, die er im äußersten Fall zu machen entschlossen gewesen war, hatte man ihn nicht zu drängen vermocht. Auch darin zeigte sich, daß er noch über seine volle Geisteskraft gebot, daß, als nun Possewin nach Moskau kam, um die Früchte seiner Vermittelung zum Besten der römisch-katholischen Kirche zu ernten, wie es von jeher gewesen war, die moskowitische Politik sich der päpstlichen überlegen zeigte.

Am 14. Februar 1582 war der Jesuit am Hofe Iwans eingetroffen. Es handelte sich für ihn darum, die Ausführung der Abmachungen von Jam Zapolski zu sichern, die Allianz gegen die Türken in ihren Grundzügen festzustellen und vor Allem die künftige Einigung der griechischen Kirche mit der lateinischen vorzubereiten. Der erste Punkt wurde, da er im Interesse beider Parteien lag, noch verhältnißmäßig günstig gelöst. Wir sahen, daß die Auslieferung der Festungen sich in Ruhe vollziehen konnte; wenn ein Austausch der Gefangenen nicht erfolgte, so lag es an Polen, dessen eigennützige Beweggründe wir kennen gelernt haben.

Dagegen lautete jetzt die Sprache Iwans in Betreff der Türkenfrage durchaus anders, als die seiner Gesandten in Rom. Er gab der ganzen Frage dadurch eine neue Wendung, daß er seine Hilfe von der vorausgegangenen Verständigung des Abendlandes in Abhängigkeit setzte. Wenn der Papst, Frankreich, Spanien, Venedig, England, Dänemark und Schweden einig seien, wolle er die Gesandten dieser Staaten in Moskau wohl empfangen und dann das Weitere mit ihnen vereinbaren. Das Aeußerste, wozu er sich verstand, war das Versprechen, eine neue große Gesandtschaft nach Rom zu schicken — wirklich bindende Zusagen hat er nicht gegeben. Die Verhandlung über die Vereinigung beider Kirchen aber war nichts als eine Komödie, die der Zar so leitete, daß ihm die Rolle des siegenden Helden in den Augen seiner russischen Zuhörer zufallen mußte.

Am 21. Februar 1582 [1]) vor einer Versammlung, wie sie nur selten so zahlreich den Zaren umgeben hatte, fand die erste denkwürdige Verhandlung statt.

---

1) Ueber diese Unterredung besitzen wir den russischen wie den lateinischen Bericht. Ersteren in den Denkmälern diplomatischer Beziehungen, letzteren in den Historica Russiae Monumenta im Supplementbande. Im Allgemeinen stimmen beide Erzählungen überein. Nur die religiöse Tendenz der Parteien kommt in der Ausführung der Argumente zur Geltung, dabei betont die russische Fassung geflissentlich, wie der Zar den Jesuiten stets ad absurdum führt.

Merkwürdiger Weiſe ſcheint Poſſewin wirklich an die Möglichkeit einer Verſtändigung geglaubt zu haben. Aber ſehr bald mußte er ſich davon überzeugen, daß es Iwan ausſchließlich darauf ankam, die immerhin nützlichen politiſchen Beziehungen zum Papſte aufrecht zu erhalten, ohne ſich irgend zu binden, und daß ihn dabei die Verſuchung lockte, mit ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit und Beredſamkeit zu glänzen. Zu einer ſachlichen Verhandlung über die Unterſchiede der Lehre kam es überhaupt nicht. Iwan hob hervor, was ihm am äußerlichen Auftreten des Papſtes, wie Schewrigin es geſchildert hatte, lächerlich und anſtößig erſchienen war: daß er ſich in einer Sänfte tragen laſſe, daß man ihm die Füße küſſe, ja daß er ſich gar den Bart ſcheere. Er vergaß ſich ſo weit, den Papſt einen Wolf zu nennen und es gab einen Moment in der Verhandlung, da man glaubte, er werde ſeinen furchtbaren Stab gegen den Abgeſandten des Papſtes gebrauchen. Aber auch das war nur Komödie, wo es nöthig war, verſtand auch Iwan ſich zu beherrſchen, — in Frieden ſchied man von einander und als zwei Tage danach Poſſewin wieder zum Zaren beſchieden wurde, machte ihm dieſer ſogar in Gegenwart der Bojaren ſeine Entſchuldigung. Iwan verlangte jetzt eine Denkſchrift über die Unterſcheidungslehren beider Kirchen; wie wenig aber der Zar überhaupt an die Möglichkeit einer Verſtändigung dachte, geht daraus hervor, daß er am 4. März nach einer dritten Audienz Poſſewin faſt gewaltſam in die griechiſche Kirche zu nöthigen ſuchte. Es gelang dem Jeſuiten aber, ſich noch im letzten Augenblicke frei zu machen und er meinte damit einer Demüthigung entgangen zu ſein, die der Zar der lateiniſchen Kirche und ihm perſönlich zugedacht hatte. Wie vorhin im Kreiſe der Bojaren, ſollte er jetzt vor allem Volke als der unterliegende Theil dargeſtellt werden. Die Union in verkehrtem Sinn, der päpſtliche Bote in der griechiſchen Kirche, das war das Gegenſtück, das Iwan ſich zurechtgelegt hatte. Ein Einfall, der ganz zu dem ironiſirenden Charakter des Zaren paßt. Auch proteſtirte Poſſewin vor den Bojaren auf das Energiſchſte wegen der Behandlung, die ihm zu Theil geworden. Erreicht war aber damit nichts. In der klaren Erkenntniß, daß ſeine religiöſe Miſſion völlig mißglückt ſei, bat er um ſeine Entlaſſung, da der Frühling nahte und er eintretendes Thauwetter fürchten mußte.

Am 11. März fand dann die Abſchiedsaudienz ſtatt, bei der Iwan ſehr gnädig war und in Nebendingen, welche Duldung reiſender Katholiken, Handel und freien Durchzug nach Perſien betrafen, ſich höchſt entgegenkommend zeigte. Reich beſchenkt verließ Poſſewin am 14. Moskau, um nach Riga zu eilen, wo er mit Bathory zuſammentreffen wollte, um ihm bei der mit aller Energie in Angriff genommenen Katholiſirung Livlands mit Rath und That zur Seite zu ſtehen. Als er nach ſechswöchentlicher Reiſe in der Hauptſtadt des nunmehr polniſchen Livland eintraf, machte er ſich zunächſt an die Abfaſſung ſeines Berichtes für den General des Jeſuitenordens. Er nimmt in demſelben das Verdienſt für ſich in Anſpruch, der künftigen Union der griechiſch-ruſſiſchen Kirche mit Rom die Wege geebnet zu haben. Daß Iwan ſelbſt übertreten

könne, glaubt er nicht, aber der zehnjährige Friede ſei ein großer Erfolg und müſſe zur Verwirklichung des gemeinſamen Krieges gegen die Türken ausgenützt werden. Deshalb ſei es vor Allem wichtig, den Frieden in Weſteuropa aufrecht zu erhalten. Er ſeinerſeits ſei entſchloſſen, bei Bathory ſowohl wie beim Kaiſer und in Venedig dafür zu wirken.

Man ſieht, es waren doch arge Illuſionen, welche der kluge und ſcharfſinnige Vermittler trotz Allem heimbrachte. Der Wunſch, das Ziel erreicht zu ſehen, verblendete ihn, er hätte nach all' ſeinen Erfahrungen die Ueberzeugung heimbringen müſſen, daß Moskau und Rom unverſöhnliche Gegenſätze bleiben würden. Gerade weil, ganz abgeſehen auch vom Primat des Papſtes, die Aeußerlichkeiten des Ritus es waren, die in den Augen aller Moskowiter das entſcheidende Moment bildeten, war an eine Verſöhnung nicht zu denken. Iwan ſelbſt war zu ſehr Ruſſe, um ſich darüber hinwegzuſetzen, aber ſelbſt wenn er es gewollt hätte: an dieſem einen Punkte wäre auch ſeine Allgewalt geſcheitert.

Wie wenig aufrichtig der Zar den Gedanken einer Verbindung mit dem katholiſchen Abendlande zur Bekämpfung der Türken meinte, zeigte ſich aber darin, daß er während der Friedensverhandlungen mit Polen und ebenſo nach Abſchluß derſelben auf das Lebhafteſte eine andere Allianz betrieb, welche ihm zur Wiedererwerbung der nie verſchmerzten Oſtſeeküſte verhelfen ſollte.

Wir erinnern uns, wie ſeit den fünfziger Jahren durch Chancelors Reiſen die erſten Handelsbeziehungen zwiſchen Moskau und England geknüpft wurden. Man hat ſie von beiden Seiten ſorgfältig gepflegt und es dauerte nicht lange, ſo wurden aus den engliſchen Handelsreiſenden politiſche Agenten. Jenkinſon z. B. ſchloß am 22. September 1567 einen Handelstractat ab und erſchien vier Jahre danach als bevollmächtigter Geſandter der Königin Eliſabeth. Schon vorher 1568 hatte Eliſabeth in Thomas Randolfe dem Zaren einen Geſandten geſchickt, der in den böſeſten Tagen der Opritſchnina durch ſein furchtloſes Auftreten ein für ruſſiſche Verhältniſſe unerhörtes Beiſpiel von Mannesmuth gab. Dem Zaren gefiel er aber gerade deshalb, ſeine ohnehin günſtige Meinung von der engliſchen Nation ſtieg und er machte Randolfe zum Vertrauten der geheimen Pläne, mit denen er ſich für den ihm immer vorſchwebenden Fall trug, daß er genöthigt ſein ſollte, vor ſeinen aufſtändiſchen Unterthanen aus dem Reiche zu fliehen. Er hoffte dann in England eine ſichere Zuflucht zu finden. Ein ruſſiſcher Geſandter, Sawin, wurde beauftragt, Randolfe zu begleiten und der Königin ein Schreiben Iwans zu überbringen. Die Antwort Eliſabeths vom 8. Mai 1570 iſt erhalten: „Dem großmächtigſten Fürſten, unſerem Bruder, dem großen Herren Kaiſer (emperor[1]) dem Großfürſten, Iwan Baſilius von ganz Rußland .... wenn zu irgend einer Zeit es ſich ſo unglücklich ſchicken ſollte, daß Ihr durch einen übelen Zufall, oder durch geheime Verſchwörung, oder ausländiſche Feindſeligkeit getrieben Eure

1) In England, wo man nichts zu verlieren hatte, konnte man mit Titeln freigebig ſein.

Länder zu verlaſſen und unſer Königreich als Zuflucht zu gewinnen wünſchen ſolltet, Ihr und die edle Kaiſerin Eure Gemahlin und Eure lieben Kinder, ſo wollen wir Eure Hoheit und die Anderen mit aller Ehre und Höflichkeit aufnehmen, die einem ſo großen Fürſten gebührt ... daß Ihr frei und ruhig leben möget mit allen, die Ihr mit Euch bringt, und daß es Euch freiſtehen ſoll, Eure chriſtliche Religion ſo auszuüben, wie es Euch am beſten dünkt ..... Außerdem wollen wir Euch einen Ort in unſerem Königreich anweiſen, in welchen Ihr auf Eure eigenen Koſten leben könnt (ſo vorſichtig war man doch!) ſo lange als es Euch beliebt, bei Uns zu bleiben ... Das verſprechen wir kraft dieſes Briefes bei unſerem fürſtlichen Wort. Des zum Zeugniß unterſchreiben wir, Eliſabeth, Königin, dieſes mit eigener Hand in Gegenwart unſerer Edlen und Räthe Nicolas Bacon Ritter Großkanzler ꝛc. Gegeben zu Hamptoncourt am 18. Mai im 12. Jahre unſerer Regierung, im Jahre des Herrn 1570."

Auf die Anträge Iwans in Betreff eines Bündniſſes gegen Polen hatte Eliſabeth zum großen Aerger Iwans gar nicht geantwortet und es fiel der Königin nicht leicht, ſeinen Zorn, der ſich gleich in Maßregelung der engliſchen Kaufleute bekundete, zu beſänftigen. Sie hatte bei Iwan auch dadurch Anſtoß erregt, daß ſie ihn nicht um Aufnahme in Rußland für den Fall gebeten hatte, daß man ſie aus England vertreiben ſollte. Vielmehr hatte ſie die Engländer als die gehorſamſten aller Unterthanen gerühmt. Der Zar fühlte ſich dadurch gedemüthigt und das vergab er ſelten. Erſt nachdem Eliſabeth Kriegsmaterial geliefert und mehrere Engländer bewogen hatte, nach Rußland zu ziehen, um dem Zaren durch ihre Kunſtfertigkeit zu dienen, wurde er wieder voll Vertrauen zu England. Beſondere Gunſt wandte er dem engliſchen Arzte Jacoby zu und durch dieſen wurde er auf Lady Mary Haſtings aufmerkſam gemacht, eine Nichte der Königin, die ſich wohl zur Gemahlin des Zaren eigne. Daß Iwan bereits vermählt war, bedeutete ſo wenig für ihn ein Hinderniß, daß er den Bruder der Zarin, Afanaſi Nagoi beauftragte, die Verhandlungen mit Jacoby zu führen, die, wenn ſie zur Ausführung reiften, die Verſtoßung Maria Nagois bedeutet hätten. Dieſes neue Ehebündniß lag dem Zaren um ſo mehr am Herzen, als er eine engliſch-ruſſiſche Allianz gegen Polen und Schweden zur Mitgift zu erhalten hoffte.

Auguſt 1582 wurde Feodor Piſemsky nach England geſchickt, um die Werbung der Königin vorzutragen und gleichzeitig den Abſchluß des Bündniſſes wenigſtens anzubahnen. In beiden Werbungen aber erlitt die ruſſiſche Politik eine vollſtändige Niederlage. Mary Haſtings ſchreckte vor dem unheimlichen Gatten zurück und der Königin Eliſabeth lag nichts ferner, als ſich Iwan zu Liebe in einen auswärtigen Krieg zu verwickeln, der nur Gefahren und keinerlei Vortheile eintragen konnte. Man hielt daher Piſemsky lange hin und gab ihm ſchließlich in Jerome Bowes einen Begleiter, der den ſchwierigen Auftrag erhielt, in möglichſt ſchonender Form die Ablehnung vorzubringen, zugleich aber den Engländern ein ausſchließliches Handelsprivileg in



Ansicht von Constantinopel im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Facsimile des Kupferstiches in: Braun und Hogenberg. Civitates orbis terrarum; 1579.

Rußland auszuwirken. Im Sommer 1583 traf er in Rußland ein, aber wie ſich vorausſehen ließ, erreichte er nichts, denn das Handelsmonopol war nur um den Preis des Bündniſſes zu haben. Ebenſo erfolglos waren die Bemühungen Iwans, Kaiſer Rudolf II. zu gewinnen. Iwan durfte ſich darüber nicht täuſchen, Rußland war iſolirt nach Weſten hin und von ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten aus alle Mächte darin einig, daß man ein erneutes Vordringen Moskaus zur Oſtſee nicht dulden dürfe. Und auch ſein eigenes Volk war des Krieges müde, wie es unwillig in den Kampf mit den deutſchen Rittern gezogen war, hatte es trotz aller Erfolge, welche die erſten Kriegsjahre brachten, nie die Befürchtung aufgegeben, daß die Erwerbung jener lateiniſchen und lutheriſchen Gebiete eine große Gefahr für die religiöſe Entwickelung des Reiches bedeute.

Wo die wahre Miſſion Rußlands lag, zeigte eine gerade damals eintreffende Geſandtſchaft, welche dem Zaren die erfreuliche Kunde brachte, daß der im Dienſte des reichen Geſchlechtes der Stroganow ſtehende Koſakenführer Jermak Timofejewitſch am 23. Oktober 1582 Sibir, die Hauptſtadt des Zaren Kutſchum, eines Nogaierfürſten, erobert hatte. Die kleinen Gewaltſtaaten, welche ſich auf den Trümmern des alten Tatarenreiches jenſeits des Ural erhoben hatten, beruhten auf der Verbindung tatariſcher Staatsklugheit mit der natürlichen Wehrhaftigkeit der halbwilden Völkerſchaften, welche die weiten ſibiriſchen Ebenen bewohnten. Größere Staatenbildungen ließ der Partikularismus der einzelnen ſibiriſchen Volksſtämme nur vorübergehend aufkommen, das kräftigſte Bindemittel war hier der nationale Zuſammenhang der nomadiſirenden Horden. Nur oberflächliche Anerkennung hatte der Islam unter dem niedrigſtehenden Heidenthum der Indigenen gefunden und ſo gut wie nichts war geſchehen, um eine Entwickelung zu höherer Cultur vorzubereiten. Da man auch in der Bewaffnung nicht über das Althergebrachte hinausgekommen war, die Zuſammenfaſſung der mit Pfeil und Bogen bewehrten Reiter zu größeren Heeren, in denen allein ſie ſchrecklich waren, ſich nicht mehr erreichen ließ, iſt es wohl verſtändlich, daß die kleine Schaar der 540 Koſaken, welche die Stroganows über den Ural ſchickten, mit einer geringfügigen Verſtärkung durch littauiſche und koreliſche Gefangene durch ihre Feuerwaffen den Feind überall aus dem Felde ſchug.

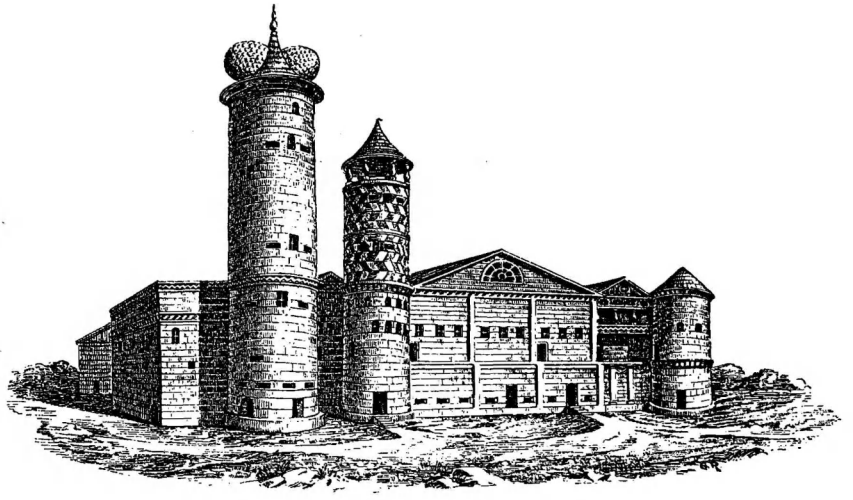
„Wenn ſie aus ihren Bogen ſchießen — ſo meldete man dem Zaren Kutſchum — dann bricht Feuer hervor und gewaltiger Rauch und es donnert laut, als käme es aus den Wolken, es giebt aber keinerlei Schutz dawider.“

Wenn wir uns erinnern, daß Kaſan und Aſtrachan ſchon ein Menſchenalter vorher im Gebrauch der Feuerwaffen wohl erfahren waren, tritt die Abgeſchiedenheit jener ſibiriſchen Welt deutlich zu Tage.

Iwan war den Strogonows ſowohl wie den Abgeſandten Jermaks überaus gnädig. Er ſandte zwei Wojewoden Bolchowskoi und Gluchow nach Sibirien, um die Eroberungen zu behaupten und zu erweitern, den Erfolg aber dieſer Unternehmungen, die ja im Grunde auch heute noch nicht zum Abſchluß gelangt ſind, ſollte er nicht mehr erleben.

Am 18. März 1584 machte der Tod seinen unruhigen Entwürfen, seiner Angst und seinen Hoffnungen ein Ende.

Die ungezügelte Leidenschaft und die wüste Sinnlichkeit, der sich Iwan rückhaltlos hingab, hatte seinen Körper schon lange untergraben. Zu Anfang des Jahres 1584 aber kam eine schreckliche Krankheit zum Ausbruch, die sofort eine Wendung nahm, welche jede Rettung ausschloß. Die Beschreibungen lassen nicht recht erkennen, welches Leiden es war. Der ganze Körper schwoll an und „die Eingeweide faulten," der Aufenthalt in seiner Nähe wurde schwer zu ertragen. Ein Komet schien dem Zaren den Tod anzukündigen. Von Angst ergriffen und an seinen Aerzten verzweifelnd, schickte er Boten



Das Haus der Strogonow im Jahre 1565.

nach Bjelooſero zum Abte Warlaam vom Muttergottesklosſter des heil. Wunderthäters Cyrillus. „Was wir in Folge unſerer Sünden auch Uebles gethan haben, das ſollt ihr uns verzeihen und für uns fleißig beten zu Gott dem Vater und zur heiligen Mutter Gottes und zum großen Wunderthäter Cyrillus, daß ſie um euerer heiligen Gebete willen uns unſere Sünden vergeben und mich befreien von meiner jetzigen tödtlichen Krankheit. Worin wir aber vor euch ſchuldig ſind, darin ſeid uns gnädig und verzeiht, Gott wird euch dagegen Alles verzeihen, was ihr an mir verſchuldet habt."

Zugleich aber ließ er Zauberer und Sterndeuter aus dem finniſchen Norden des Reiches kommen, ſechzig Mann, die in Moskau untergebracht wurden und tägliche Auskunft geben mußten. Sie ſollen ihm auch den Todestag vorhergeſagt und dagegen die Drohung erhalten haben, der Zar werde ſie alle verbrennen laſſen.

In ſeiner Seelenangſt wandte er ſich dann zum zweiten Mal nach Bjeloofero und der ganze Ton des Briefes zeigt deutlich, in welcher Verzweiflung er ſeiner Auflöſung entgegen ſah. „In das große und hochgeehrte Kloſter[1]) der ſegensreichen und reinen Herrin, der Gottesbärerin Maria und des großen und ehrwürdigen Wunderthäters Cyrillus, den heiligen und ehrbaren Mönchen dieſes Kloſters, den Prieſtern und Diaconen und den Alten des Kloſters.... Vor euren Füßen ſchlägt die Stirn der Großfürſt Iwan Waſſiljewitſch. Und ich flehe, indem ich niederfalle vor eurer Würdigkeit, habt Erbarmen mit mir Verfluchtem und betet für mich im Convent und in euren Zellen zu Gott, zur Gottesgebärerin und zum großen Wunderthäter Cyrillus[2]), daß ſie um euerer heiligen Gebete willen den Fluch von mir nehmen, mich von der gegenwärtigen Krankheit befreien und mir Geſundheit geben.... Schickt uns einen Prieſter mit geweihtem Waſſer. An Almoſen haben wir euch geſandt dem Abte und jedem Bruder eine Grivna und im Ganzen 20 Rubel und zum Unterhalt 10 Rubel und den Armen 10 Rubel und 100 Rubel für Oel. Dieſen Brief haben wir mit unſerem Fingerring verſiegelt."

Da auch das nicht half, ſchickte Iwan am 2. März eine Botſchaft „nach Zargrad (Konſtantinopel) und nach Antiochien und nach Alexandrien und in die heilige Stadt Jeruſalem und auf den Berg Sinai und nach Egypten zu den Patriarchen, Erzbiſchöfen, Archimandriten und Aebten mit Almoſen wegen ſeines Sohnes des Zarewitſch Iwan Iwanowitſch." Ueberhaupt quälte ihn vor Allem die Erinnerung an den Tod ſeines Erſtgeborenen. In ſeinen Phantaſien glaubte er ihn vor ſich zu haben und mit ihm zu reden: Frömmigkeit, Aberglaube, Gewiſſensbiſſe und die angewohnte Wildheit ſeines Weſens ſtritten bis zum letzten Augenblick in ihm. Wenn er einerſeits Anordnungen über die Nachfolge ſeines Sohnes Feodor traf und ſeinem kürzlich geborenen Sohne Dmitri, den ihm Maria Nagoi geſchenkt hatte, Uglitſch zum Sitze anwies, wenn er dem künftigen Zaren, deſſen völlige Unfähigkeit er kannte, in den beſten Männern des Reiches eine Regentſchaft zur Seite ſetzte und den Bojaren und Wojewoden ſeinen Dank ausſprach für ihre Dienſte, wenn er die littauiſchen und deutſchen Gefangenen befreit und die Abgaben vermindert wiſſen wollte, ſo konnte er andrerſeits bis zuletzt ſeine böſen Triebe nicht mäßigen. Auch ſeinen letzten Stunden ſind Hinrichtungen vorausgegangen und nur mit Mühe entrann ſeine Schwiegertochter dem lüſternen Ungeſtüm des Sterbenden.[3])

---

1) In dem früheren Schreiben ging der Titel des Zaren voraus!

2) Es iſt für die Richtung der griechiſchen Kirche bezeichnend, daß hier die Perſon Chriſti gleichſam vergeſſen wird.

3) Post longum luctum resumptis parumper viribus, Arinem honestae pulchritudinis feminam, et filii uxorem sui, officii causa in aulam venientem ad stupri consuetudinem perpellere voluit, nec aliter illa quam dum clamat, servata est. Paul Oderborn. Vita Joannis Basilidis.

Zuletzt hat der Tod ihn im Augenblicke überraſcht, da er nach einem Bade ſich wohler fühlte und im Begriff war, mit ſeinem Günſtling Bjelsky Schach zu ſpielen. Ein Schlag ſcheint ſeinem Leben das Ende bereitet zu haben. Am Mittwoch den 18. März, 12 Uhr Mittags im 54. Jahre ſeines Lebens, iſt der Tyrann geſtorben.

Wenn uns auch überliefert wird, daß das Volk in Moskau in Jammer und Thränen ausgebrochen ſei, die Chroniken halten diesmal an ſich. Meiſt bringen ſie nur die kurze Angabe, daß Iwan geſtorben ſei. Aber mit dem Gefühl, eines furchtbaren Herrſchers ledig zu ſein, verband ſich die Sorge um die Zukunft. Der neue Zar konnte nicht mehr ſein, als eine Puppe in den Händen der Bojaren. Man ahnte, daß das alte Geſchlecht der Großfürſten von Moskau ſich erſchöpft habe. Die Regentſchaft mußte nothwendig zur Gründung einer neuen Dynaſtie führen.

Die furchtbaren Wirren, unter welchen in Rußland nunmehr 27 Jahre lang dieſe Wandlung ſich erſt vorbereitete und dann ſich vollzog, wie mit Ausnahme des blöden Feodor, den man ruhig ſterben ließ, alle männlichen und weiblichen Verwandten des ſchrecklichen Zaren umgebracht wurden, um einem Tataren Boris Godunow Platz zu machen, wie dann, gleichſam als Geſpenſt des untergegangenen Geſchlechtes, die falſchen Demetrier erſchienen und mit ihnen die Fremdherrſchaft, das Alles liegt außerhalb des Rahmens unſerer Betrachtung. In Polen ſtieg ſchon vorher nach dem Tode Stephan Bathorys am 2. Dezember 1586 die neue Dynaſtie der Waſa mit Sigismund III. auf den Thron, auch ſie ein Werkzeug der vordringenden katholiſchen Kirche. Die Beſtrebungen derſelben und ihre Verſuche, auch Rußland durch Liſt und Gewalt für die allein ſeligmachende Kirche und die polniſche Adelstyrannei zu erobern, gehören in den Zuſammenhang des 30jährigen Krieges.

Für Rußland bedeuten ſie nach tiefſter Demüthigung eine Periode nationalen Aufſchwungs und in Folge desſelben hat am 21. Februar 1613 Michail Feodorowitſch Romanow als erſter Stammvater des jetzigen ruſſiſchen Kaiſerhauſes jenen Thron beſtiegen, deſſen Fundamente in längſt verklungenen Tagen die ſkandinaviſchen Wikinger gelegt hatten.



Sigismund III., König von Polen.

Nach dem Kupferſtiche von Jonas Suyderhoef (1613 bis nach 1699); Originalgemälde von Pieter Soutman (1580—1657).

Verzeichniß der Illuſtrationen.

Im Text.

Seite 18: Siegel des Meiſters und der Brüder der Ritterſchaft Chriſti in Livland. An einer Urkunde vom December 1225 im Rathsarchiv zu Riga. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 43: Die Bauernfeſtung Wolde, der Bauernberg genannt, auf der Inſel Oeſel. (Nach einer Zeichnung von Carl Baron Ungern-Sternberg, nach der Natur 1826.)

„ 45: Siegel der Domkirche zu Riga. Von einer Urkunde vom 24. Juli 1224. Toll'ſche Sammlung. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 46: Majeſtätsſiegel des Erzbiſchofs Albert Suerbeer. An einer Urkunde vom 12. December 1254 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 64: Majeſtätsſiegel von Friedrich von Haſeldorpe, Biſchof von Dorpat. Von einer Urkunde vom 15. December 1284. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 67: Siegel der Comturs zu Wenden. An einer Urkunde vom 27. Auguſt 1271 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 68: Majeſtätsſiegel des Rigaer Erzbiſchofs Johann II. von Vechten. An einer Urkunde vom 5. Februar 1294 in der öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg. (Dsgl.)

„ 78: Siegel der Königin Margaretha von Dänemark. An einer Urkunde vom 29. September 1274. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 80: Majeſtätsſiegel Heinrichs I. Biſchof von Reval. An einer Urkunde vom 15. Mai 1313; Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 82: Siegel des Comturs zu Pernau. An einer Urkunde vom 4. October 1349. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 83: Ruine des Schloſſes Wenden Anſicht von Südweſt. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1810.)

„ 88: Siegel des Vogts zu Jerwen. An einer Urkunde vom 4. October 1349. Stockholm, Reichsarchiv. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 89: Ruinen des Schloſſes Hapſal; Anſicht gegen Oſten. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1805.)

Seite 90: Siegel Goswins von Herike, als Capitaneus von Reval. An einer Urkunde vom 26. September 1345. Reval, Rathsarchiv. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von C. L. Becker.)

„ 92: Siegel Burchards von Dreyenleven als Provincial zu Reval. An einer Urkunde vom 4. November 1346. Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 93: Amtsſiegel des Landmarſchalls. An einer Urkunde vom 8. October 1348. Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 96: Siegel der Stadt Riga; im Gebrauch von 1368—1577. Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 97: Majeſtätsſiegel Biſchof Heinrichs I. de Velde von Dorpat. An einer Urkunde vom 3. März 1376. Toll'ſche Sammlung. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 98: Die Ciſter-Pforte in Reval. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1825.)

„ 99: Alter Theil der Schloßmauer von Reval. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1818.)

„ 114: Ruinen des Schloſſes Karkus im Pernau'ſchen Kreiſe. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1817.)

„ 116: Majeſtätsſiegel des Erzbiſchofs Henning Scharffenberg. An einer Urkunde vom 23. März 1442. Riga, Rathsarchiv. Toll'ſche Sammlung. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 119: Secretſiegel des Biſchofs Johannes Tirgart von Kurland. An einer Urkunde vom 17. Januar 1427. Stockholm, Reichsarchiv. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 120: Hauptſiegel des Domkapitels zu Riga. Von einer Urkunde von etwa 1434. Toll'ſche Sammlung. (Dsgl.)

„ 121: Hauptſeite des Hochmeiſter-Siegels. An einer Urkunde vom 13. Juli 1397. Eſtländiſches Ritterſchafts-Archiv. Toll'ſche Sammlung. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von C. L. Becker.)

„ 123: Siegel des Domkapitels von Reval. An einer Urkunde vom 9. Januar 1401. Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 124: Siegel des Comturs zu Fellin. An einer Urkunde vom 13. Januar 1538. Toll'ſche Sammlung. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)

„ 124: Siegel des Ordensmeiſters über Livland; das ſogen. Puerperium. An einer Urkunde vom 24. Juni 1371. Reval, Rathsarchiv. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von C. L. Becker.)

„ 125: Siegel des Comturs von Reval. An einer Urkunde vom 24. Juni 1415. Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 154: Secretſiegel des Biſchofs Simon von Reval. An einer Urkunde vom 14. September 1484. Reval, Rathsarchiv. (Dsgl.)

„ 157: Siegel der Familie Tiefenhauſen. (Dsgl.)

„ 166: Ruine Neuhauſen an der Pleskau'ſchen Grenze. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1826.)

Seite 167: Ruine Tolsburg an der Oſtſee. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg nach der Natur aufgenommenen Zeichnung vom Jahre 1810.)
„ 185: Siegel der Geſchlechter Roſen, Uexküll, Zöghe. (Gezeichnet von C. L. Becker nach: von Nottbeck, Siegel aus dem Revaler Rathsarchiv nebſt Sammlung von Wappen der Revaler Rathsfamilien.)
„ 186: Wappen des Geſchlechtes der Ungern. (Gezeichnet von C. L. Becker.)
„ 193: Silbermünze von Jaſper Linde, Erzbiſchof von Riga, und Walter von Plettenberg, Heermeiſter der Kreuzbrüder. (Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von C. L. Becker.)
„ 195: Siegel des Markgrafen Albrecht von Brandenburg als Hochmeiſter. An einer Urkunde vom 16. Februar 1525. Eſtländiſches Ritterſchafts-Archiv; Reval. (Gezeichnet von C. L. Becker nach: Siegel und Münzen der weltlichen und geiſtlichen Gebietiger über Liv-, Eſt- und Curland bis zum Jahre 1561. Aus dem Nachlaſſe von Baron Robert von Toll herausgegeben von Joh. Sachſſendahl.)
„ 196: Die deutſche Ordensfahne in Livland. (Gezeichnet von C. L. Becker nach: Scriptores rerum Prussicarum.)
„ 202: Anſicht von Riga um 1550. Facſimile aus: Sebaſtian Münſters Cosmographie. Gedruckt zu Baſel durch Henricum Petri. 1550.
„ 210: Secretſiegel des Revaler Domkapitels. An einer Urkunde vom 5. Januar 1495. Reval, Rathsarchiv. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von C. L. Becker.)
„ 217: Siegel von Johann VII. Blankenfeld, Erzbiſchof von Riga, Biſchof von Dorpat. An einer Urkunde von 1526. Toll'ſche Sammlung. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 219: Stadtſiegel von Dorpat. (Gezeichnet von C. L. Becker nach: Siegel und Münzen der weltlichen und geiſtlichen Gebietiger über Liv-, Eſt- und Curland bis zum Jahre 1561. Aus dem Nachlaſſe von Baron Robert von Toll herausgegeben von Joh. Sachſſendahl.)
„ 225: Grabmal des letzten Erzbiſchofs von Riga, Wilhelm Markgraf von Brandenburg. (Nach einer von Carl Baron Ungern-Sternberg im Jahre 1826 aufgenommenen Zeichnung.)
„ 226: Stadtſiegel von Wenden und Pernau. (Gezeichnet von C. L. Becker nach: Siegel und Münzen der weltlichen und geiſtlichen Gebietiger über Liv-, Eſt- und Curland bis zum Jahre 1561. Aus dem Nachlaſſe von Baron Robert von Toll herausgegeben von Joh. Sachſſendahl.)
„ 235: Karte des Mokowiter Landes. Facſimile aus Sebaſtian Münſters Cosmographie. Baſel 1550.
„ 243: Thronbeſteigung des von ſeinem Vater dem Großfürſten Waſſili Iwanowitſch geſegneten Zaren Iwan Waſſiljewitſch. Facſimile der Darſtellung in einer alten ruſſiſchen Chronik.
„ 256: Tatariſche Rüſtung. Muſeum Tzarskoe-Selo. Rückanſicht. (Gillé, Musée de Tzarskoe-Selo.)
„ 257: Tatariſche Rüſtung. Muſeum Tzarskoe-Selo. Vorderanſicht. (Ebd.)
„ 258: Ruſſiſche Krone für Kaſan. (Antiquités de l'empire de Russie; éditées par ordre de sa Majesté l'empereur Nicolas I.)
„ 267: Vorſtellung des 16. Jahrhunderts von der Geſtalt Europas und der Lage Rußlands. Facſimile aus Sebaſtian Münſters Cosmographie. Baſel 1550.

Seite 280: Karte von Polen. Facſimile aus Seb. Münſters Cosmographie. Baſel 1550.
„ 282: Medaille vom Hochmeiſter Albrecht von Brandenburg. (Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
„ 283: Viertelthaler von Albrecht von Brandenburg. (Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
„ 284: Siegel Wilhelms, Markgraf von Brandenburg, Erzbiſchof von Riga. Von einer Urkunde vom Jahre 1554. Im Reichsarchiv zu Stockholm. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 297: Stadtſiegel von Dorpat. (Gezeichnet von C. L. Becker nach: Siegel und Münzen der weltlichen und geiſtlichen Gebietiger über Liv-, Eſt- und Curland bis zum Jahre 1561. Aus dem Nachlaſſe von Baron Robert von Toll herausgegeben von Joh. Sachſſendahl.)
„ 299: Ruinen der Ordensburg Segewold; gegen Süd-Oſt geſehen. (Nach einer Zeichnung von Carl Baron Ungern-Sternberg vom Jahre 1810.)
„ 301: Siegel von Johannes Münchhauſen, Biſchof von Oeſel-Wiek. An einer Urkunde vom 23. Juni 1543 im Rathsarchiv zu Reval. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 306: Secretſiegel des Revaler Domkapitels. (Nach einem Abdruck vom Original gezeichnet von C. L. Becker.)
„ 325: Goldmünze, 10 Dukatenſtück, von König Sigismund Auguſt von Polen. (Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
„ 333: Stanislaus Hoſius. Facſimile eines gleichzeitigen Kupferſtiches mit dem Monogramm F V W.
„ 341: Sarmatia-Aſie. Facſimile aus Sebaſtian Münſters Cosmographie. Baſel, 1550.
„ 361: Stephan Bathory. Facſimile des Kupferſtiches, 1576, von Joſt Amman.
„ 375: Johann von Zamoyski. Facſimile eines anonymen Holzſchnittes von 1588.
„ 378: Thaler von König Stephan Bathory; für Siebenbürgen geprägt. (Nach dem Original im königl. Münz-Cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
„ 381: Geſandtſchaft Iwans bei Ausübung ihres Gottesdienſtes. Facſimile eines Holzſchnittes von 1576.
„ 387: Pontus de la Gardie. Verkleinertes Facſimile des Kupferſtiches von Jeremias Falck.
„ 391: Grabmal von Stephan Bathory; in der Schloßkirche zu Krakau. (Nach photographiſcher Originalaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 398: Das Haus der Strogonow im Jahre 1565. Nach Copie einer Zeichnung aus dem 17. Jahrhundert.

Vollbilder.

Seite 57: Faſſade der Hochmeiſterwohnung in der Marienburg. (Dohme, Geſchichte der deutſchen Baukunſt.)
„ 158: Walter von Plettenberg. Nach einer im Beſitz des Barons Nolken Allatz-kiwwi befindlichen Copie eines gleichzeitigen Gemäldes.

Seite 270: Sigismund II. August von Polen. Nach einer im Besitz des Barons Nolken Allatzkiwwi befindlichen Copie eines gleichzeitigen Gemäldes.
„ 320: Iwan der Schreckliche. Facsimile eines gleichzeitigen Holzschnittes. Wien, k. k. Hofbibliothek. (Rovinsky, Portraits authentiques des Tzars Jean III., Basil son fils et Jean IV. le terrible.)
„ 343: Grabmal von Sigismund II. August, in der Schloßkirche zu Krakau. (Nach photographischer Originalaufnahme gezeichnet von G. Rehlender.)
„ 352: Heinrich III. Gemälde im Louvre zu Paris. (Nach Photographie.)
„ 400: Sigismund III. König von Polen. Nach dem Kupferstiche von J. Suyderhoef; Originalgemälde von P. Sowtman.

Doppelvollbilder.

Seite 245: Plan von Moskau im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Facsimile eines gleichzeitigen Kupferstiches.
„ 399: Ansicht von Constantinopel im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Facsimile des Kupferstiches in: Braun und Hogenberg, Civitates orbis terrarum. 1576.

Beilagen.

Seite 313: Die Schlacht bei Orscha, 1514. Nach dem Oelgemälde eines unbekannten Malers der deutschen Schule aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Breslau, Schlesisches Museum.

Dieses Bild ist zugehörig zum ersten Bande, Seite 370 f.; es wird hier bei Erwähnung der späteren Schlacht am gleichen Orte eingeschaltet, weil das Vorhandensein des Bildes erst nach Abschluß des ersten Bandes bekannt wurde.

Dazu Erläuterungsblatt.
„ 345: Ansicht von Krakau im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts. Facsimile des Kupferstiches in: Braun und Hogenberg, Civitates orbis terrarum. 1576.
„ 381: Gesandtschaft Iwans des Schrecklichen in Regensburg 1576 vor dem Empfange beim Kaiser. Facsimile eines gleichzeitigen Holzschnittes. (Rovinsky, Portraits authentiques des Tzars Jean III., Basil son fils et Jean IV. le terrible.)

Inhalts-Verzeichniß.

Geſchichte Livlands bis zum Tode Walters von Plettenberg.

Seite

Erſtes Kapitel. **Vorgeſchichte und Anfänge** 3
Aelteſte Beziehungen zu Rußland 5
Die Deutſchen an der Oſtſee 7
Biſchof Meinhard 9
Biſchof Berthold 11
Der Bildungsgang Biſchof Alberts 13
Zweites Kapitel. **Biſchof Albert** 15
Die Gründung Riga's und die Stiftung des Ordens der Schwertbrüder . 17
Verfaſſung des Ordens 19
Ethnographie Alt-Livlands 21
Kultur und Sitte der Indigenen 23
Wenno und Volquin 25
Die Eingriffe Innocenz III. 27
Kämpfe mit Eſten, Liven, Letten und Ruſſen 29
Ergebniſſe 31
Waldemar von Dänemark 33
Deutſch-däniſche Conflicte 35
Der Eſtenaufſtand von 1223 37
Niedergang der Dänenmacht 39
Die Eroberung Dorpats. Wilhelm von Modena 41
Die Unterwerfung Oeſels 43
Alberts Tod 45
Drittes Kapitel. **Der Untergang der Schwertbrüder** 46
Balduin von Alna 47
Der Kampf um Reval 49
Der Orden und die Biſchöfe 51
Die Schlacht an der Saule 53
Der Frieden zu Steenby 55
Viertes Kapitel. **Die Anfänge des deutſchen Ordens in Livland** 55
Kurland, ein Theil Preußens 57
Die Schlacht bei Durben und ihre Folgen 59
Der Frieden Otto's von Lutterberg 61
Fünftes Kapitel. **Der Kampf mit dem Erzbiſchof und die Bewältigung Riga's durch den Orden** 63

Seite

Die drei Städte 63
Steigende Gegensätze 65
Graf Gunzel und die Gefangennahme des Erzbischofs 67
Erzbischof Johann III. 69
Kriegsnöthe. Die Littauer 71
Eberhard von Munheim 73
Der „nackende" und der Sühnebrief 75
Sechstes Kapitel. **Staatliches Leben** 75
Die Vasallen 77
Das Dorpater Bündniß von 1304 79
Lehns- und Kriegwesen 81
Die Bauerschaft und die Städte 83
Bildungsstand 85
Siebentes Kapitel. **Der Estenaufstand und seine Folgen** 85
Meister Burchard und der Beginn des Aufstandes 87
Niederlage der Esten und Eingreifen Schwedens 89
Angriff der Russen und Littauer 91
Die Vereinigung Estlands mit dem deutschen Orden 93
Achtes Kapitel. **Der Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts** 94
Die Stellung Revals. Zwei Erzbischöfe 95
Der Vertrag zu Danzig. Verfall 97
Aufblühen der Städte 99
Der dänische Krieg und der Friede von Stralsund 101
Johann von Wallenrode. Die Vitalienbrüder 103
Theodorich Damerow im Kampf mit dem Orden 105
Neuntes Kapitel. **Die Folgen des Niederganges in Preußen für Livland** . 106
Nachwirkungen der Schlacht bei Tannenberg 107
Livland auf dem Concil zu Costnitz 109
Innere Gefahren. Einwirkung Wallenrode's in Costnitz 111
Wiederausbruch des preußischen Krieges 113
Des livländischen Meisters mannhafter Rath 115
Zehntes Kapitel. **Erzbischof Henning Scharffenbergs Zeit** 115
Die Emancipation der Kirche vom Orden 117
Die Missethat Goswins von Ascheberg 119
Interessenconflicte 121
Der Friede von Brzesc 1435 123
Der Landtag zu Walk 125
Elftes Kapitel. **Silvester Stodewescher und der Krieg des deutschen Ordens mit dem preußischen Bunde** 126
Heidenreich Vinke und die Statuten Werners von Orseln 127
Gute Wirkung der Statuten. Russische Kriegshändel 129
Silvester Stodewescher wird Erzbischof 131
Aufnahme des Erzbischofs in Livland 133
Meister Johann Mengede und der Vergleich zu Wolmar 135
Genesis des Kirchholmer Vertrages 137
Der Bruch zwischen Orden und Erzbischof 139
Die stiftische Begnadigung und das Wolmarer Bündniß 141

Seite

Die Unterstützung des deutschen Ordens in Preußen 143
Ergebnisse 145
Zwölftes Kapitel. **Silvesters Untergang und die Entscheidung im Kampfe um Riga** 146
Meister Bernd von der Borch 147
Gefangennahme des Erzbischofs 149
Stephan Grube. Kaiser und Papst im Kampfe um Riga 151
Borchs Ausgang. Freitag von Lorinkhove 153
Der Sieg des Ordens 155
Dreizehntes Kapitel. **Walter von Plettenbergs Kampf um Livlands Selbständigkeit** 156
Aeußere und innere Fährlichkeiten 157
Wahl und Anfänge Plettenbergs 159
Der Landtag zu Walk, September 1498 161
Der Landtag zu Wolmar, Januar 1501 163
Bündniß mit Littauen und Beginn des Krieges 165
Das erste Kriegsjahr 167
Schwierige Lage Livlands 169
Der Sieg an der Smolina 171
Der sechsjährige Beifriede 173
Verhalten der Städte 175
Der Russische Friede des Jahres 1509 177
Vierzehntes Kapitel. **Plettenbergs Walten bis zur Reformation** 177
Polnisch-preußische Beziehungen 179
Gefahren der inneren Lage 181
Ritterschaften und Städte im Kampfe um die Bauernfreiheit . . . 183
Die Intriguen Jaspar Lindes 185
Die Zöghe-Wettbergschen Händel 187
Die Zusammenkunft zu Memel 189
Die Pläne des Hochmeisters 191
Kirchliche Reformen 193
Plettenberg und Albrecht von Brandenburg 195
Verhandlungen mit den livländischen Ständen und Preußen . . . 197
Die Stände und die Prälaten 199
Fünfzehntes Kapitel. **Die Reformation in Livland** 199
Anfänge der Reformation in Riga 201
Johann Blankenfeld und Lohmüller 203
Weiterer Fortgang der Reformation 205
Oesel 207
Bilderstürm. Die Reformation in Reval 209
Der Landtag zu Wolmar. 211
Plettenbergs Haltung 213
Herzog Albrecht 215
Blankenfelds Verrath. Die Berathung in Rujen 217
Blankenfelds Ende. Thomas Schöning. Der Landtag zu Wolmar . 219
Markgraf Wilhelm von Brandenburg 221
Plettenbergs Ende 225

Iwan der Schreckliche und seine Zeit.

Seite

Erstes Kapitel. **Helena Glinski und die Zeit der Bojarenherrschaft** . . . 229
Die Anfänge des Frauen-Regimentes 231
Der Untergang der Oheime des Großfürsten 233
Waltung der Regentin nach außen und innen 235
Helena's Tod. Die Schuisky 237
Bjelski und der Staatsstreich Iwan Schuiskys 239
Die letzten Zeiten der Bojarenherrschaft 241
Zweites Kapitel. **Selbstherrschaft und Wandlung** 242
Der Brand Moskaus 245
Silvester und Adaschew 247
Anläufe zu Reformen 249
Die hundert Kapitel 251
Kultur und Sittlichkeit 253
Der Feldzug gegen Kasan 255
Der Untergang des Zarthums Kasan 257
Die Folgen der Eroberung 259
Die Krankheit des Zaren und die Bojaren 261
Lösung vom Einfluß Silvesters 263
Auswärtige Verhältnisse. Sturz der Günstlinge 265
Handels- und Kulturbeziehungen zum Abendlande 267
Drittes Kapitel. **Polen und die Reformation** 268
Die Stellung der Szlachta zur Kirchenreform 269
Der erste Reichstag König Sigismund Augusts 271
Die ersten Häupter der polnischen Reformation 273
Günstige Aussichten der Protestanten 275
Das polnische Interim. Der Calvinismus 277
Der Kampf zwischen Curie und Szlachta 279
Compromiß 281
Viertes Kapitel. **Die livländische Frage** 281
Preußisch-livländische Gegensätze 283
Erzbischof Wilhelm und der Receß zu Wolmar 285
Die beiden Coadjutoren. Kettler 287
Der Krieg gegen den Erzbischof 289
Fürstenberg und der Friede zu Poswol 291
Fünftes Kapitel. **Der Untergang des deutschen Ordens** 293
Der Russeneinfall von 1558 293
Gesandtschaft nach Moskau und Parteihader 295
Der Fall von Dorpat 297
Kettler und die polnische Schutzherrschaft 299
Magnus von Holstein 301
Die Schlacht bei Ermes und der Fall von Fellin 303
Die Haltung Dänemarks und Schwedens 305
Die Unterwerfung Estlands unter Schweden, Livlands unter Polen . 307
Das Herzogthum Kurland 309

Seite

Sechstes Kapitel. **Iwan der Schreckliche** 309
Erste Erfolge Moskaus im Kriege mit Polen 311
Die Schlacht bei Orscha und Kurbskys Abfall 313
Der Auszug des Zaren und die Opritschnina 315
Die Ständeversammlung von 1566 317
Der Krieg des Zaren gegen seine Unterthanen 319
Das Moskauer Blutgericht 321
Das Synodicum des Zaren 323
Siebentes Kapitel. **Die Krisis in Polen und der Zar** 323
Protestantismus und Sectenwesen 325
Scheidungspläne des Königs. Die Frage der Union 327
Der Unionsreichstag zu Lublin 329
Die Durchführung der Union 331
Stanislaus Hosius 333
Die Taktik der Jesuiten. Magnus und Iwan 335
Polnische Anträge 337
Vergebliche Belagerung Revals 339
Der Tod Sigismund Augusts 343
Achtes Kapitel. **Die Entscheidung in Polen** 343
Die Parteien in Polen 345
Aussichten Iwans 347
Französische Anschläge 349
Der Wahlreichstag und die Articuli Heinriciani 351
Heinrich von Anjou 353
Neuntes Kapitel. **Iwan und Stephan Bathory** 354
Livländische Nöthe 355
Kriegssorgen und Wahlintriguen 357
Die doppelte Königswahl 359
Wiederaufnahme des livländischen Krieges 363
Feldzug von 1577. Die Katastrophe von Wenden 365
Der Höhepunkt der Machtstellung Iwans 367
Die politischen Ziele Bathory's 369
Jesuitische Propaganda 371
Erstes Stadium des russisch-polnischen Krieges 373
Die Demüthigung des Zaren 377
Verhandlungen und Bruch 379
Zehntes Kapitel. **Antonio Possevino und der Friede von Zam Zapolski** . 380
Des Zaren Botschaft an den Papst 381
Schewrigin in Rom 383
Possevino in Polen und Rußland 385
Die Belagerung Pleskaus und die Friedensverhandlungen 389
Abschluß und Bedeutung des Friedens 391
Elftes Kapitel. **Iwans Ende** 392
Possevin in Moskau 393
Russisch-englische Beziehungen 395
Sibirien 397
Letzte Stunden 399

Beendigung des Satzes am 10. September 1889.